This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Sci. 85.49

Bd. May, 1881.

BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
23 March, 1880 - 14 Feb. 1881.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Anal.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen.

Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart.

In Verbindung mit

Prof. Dr. Kluckhohn, Redacteur A. Lammers,
Prof. Dr. J. B. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt

herausgegeben von

Franz von Holtzendorff.

Jahrgang IX.
Heft 129—144.

Berlin, SW. 1880.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Sci 83.49
~~VIII. 9~~

1880, March 23 – 1881, Feb. 14.

Minot fund.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß des IX. Jahrganges.

Heft		Seite
129.	Kleinwächter, Friedrich, Zur Philosophie der Mode	1—44
130.	Schönhof, J., Ueber die volkswirthschaftlichen Fragen in den Vereinigten Staaten	45—76
131.	Schwerin, Ludwig, Die Zulassung der Frauen zur Ausübung des ärztlichen Berufes	77—116
132.	Schmidt, Paul W., Was trennt „die beiden Richtungen" in der evangelischen Kirche?	117—148
133/134.	Hartung, H., Der Check- und Giroverkehr der deutschen Reichsbank	149—244
135.	Keferstein, H., Die Pädagogik der Kirche	245 - 292
136/137.	von Huber-Liebenau, Ueber das Kunstgewerbe der alten und neuen Zeit	293—364
138.	Stammler, Carl, Das Römische Recht in Deutschland	365—408
139/140.	Amort d. J., Biblische und profane Wunderthäter	409—472
141.	Gantier, Victor, Das heutige Belgien	473—504
142.	Milner, Emanuel, Schwäbische Kolonisten in Ungarn	505—536
143.	Paul, H., Zur orthographischen Frage	537—576
144.	v. Liliencron, R., Ueber den Chorgesang in der evangelischen Kirche	577—624

Ich bitte zu beachten, daß die Seiten der Hefte eine doppelte Paginirung haben: oben die Seitenzahl des einzelnen Heftes, unten — und zwar eingeklammert — die fortlaufende Seitenzahl des Jahrganges.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zur

Philosophie der Mode.

Von

Friedrich Kleinwächter.

Berlin SW. 1880.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Digitized by Google

Die Mode ist bekanntlich ein ganz eigenthümliches Ding, launisch und wetterwendisch und tyrannisch zugleich. Von der durchbohrten Nase oder Lippe des Wilden und dem verkrüppelten Fuße der Chinesin bis zum durchstochenen Ohrläppchen und der engen Schnürbrust der hochcivilisirten Europäerin giebt es beinahe keine Verkehrtheit oder Verrücktheit, die nicht zu irgend einer Zeit oder bei irgend einem Volke von der Mode sanctionirt und vorgeschrieben worden wäre. Die Mode liebt ferner die tollsten Sprünge, auf den halbkugelförmigen Reifrock, der zu Ludwig's XV. Zeiten beinahe den Raum eines kleinen Zimmers einnahm, folgt unvermittelt das schmale Kleid, das seiner Trägerin keinen freien und ungehinderten Schritt zu thun gestattete und der gezierte und steife Hof- und Salonrock der Rococco-Periode ist der unmittelbare Vorgänger unseres heutigen bürgerlichen Fracks. Und was das Wunderbarste an der Sache ist, wir hochgebildeten Culturmenschen, die wir uns so viel darauf zu gute thun, daß wir uns durch unsere tausend- und abertausendjährige Gehirn-Arbeit so hoch über unsere quadrumanen Vorfahren erhoben haben, vollführen all' die Thorheiten und tollen Sprünge, die uns die Mode vorschreibt, mit einer ernsten Würde und fügen uns jeder noch so tyrannischen Laune derselben mit einer Gewissenhaftigkeit, die einer besseren Sache werth wäre.

Unter solchen Umständen erscheint es als ein gewagtes Unter-

Digitized by Google

nehmen, von einer „Philosophie der Mode", d. h. von den leitenden Gedanken zu sprechen, die all' den barocken Ausschreitungen der Mode zu Grunde liegen — und doch muß es auch solche geben. Der seiner Zeit so vielfach vergötterte Philosoph Hegel, dessen verschrobener, in ewigem Dreiviertel-Takt vorschreitender Denkweise sich ein heutiger, normal construirter Kopf allerdings nicht mehr anzubequemen vermag, sagt bekanntlich: „Was ist, ist vernünftig", und so paradox dieser Satz klingt, und so viel des Unvernünftigen auch factisch existirt, so ist jener Satz — richtig verstanden — doch wahr. Er soll nämlich andeuten, daß jeder Erscheinung irgend eine tiefere Ursache zu Grunde liegt, als deren nothwendige Consequenz die erstere aufzufassen ist, und dies gilt auch von der Mode.

Die Mode, und zwar speciell die Kleidermode, ist zunächst die jeweilig herrschende Form des Gewandes nach Schnitt und Farbe. Die Momente, welche auf diese Gestalt des Kleides bestimmend einwirken, sind zwei. Zunächst ist es der Zweck, dem zu dienen das Kleid bestimmt ist; der Anzug des Turners z. B. muß selbstverständlich anders geformt sein als der bequeme Schlafrock. Die Erreichung eines bestimmten Zweckes ist jedoch abhängig von den Mitteln, die angewendet werden, und demgemäß ist die mehr oder weniger zweckentsprechende Form des Kleides abhängig von dem jeweiligen Stande der Technik der Kleidererzeugung. Das zweite Moment sodann, welches auf die Form des Gewandes maßgebend einwirkt, ist das Analogon desjenigen, das der Morpholog als „Vererbung" bezeichnet, d. i. die Tradition, oder das Festhalten am Hergebrachten. Unser gesammtes Denken ist eben derart, daß wir überall an Bekanntes anzuknüpfen suchen. Wollen wir uns eine neue und fremde Erscheinung erklären, so können wir nicht anders und müssen trachten die Erklärung hierfür in den uns bekannten Erscheinungen oder Thatsachen zu finden; und sollen wir irgend einen neuen Gegenstand herstellen, so sind wir abermals durch unsere Natur gezwungen uns an Bekanntes

Digitized by Google

anzulehnen, wir greifen aus unseren Erfahrungen dasjenige heraus, was dem betreffenden Zwecke am nächsten kommt, und trachten es nur noch entsprechender und besser zu gestalten. Etwas ganz Neues zu construiren, sind wir eben absolut außer Stande, wir construiren immer nur Bekanntes und ändern dasselbe so lange ab, bis es dem neuen Zwecke entspricht — nur auf diese Weise entstehen neue Utensilien. Demgemäß giebt es nirgends absolut neue Kleiderformen, sondern jedes scheinbar neue Gewand knüpft an irgend welche bekannte Formen an, als deren Abänderung oder Combination es sich darstellt.

Der Zweck nun, den wir durch unsere Kleider zu erreichen beabsichtigen, ist ein dreifacher: ein praktischer, ein symbolischer und ein ästhetischer.

Das Kleid soll zunächst einem praktischen Zwecke dienen, d. h. es soll zunächst dem Schamgefühl Rechnung tragen oder den Körper gegen die Unbilden der Kälte oder des Klimas und Wetters schützen und sodann gleichzeitig die freie Bewegung möglichst wenig hemmen. Schamgefühl und Schutzbedürfniß sind practisch als Eines und Dasselbe zu betrachten, da beiden Bedürfnissen durch das nämliche Mittel, durch die Umhüllung des Körpers Rechnung getragen wird; sie haben das Bekleidungsbedürfniß hervorgerufen und bilden somit den letzten Entstehungsgrund der sämmtlichen Kleidung. Den Körper zu verhüllen und doch die freie Bewegung zu gestatten, ist die Hauptaufgabe jedes Kleides und daher für seine Form in erster Reihe maßgebend. Die bessere oder schlechtere Lösung dieser Aufgabe hängt sodann — wie schon gesagt — von dem jeweiligen Stande der Technik der Kleidererzeugung ab.

Das älteste und einfachste Kleidungsstück ist unstreitig die Thierhaut, wenn ihr nicht etwa das biblische „Feigenblatt", d. h. Blätterwerk als Lendenschurz voranging. Die Thierhaut diente — wie wir es heute noch bei wilden Völkerstämmen sehen können — als Schurz und als Mantel und früh schon mochte die Kunst erfunden worden sein, kleinere Felle zu einem größeren

Digitized by Google

Ganzen zusammen zu nähen. Gleichfalls sehr früh, und zwar, wie die ägyptischen Alterthümer und die Funde in den Pfahlbauten beweisen, schon in prähistorischer Zeit wurde die Kunst des Webens erfunden, und kam auf diese Weise ein neuer, künstlicher Bekleidungsstoff in Aufnahme.

Wie diese allererſten gewebten Kleider aussahen, läßt sich bei dem Mangel historischer Daten heute allerdings nicht mehr außer allen Zweifel stellen, allein so viel darf man aus den ältesten Bildwerken der Assyrier, Babylonier, Aegypter und Griechen wohl folgern, daß die erste gewebte Kleidung aus einfachen viereckigen Tüchern bestand, welche in irgend einer Weise um den Körper gelegt wurden. Dieses „Umlegen" konnte allerdings auf mehrfache Weise bewerkstelligt werden, und zwar entweder so, daß das Tuch mehr oder weniger fest um den Körper gewickelt wurde, wie der altägyptische Lendenschurz, oder wie das „Wickelkleid" der westasiatischen Völker, der Assyrier und Babylonier; oder aber so, daß das Tuch nach Art des griechischen Gewandes um den Körper gehängt und dann durch Spangen, Häftchen und Gürtel festgehalten wurde.

Ganz besonderes Interesse bietet in dieser Hinsicht das griechische Gewand, einmal weil es uns am besten bekannt ist, dann weil wir an ihm den Uebergang zum genähten Kleide am deutlichsten verfolgen können. Der griechische Chiton, der Leibrock, war ursprünglich ein viereckiges Stück Zeug, das in ähnlicher Weise am Körper in die Form eines Gewandes gebracht wurde, wie wenn wir — um modern zu reden — bei plötzlich eintretendem Regenwetter auf einer Landparthie den Reiseplaid umnehmen und ihm durch Zusammenknüpfen zweier Enden, die dann um den Nacken gelegt werden, und mit Hülfe eines um den Leib geschnallten Riemens die Gestalt einer plumpen Mönchskutte mit einer kleinen Capuze geben. Der ursprüngliche Chiton wurde dem Körper, und zwar unter dem Arme von der Seite umgelegt, auf jeder Schulter durch einen Dorn, ein Häftchen oder eine

Digitized by Google

Spange festgehalten und um den Leib durch einen Gürtel faltig zusammen gezogen, so daß er nur an einer Seite geschlossen war. Die andere Seite, dem Körper entlang, blieb anfänglich offen und wurde erst später durch Häftchen nothdürftig geschlossen. Bei den Frauen wurde er lang, bis auf die Füße herabfallend, getragen, so daß er einem ärmellosen, durch einen Gürtel zusammen gehaltenen Hemde glich; die Männer trugen ihn kürzer, wie eine ärmellose, bis an die Knie hinabreichende Blouse mit einem Gürtel. Der griechische Chiton in seiner ursprünglichen Gestalt repräsentirt uns das Urkleid, aus welchem im Verlaufe der Zeit durch immer weitergehende Anpassung und Differenzirung der heutige Männerrock sammt dem Frack einerseits, und andererseits das moderne Frauenkleid hervorging.

Dieser ärmellose Chiton entsprach dem praktischen Bedürfnisse in sehr geringem Grade, nur darf man nicht übersehen, daß das Bekleidungsbedürfniß unter dem milden Himmel Griechenlands ein weit geringeres war als in unseren Breiten. Wurde der Chiton, wie bei den Frauen, lang getragen, so bedeckte er allerdings den ganzen Körper, mit Ausnahme der Arme, die nackt blieben, und konnte bei seinem mangelhaften Seitenverschlusse zwar nur einen geringen, aber immerhin einigen Schutz gegen die Kälte und gegen die Unbill der Witterung gewähren, allein er hinderte die freie Bewegung. Der kurze Leibrock des Mannes gestattete zwar die ganz ungehemmte Bewegung des Körpers, allein er ließ die Arme und Beine unbekleidet, und konnte demgemäß keinen auch nur halbwegs genügenden Schutz gewähren. Gegen die Kälte oder die Nässe suchte sich der Grieche nun allerdings durch ein zweites Kleidungsstück, das Himation oder den Mantel, zu schützen, den er in der nämlichen Weise umwarf wie der Römer seine bekannte Toga, allein viel war damit auch wieder nicht gewonnen, einmal weil dieser Mantel, der unter dem rechten Arme durchgezogen wurde, diesen Arm doch wieder unbedeckt ließ, und dann

Digitized by Google

weil die breite Stoffmasse, die um den Körper herum hing, die Schritte hemmte.

Erst später fing man an, das ursprünglich viereckige Stück Zeug in passende Theile zu zerschneiden und dieselben dann wieder zusammen zu nähen und so einen wirklichen „Rock", richtiger wohl eine Blouse, herzustellen, die dann, und zwar anfänglich kurze, später bis an die Handwurzel herabreichende Aermel erhielt. Dieser männliche Chiton, der schon bei den Griechen bald aus Leinwand, bald aus Wolle hergestellt wurde, und der anfänglich wie das heutige Männerhemd über den Kopf „angezogen" wurde, ist der Ahnherr unseres Hemdes, unserer Weste und unseres Rockes. Als blousenartiges Leinenhemd bildet er noch heute das wesentlichste Bekleidungsstück des russischen, des ruthenischen, des galizischen und des rumänischen Bauers, dem er heute noch Rock und Hemd zugleich ist.

Der griechische Chiton drang nach Italien, wo er als Tunica das wesentlichste Kleid des Römers bildete. Im oströmischen Reiche verlängert sich diese Tunica, so daß sie bis an die Füße herabfällt, und gelangt von dort im 9. und 10. Jahrhunderte zu den fränkischen Großen, deren Staatskleid sie wird. In dieser Gestalt erhält sie sich mit geringen Abänderungen neben dem altgermanischen Leibrock (der seinerseits mit der früheren weströmischen Tunica ziemlich identisch ist) bis zur Mitte des 14. Jahrhundertes. Um diese Zeit tauchte in West-Europa jene tolle Mode auf, die bei den Männern im Costüm des Schalksnarren ihren Höhepunkt erreicht und sich durch die Vorliebe für das Kurze und Enge im männlichen Gewande kennzeichnet. Unter dem Einflusse dieser Mode verengt und verkürzt sich der lange talarartige Rock zur Jacke, welche nicht mehr über den Kopf gezogen, sondern vorn geknöpft wird und später, zur Zeit des 30jährigen Krieges, in das Wams mit kurzen Schößen übergeht, wie wir es in der Tracht der Wallenstein'schen Offiziere zu sehen gewohnt sind. Unter Ludwig XIV. verwandelt sich das Wams in das enganliegende Just-

Digitized by Google

au-corps, aus dem unter Ludwig XV. die großgeblumte Schoßweste und nachmals unsere heutige Weste hervorgeht. Ueber dem Just-au-corps wird zur Zeit Ludwig's XIV. der Rock getragen, der im Wesen auch wieder mit dem Wams aus der Zeit des 30jährigen Krieges identisch ist und sich von diesem nur durch die längeren Schöße und die nicht geschlitzten Aermel unterscheidet. Unter Ludwig XV. nähert sich dieser Rock durch Abrundung der Schöße dem Frack und aus ihm geht zur Zeit der französischen Revolution jenes männliche Kleidungsstück hervor, welches sich bis zum heutigen Tage in die bekannten vier Formen, des sog. Schluß- oder Kaiserrockes, des Jacquet's oder „Quäckers", des Fracks und des Sacco's gespalten oder differenzirt hat.

Analog, nur kürzer ist der Umwandlungsproceß des griechischen Chiton's in das heutige Frauenkleid. Der Chiton der griechischen Frauen war mit dem der Männer identisch, nur wurde er lang, bis auf die Füße herabfallend getragen, weil die ruhige Lebensweise und Beschäftigung der Frauen nicht das Bedürfniß nach einem kurzen, die freie Bewegung möglichst wenig hemmenden Gewande hervorrief. Auch er drang aus Griechenland nach Italien, wo er unter dem Namen Stola das Kleid der römischen Frauen bildete. Im oströmischen Reiche wurde diese Stola, wie die lange Tunica der Männer, aus schweren, mit Gold und Silber durchwirkten Seiden-Brocaten hergestellt und gelangte von dort mit dem männlichen Staatskleide an die Höfe der fränkischen Herrscher. Während jedoch der lange männliche Staatsrock sich im Wesen bis um die Mitte des 14. Jahrhundertes erhielt, änderte das weibliche Kleid schon im Laufe des 12. Jahrhundertes unter dem Eindrucke der romantischen Ideen, die durch die Kreuzzüge die herrschenden geworden, seine Gestalt. Das byzantinische Gewand der Männer und Frauen, das im Laufe des 9. und 10. Jahrhundertes in die fränkischen Hofkreise gedrungen war, war plump und brettern, die steifen und schweren Kleiderstoffe hingen starr und unbeweglich um den Körper herum und verhüllten denselben wie

Digitized by Google

ein formloser Sack. Die Kreuzzüge riefen bekanntlich die Blüthezeit des Ritterthums hervor und mit ihr jene romantische Schwärmerei für das gelobte Land, für die Poesie, für das Ritterthum und für den Frauendienst. Die schwärmerische Verehrung, die den Frauen von den Rittern gezollt wurde, mußte nothgedrungen zu dem Streben führen, das weibliche Ideal schon in der Tracht zur äußeren Erscheinung zu bringen. Demgemäß kommen in der weiblichen Tracht an Stelle der früheren steifen weichere Stoffe in Verwendung, welche in ungezwungenen Falten herabfließen, und wird das bisherige sackartige Gewand um den Leib herum zusammen gezogen, so daß es wie das heutige weibliche Kleid in Taille und Rock zerfiel. Damit war das moderne Frauenkleid gegeben; was von da ab an demselben geändert wurde, ist nebensächlich und läßt das Wesen des weiblichen Kleides unberührt, es sind so zu sagen lediglich Variationen über dasselbe Thema.

Dem männlichen Rock als Bekleidung des Oberkörpers wuchs von unten in der Hose eine Bekleidung der Beine entgegen. Die ersten Anfänge derselben finden sich bereits bei den alten Aegyptern. Dieselben trugen mitunter, wohl um bei gewissen Arbeiten das Bein gegen äußere Verletzungen zu schützen, Beinschienen, die vom Knie bis an den Fuß herabreichten und hinten (unter dem Knie und über dem Knöchel) festgebunden wurden. Außerdem bildeten die Aegypter eine Art offener Hose dadurch, daß sie die Enden des als Lendenschurz dienenden Stückes Zeug hinten herunter fallen ließen und diese sonst frei herum flatternden Enden von hinten um das Bein legten und unter dem Knie festbanden. (Etwa wie wenn man ein Handtuch der Länge nach um das Bein herum legen und festbinden würde.) Hosenartige Kleider finden sich ferner schon in der persischen Epoche bei den kleinasiatischen Völkerschaften, zu denen sie von Norden her gedrungen zu sein scheinen.

Die Hose, die eine nordische Erfindung ist und dem Bedürfnisse entsprang, die Beine besser gegen die Kälte zu schützen, war

Digitized by Google

auch den germanischen Stämmen bekannt und wurde durch sie in Europa und damit in der heutigen civilisirten Welt eingeführt. Diese ursprüngliche Hose der Germanen war jedoch nicht wie die heutige ein einheitliches Kleidungsstück, sondern bestand — und die Erinnerung daran hat sich in dem Ausdrucke „ein Paar Hosen" bis auf den heutigen Tag erhalten — aus zwei gesonderten Röhren, von denen jede über ein Bein gezogen und oben um den Leib festgebunden wurde. Die Vereinigung dieser beiden Stücke fand erst statt, als der Männerrock sich so weit verkürzt hatte, daß die Theilung aus Anstandsrücksichten nicht mehr zulässig erschien.

Frauenkleid, Männer-Rock und -Hose entwickelten sich — wie man sieht — aus dem viereckigen Stück Zeug. Viereckige Tücher wurden ursprünglich dem Körper, und zwar dem Oberkörper und — wie die altägyptischen Denkmale zeigen — den Beinen um gelegt und durch Häftchen, Spangen, Gürtel oder Bänder so befestigt, daß sie eine nothdürftige Bekleidung oder Umhüllung des Körpers, beziehentlich des betreffenden Körpertheiles bildeten, und allgemach erst verfiel man auf die Idee, jene viereckigen Tücher in entsprechende Theile zu zerschneiden und dieselben wieder zusammen zu nähen. Der Vortheil, der dadurch erzielt wurde, war ein doppelter. Das genähte Kleid war geschlossen und einigermaßen angepaßt, es gewährte demgemäß einen besseren Schutz und gestattete, eben weil es wenigstens einigermaßen angepaßt war, die freiere Bewegung. Das genähte Kleid gewährte sodann den ferneren Vortheil, daß man es lediglich anzuziehen brauchte, während der frühere Prozeß des Umlegens und Befestigens der formlosen Tücher jedenfalls mühsamer und zeitraubender war.

Mit der Herstellung von Rock und Beinkleid war dem praktischen Bekleidungsbedürfnisse des männlichen Geschlechtes (Schutz und Möglichkeit der freien Bewegung) im Wesen entsprochen; für das weibliche Geschlecht und seine vergleichsweise ruhige Lebensweise genügt das wallende Frauenkleid. Rock und Beinkleid einerseits und das Frauenkleid andererseits bilden das Wesen der

Digitized by Google

Kleidung. Die manigfachen Veränderungen, die diese Stücke in der Form im Laufe der Zeit erfahren haben, sind verhältnißmäßig unwesentlich und zumeist auf Rechnung der jeweilig herrschenden Geschmacksrichtung zu setzen. Allein trotzdem ruht das praktische Bekleidungsbedürfniß auch heute noch nicht, sondern erzeugt kontinuirlich neue Formen, deren Bedeutung jedoch lediglich in der Anpassung an einen bestimmten Zweck liegt. In dem Maße nämlich als die Kultur stieg und mit ihr die Anforderungen wuchsen, die man an das Leben zu stellen gewohnt ist, und andererseits in dem Maße als die Technik der Kleidererzeugung — und zwar die Schneiderkunst ebenso wie die Fabrikation der Bekleidungsstoffe — sich vervollkommnete, wächst die Mannigfaltigkeit der Gewänder, so daß wir heute für jeden speziellen Zweck ein besonderes Kleid besitzen. Jede Art der Beschäftigung erfordert und erzeugt ihre besondere Tracht. Der Fabrikarbeiter, der Landmann, der Jäger, der Fischer, der Bergmann und der Reiter hat sein besonderes Kleid; die bequeme Häuslichkeit erzeugt den Schlafrock, die Straße oder der Salon erfordert ein anderes Gewand und das Straßenkleid wieder gestaltet sich verschieden im Winter und im Sommer, im Regen und im Sonnenschein, ja sogar die Reise ruft ein eigenes Kostüm hervor, das Reisekleid. Und da die Berufsbeschäftigungen des Mannes selbstverständlich mannigfaltiger sind als die der Frau, die denn doch vorwiegend nur im Hause waltet, so sind die verschiedenen Formen der männlichen Gewandung zahlreicher als die der weiblichen.

Das zweite Moment sodann, welches auf die Form des Kleides, jedoch erst nach dem praktischen Bedürfnisse bestimmend einwirkt, ist die symbolische Bedeutung desselben. Das Kleid soll irgend Etwas andeuten und diese seine symbolische Bedeutung wurzelt so tief, daß sie — so paradox es klingen mag — zur Erscheinung gelangt, ehe der Mensch überhaupt noch daran denkt Kleider zu tragen. Die Zeichnung, die der Wilde mittels der Tättowirung auf seiner eigenen Haut ausführt, ist nichts weiter

Digitized by Google

als ein Ausfluß dieses dem Menschen innewohnenden Triebes zu symbolisiren. Die Tättowirung ist das Stammeswappen, das der Wilde auf seinem bloßen Körper trägt, oder sie soll den tapferen Krieger oder den kühnen Jäger andeuten. Und wenn einzelne Stämme sich vor dem Kampfe mit grellen Farben bemalen, oder wenn die Austral-Neger sich absichtlich Wunden beibringen, die sie längere Zeit hindurch künstlich offen halten, damit der Körper von tiefen Narben bedeckt sei, so wollen sie dadurch dem Gegner furchtbar erscheinen, d. h. ihre eigene Kraft oder Tapferkeit andeuten. Dieser Symbolisirungstrieb des Menschen, der schon auf dem bloßen Leibe zum Ausdruck gelangt, konnte sich unmöglich das Kleid entgehen lassen, er mußte sich nothwendig auch in der Tracht ausprägen, und dieser Symbolisirungstrieb hat sich bekanntlich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Das Kleid hat zu allen Zeiten die Aufgabe gehabt die einzelnen Stände auch äußerlich zu kennzeichnen. Schon der Neger- oder Indianer-Häuptling hat seine besondere Tracht ebenso wie die Angehörigen der verschiedenen alt-ägyptischen oder alt-indischen Kasten; in Griechenland wie in Rom unterschieden sich die Freien von den Sklaven in der Tracht und trugen die Senatoren und Ritter ihre besonderen Abzeichen; das ganze Mittelalter hindurch bis tief herein in die sogenannte „Neue Zeit" ziehen sich die verschiedenen Kleiderordnungen und Luxusverbote, welche die Standesunterschiede auch äußerlich in der Kleidung zum Ausdruck bringen, und heute noch — ganz abgesehen von der Priesterkleidung und der Soldaten- oder Beamten-Uniform — werden die Kinder nach Farbe und Schnitt anders gekleidet als sich die Erwachsenen tragen und unterscheidet sich in der Tracht die Frau von der Jungfrau, der gereifte Mann vom Jüngling und dergl. mehr.

Aber nicht nur der Stand, auch die Ideen sollen bis zu einem gewißen Grade durch das Kleid zum Ausdruck gebracht werden. Jakob von Falke hat in seinen köstlichen Aufsätzen über „Kostüm und Mode" (in seinem Buche: „Zur Kultur und Kunst",

Digitized by Google

Wien, 1878) diesen Zusammenhang zwischen den weltbewegenden Ideen und der jeweiligen Mode treffend nachgewiesen. Speziell, was er über die Geschichte des männlichen Hutes sagt, ist so karakteristisch, daß eine Reproduktion desselben an dieser Stelle dem Leser kaum unwillkommen sein dürfte; er sagt (S. 75):

„Manche Leser erinnern sich vielleicht auf der Wiener Weltausstellung in der sogenannten additionellen Ausstellung eine größere Anzahl von Herrenhüten gesehen zu haben, welche die Modeformen des Hutes während der letzten zweihundert Jahre repräsentiren. Gewiß gab es darunter seltsame Formen, so absonderlich, daß man nicht wußte, ob man mehr staunen sollte über die groteske Unschönheit derselben oder über die Querheit der Köpfe, welche sie trugen, eine nach der anderen. Und doch haben sie in ihrem Verlaufe eine höchst rationelle, oder wie der wissenschaftliche Terminus lautet, pragmatische Geschichte."

„Beginnen wir mit der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Damals herrschte der Filzhut, ein altes Erbstück schon von wer weiß wie langen Zeiten, aber dazumal neu und charakteristisch in seiner Erscheinung. Die ceremoniösen Spanier, welche vor dieser Periode die Herrn in der Mode waren, hatten ihren feinen, seidenen Hut sehr steif und mit sehr kleinem Rande geformt und ihn so der Generation des beginnenden dreißigjährigen Krieges überliefert. Nun kam die wilde Bewegung, der Drang nach Freiheit oder vielmehr Zwanglosigkeit, die verwilderten Sitten des Krieges; an Stelle des Staatsmannes, des Hofmannes, des Bürgers wurde der Soldat allein der rechte Mann, und der Soldat, wie das Kriegsglück hin- und herschwankte, wurde Abenteuerer, Raufbold und Renommist, und wie im Charakter, so auch im Aeußeren, eine abenteuerliche Erscheinung. Nichts grotesker daher als die Gestalt des Filzhutes, wie ihn der Soldat sich zurichtete und wie er ihn der übrigen Welt aufdrängte. In seiner Auflehnung gegen allen Zwang

Digitized by Google

und beengende Sitte machte er den Filz weich, nachgiebig und formlos und, das Groteske und Fantastische suchend, dehnte er die kleine Krempe von Fingerbreite bis zum Regendach aus und ließ von oben herab die bunten Federn ellenlang den Rücken hinabhängen. In dieser Form mußte der Hut sich allen Ständen, allen Lagen des Lebens gerecht erweisen und wurde darnach zugerichtet. Der Glücksritter, so lange Fortuna ihm günstig war, trug die Krempe über der Stirn hoch auf, der Bürger, der sich noch schätzte und hielt in den bösen Zeiten, trug sie simpel gerade und horizontal, wer aber am Laufe der Dinge verzweifelte und pessimistisch in das Leben schaute, wie auch der flüchtige Soldat, der vom Unglück verfolgte Abenteuerer, der ließ sie ringsum schlaff herunterhängen, um das morose Gesicht zu bedecken. So diente der Hut in dieser fesselosen Zeit der individuellen Willkür und war doch ein genau entsprechendes Symbol des allgemeinen Charakters."

„Aber schon gegen das Ende des Krieges rührte sich ein neuer Geist und übte seinen Einfluß auf den Hut. Während in Deutschland die Kriegsfurie tobte, begann in Frankreich die Geschichte des Salons und der Salonsitten, zu der alsbald mit Ludwig XIV. das erneuerte Hof-Ceremoniell, Etiquette und versteifte Umgangsformen traten. Was sollten sie mit dem schlaffen, formlosen, wilden Hute der Kriegsabenteuerer? Allerdings hatten auch die französischen Herrn ihn angenommen, eine Mode, die diesmal deutschen Ursprungs war, aber sie mußten ihn nothgedrungen verfeinern. So verliert der Hut schon um das Jahr 1640, also noch während des Krieges, von seinem renommistischen Ansehen, und Kopf und Rand ziehen sich bescheidener zusammen und versteifen sich. Die aufgestülpte Krempe bleibt, aber aus der einen werden bald zwei und sodann drei und diesen dreiseitigen Rand umzieht statt der lang herabhängenden Feder ein zierliches Gefieder. So ist jener dreiseitige Hut entstanden, der Hut Ludwigs XIV. und seiner Zeit,

Digitized by Google

eine ganz bestimmte Form, die jedes individuelle Belieben ausschloß, wie es dem Absolutismus jener Zeit entsprach."

„Aber es gab andere Einflüsse, die ihn alsbald wieder veränderten. Es war die Periode der riesigen Allongeperrücke, des wahrsten Ausdruckes dieser hohlen Zeit, die das Pompöse, den Schwulst und Bombast liebte und das selbstzufriedene Gesicht in die Lockenfülle einrahmte, wie den Gedanken in die geschraubte Phrase und die künstlerische Idee in die verschnörkelten Ornamente. Die Perrücke war selbst eine Kopfbedeckung, schwer und heiß genug; eine andere war überflüssig, und so wurde der Hut, der die wohlgeordneten Locken nur schädigen konnte, zu einem Spielzeug der Hand, so klein an Gestalt, daß er auf dem Kopfe nicht mehr sitzen konnte. Seine Aufgabe war nicht mehr den Kopf zu schützen und zu decken, sondern die ceremoniösen Bewegungen und Schwenkungen der Hand und des Arms zu begleiten. Da er aber, beständig in der Hand, einigermaßen lästig wurde, so klappte man ihn im Laufe des achtzehnten Jahrhundertes zweiseitig zusammen, um ihn bequemer unter dem Arme tragen zu können, für welchen Platz er wohl eigentlich nicht bestimmt war. In dieser Gestalt diente er der vornehmen und gebildeten Gesellschaft bis gegen die Zeit der französischen Revolution und duldete nur außerhalb des Salons oder beim Militär, das sich uniformirte, noch Spielformen neben sich."

„Da erstand ihm aber von ganz unerwarteter Seite her ein Gegner, der ihn nach kurzem Kampfe mit Hilfe der Revolution selbst aus dem Felde schlug. Der große schlaffe Hut des dreißigjährigen Krieges war wie in Deutschland so auch in England getragen, das zu jener Zeit in den Wirren und Kriegen seiner großen Revolutionsperiode stand. Die Kavaliere, die Partei der Königlichen, trug ihn freier und abenteuerlicher wie die Glücksritter des deutschen Krieges; die Gegner aber, die Indepenbenten, die Republikaner, die Puritaner, zwar ähn-

Digitized by Google

lich, aber einfach, ungefiedert mit geradem Rande. In dieser Gestalt brachten ihn die Puritaner und die Quäcker nach Amerika hinüber, wo er sich bei diesen religiösen Sekten und politischen Parteien, nur mit langsamer Versteifung, erhielt, während England nach der Restauration unter Karl II. völlig der modischen Kopftracht folgte und zu dem dreiseitigen und zweiseitigen Hute überging. Der Puritaner- und Quäckerhut, bis dahin unbeachtet, kam aber plötzlich mit dem amerikanischen Befreiungskriege in Mode. Die Sympathien, welche dieser Kampf in den immer zahlreicher werdenden liberalen Kreisen Europas fand, gingen auch auf den amerikanischen Hut über, und so kam unser Cylinder — denn in diese Gestalt hatte sich der Quäckerhut ausgewachsen — als Symbol der liberalen Ideen, des politischen, literarischen und sozialen Liberalismus nach Europa."

„Natürlich stieß der Cylinder auf Widerstand, so gut wie die Revolution und ihre Ideen selber. Bei der Eröffnung der französischen Nationalversammlung 1789 trug ihn als politisches Zeichen der sogenannte dritte Stand und mit dem dritten Stande gelangte er in Frankreich zum schnellen Siege; freilich erschien er bei den Stutzern der Revolution oft, wie einst der Hut der Glücksritter des dreißigjährigen Krieges, in gar grotesker und verwilderter Gestalt, sehr ungleich unserem civilisirten und polirten seidenen Hute, und doch sind sie beide eines und dasselbe, nur durch den Geist der Zeiten geschieden. In Deutschland war er Anfangs das Entsetzen aller eleganten und konservativen Kreise. Der Kurfürst von Hessen ließ jeden, der mit dem Cylinder getroffen wurde, die Straße kehren und der Kaiser von Rußland ließ ihn über die Grenze schaffen. Allein trotz dieser politischen Verfolgung breitete er sich aus und stieg immer höher in der Gunst, bis er gegen die Zeit der Restauration hin seinen politischen Kampf ausgekämpft hatte. Der

Digitized by Google

zweiseitige Hut erschien nur noch im Salon und in kurzer Zeit gehörte er allein noch der Uniform, welcher er ja heute noch geblieben ist. Der Cylinder nahm auch vom Salon Besitz, wie er einzig auf der Straße getragen wurde."

„Die Alleinherrschaft des Cylinders war nur von kurzer Dauer. So wie er selber konservativ geworden war, so ereilte ihn das gleiche Schicksal, welches er dem zweiseitigen bereitet hatte. Mit dem Kampfe des modernen Liberalismus und Constitutionalismus gegen den Absolutismus der Restauration erstand ihm ein neuer, erst politischer und dann sozialer Gegner in dem Carbonarihut, der, von weichem Filz, bald grau, bald braun oder schwarz, unter dem Einflusse der Mode mannigfache Spielformen annahm, stets aber seiner Rolle treu blieb. Auch er wurde Anfangs von der eleganten Welt mit verächtlichen und argwöhnischen Blicken angesehen, und noch in den fünfziger Jahren wurden seine Träger mancher Orten mit Arrest bestraft. Heute hat er diese Staatsgefährlichkeit abgestreift und dem Cylinder einen großen Theil seines Gebietes abgerungen, nur den Salon muß er ihm noch lassen, vielleicht auch nur noch für kurze Zeit."

„Aus dieser Geschichte des männlichen Hutes, die nur ein Beispiel für die übrige Kleidung sein sollte, erkennt man wenigstens, wie sehr das, was auf dem Gebiete der Trachten sich ereignet, unter dem Einfluß der Weltbegebenheiten steht und dem Strome der Zeiten zu folgen hat. Nothwendig schrumpft dabei die Laune, der Einfall oder die Erfindung des Einzelnen zur Unbedeutenheit zusammen, und was wie Willkür oder wie freier Wille erscheint, das steht unter höherem Gesetze und ist der Zwang äußerer Umstände und Begebenheiten."

Was vom Hute gilt, das gilt selbstverständlich auch von den übrigen Kleidungsstücken, in welchen jedesmal die Ideen zum Aus-

Digitized by Google

druck gebracht werden sollen, unter deren Einfluß ihr Träger steht, d. h. eben die weltbewegenden Ideen der betreffenden Epoche. Der steife Byzantinismus schuf sich die oben erwähnte steife und bretterne Tracht, die im 9. und 10. Jahrhunderte von den fränkischen Herrschern und Großen adoptirt wurde. Als dann unter dem Eindrucke der Kreuzzüge die Periode der Romantik und des Ritterthums hereinbrach, da verfeinerte sich auch die Tracht. Das frühere sackartige Frauenkleid wird um den Leib herum zusammengezogen und zerfällt, um die Formen des weiblichen Körpers einigermaßen anzudeuten, in die anliegende Taille und den in ungezwungenen Falten herabfließenden Rock. Und die schwärmerische Verehrung, die dem weiblichen Geschlechte von dem männlichen gezollt wird, prägt sich in der Tracht dadurch aus, daß das männliche Gewand, der lange, bis an die Knöchel herabreichende Rock in Schnitt und Stoff und Farbe dem Frauenkleide nahe kommt, daß das Gesicht glatt rasirt wird und die Haare in langen Locken bis auf die Schultern herunterwallen.

Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts wird Europa von der Pest heimgesucht, welche überall Angst und Kummer verbreitet. Nach dem Erlöschen der Seuche schlägt die frühere gedrückte Stimmung in ihr direktes Gegentheil um, der Schreck und die Trauer weichen allerorts der ausgelassensten Freude und diese tolle Lebenslust äußert sich in den närrischen Trachten, die um jene Zeit in Aufnahme kommen, in der „Schellen-“ und der „Zettel-Tracht“, in den „getheilten Farben“, der „Gugel“ und dem „Hahnenkamm“, den langen Schnabelschuhen und den Zuckerhutartigen Frauenhauben mit den von der Spitze herabwallenden langen Tüchern und Schleiern. Das Mittelalter befindet sich, wie Falke (a. a. O. S. 125) richtig sagt, „in einem Zustande der Auflösung“ und überall finden wir zerstreut „die sprießenden Keime des neuen Jahrhunderts“.

Das beginnende sechzehnte Jahrhundert bereitet dieser tollen

Digitized by Google

Karnevalsstimmung ein Ende. Die Erfindung des Schießpulvers setzt dem Sport der ewigen kleinen Fehden und der Romantik des Raubritterthums einen festen Damm entgegen; die Reformation und das Wiedererwachen der Wissenschaften in Folge der Erfindung der Buchdruckerkunst lenken die Aufmerksamkeit von den materiellen Genüssen und der kindischen Freude an äußeren Dingen ab und auf die wichtigeren Fragen der Moral und der geistigen Bildung und der ernsten Arbeit öffnet sich durch die Entdeckung des neuen Continents und des Seeweges um Afrika ein neues und unabsehbares Gebiet. Die allgemeine Stimmung mußte nothgedrungen eine ernstere werden und diese männlichere Weltauffassung gelangt denn auch in der Tracht, und zwar zunächst in der männlichen und erst später in der weiblichen, zum Ausdruck. Die närrischen Kostüme der vorhergehenden Periode verschwinden, und an ihre Stelle treten jene würdigen und schönen Gewänder, die uns als die Tracht der deutschen Rathsherrn jener Zeit und auf dem Gebiete der weiblichen Kleidung als das zarte und sinnige sogenannte „Gretchen-Kleid" bekannt sind.

Auf die Reformation folgt bekanntlich die Zeit der spanischen Reaktion. Spanien war damals die erste Macht der Welt und die steife und aufgeblasene Grandezza des spanischen Hofes erzeugt für beide Geschlechter jene steife und gespreizte Tracht, die uns unter dem Namen der spanischen Tracht allgemein geläufig ist.

Der Druck, den die Reaktion in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts auf die Geister ausübte, rief von unten einen Gegendruck hervor, der in Spanien zum Abfall der Niederlande, in Deutschland zum dreißigjährigen Kriege und in England etwas später zur Revolution führte. Der freien Bewegung der Geister widerstrebte der physische Zwang, den das steife und gespannte Kleid seinem Träger auferlegte, und demgemäß ändert sich die Mode. Die unbequemen Kissen von Werg, Wolle oder Weizen, mit denen die Aermel, die Brust und der Bauch sowie die

Digitized by Google

kurze Schenkelhose ausgestopft waren, werden entfernt, der weite Schnitt der Kleider dagegen wird beibehalten, so daß die Möglichkeit der freien und ungezwungenen Bewegung wieder gewonnen wird. Ebenso verschwindet bei beiden Geschlechtern die steife spanische Halskrause und in der weiblichen Tracht der häßliche tonnenförmige Reifrock, die sogenannte „Vertugalla". Das Haar fällt wieder in freien Locken oder einfachen Zöpfen natürlich herab, kurz überall macht sich die Rückkehr zur ungezwungenen Natürlichkeit bemerkbar. Die Mode, die auf diese Weise entsteht, ist die malerische Tracht der Wallenstein'schen Epoche.

Seit dem Ende des dreißigjährigen Krieges wird Frankreich unter der glänzenden Regierung seines vierzehnten Ludwigs tonangebend und demgemäß die französische Mode zur herrschenden. Der moderne Absolutismus erzeugt wieder, wie früher in Spanien, ein steifes Hof-Ceremoniell, und dieses wieder jene bekannte gezierte und steife Tracht der Zeit Ludwigs XIV., als deren wahrster Repräsentant die Allongeperrücke angesehen werden kann. Unter Ludwig XV. beginnt die sogenannte Rococco-Periode, jene Periode, die sich durch noch größere Unnatur und Künstelei kennzeichnet. Die Tracht der Rococco-Periode wird theilweise noch gekünstelter und willkürlicher als in der vorangehenden Epoche, im Allgemeinen jedoch ändert sie ihren Charakter nur wenig, man wäre geneigt zu sagen, daß sie nur Variationen über das nämliche Thema bietet.

Wir sind heutzutage allerdings nur zu sehr geneigt über die Unnatur, den Bombast und den hohlen Schwulst der Zeit Ludwigs XIV. (1643) bis zur französischen Revolution geringschätzig die Achseln zu zucken. Und wer jemals die gezierten Parkanlagen von Versailles mit ihren steif-zugestutzten Bäumen, Alleen und Hecken, den geradlinig begrenzten Rasen-Parterres, den unzähligen Statuen und Statuetten und Wasserkünsten, oder wer die kleinlichen und geradezu kindischen Wasserspielereien in Hellebrunn bei

Digitized by Google

Salzburg, die Regen-Douchen und Springbrunnen in künstlichen Grotten, die wasserspeienden Schildkröten, oder die dortigen Bouquetten oder Gemälde unter einem (man vergebe den unpassenden Ausdruck) Glassturz von fließendem Wasser gesehen hat, der wird sich allerdings eines mitleidigen Lächelns über jene Zeit nicht enthalten können, deren Herrscher und Großen an solch kleinlichem Kinderspiel sich erfreuen konnten. Uns widert es geradezu an, wenn wir einen derartig verkünstelten Park betreten und wenn wir uns denselben mit einer süßlich lächelnden oder graziös tänzelnden Hofgesellschaft oder den unvermeidlichen Hof- und Salon-Schäfern des vorigen Jahrhunderts bevölkert denken, und wir athmen frei auf, wenn wir heraustreten und wieder wirkliche Berge, Bäume und Büsche oder natürliche Menschen sehen. Allein Einen Umstand darf man hiebei nicht übersehen, der alle diese kleinlichen Dinge der Rococo-Zeit in einem viel milderen Lichte erscheinen läßt, und der ist, daß ein guter Theil dieser kindischen Künsteleien zurückzuführen ist auf das Streben die Natur dem Willen des Menschen zu unterwerfen und auf die Freude, die Jeder empfindet, wenn er sieht, daß sein Streben von Erfolg gekrönt ist, oder wenn er einen Sieg über die Naturkräfte davon getragen zu haben glaubt. Wir haben heutzutage die Naturkräfte in ernsten Dingen und in solchem Maße uns dienstbar zu machen gelernt, daß eine glatt geschorene Allee oder ein Paar Wasserkünste kaum mehr unsere Aufmerksamkeit zu erregen vermögen. Im vorigen Jahrhunderte jedoch, in der Zeit der aufkeimenden Naturwissenschaften und der Technik, also in einer Zeit, in der der Mensch seine Macht über die Natur zu fühlen begann, mußte ihm jeder vermeintliche Sieg über dieselbe als eine große „That" erscheinen und dürfen wir uns nicht wundern, wenn selbst die Großen der Zeit sich — um den vorhin gebrauchten Ausdruck beizubehalten — über einen „Glassturz von fließendem Wasser", der ein Bouquet oder ein Gemälde bedeckte, wie die großen Kinder freuen konnten.

Digitized by Google

Diese Sucht, sich die Natur zu unterwerfen, konnte sich selbstverständlich nicht auf die Bäume oder das fließende Wasser beschränken, sondern kam überall in den verschiedensten Formen zum Durchbruch. Lediglich ein Ausfluß dieses Strebens ist es, wenn z. B. Ludwig XV. in Versailles Salz streuen ließ, um mitten im Sommer mit seiner Hofgesellschaft das Vergnügen einer Schlittenfahrt zu genießen; wenn alte Matronen mit Hilfe von Schminke und Schönheitspflästerchen und sonstigen Toilettenkünsten jung zu sein sich bemühten und wenn man Kinder wie Erwachsene kleidete und sie drillte sich wie Erwachsene zu benehmen und wie diese zu sprechen. Daß dieser Drang zu künsteln sich auf dem Gebiete der Tracht gleichfalls bemerkbar machte, und in der künstlichen Frisur oder Perrücke, im Haarpuder, in den Schönheitspflästerchen und der Schminke, im Mieder, das die Taille schlanker machen, oder im Steckelschuh, der den Fuß kleiner scheinen lassen sollte, mit einem Worte, daß dieser Drang die ganze Mode jener Periode beherrschen mußte, kann uns unter solchen Umständen nicht Wunder nehmen.

Die große französische Revolution fegte mit dem ancien régime auch die früheren Moden hinweg und schuf im Wesen jene Tracht, der wir mit geringen Abweichungen heute noch huldigen. Und auch hier wieder prägt sich der ganze Geist jener Zeit in der Mode, und zwar vornehmlich in der männlichen Tracht aus. Die französische Revolution hat die früheren Standesunterschiede verwischt, indem sie dem sogenannten dritten Stande zur Herrschaft verhalf, in welchen die früheren privilegirten Stände aufgegangen sind. Demgemäß sind die früheren Trachten der verschiedenen Stände untergegangen und besitzen wir nur mehr eine einzige Tracht, die wir als die bürgerliche par excellence bezeichnen können. Sie repräsentirt so recht das Streben nach Gleichheit und charakterisirt sich durch die Aengstlichkeit, mit der Jeder von uns es vermeidet sich irgendwie durch die Farbe oder den Schnitt seines Kleides

Digitized by Google

hervorzuthun oder bemerkbar zu machen. Die französische Revolution hat die früheren Standesunterschiede verwischt, und wenn es früher einen Stand gab, der lediglich genießen durfte, während die übrigen Klassen im Schweiße ihres Angesichtes arbeiten mußten, um jenem die Mittel zur Existenz und zu seinen Genüssen zu liefern, hat die gegenwärtige Zeit eine Generation großgezogen, die an harte Arbeit gewöhnt ist. Wir sind vielleicht unvernünftig, weil wir zu wenig genießen und nach Erwerb und Besitz haschen und jagen, wie eine Meute Hunde das Wild hetzt — aber wir arbeiten. Und dieser Grund-Charakterzug unseres Wesens prägt sich auch wieder in unserer heutigen (männlichen) Tracht aus, die jeder Anforderung der Schönheit ängstlich aus dem Wege geht und lediglich nach dem Nützlichkeitsprinzip, dem praktischen Bedürfnisse entsprechend, konstruirt ist.

Dieses Streben, unsere Ideen in der Kleidung zum Ausdruck zu bringen, manifestirt sich in unzähligen Details. Bei allen nur halbwegs civilisirten Völkern existirt neben der gewöhnlichen Tracht die besondere Trauer- und die Festkleidung, durch welche der Schmerz oder die gehobene Stimmung ihres Trägers angedeutet werden soll, und in der nämlichen Weise wollen wir durch unsere Kleidung den Grad der Hochachtung ausdrücken, den wir einem Anderen — sei dies unser Gast oder derjenige, dem wir einen Besuch abstatten — entgegenbringen. Ja sogar der Charakter des Individuums prägt sich mehr oder weniger unbewußt in seiner Kleidung aus. Der Mann des Gesetzes, der gewohnt ist alles nach den Paragraphen zu beurtheilen, und der Kaufmann, der seinerseits jede Handlung oder jeden Schritt auf Heller und Pfennig berechnet, sowie der Staatsmann, der gewohnt ist jede Handbewegung oder jedes Wort vorher genau abzuwägen, wird nothwendig diese bis in's Kleinste gehende Sorgfalt auch auf seine Toilette ausdehnen müssen und demgemäß immer mehr oder weniger steife und abgezirkelte Kleider tragen; während anderer-

Digitized by Google

seits der lustige Bruder Studio, der sich gegen jeden Zwang, also auch gegen den einer vorschriftsmäßig geregelten Toilette auflehnt, diese Ungebundenheit nicht nur in seinem ganzen Wesen, sondern auch in seinen Kleidern zur Schau trägt. Ebenso wenig verträgt die Kunst die starre Anwendung der Regel und unwillkürlich prägt sich daher der ideale Schwung des Geistes in der Tracht des Künstlers aus. Das Studium all dieser unzähligen kleinen Details, die auf diesem Gebiete zum Vorschein kommen, ist kein leichtes und bildet bekanntlich eine Hauptaufgabe des Schauspielers oder des Genre-Malers, der die verschiedenen Charaktere darzustellen hat.

Dieses Streben zu charakterisiren ist vorwiegend Gedanken-Operation, Reflexion, und als solche vorwiegend Sache des Mannes, während die Frau bekanntlich gern momentanen Impulsen folgt und langathmigen Reflexionen gern aus dem Wege geht, und demgemäß spielt die Charakteristik in der Kleidung eine viel größere Rolle beim männlichen Geschlechte als bei dem weiblichen. Die weitere Folge hievon und des Umstandes, daß die Berufs-Beschäftigungen des Mannes und damit die praktischen Anforderungen, die er an sein Kleid stellt, mannigfaltigere sind als die der Frau, ist aber die, daß die männliche Tracht ungeachtet ihrer scheinbaren Einfachheit viel größere typische Verschiedenheiten aufweist als die weibliche. Und dies zeigt sich nicht nur in dem „Neben-einander", sondern auch in dem „Nach-einander" der verschiedenen Trachten. Die vier Formen des heutigen Männerrockes, der Frack, das Jaquet oder der „Quäcker", der sogenannte „Kaiser-" oder „Schlußrock" und der Sacco sind vom alten griechischen Chiton himmelweit verschieden, während das moderne Frauenkleid in all seinen unzähligen Varianten und Zuthaten im Wesen noch immer nichts anderes ist als der Chiton der griechischen Frauen. Und während die vielen Berufsstellungen der Männer sich auch heute noch mehr oder weniger deutlich in ihrer Kleidung aus-

Digitized by Google

prägen, ist die Tracht unserer heutigen Frauen eine einheitliche, und sind die Verschiedenheiten, die sie aufweist, fast ausschließlich auf die Geldmittel oder den besseren oder schlechteren Geschmack des betreffenden Individuums zu setzen.

Und noch eine andere Thatsache ergiebt sich aus der vorstehenden Betrachtung, die vielleicht Manchem ungereimt erscheinen dürfte, die aber nichtsdestoweniger wahr ist. Es ist allerdings richtig, daß die Mode für das weibliche Geschlecht eine viel größere Bedeutung hat als für das männliche, und daß das weibliche Geschlecht im Kleinen und im Einzelnen die Moden rascher wechselt als der Mann, der im Allgemeinen für derartige kleine Aeußerlichkeiten weniger empfänglich ist, und wir haben uns in Folge dessen daran gewöhnt die Frauen als das treibende Element im Modenwechsel zu betrachten. Dies ist jedoch falsch. Die Mode, d. i. der Styl der Tracht im Großen und Ganzen, wird durch die weltbewegenden Ideen bedingt, welche die betreffende Epoche beherrschen, und diese herrschenden Ideen, die wir im Allgemeinen jedesmal als liberal oder als reaktionär bezeichnen können, gehen von den Männern und nicht von den Frauen aus, und daher sind die Männer, und nicht die Frauen diejenigen, von denen die neuen Moden gemacht und zuerst getragen werden; denn unter den beiden Geschlechtern repräsentirt der Mann das vorwärtstreibende oder liberale, die Frau das beharrende oder conservative Element.

Innerhalb dieser doppelten Grenze, welche der Mode einmal durch die weltbewegenden Ideen, die ihr den Gesammtcharakter aufprägen, und sodann durch die Rücksicht auf das practische Bedürfniß gezogen werden, hat das Gewand endlich die Aufgabe, dem Schönheitssinn, d. i. dem ästhetischen Bedürfnisse Rechnung zu tragen. Dieses ästhetische Bedürfniß nun tritt in der Tracht nach zwei Richtungen hervor.

Das Kleid soll einmal plastisch wirken, d. h. es soll die schönen und edlen Formen des menschlichen Körpers andeuten und in's

Digitized by Google

richtige Licht setzen und beziehentlich kleine Mängel der Körperbildung maskiren. Selbstverständlich ist auch die Lösung dieser Aufgabe wieder, d. h. die plastische Schönheit des Kleides abhängig von dem jeweiligen Stande der Schneiderkunst. In Rom und in Griechenland, wo diese Kunst noch nahezu Null war, und wo demgemäß die Kleidung im Wesen lediglich darin bestand, daß man dem Körper weite Tücher umlegte, die nur durch Spangen, Häftchen oder Gürtel zusammen- und festgehalten wurden, bestand demgemäß die plastische Bedeutung des Kleides bloß darin, daß es den Körper drappirte. Und erst als es der Kunst gelang, anliegende Kleider herzustellen, wurde es möglich, die Körperformen durch den sie umhüllenden Stoff hindurch hervortreten und wirken zu lassen. Am schärfsten ausgebildet finden wir dieses enganliegende Gewand bei den Männern im 14. und 15. Jahrhundert und in der ungarischen Nationaltracht. Zwischen diesen beiden Extremen, den weiten faltigen Gewändern der Griechen und der Husaren-Uniform, bewegt sich das Gewand und sucht bald durch Faltenmassen, bald durch tricotartige Spannung plastisch zu wirken und bald diesen, bald jenen Körpertheil vortheilhaft hervortreten zu lassen.

So soll z. B. der Reifrock die schlanke Taille der Trägerin durch Contrastwirkung in's richtige Licht setzen, während das heutige schmale Damenkleid die schön geschwungene Hüfte hervortreten lassen will. Die ausgestopften Aermel, wie sie seiner Zeit bei den spanischen Damen beliebt waren, und heute noch mutatis mutandis in einzelnen Gegenden von den Bäuerinnen getragen werden, sollen den vollen und runden Arm andeuten. Der Absatz am Stiefel oder Schuh hat die Aufgabe, die natürliche Wölbung des Fußes schärfer zu markiren und läßt den letzteren gleichzeitig kleiner erscheinen. Die männliche Toilette sucht auf ihre Weise die nämlichen Resultate zu erzielen. Was wir im männlichen Körper suchen und als seine wesentlichste Schönheit preisen, ist Elasticität

Digitized by Google

gepaart mit Kraft, und bis zu einem gewissen Grade kann eine Eigenschaft die andere ersetzen, ohne daß darum der Mann aufhört schön zu sein. Der mehr gestreckte Körper deutet auf größere Geschmeidigkeit und Elasticität, während der mehr gedrungene Habitus auf größere Muskelstärke schließen läßt. Beide Eigenschaften können durch die Kleidung angedeutet werden. Der längere und anliegende Rock läßt den Körper länger und schlanker d. h. elastischer erscheinen, der kurze und breitere Rock versinnlicht die größere Kraft. Das enge Beinkleid zeigt das volle und schön gerundete Bein, sammt dem kleinen Fuß, während die breiten Pantalons — falls sie nicht lediglich auf die Bequemlichkeit ihres Trägers zurückzuführen sind — die mangelnde Körperfülle und den zu großen Fuß verdecken und maskiren sollen. In analoger Weise wirkt der schmale oder der breite Aermel. Kleine Mittelchen, durch welche der Körper bald gestreckter, bald breiter erscheint, wie beispielsweise die schmälere oder breitere oder schräge Stellung der Knopfreihen am Rocke, eine kleine Bauschung oder Puffung der Aermel auf der Achsel u. dgl. m., giebt es eine ganze Menge und der geschickte Schneider kennt ihre Wirkung und weiß sie zu verwerthen um die Vorzüge der Körperbildung in's richtige Licht zu setzen oder kleine Mißbildungen zu verbergen.

Das Kleid hat sodann die Aufgabe, durch seine Farbe malerisch zu wirken. Den Höhepunkt der Vorliebe für die Farbe repräsentirt uns auch wieder das 14. und 15. Jahrhundert, wo die lebhaftesten und schreiendsten Farben, namentlich in der männlichen Tracht, an der Tagesordnung waren. Von da ab schwankt die Farbe, bald sind die lebhafteren, bald die dunkleren Farben, je nach der Zeitströmung in der Mode. Im Allgemeinen aber darf man wohl sagen, daß von jener Zeit angefangen, die Vorliebe für die Farbe, namentlich beim männlichen Geschlechte, in der Abnahme begriffen ist und gegenwärtig ziemlich den Nullpunkt erreicht hat, denn die Farben, die wir Männer heute tragen,

Digitized by Google

verdienen kaum mehr den Namen einer Farbe. Das Schwarze mit einer geringen Nüancirung in's Blaue, Braune oder Grüne ist vorherrschend und wir glauben fast schon einen Exceß zu begehen, wenn wir es wagen, ein Kleid von mehr oder weniger schmutzig-grauer Farbe anzuziehen. Ob dies ein Rückschritt ist, möchte ich nicht so unbedingt entscheiden. Der Maler dürfte geneigt sein diese Frage zu bejahen, andererseits lassen sich jedoch Umstände geltend machen, welche die Vorliebe für die gedämpften Farben eher als einen Fortschritt erscheinen zu lassen geeignet sind. Ich wenigstens wäre geneigt in dem Abdämpfen der Farbe nichts Anderes zu erblicken als einen Ausfluß jenes Strebens nach Vereinfachung der Formen, das in der Natur wie im Menschenleben eine so hervorragende Rolle spielt.

Wie der Kiesel ursprünglich eckig und kantig, so wie er sich eben hoch oben im Gebirge von der Felswand ablöst, in den Bach hineinfällt, allgemach aber im Flußgerölle sich abschiebt und abschleift bis er schließlich nahezu die einfachste Körperform, d. i. die der Kugel, erhält, so vereinfacht sich beinahe Alles in der Natur wie im Menschenleben. Auf dem Gebiete der Lebewesen zeigen uns die sogenannten „rudimentären Organe", d. i. die verkümmerten Theile eines Organs, wie das Organ durch Anpassung an seinen speciellen Zweck immer mehr und mehr sich vereinfacht, und eine wo möglich noch größere Rolle spielt die Vereinfachung des Werkzeugs im Menschenleben. Die Geschichte der Technologie lehrt uns, daß neu erfundene Maschinen und Apparate ursprünglich jedesmal in der complicirtesten und unpractischsten Form construirt werden und allgemach erst schieben und schleifen sich die überflüssigen Kanten und Ecken ab und gestaltet sich der Apparat einfacher nnd einfacher. Dasselbe gilt von der Sprache und der Schrift. Die ersten Worte scheinen sehr complicirte onomatopöische Laute gewesen zu sein, ebenso wie die erste Schrift eine Bilderschrift war, und erst im Laufe der Zeit schleifen Laute und

Digitized by Google

Schriftzeichen sich so weit ab, daß sie sich zu einfachen Lauten oder Worten und beziehentlich zu Buchstaben gestalten. Und ebenso vereinfachen sich die Formen der Sprache im Laufe der Zeit mehr und mehr, so daß die heutige englische Sprache fast gar keine Grammatik mehr besitzt, während man im Alt-Griechischen und noch in den heutigen slavischen Sprachen von dem ganz überflüssigen und entbehrlichen Formenreichthum geradezu erdrückt wird. Sprache und Schrift sind eben Werkzeuge des Gedankenaustausches und unterliegen demgemäß dem obersten Princip aller Wirthschaft: den größtmöglichen Effekt mit dem geringsten Aufwand zu erzielen.

Am deutlichsten vielleicht zeigt sich das Abschleifen in der Vereinfachung der Umgangsformen. Wenn der Wilde ebenso wie das Kind gleich zu Thätlichkeiten schreitet um seine Zu- oder Abneigung gegen einen Zweiten an den Tag zu legen, und wenn der Ungebildete sich noch in kräftigen Ausdrücken gefällt, gilt es bekanntlich als ein Zeichen der Bildung (und ist es gleichzeitig weise Oeconomie oder Sparsamkeit), wenn man sich nach beiden Richtungen hin beherrscht und Zu- und Abneigung nur durch leise Andeutungen zu erkennen giebt. Ein Gleiches gilt von der Anwendung der Farbe. Die (künstliche) Farbe ist eine Art von „Psychokinet", d. h. die Farbe besitzt, ähnlich wie die Musik, die — allerdings noch wenig erforschte — Kraft, uns physiologisch (oder, wenn man den Ausdruck vorzieht: „psychologisch") derart zu afficiren, daß wir durch deren Anblick in eine gewisse, bald trübe, bald heitere Stimmung versetzt werden, und wir drücken dies halb unbewußt aus, wenn wir von einer „angenehmen Farben-Harmonie", von „schreienden" oder „grellen" Farben u. dgl. sprechen. Diese „Stimmung" ist auch der Grund, warum wir an den Gegenständen, die uns umgeben, die künstliche Farbe anwenden. Die künstliche Farbe ist somit ein Mittel für einen bestimmten Zweck, d. h. ein Werkzeug und unterliegt demgemäß dem oben

Digitized by Google

erwähnten Gesetze der Vereinfachung der Werkzeuge oder der Abschwächung. Einen Beleg hiefür darf man wohl in der bekannten Thatsache erblicken, daß der Ungebildete, gerade wie das Kind, die schreiendsten und grellsten Farben allen übrigen vorzieht, und charakteristisch hiefür ist die Thatsache, daß das Wort: „krasnyi" im Russischen gleichzeitig „roth" und „schön" bedeutet. Der Ungebildete will und braucht eben den kräftigen Reiz der grellen Farbe um in die betreffende Stimmung gebracht zu werden, während dem Gebildeten die bloße Andeutung, der schwächere Reiz genügt, und er stellt sich demgemäß vollständig zufrieden, wenn sein nahezu schwarzer Rock durch einen leisen Stich in's Blaue andeutet, daß er eigentlich blau sein sollte.

Die Pflege dieser ästhetischen Seite der Kleidung ist vorwiegend Sache der Frau. Der Mann denkt vergleichsweise nüchtern, er will also zunächst, daß sein Kleid dem practischen Bedürfnisse entsprechen soll. Ist dies erreicht, so fängt er an sein Kleid in der oben angedeuteten Weise charakteristisch zu gestalten, und erst in dritter Reihe denkt er daran, daß sein Gewand auch einigermaßen gefällig oder hübsch sein soll. Die Frau hingegen, deren Schönheitsgefühl bekanntlich viel lebhafter ist als das des Mannes, verlangt, daß ihr Kleid, wenn es nur einigermaßen dem Körper Schutz gewährt, zunächst hübsch sein soll. Gerade nach dieser Richtung hin, gegen die ästhetische Bedeutung und Aufgabe der Kleidung wird jedoch von beiden Geschlechtern arg gesündigt.

Die Versündigungen der Mode gegen den guten Geschmack und sogar gegen den gesunden Menschenverstand sind bekanntlich sehr zahlreich, und wer sich speciell über die Verirrungen der heutigen Mode des Näheren orientiren will, dem sei der in der letzten Zeit viel genannte Aufsatz Fr. Vischer's „Wieder einmal über die Mode" (in „Nord und Süd", Bd. IV., Heft 12, März 1878) empfohlen, der eine zwar ziemlich kernig geschriebene, aber über-

Digitized by Google

aus zutreffende Kritik der heutigen Modethorheiten enthält. Der vorliegende Aufsatz, der sich's zur Aufgabe setzt, die leitenden Gedanken zu suchen, welche den verschiedenen Moden zu Grunde liegen, kann demgemäß auf die Details der einzelnen Modethorheiten nicht eingehen, sondern soll versuchen die letzteren nach den ihnen gemeinsamen Merkmalen in Gruppen zusammen zu fassen und sie in eine Art System zu bringen.

Die eine dieser Verirrungen der Mode besteht in dem Festhalten an barbarischen Gebräuchen und ein solcher ist zum guten Theile die Anwendung des Schmuckes. Der Schmuck hat seine Berechtigung, und zwar so weit ihm ein vernünftiger Sinn innewohnt, d. h. so weit er einem practischen Zwecke dient. Nadeln, Spangen, Gürtel, Knöpfe, Kämme oder Ketten, die irgend etwas festhalten oder tragen (oder wenigstens zu tragen scheinen), haben einen bestimmten Zweck, sie dürfen daher nicht nur, sondern sollen sogar kunstvoll gearbeitet sein und können demgemäß ohne Weiteres aus edlen Metallen angefertigt und mit Steinen, Perlen u. dgl. geschmückt werden; denn es ist ganz in der Ordnung, wenn der Mensch die Dinge, die er benutzt, mit einer gewissen Liebe und Sorgfalt herstellt. Auch das Collier hat seine Berechtigung — wenn es ein Kreuzchen oder ein sonstiges religiöses Symbol, oder wenigstens ein Medaillon mit einem Bildchen oder einer Locke trägt, denn das Tragen eines derartigen Gegenstandes ist (oder war wenigstens ursprünglich) ein Ausfluß der Frömmigkeit oder der Pietät gegen irgend eine nahestehende Person. Das Tragen aller übrigen Schmuckgegenstände hingegen — und hierher gehören die Ringe, Braceletten, Arm- und Beinspangen, Colliers oder Halsketten, die nichts tragen — ist eigentlich eine Roheit (Schreiber dieser Zeilen spricht sich selbst, da er ein Paar Ringe trägt, von dieser Roheit nicht frei), denn es ist nichts weiter als das Festhalten an der uralten Sitte des Wilden, der in seiner Naivetät sein Luxusbedürfniß nicht anders zu befriedigen weiß.

Digitized by Google

als indem er die Sachen, die ihm just gefallen, sich um den Hals hängt. Ob dies dann Skalpe erschlagener Feinde sind, oder Zähne eines erlegten reißenden Thieres, Muschelschalen, Glasperlen, Metallstücke, oder aber Brillantringe, kunstvoll gearbeitete Armbänder, ist gleichgültig. Die Roheit liegt eben darin, daß man sich zu schmücken, d. h. schöner zu machen vermeint, wenn man sich mit irgend Etwas behängt, das — wenn auch noch so kostbar oder schön — in keiner Beziehung zum Körper oder zur Bekleidung steht und demgemäß sinnlos ist. Die Unsitte des sinnlosen Schmuckes wird jedoch geradezu zu einer scheußlichen Barbarei, wenn man gar absichtlich Löcher in den Körper bohrt um irgend welchen vermeintlichen Zierrat darin zu befestigen. Wir entsetzen uns über die durchbohrten Nasen oder Lippen der Botokuden mit den darin steckenden Ringen oder Knöpfen, entblöden uns aber nicht, das durchstochene Ohrläppchen sammt den Ohrgehängen der hochcivilisirten Europäerin schön zu finden.

Eine andere Verirrung der Mode besteht darin, daß man das Ebenmaß des Körpers vergißt und sich bemüht einseitig einen Körpertheil ohne Rücksicht auf die übrigen markant hervortreten zu lassen. Zumeist liegt diesem Vorgange ein an sich richtiger Gedanke zu Grunde und der Fehler liegt einmal in der Einseitigkeit und dann vielfach darin, daß diese Einseitigkeit so lange übertrieben wird, bis sie nothgedrungen in ihr direktes — selbstverständlich dann ebenso unschönes — Gegentheil umschlägt. So war das weibliche Gewand des 9. und 10. Jahrhundertes unschön, weil es den Körper wie ein Sack einschloß. Es war daher ein ganz richtiger Gedanke, als man im 12. Jahrhunderte anfing das Kleid um den Gürtel herum zusammenzufassen, um so die zarte Taille, die unstreitig eine der Hauptschönheiten des weiblichen Körpers bildet, hervortreten zu lassen. Es war jedoch eine Geschmacksverirrung als man der Natur zu Hilfe kommen wollte und anfing die Taille mit Hilfe des Mieders auf Kosten der Be-

Digitized by Google

quemlichkeit und der Gesundheit zur widernatürlichen Wespentaille zusammenzupressen, und die Verirrung war noch größer, als man an die Wespentaille den weiten Reifrock anschloß, der wegen seiner Breite die dünne Taille noch dünner erscheinen ließ. Der Reifrock wuchs immer mehr in die Weite, so daß der Pompadour nicht weniger als 4½ Ellen im Durchmesser hatte. Da war es denn sehr natürlich, daß diese häßliche unnatürliche und unbequeme Mode in ihr Gegentheil umschlug, in das schmale Kleid, das seiner Trägerin keinen freien Schritt gestattete — eine Mode, die ebenso unschön und unzweckmäßig war wie die vorangehende, weil sie eben das andere Extrem repräsentirt. Ebenso verhält es sich mit der Hose, die Fr. Vischer in seinem vorerwähnten Aufsatze zutreffend als „Tulpenhose" bezeichnet. Die trichterförmige Erweiterung des männlichen Beinkleides vom Knie hinunter entspringt dem Bestreben den Fuß kleiner erscheinen zu lassen, weil ein gutes Stück des Stiefels vom Beinkleide bedeckt wird. Der kleine Fuß gilt mit Recht als eine Schönheit, einmal weil er gewissermaßen spielend die schwierige Aufgabe löst, den ganzen großen Körper zu tragen und dann, weil es einen bedeutenden Grad von Geschicklichkeit verräth, wenn der Mensch seinen Körper auf kleiner Basis sicher zu balanciren versteht. Der unglückliche Erfinder der Tulpenhose vergaß jedoch, daß er, um die eine Schönheit — den kleinen Fuß — zu bewirken, eine andere monströse Häßlichkeit schuf, das scheinbare Elephantenbein. Mehr noch als der kleine Fuß ist nämlich der verhältnißmäßig feine Knöchel eine hervorragende Schönheit des menschlichen Körpers, weil es den Gesetzen der Festigkeit zu widersprechen und demgemäß ein um so größeres Problem zu sein scheint, daß der schwere menschliche Körper von zwei Säulen getragen werde, die an ihrem unteren Ende, im Gegensatze zum Baumstamm, sich so sehr verjüngen.

Ein gleiches gilt vom Stiefel. Der normal gebaute Fuß besitzt bekanntlich eine gewisse Wölbung, durch welche seine Trag-

Digitized by Google

fähigkeit erhöht und ein elastischer Gang erzielt wird; der Plattfuß, dem diese Wölbung fehlt, und der einen schwerfälligen, wiegenden Gang zur Folge hat, gilt demgemäß mit Recht als unschön. Diese natürliche Wölbung des Fußes verschwindet unter dem Stiefel mit seiner harten Sohle, es war daher auch wieder ein sehr richtiger Gedanke, als man unter der Ferse einen mäßigen Absatz anbrachte, durch welchen jene Wölbung des Fußes verstärkt und nach außen sichtbar gemacht wird. Ein zierliches Füßchen, das lediglich auf dem Absatz und dem Ballen (oder der Fußspitze) ruht und demgemäß halb in der Luft zu schweben scheint, gewährt in der That einen graziösen Anblick. Der Absatz hat den ferneren Vortheil, daß er den Fuß hinten hebt und daher kleiner erscheinen läßt; der Absatz dient sodann gleichzeitig dem Reinlichkeitsbedürfniß, weil er einigen Schutz gegen den Straßenschmutz gewährt. Die Uebertreibung dieser an sich gesunden Idee, wie sie der französische Steckelschuh bietet, namentlich wenn der Steckel, statt unter der Ferse zu bleiben, bis in die Mitte des Fußes vorrückt, um den Fuß ja recht klein erscheinen zu lassen, wie dies namentlich bei dem französischen Schuh des vorigen Jahrhundertes der Fall war, ist widersinnig. Der Fuß kann auf dem hohen spitzen Steckel nicht mehr fest stehen, der Gang wird dadurch unsicher und wiegend wie bei einer Ente, und gleichzeitig wird das Bein wegen der unnatürlichen Hebung der Ferse gezwungen im Knie etwas einzusinken, so daß der Mensch einen seiner Hauptvorzüge, das gestreckte Bein verliert und auf geknickten Affenbeinen mühsam herum zu wackeln gezwungen wird.

Ein dritter Verstoß gegen den guten Geschmack besteht darin, wenn Etwas, das für einen bestimmten Zweck oder Ort paßt, gedankenlos an einen anderen Ort übertragen wird. Das schmucke Jägerkostüm oder die kleidsame Tracht des Alpenbewohners z. B. wird auf der Wiener Ringstraße oder den Pariser Boulevards einfach lächerlich. Aber nicht minder gefehlt ist es, wenn die

Digitized by Google

Schleppe in die Wohnstube oder auf die Straße übertragen wird. Die Schleppe am weiblichen Gewande hat ihre Berechtigung, denn von den alt-ägyptischen Königen und Priestern angefangen bis auf den heutigen Tag herunter haben die langen und faltigen Gewänder als ein Symbol der Ruhe und Würde, also gewissermaßen der Majestät gegolten. Außerdem wirkt das langsame Nachschleifen des unteren Endes wohlthätig auf unser Auge, weil es uns die langsame und stolze Bewegung versinnlicht. Bei rascher Bewegung hingegen beginnt diese Schleppe zu flattern und wird lächerlich. Die venetianische Prunkgondel mit ihren in's Wasser nachhängenden Teppichenden und Quasten, von Ruderschlägen langsam bewegt, gewährt in der That einen majestätischen Anblick und repräsentirt uns so recht die einstige stolze Beherrscherin der Adria. Wie anders aber gestaltet sich das Bild, wenn man sich jene Schleppe von der venetianischen Prunkgondel auf den letzten Waggon eines mit Sturmeseile dahinsausenden Kourierzuges übertragen denkt. Die freundliche Leserin möge vergeben, aber — die Schleppe der Tänzerin im Ballsaale hat eine fatale Aehnlichkeit mit jener Schleppe des Eisenbahnzuges. Die Schleppe hindert ferner die freie Bewegung und daher ist ihre Verpflanzung in die Wohnstube, das ist in die Arbeitsräume der Hausfrau oder gar auf die Straße, wo sie wie ein Kehrbesen wirkt, sinnwidrig und demgemäß verfehlt.

Endlich muß es als eine Geschmacksverirrung bezeichnet werden, wenn die Nebensache zur Hauptsache gemacht wird. Ein kleines, etwa handgroßes Bildchen in einen mehrere Fuß breiten, kunstvoll gearbeiteten Goldrahmen eingefügt, wird lächerlich, weil die Hauptsache, das Bildchen, hinter dem nebensächlichen Rahmen ganz verschwindet. Trotzdem ist auch dieser Fehler von der Mode wiederholt begangen worden. Das Bildchen ist das Gesicht, den Rahmen herum bildet das Haar, beziehentlich die Frisur; und wie das Bild erst durch den Rahmen zu seiner vollen Geltung

Digitized by Google

gebracht wird, so hat auch die Frisur die Aufgabe, durch Kontrastwirkung den zarten Teint hervortreten zu lassen und den Glanz des Auges zu erhöhen. Diese Wirkung wird aber verfehlt, wenn die Frisur — wie die thurmhohe „Fontange" zur Zeit Ludwigs XIV. — die Prätension hat, selbst als Kunstwerk aufzutreten, und die Aufmerksamkeit vom Gesichte ab- und auf sich lenkt. Allerdings liegt auch diesem Vorgange wieder ein nicht ganz unberechtigter Gedanke zu Grunde, nämlich das Bestreben etwas größer zu erscheinen. Der Helm mit dem Feder- oder Roßbusch, der hohe spitze Hut des Italieners und Tirolers, unser moderner Cylinder und zum Theile der Absatz an unserem Stiefel, sie alle dienen demselben Bedürfnisse uns größer zu machen, wir dürfen es daher den Damen nicht verargen, wenn sie ihr Haar etwas höher hinauf binden um auch ihrerseits ein wenig größer zu erscheinen. Wird jedoch die Frisur so hoch hinauf gethürmt, daß sie zum Gesichte in keinem Verhältnisse mehr steht, und daß sie — wie gesagt — den Anspruch erhebt selbständig als ein Kunstwerk aufzutreten, so gleicht dieses Beginnen dem Vorgange eines schlauen Kunsthändlers, der die Fehler seines Gemäldes durch einen kostbaren Goldrahmen zu verdecken und so den Käufer zu täuschen sucht.

Eine andere Kategorie von Modethorheiten ist auf die Nachahmung zurückzuführen. Die Mode ist bekanntlich ein Ausfluß des Nachahmungstriebes. Gegen den Nachahmungstrieb an sich ist nichts einzuwenden, da er dem Menschen eingeboren ist, und — richtig geleitet — nur Gutes schafft; nur beiläufig sei daran erinnert, daß unser gesammter Unterricht zum guten Theile nur darauf beruht, daß der Schüler verhalten wird den Lehrer nachzuahmen. Auf dem Gebiete der Mode macht sich jedoch dieser Nachahmungstrieb nach mehr als einer Richtung hin unangenehm bemerkbar.

Zunächst ist die sklavische Nachahmung an sich affenartig und

Digitized by Google

demgemäß verwerflich — ist es nicht geradezu lächerlich, wenn wir irgend Etwas nur aus dem Grunde schön finden und demgemäß nachahmen, weil man es in Paris so trägt oder thut? Was den denkenden Menschen an jener sklavischen Nachahmung so sehr anwidert, ist der Gedanke, der ihr, allerdings halb unbewußt, zu Grunde liegt. Wer ängstlich bestrebt ist die jeweilig herrschende Mode stets nachzuahmen, denkt entweder: „Die feinen Leute tragen gegenwärtig Kleider von dieser Form, wenn ich also auch derartige Kleider trage, so werde ich auch fein sein"; oder aber er denkt: „die feinen Leute tragen gegenwärtig Kleider von dieser Form, wenn ich daher keine derartigen Kleider trage, wird man mich für unfein halten." In dem ersten Falle ist der Gedankengang einfach lächerlich und verräth eine ungeheure geistige Beschränktheit, weil der Betreffende glaubt, er könne durch seinen Rock irgend eine geistige Bedeutung erringen. Im zweiten Falle ist der Gedankengang geradezu widerwärtig, denn die Furcht, man könne durch ein weniger modernes Kleid Etwas von seiner Bedeutung verlieren, verräth einen gänzlichen Mangel von Selbstachtung, der Betreffende gesteht damit selbst zu, daß er gar nichts ist, und daß nur der Rock ihn noch einigermaßen über dem Wasser hält.

Die gedankenlose Nachahmung führt ferner auch ihrerseits wieder zu Verstößen gegen den guten Geschmack, wenn der Nachahmende nicht berücksichtigt, ob das Nachgeahmte ihm auch paßt. Vischer, in seinem öfter erwähnten Aufsatze, hebt mit Recht hervor, daß z. B. eine spitz zulaufende Kopfbedeckung — so hübsch ihre Form an sich sein mag — für ein breites Gesicht nicht paßt, weil sie das Gesicht breiter erscheinen läßt, und demgemäß nur für schmale Gesichter berechnet ist, während eine nach oben hin breiter ausladende Kopfbedeckung die umgekehrte Wirkung hervorbringt. Derartige kleine Verstöße kommen überaus häufig vor, sie sind jedoch erklärlich und theilweise entschuldbar, wenn das, was nach-

Digitized by Google

geahmt wird, wenigstens an sich hübsch ist. Es kommt aber bekanntlich nicht minder selten vor, daß irgend Etwas nachgeahmt wird, was an sich unschön ist, aber zufällig einem Individuum gut läßt. Ein etwas verrauftes Haar kann z. B. ein junges und hübsches Gesichtchen mitunter ganz allerliebst kleiden, was kommt aber zum Vorschein, wenn ein derartiges »mal peigné« ein altes und unschönes Gesicht umrahmt? Das alte lateinische Sprüchwort »quod licet Iovi, non licet bovi« will eben auch auf dem Gebiete der Mode beachtet sein, nur mit dem Unterschiede, daß das Vorbild hier nicht immer ein Jupiter und der Nachahmende nicht nothwendig der »bos« sein muß.

Die Mode ist — wie Emanuel Herrmann in seiner „Naturgeschichte der Kleidung" (Wien, 1778, S. 306) zutreffend sagt — „die Uniform der herrschenden Klassen, sie ist sociales Charaktermerkmal" geworden. D. h. die alten Standesunterschiede sind gefallen und mit ihnen die verschiedenen Trachten, welche früher die einzelnen Stände schon äußerlich von einander unterschieden. Die herrschenden Klassen wollen jedoch auf dieses äußere Kennzeichen nicht verzichten und sind bemüht sich durch die Form ihres Kleides von den minder bemittelten und minder gebildeten Klassen zu unterscheiden. Da aber diese letzteren das ihnen von oben gegebene Beispiel immer sofort nachahmen, und die Schneider in Verbindung mit den Modejournalen, den Eisenbahnen, der Post und dem Telegraphen unablässig dafür Sorge tragen, daß jedes neue Kleid, das irgendwo in den obern Gesellschaftskreisen auftaucht, sofort bis in die entlegensten Provinzstädtchen und die untersten Volksschichten eindringt, so ist die sogenannte feine Gesellschaft fortwährend bestrebt auf neue Kleiderformen zu sinnen, die sofort wieder verlassen werden, sobald sie von Andern nachgeahmt werden, und hat sich jene förmliche Hetzjagd nach immer Neuem herausgebildet, die wir heute als „Mode" im engsten Sinne des Wortes bezeichnen. Und diesem Umstande ist auch wieder eine Reihe von Modethorheiten zuzuschreiben.

Digitized by Google

Zunächst ist das ewige Haschen nach Neuem kindisch. Der Reiz der Neuheit hat seine Berechtigung, weil er dem Vorwärtsstreben entspringt, das Haschen nach Neuem, ohne Rücksicht, ob das Neue auch gut ist, ist jedoch lächerlich. Geradezu unvernünftig jedoch wird es, wenn das Alte, selbst wenn es gut war, nur aus dem Grunde verschmäht wird, weil es eben alt ist. Auf dem Gebiete der Mode kommt dies bekanntlich täglich vor, neue Kleider werden nur aus dem Grunde gesucht und theuer bezahlt, weil sie neu sind, während die unmodernen nur aus dem Grunde verlassen werden und an Werth verlieren, weil sie nicht mehr neu sind. Das fortwährende Verlassen der alten Kleider führt sodann mit Nothwendigkeit dazu, daß sich die Nachfrage von den guten und soliden oder wirklich schönen Stoffen abwendet, und daß man sich mit allerlei Imitationen und Zier- und Flickwerk behilft. Der gute Geschmack leidet, weil die Form über das Wesen, der Schein über das mangelnde Sein hinweghelfen und das letztere ersetzen muß.

Ueberdies ist der Gedanke, der diesem ewigen Modenwechsel zu Grunde liegt, ein häßlicher — fast wäre man geneigt zu sagen, ein unsittlicher, denn es ist der Hochmuths-Teufel, der aus ihm spricht. Die sogenannte feine Gesellschaft kann es eben nicht ertragen, daß auch die minder bemittelten oder minder gebildeten Volksklassen sich in der nämlichen Weise tragen wie sie selbst. Daß derjenige, der so denkt und handelt, sich damit selbst das größte Armuthszeugniß ausstellt, wird den Betreffenden nicht einmal klar. Wie soll es denn überhaupt möglich oder auch nur denkbar sein, daß ich — wenn ich überhaupt gebildet bin — dadurch etwas von meiner Bedeutung verliere, daß ein Zweiter einen gleichen Rock anzieht? Wie kann man denn übersehen, daß der Ungebildete in seinen Kleidern noch viel tölpelhafter aussieht, als wenn er seinen ordinären Kittel anhat? Man lasse doch dem Ungebildeten das Vergnügen, sich in der ihm ungewohnten eleganten

Digitized by Google

Tracht lächerlich zu machen und tröste sich mit dem Gedanken, daß wahre Bildung auch unter dem alltäglichsten Kleide zum Vorschein kommt und sofort weithin sichtbar wird, während umgekehrt alle feinen Kleider der Welt nicht im Stande sind die Gemeinheit auch nur eine Sekunde lang zu verhüllen.

Die vorerwähnten Verirrungen der Mode, so lächerlich sie mitunter erscheinen, sind vergleichsweise noch als unschuldig zu bezeichnen, weil sie nichts weiter sind als Verstöße gegen den guten Geschmack. Ernster und leider nicht minder zahlreich sind ihre Versündigungen gegen den gesunden Menschenverstand oder gar gegen die Moral.

Gegen den gesunden Menschenverstand verstoßen unbequeme oder gar gesundheitsschädliche Moden. Ueber die unbedingte Verwerflichkeit der letzteren ist allerdings kein Wort zu verlieren nöthig, aber trotzdem kamen und kommen gesundheitsschädliche Moden häufig genug vor. Es sei hier nur an das enge Mieder, an den die Bewegung hindernden Steckelschuh, an die zwar schönen, aber giftigen Farben u. dgl. erinnert. Mißlicher ist die Frage der Unbequemlichkeit zu entscheiden, da die Schönheit und Zweckmäßigkeit einerseits und andererseits die Bequemlichkeit des Kleides in einem gewissen Gegensatze zu einander stehen. Aus Gründen der Zweckmäßigkeit muß man sich unter Umständen ein unbequemes Kleid gefallen lassen. Die Eisenrüstung des mittelalterlichen Ritters war allerdings unbequem, aber sie war durch die damaligen Verhältnisse geboten; die schwere wasserdichte Kleidung des Seefahrers oder Seefischers und nicht minder unsere Winterkleidung ist recht unbequem, aber die Unbequemlichkeit muß eben ertragen werden. Ebenso muß, wer sauber und nett gekleidet sein will, etwas von seiner Bequemlichkeit opfern, aber dieses Opfer darf nicht zu weit gehen, sonst wird es unvernünftig, weil das Kleid in erster Reihe dem praktischen und dann erst dem ästhetischen Bedürfnisse zu dienen bestimmt ist. Das heutige schmale Damenkleid, das mit

Digitized by Google

seinem um die Knie angebrachten Zug faktisch wie eine Kniefessel wirkt, weil es seiner Trägerin kaum einen Rinnstein zu überschreiten oder in einen Wagen einzusteigen gestattet, darf wohl — von seiner Häßlichkeit ganz abgesehen — ziemlich unbestritten auf das Prädikat „unvernünftig" Anspruch machen.

Bezüglich der Unsittlichkeit in der Mode sei auf den öfter erwähnten Vischer'schen Aufsatz verwiesen, hier genügt es zu bemerken, daß das Unsittliche namentlich in der weiblichen Kleidung eine leider nur zu große Rolle spielt, und daß unbegreiflicher Weise die ehrbarsten und unschuldigsten Frauen und Mädchen sich der Unsittlichkeit nicht einmal bewußt werden, die darin liegt, wenn sie entweder den Hals und die Arme, gewissermaßen als lockendes und vielversprechendes Aushängeschild blos zur Schau tragen, oder wenn sie das Kleid nach allen Richtungen so fest an den Körper heranziehen, daß die ganzen Körperformen durch den sie umgebenden Stoff hindurch zum Vorschein kommen, so daß das Weib heute faktisch — um die Worte Vischer's zu gebrauchen — „in Kleidern nackt" vor dem lüsternen Beobachter dasteht. Es geht eben mit der „göttlichen Nacktheit" genau so wie mit der „göttlichen Grobheit" — sie paßt nicht mehr für unsere Tage!

Endlich ist noch ein Umstand zu erwähnen, und das ist der, daß in vielen Moden, und zwar vorwiegend in den weiblichen, die Verachtung der Arbeit zu Tage tritt. Das heutige Frauengewand ist — wie Herrmann richtig sagt — vorwiegend ein „Stehkleid", d. h. zum Gehen weniger geeignet als zum ruhigen Stehen, es ist daher mehr ein Gewand zur Repräsentation als zur Arbeit geeignet — und das ist nicht nur falsch, sondern auch wieder bis zu einem gewissen Grade unsittlich, denn der Mensch ist nicht geboren um zu repräsentiren, sondern um zu arbeiten. Damit ist nun allerdings ein Punkt berührt, der theilweise schon außerhalb des Gebietes der Kleidermode oder der Mode überhaupt liegt und das ist die Verachtung der Arbeit, und zwar

Digitized by Google

namentlich der materiellen Arbeit, die sich von den allerältesten Zeiten angefangen bis auf den heutigen Tag durch die ganze menschliche Entwickelungsgeschichte wie ein rother Faden hindurchzieht.

Die Verachtung der Arbeit hatte einen Anschein von Berechtigung oder war wenigstens erklärlich, so lange die sociale Ordnung den Unterschied von Freien und Unfreien kannte und so lange die Letzteren die Lastthiere der Gesellschaft abgeben mußten, weil man unwillkürlich die Verachtung, die der Person des Arbeiters galt, auf seine Beschäftigung übertrug. Seit der Verwischung der ehemaligen Standesunterschiede durch die französische Revolution haben wir Männer zwar allerdings angestrengt zu arbeiten gelernt, allein den alten Hochmuthsteufel sind wir bisher doch nur zum geringen Theile los geworden. Zunächst gilt uns die materielle Arbeit noch immer als weniger „nobel", denn die immaterielle — warum ist freilich nicht recht klar, denn die Handarbeit giebt gar häufig mehr zu denken, als die sogenannte „geistige". Dies tritt in den sogenannten „guten" Familien in der Erziehung der Knaben, bei der die Ausbildung der manuellen Fertigkeiten leider gänzlich vernachlässigt wird, deutlich zu Tage. Sodann gilt uns die „Dame" — und bekanntlich soll jede Frau eine „Dame" sein — erst recht als ein Wesen, das durch jede Arbeit entweiht und herabgewürdigt wird. Auf dem Gebiete der weiblichen Erziehung zeigt sich dies noch deutlicher, weil die unglücklichen Mädchen zum größten Theile noch immer in allen erdenklichen überflüssigen Dingen, aber nur in keiner vernünftigen und nützlichen Arbeit unterrichtet werden. Auf dem Gebiete des Anstandes und der sogenannten feinen Sitte äußert sich diese Verachtung der Arbeit darin, daß Alles als nobel und fein gilt, was, namentlich bei dem weiblichen Geschlechte, auf den Mangel jeglicher nützlicher oder ernster Beschäftigung hindeutet. Die Frau gilt uns nur dann als „fein", wenn sie spät aufsteht, wenn sie Visiten macht und empfängt, wenn sie Theater oder Gesellschaften

Digitized by Google

besucht, wenn sie zarte weiße Hände hat, die deutlich verrathen, daß sie nicht einmal an irgend einer feinen Stickerei arbeitet, und wenn sie ein Kleid anhat, das wie eine Zwangsjacke ihr jede ernste Beschäftigung unmöglich macht. So lange Anschauungen von solcher Verkehrtheit noch herrschen, dürfen wir uns allerdings nicht wundern, wenn sie auch auf dem Gebiete der Kleidermode zum Durchbruch kommen.

Die Mode hat — wie man sieht — gar häufig gegen den guten Geschmack, gegen den gesunden Verstand, sowie gegen die Moral gesündigt und wird voraussichtlich auch in Hinkunft derartige Verstöße begehen. Sind wir darum berechtigt sie summarisch zu verurtheilen und gegen sie zu eifern? Ich glaube nicht, denn die Mode ist lediglich ein Ausfluß des Strebens, das edelste Kunstwerk, das die Natur geschaffen, den menschlichen Körper, in den entsprechenden Rahmen zu fassen. Daß dabei häufig geirrt wurde, darf uns nicht verzweifeln machen, denn „Irren ist menschlich", und die Entwickelungsgeschichte der Menschheit bewegt sich nicht in einer geraden, sondern in einer vielfach gebrochenen Zickzack-Linie, die zwar fortwährend nach rechts und nach links von der geraden abweicht, aber immer wieder — ähnlich wie das Pendel um seinen natürlichen Schwerpunkt oscillirt — zu ihr zurückkehrt und ungeachtet aller Irrgänge doch ununterbrochen vorwärts führt.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (E. Feicht) in Berlin.

Digitized by Google

Ueber die

volkswirthschaftlichen Fragen

in den

Vereinigten Staaten.

Ein Vortrag gehalten vor dem gesellig-wissenschaftlichen Verein in New-York

von

J. Schoenhof.

Berlin SW. 1880.

Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Digitized by Google

Die Geschäftsstockung, an der wir seit sechs Jahren in den Vereinigten Staaten leiden, hat die Propheten Lügen gestraft, die nach der Panik von 1873 glaubten, daß sie nur von kurzer Dauer sein werde. Sie nannten sie eine Wall Street affaire. Die Wall Street affaire hat sich jedoch über die ganze Nation ausgebreitet, und die Monate der Panik sind zu Jahren schweren Leidens geworden, ohne noch Aussicht auf gründliche Heilung zu bieten. Allerdings fangen die überreichen Kräfte des Landes und der kräftige Arbeitssinn des Volkes an, freiere Bahnen zu schaffen, aber an eine gründliche Heilung läßt sich nicht denken, ehe die Gesetze aus dem Wege geschafft sind, die hauptsächlich dazu beitrugen, uns in die verzweifelte Lage zu drängen und die Hauptschuld in sich tragen, daß wir uns nicht schon längst daraus herausgearbeitet haben. Schlimmer jedoch fast als die bestehenden Fiskalgesetze, wirken die Versuche unserer Finanzkünstler im Kongresse, uns in jeder Sitzung mit neuen Früchten ihrer Weisheit zu beglücken. Es wird dadurch eine fieberhafte Unruhe im Volke wach erhalten, da der Werth der Arbeit sowohl, wie der des Besitzthums einer Unsicherheit hingegeben wird, die unmöglich zu gedeihlichem Wohlbefinden leiten kann.

Digitized by Google

Allerdings leiden fast alle Kulturstaaten heutzutage an Geschäftskrisen. Wir leben in einer allgemeinen Krisis und die Grundursache ist fast überall dieselbe.

In erster Linie: Die Anwendung des Dampfes und des Maschinenwesens und der Arbeiter als bloße Treiber der Maschine, ohne Rücksichtsnahme auf seine Stellung als Mensch. Bei der so schnellen und vergrößerten Produktion, bei dem ewigen Bestreben die Menschenhand entbehrlich zu machen, wird gerade der Faktor außer Nahrung und Erwerb gesetzt, dem es obliegt, dieses vergrößerte Produkt zu verzehren und dem Neugeschaffenen zu einem Markte zu verhelfen. Dieses allgemeine Grundübel schreitet durch die ganze Welt und alle Nationen kranken daran. Wir leben in einer Uebergangsperiode. Die Jahrtausende, die hinter uns liegen, schafften mit nur mechanischen Mitteln. Die Gegenwart hat einen Elementargeist in ihre Dienste gebannt und hat seiner ungefügen Kraft den Menschen zum Opfer gebracht. Der Mensch ist der Dampfmaschine dienstbar. Man hat noch nicht verstehen gelernt, den Dampf dem Menschen dienstbar zu machen. Es bleibt der Zukunft überlassen, seine Kraft zu zügeln, ihn als segenspendenden Geist für Alle zu benutzen, statt ihn als Dämon schalten zu lassen, der den Menschen aussaugt und zermalmt. In seiner jetzigen Anwendung leidet der Mensch nicht nur in seiner Eigenschaft als Arbeiter, sondern der Arbeitgeber, der Eigenthümer, der Fabrikherr sieht sich dem Ruin entgegen geführt. Er rechnet fortwährend mit ungekannten Faktoren. Das Uebermaß der Produktion zieht ihn in den Abgrund. Der gehoffte Segen wird ihm zum Fluche, und ehe er gelernt haben wird, durch weises Haushalten der Kräfte, den Titanen allgemeinen, menschlichen Verhältnissen anzupassen, müssen Krisen periodisch wiederkehren.

Wir sehen dies an England, das, trotzdem es den Welt-

Digitized by Google

markt beherrscht, die Krisen periodisch und zwar immer rascher sich wiederholen sieht. Es überfüllt den Weltmarkt wie wir unsern einheimischen, jedoch mit dem Unterschiede, daß bei uns die Geschäfte mit dem Ende eines jeden Jahres größerer Stagnation entgegengehen. — England, Frankreich, Deutschland, Belgien haben die ganze Welt als Markt für ihre Industrieerzeugnisse und wenn auch Ueberfüllungen eintreten, so verlaufen sie bei dem weiten Absatzfelde rascher als bei uns, die wir uns durch eine chinesische Mauer vom Auslande abgeschlossen haben. Wir haben nur das Inland als Markt für unsere Industrie und wenn wir auch in den letzten Jahren Anfänge im Exporthandel gemacht haben, so führten uns nur die unglücklichen Folgen unseres Abschließungssystems dazu. Der Bankrott unserer Industriellen ist fast zur Permanenz geworden; und es ist gerade kein sehr schmeichelhaftes Resultat, wenn selbst zu Bankerottpreisen unsere Ausfuhr von Baumwollstoffen sich auf etwa elf Millionen Dollars beläuft, während Englands Export in diesem Artikel die ungeheure Summe von 250 Millionen Dollars erreicht. Ich werde mich bemühen, die Ursachen aufzudecken, die zu dieser Störung führten. Ehe wir diese aus dem Wege geräumt haben, werden wir nicht im Stande sein, eine dauernde Prosperität zu gründen. Hierzu gehören in erster Linie:

1) **Unsere Finanzgesetze,**
2) **Tarifgesetze und**
3) **Schifffahrtsgesetze.**

Von diesen beschäftigen uns heute unsre Finanzgesetze zumeist. Das Papiergeld, das der Krieg in so gewaltigen Massen in Umlauf gesetzt hat, hat hinreichende Verheerung angerichtet, so daß

Digitized by Google

sich endlich jeder vernünftige Mensch freuen sollte, wenn jetzt nach erfolgter Paristellung es der Goldwährung weicht. Und doch bestrebt man sich jetzt auf's Neue, eine neue schwankende Währung zu schaffen, uns wiederum auf den Isolirschemel zu stellen. Nachdem wir den Stürmen der letzten Periode erst entgangen sind, lenken wir wieder muthwillig in die trügerische See schwankender Kurse, indem wir einen Silberdollar von nur 85 Cents Goldwerth (412½ Grains) mit unlimitirtem Zwangscours schaffen. Und wir sollten doch endlich erkannt haben, wie gefährlich für Handel und Wandel der schwankende Werth des Geldes ist. Die schwankende Valuta greift störend in alle menschlichen Verhältnisse ein. Am meisten werden jedoch die ärmeren Leute, die von Hand zu Mund Lebenden, davon betroffen. Die Vertheuerung der Lebensmittel berührt sie natürlich zumeist.

Die Beeinflussung der Preise durch eine schwankende oder entwerthete Valuta greift jedoch weniger verheerend in die innersten Verhältnisse, in das Wohl und Wehe des Volkes ein, als der hohe Schutzzoll, der allen Artikeln auferlegt wurde, die im Inlande erzeugt werden oder erzeugt werden sollen. Statt daß, wie so viele glauben, die einheimische Industrie geschützt wird, wird sie durch den Schutzzoll in den innersten Grundfesten angefressen. Statt daß die Arbeit dadurch besser gelohnt werden kann, findet sie sich zu fortwährenden Exzessen gezwungen. Die erhöhten Löhne reichen kaum noch hin die erhöhten Lebensbedürfnisse zu kaufen. Fremde Erzeugnisse überfluthen den Markt, und die Fabriken, die durch die Lockungen des Schutzzolls veranlaßt, wie Pilze aus der Erde schossen, können kaum mit jenen konkurriren. Neben der Konkurrenz der Fremde wächst die einheimische zu gigantischen Proportionen an. Die Folge ist, daß die Preise nun anfangen, aufeinander zu drücken. Die Erzeugnisse können wegen der Vertheuerung nicht exportirt werden, und was keinen bereiten Markt

Digitized by Google

im Inland findet, muß zu Spottpreisen losgeschlagen werden. Den Arbeitern wird die Beschäftigung entzogen, die Fabriken müssen die Arbeit einstellen, wenn sie nicht dem Bankrott erliegen wollen. Dies sind die Zustände, an denen wir schon seit Jahren leiden, die uns das beste Mark aus den Knochen pressen und uns im Zustande chronischen Siechthums erhalten. Wenn unsere Verhältnisse nicht bis auf den Kern angebohrt wären, müßten wir uns schon längst erholt haben. Aber nach Verlauf von nahezu sechs Jahren sind wir noch immer in derselben trübseligen Lage, soweit unsere industriellen Verhältnisse in Frage kommen.

Daß die angeführten Punkte die Ursachen davon in sich tragen, werde ich durch hinreichende statistische Belege beweisen.

Ueber das Nationalvermögen und die Finanzkrisis.

Wenn wir die Panik von 1873 in einen Satz zusammenfassen, so ist sie das Ergebniß des allmäligen Zurücksinkens der Werthe auf ihren normalen Standpunkt den sie vor der ungesunden Aufblähung eingenommen. Das hohe Goldagio, der hohe Zoll und andre Steuern, die Spekulationswuth, veranlaßt durch die Fluth von Papiergeld, schwellten die Werthe zu unverhältnißmäßiger Höhe an. Was Wunders, daß sie nach durchgemachter Schwindel- und Gründungsperiode in die nüchterne Alltagswelt heruntersteigen mußten.

In welchem Maße alle Preise gestiegen waren, ist aus den Angaben über das Nationalvermögen im letzten Census ersichtlich:

Das Jahr 1860 weist einen Vermögensstand von Dollar 16,000 Millionen bei einer Bevölkerung von 31½ Millionen; das

Digitized by Google

Jahr 1870 dagegen von Dollar 30,000 Millionen und eine Bevölkerung von 38½ Millionen. Ein Zuwachs von Dollar 14,000,000,000 — nahezu eine Verdoppelung! — In günstigen Friedensjahren, in Jahren großer Prosperität wäre dies ein auffallend glänzender Ausweis gewesen; ein Thatbestand, der vielleicht von keinem Volk der Erde noch erreicht worden ist. Bei der großen Reichhaltigkeit der natürlichen Hilfsmittel und der ungehinderten Freiheit des Volkes sich derselben zu bedienen, jedoch keine Unmöglichkeit. Wir hatten jedoch während der vergangenen Dekade einen vierjährigen verheerenden Bürgerkrieg zu kämpfen. Er zerstörte den südlichen Theil des Landes so vollständig, daß jetzt nach 14jährigem Frieden er noch immer nicht zu seiner früheren Produktionsfähigkeit erstarkt ist. Seine Bevölkerung wurde dezimirt und die Hoffnung der Zukunft, die junge Männerwelt stark gelichtet. Während die Bevölkerung der Vereinigten Staaten sich um fast 25% vermehrte, weist der Süden nur eine Zunahme von 10% auf und dies gegen ein Anwachsen von 33% für die zehn Jahre die mit 1860 endigen. War indessen der Norden als Kriegsschauplatz verschont geblieben, so litt er deßhalb nicht minder. Auch er hatte seine beste Manneskraft auf die Schlachtbank zu führen, denn er konnte seine Territorien nur durch ganz unerschwinglich scheinende Opfer an Menschen und Eigenthum von feindlichen Heeren freihalten. Der Krieg verschlang in direkt nachzuweisenden Verlusten Dollars 8000,000,000 (Steuern, Kriegsschulden und zerstörtes Eigenthum im Norden und Süden). Außerdem waren die besten Kräfte des Landes dem produktiven Erwerb entzogen und statt Erzeuger von Wohlstand zu sein, wurden sie zu Zerstörern desselben. David A. Wells (einer unserer hervorragendsten Statistiker) nimmt den allein hieraus erwachsenen Verlust zu Dollars 1,200,000,000 an. Dies wären Dollars 9000,000,000 die wir durch den Krieg eingebüßt

Digitized by Google

haben! — Und doch behaupteten unsere Finanzpolitiker, daß wir neben dieser kolossalen Zerrüttung und Zerstörung Dollars 1,400,000,000 erübrigt haben. Dies wäre mit Zuziehung des Kriegsverlustes Dollars 23,000,000,000 mehr Erwerb, als das ganze Nationalvermögen in 1860 betrug. Wir würden demnach ein Mehrprodukt von 140% erzielt haben, über den früheren Vermögensstand. Es gibt Dinge, über deren Möglichkeit selbst der unerfahrenste Verstand sich des Zweifels nicht erwehren kann, und hier stehen wir vor einem solchen Falle. Während wir verarmten, rechneten wir uns reich. Während unser Eigenthum dahinschwand oder in Schulden versank, berechneten wir die Schuld als Kapital und das Eigenthnm zum doppelten Werthe und riefen die Welt zu staunenden Zeugen unserer Spannkraft auf, die inmitten der Zerstörung im Stande war, Armuth und Verderben in Reichthum und Blüthe umzuwandeln. Aus einem Hause sind aber noch niemals zwei Häuser geworden, weil es heute Tausend und morgen Zweitausend genannt worden ist. Die Frage konnte aber doch nur sein: Wie viel mehr Häuser, Getreide, Produkte erzeugen wir? nicht wie viel mehr Dollars nennen wir dies oder jenes Produkt oder wie viel Schuldverschreibungen haben wir in Umlauf gesetzt?

Daß wir selbst in den glänzenden Spekulationsjahren vor der Panik verarmt waren, zeigen die Listen der wichtigsten Erzeugnisse. In vielen finden wir eine positive, in allen eine relative Verminderung im Vergleich zur Kopfzahl. Als Beleg führe ich einige der Bedeutendsten hier an:

(Die Zahlen in Millionen.)

Bestand:	1860 mit 31½ —	in 1870 mit 38½	Bevölkerung:
Acker Farmland	163	189	
Pferde	6¼	7⅛	

Digitized by Google

Kühe	8½	9
Ochsen	2¼	1.32
Sonstiges Hornvieh	14.8	13.5
Schafe	22.5	28.5
Schweine	33.5	25.13
Weitzen, Buschel	173	288
Korn "	839	761
Hafer	172	282
Kartoffeln "	111	143
Wolle lbs.	60	100
Südliche Produkte:		
Reis lbs.	187	74
Tabak "	434	263
Baumwolle, Ballen	5.38	3.011
Rohrzucker, Oxhoft	0.230	0.088

Die Vermehrung des urbar gemachten Landes beträgt nur 16 % trotz der riesigen Ausbreitung des Eisenbahnnetzes und der inzwischen vollendeten Pacificbahnen, der großen Einwanderung und einer Bevölkerungszunahme von 22 %. Der durchschnittliche Mehrertrag in den wichtigsten Getreidearten beträgt 12 % in den nördlichen Staaten. Die Jahre 1850—1860 zeigen dagegen einen Zuwachs von ca. 50 % in Farmland, Ackerbauthieren und Cerealien, während Tabak und Baumwolle, vorzüglich südliche Produkte, 100 % Mehrertrag übersteigen. Die Reis-, Zucker-, Tabak- und Baumwollenernte war dagegen durchschnittlich 50 % geringer in 1870 als in 1860.

Diese Zahlen beweisen hinlänglich die gänzliche Verarmung des Südens und den nur verhältnißmäßig größeren Wohlstand des Nordens. Das urbare Ackerland im Süden hatte sich in ganz auffallender Weise vermindert. Die zwölf Südstaaten, die zur

Digitized by Google

Konföderation gehört hatten und ein Areal von 56,500,000 Acker besaßen, weisen 1870 nur noch 49,000,000 auf. Der ganze Zuwachs fällt den Nordstaaten zu. Es ist hieraus wohl ersichtlich, daß die Masse der Produkte ein sichererer Maßstab für den Reichthumsbestand ist als die zufällige Werthschätzung. Unsere Baumwollenernte, als größtes Einzelprodukt, könnte als bestes Beispiel dienen.

Um dem Einwand der Zufälligkeit einer hohen Einzelernte zu begegnen, fasse ich je drei Jahre zusammen.

1858, 1859 und 1860 lieferten ein Produkt von dreizehn Millionen; 1868, 1869 und 1870 von nur 8,000,000 Ballen. In der erstgenannten Periode war der Geldwerth per Pfd. $11^{7}/_{10}$ Cents, die 13,000,000 Ballen à 400 lbs. also Dollar 618,000,000; in den letztgenannten Jahren 19 Cents sammt einem Goldprämium von $33^{1}/_{3}$ %, also $25^{1}/_{3}$ Cents, folglich die 8,000,000 Ballen Dollar 810,000,000.

Acht Millionen Ballen waren also Dollar 200,000,000 mehr werth als dreizehn Millionen Ballen. Hätten wir dieses Produkt von drei Jahren ansammeln und Nationalreichthum nennen können, so wären wir so glücklich gewesen 5 Millionen Ballen oder 38 % wirkliches Besitzthum weniger gehabt zu haben, aber in unserem „Kapitalkonto" 200,000,000 Dollars oder 33 % eingebildetes Mehr-Kapital eingeschrieben zu sehen. Wir würden das um das Handumdrehen verdiente Geld (denn eine Zahlenumschreibung war ja Alles was nöthig war, diesen Verdienst hervorzurufen) ebenso glücklich verpraßt oder in Northern Pacific Eisenbahnen — Eisenbahnen in unwirthlichen, unangebauten Gegenden — angelegt haben, und wären nach und nach mit aufgeblähten Segeln glücklich in das ereignißreiche 1873 eingefahren.

Und so geschah in der That! — Aber der Rückschlag erfolgte! Die Preise der Baumwolle waren auf $12^{1}/_{2}$ Cents und so auch das Agio auf $12^{1}/_{2}$ % gesunken. Wir konnten somit unsere

Digitized by Google

Schulden nicht decken. Wir fanden, daß unsere Northern Pacific-Eisenbahnen und andere Sandgründungen Opfer erheischten, aber keinen Heller Geld eintrugen. Wir hatten aber Dollar 200,000,000 zu unseren Gunsten gebucht? Die lagen jedoch fest in Eisenbahnhypotheken! — Wir wollten sie zu Geld machen. Aber man verlangte andere Sicherheiten als diese Hypotheken einer tollen, brüchigen Gründungszeit. Wir mußten uns also entschließen, die Millionen Ballen zu Geld zu machen, und fanden, daß dieselben, die wir zu Doll. 810,000,000 schätzten, jetzt nur noch Doll. 450,000,000 werth waren. Dies reichte jedoch nicht hin, unsere Verbindlichkeiten zu decken. Im Wonnegefühl des schnell wachsenden Vermögens machten wir in leichtsinniger Weise Schulden, kauften zu hohen Preisen, ohne Rücksicht auf den wahren Werth, liehen Geld zu hohen Zinsen und nun verlangten mit einem Male die Gläubiger ihre Darlehen zurück und die Folge war — die Panik — der Bankerott!

In solcher Weise erklärt sich die Finanzgeschichte der letzten Jahre mit großer Leichtigkeit. In allen Zweigen der Produktion war ein theils vermindertes, theils nicht erheblich vermehrtes Produkt die wahre Grundlage unseres Reichthums. Hohe Preise blendeten uns und ließen uns den genauen Sachverhalt verkennen. Die Rückkehr zu niederen Preisen mußte uns eine traurige Ernüchterung bringen.

Unser Handelsverhältniß zum Auslande.

Unsere Schulden dem Auslande gegenüber waren außerdem derart angewachsen, daß unsere jährliche Ausbeute an Edelmetallen, die 60—70 Millionen betrug, kaum ausreichte, die Zinsen zu decken. Unsere Netto-Goldausfuhr (Ausfuhr abzüglich der Einfuhr) betrug von 1863—1877 allein die ungeheure Summe von

Digitized by Google

Dollar 780,000,000. — (ohne die Summen zu rechnen, die alljährlich von Privaten, die nach Europa reisen, mitgenommen werden, weil sie wohl von dem beglichen werden, was Emigranten ꝛc. herüber bringen).

Das Verhältniß unserer Einfuhr zur Ausfuhr war nicht weniger ungünstig.

Wir importirten 1863—74 . . . . Dollar 4,857 Millionen
und exportirten nur . . . . . „ 3,817 „
also entstand ein Unterschied von . . . . Dollar 1,040 Millionen
oder über 20 % zu unseren Ungunsten.

Diese Summe ist jedoch nur die offiziell deklarirte. Der Schmuggel und die Werthunterschätzung der Waaren bringen den Import auf eine weit höhere Ziffer. Die Treasury-Berichte veranschlagen jenen auf Dollar 150 Millionen, eine jedenfalls viel zu nieder gegriffene Ziffer für 11 Jahre. Die Auslagen für Frachten, die fremden Schiffern zu gute kamen, belaufen sich auf Dollar 165 Millionen und die Zinsen dieser Schuld zu Dollar 300 Millionen; ziehen wir hier noch hinzu Dollar 200 Millionen für Verluste im Disconto der U. S. Bonds, die meistens zu entwerthetem Cours exportirt worden sind, so haben wir die Summe von . . . . . Dollar 1,855 Millionen
und abzüglich der ausgeführten Contanten „ 680 „
standen wir mit . . . . . Dollar 1,175 Millionen
dem Auslande gegenüber verschuldet, die wir innerhalb der Periode aufgenommen haben, die uns zur Krisis führte.

In keinem Zeitraume seit Bestehen der Union war das Zahlenverhältniß so ungünstig als in dem des Papiergeldes und des Schutzzolles.

Digitized by Google

Der Import

	in Waaren	in Gold
war 1850/60	Doll. 2,683 Millionen	Doll. 8 Millionen
und 1840/50	„ 1,105 „	„ 33 „

Der Export

	in Waaren	in Gold
war 1850/60	Doll. 2,321 Millionen	Doll. 432 Millionen
und 1840/50	„ 1,120 „	„ 11 „

Die Handelsbilanz war also stets zu unsern Gunsten in den Jahren, die der Kriegsperiode vorausliefen, natürlich einschließlich des Goldexports.

Es war ein folgenschweres Unterfangen „unser eigenes Geld" in Umlauf zu halten, selbst nachdem die „Nothwendigkeit" in Folge der Kriegsbedürfnisse hinweggefallen war, und Gold demzufolge auszuschließen. Was der früheren Aufnahme der Baargeld-Zahlungen jedoch seit 1868 (als Mc. Culloch ernste Schritte zur Wiederaufnahme that) hauptsächlich im Wege stand, war das Schreckgespenst der nachtheiligen Handelsbilanz und der Glauben, daß all' unser Gold nothwendigerweise stets nach Europa fließen müsse, so lange wir ihm verschuldet sind. Unser Gold floß jedoch nach Europa, weil wir es hier außer Kurs gesetzt hatten, und wir vergaßen zu berücksichtigen, daß Gold wie jede andere Waare stets da zu haben und haftbar zu machen ist, wo es gebraucht wird und ein Umtausch einen Nutzen verspricht, und daß die Goldströmung sich weder an Handelsbilanzen noch Gesetzbestimmungen kehrt.

So hat z. B. England während der letzten 20 Jahre 1858 bis 1877, der Epoche seiner größten Prosperität, Lstrl. 5,800 Mill. importirt und nur für Lstrl. 4,600 Millionen exportirt, folglich Lstrl. 1200 Millionen Schulden gemacht, und sah sich nie der Frage ausgesetzt, ob es Goldzahlungen aufrecht erhalten könne.

Digitized by Google

Englands schwierigsten Finanzjahre waren gerade diejenigen, in denen sein Export den Import am Bedeutendsten überstieg. (Egypten, dessen Export das Dreifache seines Imports beträgt, müßte demnach in glänzenden Finanzverhältnissen stehen.) England ist allerdings dem Auslande sehr verschuldet. Dies ist aber heutzutage jede handeltreibende Nation mehr oder minder. Innere Verbesserungen, Eisenbahnen, Schiffbau und alle möglichen industriellen Unternehmungen werden meistens mit den Geldern der Kapitalisten aller Länder hergestellt. Es handelt sich mehr darum, ob die Kapitalien nutzbringend angelegt sind, oder à la Northern Pacific im Sand verlaufen. Im Uebrigen ist ja das Leben der Staaten kein abgeschlossenes mehr. Die Völker stehen in innigem Wechselverkehr. Aus den verschiedenen handeltreibenden Nationen ist ein großer Organismus geworden. Sie durchströmt dasselbe Leben, derselbe Blutstrom. Die Stockung in einem Theile stört die pulsirende Regung in allen anderen. In regelmäßigem Ineinandergreifen ist thatkräftiges Leben; Einseitigkeit, Trennung und Sonderstellung führt dagegen zur Stockung und Lähmung.

Unter der Herrschaft des Schutzzolls und „des besten Courants, das die Welt je gesehen", hatten wir indessen aufgehört Exporteure amerikanischer Industriegegenstände zu sein. Wir führten in riesigen Proportionen fremde Fabrikate ein und fanden nur einen Markt für amerikanische Rohstoffe und Cerealien. Wenn wir jetzt hingegen viel weniger importiren als exportiren, so ist dies mehr auf Grund der allgemeinen Verarmung, die von der Panik ihren Ausgangspunkt genommen. Wir sind eben nicht mehr im Stande so viel zu kaufen als früher. Günstige Ernten Europas sind für uns eine Kalamität. Das Unglück Anderer ist also die einzige erlösende Hoffnung, die uns unter den jetzigen Verhältnissen entgegen leuchtet.

Wir haben nun den Einfluß entwertheten Papiergeldes auf

Digitized by Google

die Preise kennen gelernt, wenden wir uns nun zur Besteuerungsform als Preisbildner. Als störendem Elemente begegnen wir zuerst dem Schutzzoll.

Wirkung des Schutzzolles auf unsere inneren Verhältnisse.

Die Vertheidiger dieses Systems kleiden ihre Argumente allerdings in das Humanitätsprinzip, die beliebte Form bedrückende Maßregeln als volksbeglückende Segnungen zu oktroyiren. Die Sätze in die der Schutzzoll sich hierzulande kleidet, sind folgende:

1) Wir sind eine junge Nation, die nicht im Stande ist, mit dem Auslande zu konkurriren.

2) Wir müssen die Arbeit schützen und die Hungerlöhne Europas fernhalten.

3) Wir müssen dem Pauperismus vorbeugen; und

4) Wir müssen unsere Industrie schützen.

Satz 1) können wir doch eigentlich nur in staatlicher Beziehung auf uns anwenden. Wir bestehen als Staat allerdings noch kaum hundert Jahre. In volkswirthschaftlicher Beziehung sind wir wohl insofern jung, als wir in kindlichem Bemühen eine eigene, amerikanische Finanzwissenschaft aufstellen wollen. Abstrahiren wir jedoch von derselben und stellen uns auf den Boden der allgemeinen Erfahrungswissenschaft, so stehen wir genau auf dem Standpunkte den Europa in seinen fortgeschrittensten Industriestaaten einnimmt. Wir sind in unserer Abstammung Europäer. Die geistigen Errungenschaften, Entdeckungen und Erfindungen gehören sowohl uns als Europa an, und in den letzteren nehmen wir gewiß keine untergeordnete Stellung ein. Unsere Arbeiter- und Denkerkreise rekrutiren sich außerdem fortwährend aus den besten Kräften Europas.

Digitized by Google

Ja die thatkräftigsten Elemente, die der sozialen oder politischen Bedrückung zu entfliehen bestrebt sind, eilen zu uns herüber und kräftigen unsere Reihen mit schaffender Energie und machen den Satz zur Lüge, daß wir aus Jugendlichkeit nicht im Stande sind, den Wettkampf der Industrie mit gleichen Kräften aufzunehmen.

2) Mit dem Schutze der Arbeit hat es seine eigene Bewandniß. Der menschenfreundliche Satz wird nur dann gehört, wenn unsere Kapitalisten nach Washington oder Albany wallfahren, um eine neue Zollauflage für eine beabsichtigte Industrie oder einige Millionen oder Konzessionen, die Millionen werth sind, für eine schon bestehende Industrie zu erschleichen. Ein Satz, der in der Sprache der monopolistischen Biedermänner „Schutz der Arbeiter" heißt, und auf darbende Arbeiter angewendet, die Beschäftigung und Lohn fordern, „Sozialismus und Kommunismus" genannt wird.

Wenn Steuerauflagen gemacht werden, die preiserhöhend wirken, leiden die Arbeiter zumeist darunter. Die Preise steigen sofort, die Löhne nur allmälig. Lebensmittel und Lebensbedürfnisse, alles was zum Lebensunterhalt unumgänglich nöthig ist, und wofür die Löhne schließlich umgetauscht werden müssen, schwellen im Preise an, und die Arbeiter sehen sich meistens genöthigt, eine Besserung der Löhne von den Arbeitgebern zu erzwingen. In höchst seltenen Fällen erfolgt die Lohn-Aufbesserung aus freien Stücken.

Mit 1863 beginnt unsere Hochschutzzoll-Periode. Eisen wurde mit einem Zoll von Dollar 9,00 Gold (alle Zölle wurden in Gold erhoben) die Tonne belegt. Das durchschnittliche Goldagio war in 1863 45 %, in 1864 104 %. Der Marktpreis des Roheisens stand im Januar 1863 Dollar 33,00 Courant und stieg bis zum Dezember 1863 auf Dollar 45,00 Courant und 1864 bis auf 60,00 Courant die Tonne.

Digitized by Google

Die Produktionskosten waren für 1863 . . . . Dollar 16,53
„ 1864 . . . . „ 20,97
und schwollen erst in 1865 zu . . „ 32,21

an.

Der Staat garantirte also den Eisenfabrikanten neben den außerordentlichen Gewinnsten, die der Aufwand des Krieges und das herrschende Goldagio ermöglichte, einen Extra-Profit von Dollar 9,00 Gold „zum Schutze der Arbeiter", die landläufige, stimmenködernde Phrase.

Wie wurde jedoch die Arbeit geschützt?

Es kam auf die Tonne Eisen:

	Gesammtlohn		Profit	
1863	Dollar 2,07	Dollar	16,50	oder 100 %
1864	„ 2,85	„	40.00	„ 200 %

und erst 1865, als die Preise längst in außergewöhnlichem Maße gestiegen waren, ging der Arbeitslohn per Tonne auf Doll. 4,56. Mit allmäliger Herabsetzung kam der Lohn 1871 auf 3,50 Cents zu stehen.

Man sollte denken, daß solche Löhne wohl bezahlt werden könnten, auch ohne den zum Schutz der Eisenindustrie so nöthig erachteten Zoll von Dollar 9,00, oder, wie er jetzt besteht, von Dollar 7,00.

Ebenso verhält es sich jetzt mit der Stahlindustrie, die den Unternehmern enorme Profite abwirft. Zoll Dollar 22,00, Marktpreis Dollar 45,00. Fremder, englischer Stahl könnte ohne Zoll zu Dollar 25,00 hierher geliefert werden. Die edeln Menschenfreunde, die die Stahlindustrie hier zu dem Zwecke betreiben, den Arbeitern Beschäftigung zu geben, haben deshalb auch einen gegenseitigen Vertrag abgeschlossen, den Preis unter keinen Umständen herabzusetzen und eher die Werke zu schließen. In letzterem Falle

Digitized by Google

ist die Rückerstattung des Ausfalls seitens des gemeinsamen Fonds dem feiernden Werke garantirt. Natürlich versteht man darunter nicht die Arbeiter, sondern die armen Besitzer.

Aber, wie gesagt, „der Arbeiter muß geschützt und die Hungerlöhne Europas müssen aus Amerika fern gehalten werden".

Wie dies bewerkstelligt wurde, ist aus den Lebensmittelpreisen der genannten Jahre, verglichen mit dem Arbeitslohne, ersichtlich. Dieselben waren in den meisten Fällen um 100 % in die Höhe gegangen, ehe das Steigen des Arbeitslohnes ermöglichte, das Gleichgewicht zwischen Ausgaben und Einnahmen wieder herzustellen. Eine verminderte Konsumtion war inzwischen die nothwendige Folge. Der Durchschnittsverbrauch auf den Kopf gerechnet war in Pfunden ausgedrückt, wie folgt:

	Getreide	Thee	Zucker	Kaffee
1860	38,68	0,84	29,6	5,8
1861	—	0,52	22,2	4,3
1862	26,42	0,71	29,3	3,4
1863	21,21	0,80	18,9	2,2
1864	25,34	1,04	19,4	3,7
1865	31,43	0,48	16,8	2,8
1866	36,67	1,16	27,6	4,7

Man sieht hieraus, daß sich die Arbeiter erst in die theuren Preise und sonstigen Segnungen des Schutzzolles hineinhungern mußten, ehe sie im Stande waren von ihren Arbeitgebern Löhne zu erzielen, die ihnen die alte Lebensweise ermöglichten, deren sie sich in der Periode, die von dieser humanen Richtung nichts wußte, erfreuen konnten. Gerade die Periode, in denen alle Fabrikanten und Unternehmer die kolossalsten Profite und Dividenden einstrichen, war die des größten Darbens für die armen Schützlinge der väterlichen Regierung in Washington; denn es ist wohl anzunehmen,

Digitized by Google

daß der Ausfall in dem Verbrauch genannter Haupt-Konsumartikel von den Lohnarbeitern und nicht von den Fabrik- und Hochofenbesitzern, Dividendenmachern und Shoddylieferanten getragen wurde. Berücksichtigen wir außerdem noch den außerordentlich großen Verbrauch der Armeen während dieser Zeit, so finden wir einen noch bedeutend verminderteren Antheil, der auf die Arbeiterbevölkerung gerechnet werden kann.

Schutzzoll und Agiotage schraubten also die Lebensmittelpreise so sehr in die Höhe, daß der Arbeiter, wenn er auch den doppelten Lohn erhielt, damit gerade so weit reichte, als früher mit dem halben Lohne. — Mit dem Schutze des Arbeiters vermöge des Schutzzolles wäre es also Nichts!

3) Daß der Pauperismus durch ihn ferngehalten wird, ist theils fromme Illusion, theils wissentliche Lüge seitens der Vertheidiger des Systems „amerikanischer Staatswissenschaft". Die Myriaden von Armen, die sich in unseren großen Städten und in den Fabrikdistrikten angesammelt haben, legen davon beredtes Zeugniß ab.

4) Erweisen wir nun dem „Schutz der Industrie" zunächst unsere Aufmerksamkeit! Hören wir die Schutzzöllner reden, so sollte man glauben, der Schutzzoll habe die Industrie hierzulande eigentlich erst ins Leben gerufen. Wir hatten jedoch auch vor dem Rebellionskriege eine sehr erhebliche Industrie. Es bestanden:

	Fabriken mit	Arbeitern und		Produkten
1860	140,000	1,312,000	Doll.	1,886,000,000
1870 dagegen	252,000	2,053,000	„	4,232,000,000

Dieser Fortschritt ist ein sehr bedeutender zu nennen. Bei näherer Beleuchtung erscheint er jedoch mehr äußerlich als wesentlich. Die Zahl der Fabriken wuchs um 80 %, während die Zunahme von 1850—1860 nur 15 % betrug. Die der Arbeiter

Digitized by Google

jedoch nur 56 %, dagegen von 1850—1860 um 37 %. Die Bevölkerung hatte sich indessen ebenfalls vermehrt, und berücksichtigen wir den Aufschwung den die Industrie in allen Ländern nahm, so bleibt Amerika noch hinter den Ländern zurück, die sich mehr dem Freihandel zuneigten. Auch ohne den Schutzzoll würde sich Amerika gezwungen gesehen haben, ein bedeutend vergrößertes Produkt herzustellen, um der vergrößerten Nachfrage im Inlande genügen zu können, und wäre viel früher dadurch in den Stand gesetzt worden, seine alte Stellung im Welthandel zurückzuerobern.

Das hergestellte Produkt zeigt enorme Zahlen: Einen Zuwachs von 125 % im Werth, während 1850—1860 nur 85 % zeigt. Bei der geschwollenen Natur aller Preise 1870 ist es jedoch sogar fraglich, ob der Zuwachs dem von 1850 auf 1860 überhaupt nur gleichkommt. 1860 war der Zolltarif 15 %, in 1870 50 % durchschnittlich. 1860 Goldwährung, 1870 entwerthetes Papiergeld; und die Summe von Doll. 4,232 Millionen dürfte in die Werthe von 1860 zurückversetzt, eine so bedeutende Minderung erleiden, daß sie Dollar 2,500 Millionen gewiß nicht übersteigt, und stände dann im vollkommenen Verhältniß zur Bevölkerungszunahme. In wirklichen Produkten der Fabrikindustrie erzeugten wir kaum um 25 % mehr als in 1860, während damals in einer verhältnißmäßigen Freihandelsperiode unsere Industriezunahme 85 % betragen hatte. So weist z. B. die Baumwollenindustrie einen sehr bedeutenden Mehrbetrag im Geldwerthumsatze auf. Der Verbrauch in Baumwolle war aber nur sehr wenig gestiegen:

Verbrauch von Baumwolle in den Vereinigten Staaten:

1859—1860 u. 1861	2,700,000	Ballen
1869—1870 u. 1871	2,900,000	„

Es wurden also kaum 10 % mehr Baumwolle verarbeitet

Digitized by Google

als in den besten ungeschützten Jahren, trotzdem die Bevölkerungszahl um 25 % zugenommen hatte. Außerdem hatten wir im Jahre 1860 einen Export von Dollar 11,000,000 in Baumwollenwaaren, der in 1870 Dank der Protektion und der Zerstörung der Schiffahrt auf fast Null herabgesunken war. Jetzt wird allerdings wieder viel mehr Baumwolle verarbeitet, doch trotzdem der Export wieder zur alten Summe gestiegen, ist er doch noch lange nicht bedeutend genug, um den Fabriken genügende Beschäftigung zu geben und sie vor dem Bankerott zu schützen. Bis zum Jahre 1873 incl. wurden Fabriken auf Fabriken errichtet und enorme Dividenden fielen den glücklichen Aktieninhabern in den Schoß. Während der letzten Jahre waren Dividenden dagegen ungekannte Größen. Die Waare brachte kaum die Herstellungskosten ein. Das Inland war nicht im Stande die Fabrikprodukte zu verzehren: die brodlosen, schlechtgelohnten Arbeiterklassen hatten nicht die Mittel, sich, selbst bei den billigen Preisen, mit Waaren zu versorgen und der Ausfuhrhandel war viel zu unbedeutend, einen Ausgleich herzustellen.

Aber auch dem ostensibeln Zweck des Schutzzolls, fremde Industrieartikel aus dem einheimischen Markte fern zu halten, wurde während der geschwollenen Zeit, die der Einführung des Hochschutzzolls folgte, nicht nur nicht genügt, sondern auch gerade das Gegentheil erzielt. Also wiederum einmal Saturn, der seine eigenen Kinder frißt! Bis zum Jahre 1873 nahm die Einfuhr fremder Manufakturwaaren immer größere Verhältnisse an und dies Angesichts eines Schutzes von 50—75 %, dessen erklärte Aufgabe es ja sein sollte, „fremde Erzeugnisse fern zu halten und Amerika nur als Markt amerikanischer Industrie-Artikel gelten zu lassen"!

Bei dem niederen Tarif von 1860 betrug die Importation der nunmehr hauptsächlich beschützten Artikel Dollar 150,000,000; von

Digitized by Google

denselben wurden in 1873 für Dollar 260,000,000 (NB. Goldpreise) eingeführt.

Dagegen sank die Ausfuhr in entsprechendem Maße. Sie betrug

	1860	1873
in Kleidungsstücken Dollar	525.000	—
Baumwollwaaren	10.900.000	2.900.000
Eisenwaaren	5.700.000	5.000.000
Wollenwaaren	3.500.000	1.500.000
	20.625.000	9.400.000

In diesen Hauptartikeln sank die Ausfuhr um 50%, während die Gesammtausfuhr von Fabrikwaaren 60% gefallen war. Mit der Einfuhr verhielt es sich natürlich umgekehrt. Eisen- und Wollenwaaren, die sich eines so ausgesuchten Schutzes erfreuen, importirten wir:

	1860	1873
Stangeneisen	Dollar 5.000.000	Dollar 6.200.000
Roheisen	2.000.000	7.200.000
Eisenschienen	7.300.000	10.500.000
Eisenketten 2c.	4.200.000	9.000.000
Sonstige Eisen und Stahlwaaren	10.800.000	24.000.000
Wollenwaaren	39.000.000	51.000.000
	Dollar 68.300.000	Dollar 107.900.000

Der beabsichtigte Zweck schlug, wie dies bei solchen heroischen Zwangsmitteln immer geschieht, in sein Gegentheil um. Die theuern, beschützten Rohprodukte, die theuern, beschützten Materialien aller Art, der hohe Zinsfuß, die hohen Arbeitslöhne u. s. w. überwucherten den hohen Schutzzoll auf fremde Fabrikate und erst das Zurückfallen der Preise seit der Panik hat uns gestattet, unsere Erzeugnisse mehr und mehr den fremden zu substituiren.

Digitized by Google

Seit 1873 nahm die Einfuhr fremder Waaren mehr und mehr ab. Die Konkurrenz des Auslandes wurde immer mehr zurückgedrängt; aber trotzdem liefern die so sehr vervielfältigten Fabriken mehr Produkt, als der verringerte Bedarf aufbrauchen kann. Die Folge davon ist natürlich ein fortwährendes Sinken der Waarenpreise. Ist es hierbei zu verwundern, wenn unter solchen Umständen Verluste sich auf Verluste häufen und eine Fabrik nach der andern gezwungen wird in Konkurs zu gehen? Die Suspension von Wollenwaarenfabriken ist fast sprichwörtlich geworden. Und dies Angesichts eines Schutzes von 65 und in billigen Sorten von fast 100 %! Mit baumwollenen Waaren würde es sich ebenso verhalten, auch ihre Fabrikation ist ein prekäres Unternehmen geworden. Die Rohwaare ist jedoch nicht geschützt; sie zahlt keinen Zoll und die im Wachsen begriffene Exportation gleicht jetzt den Unterschied zwischen Produkt und Konsum einigermaßen aus. Mit wollenen Waaren wird dies so lange unmöglich bleiben, als der Zoll auf Rohwolle währt.

Wir können jedoch das Eintreten dieses Millenniums vorerst nicht erwarten, denn der Schafzüchter muß ja ebensowohl geschützt werden als der Wollenfabrikant. So gut der Fabrikant Schutz erhält, hat ja auch der Ackerbauer ein Recht auf seinen speziellen Schutz.

Der Schutz der Schafzüchter bietet vielleicht die beste Illustration der Verwerflichkeit alles Schutzwesens. Nach der Einführung des Schutzzolles legte sich jeder Bauer auf das Schafzüchten. Unsere großen Prairien lieferten ein einladendes, ergiebiges Feld, das reichlich ausgenutzt wurde. Die Folge davon war, daß Wolle so sehr im Preise sank, daß in einem Jahre, im Jahre 1869 die Zahl der Schafe um 8 Millionen durch das Schlachtmesser verringert wurde. Die Schafzucht trug also selbst bei dem kostenfreien Prairielande nicht einmal die Fütterungs-

Digitized by Google

kosten. Nach diesem verminderten Bestande wurde die Wolle wieder theuer und das Schafzüchten begann auf's Neue und dieselbe Wandlung folgte auf's Neue. Wir haben dieses Wechselfieber nun schon zum dritten Male innerhalb der letzten zehn Jahr durchlebt. Vor kaum einem Monat*) war der Preis der Rohwolle der niederste, der seit Menschengedenken bestanden hat, und in dieser kurzen Frist ist der Preis plötzlich um 25 bis 50 % in die Höhe gegangen und der Markt ist gegenwärtig in einer beispiellosen Aufregung, die mit der noch vor wenigen Wochen herrschenden Lethargie verglichen, wahrhaft komisch ist. Der Preis der Wolle ist fortwährend Schwankungen ausgesetzt, die kein Industriezweig lange ohne verheerende Folgen ertragen kann.

In der Eisenindustrie sind ähnliche störende Folgen des Schutzzolles aufzuführen. Für Stahlschienen z. B., die in England in der Fabrik Lstrl. 4,10 Sh. kosten, hat der hiesige Eisenbahnbetrieb Dollar 42,00 die Tonne zu erlegen.

Der Schiffsbau, früher einer der bedeutendsten Zweige amerikanischer Industrie, ist auf ein Minimum herabgesunken.

Der Tonnengehalt unserer Handelsmarine belief sich im Jahre 1861 auf 5,539,000 Tonnen und war im Jahre 1870 auf 3,746,000 Tonnen gesunken, worunter 623,000 Tonnen abgetakelt Schiffe.

Unser Seehandel wird größtentheils von fremden Schiffen getragen.

Das Verhältniß einlaufender Schiffe war wie folgt:

	Einheimische:		Fremde:	
	Tonnen	Matrosen	Tonnen	Matrosen
1860	5.921.000	170.000	2.353.000	107.000
1869	3.402.000	105.000	5 347.000	202.000
1878	3.641.000	—	12.166.000	—

*) Juni 1879.

Digitized by Google

Die großartige Ausdehnung unsres Seehandels kam also nur fremden Schiffern zu gute. Innerhalb 20 Jahren stieg derselbe von 8¼ auf 15¾ Millionen Tonnen, also um fast 100%, und während in 1860 unser Antheil an den 8¼ Millionen fast 6 Millionen oder 70% gewesen, war derselben in 1878 an 15¾ Millionen nur 3⅔ Millionen oder 25% gewesen. Welche Masse von Arbeitern könnten in unsern verödeten Schiffsbauwerften Beschäftigung finden, wäre es uns gestattet, Schiffsmaterialien zollfrei vom Ausland zu beziehen, und welche Zahl von Matrosen, könnten wir billige Schiffe im Ausland kaufen. Englands Kreuzer unter der konföderirten Flagge vertrieben unsre Schiffe von der See und zwangen sie, sich unter fremder Flagge registriren zu lassen; wir dürfen sie aber, Dank unsren weisen Gesetzen, nicht zurückkaufen, selbst wenn sie uns im Falle eines Krieges, den England mit einer anderen Macht zu führen gezwungen sein könnte, um ein Spottgeld entgegengebracht würden. Während des Bürgerkrieges gaben die Matrosen der Handelsmarine ausgezeichnete Bemannung für die Flotte ab; die verringerte Seetüchtigkeit unsres jetzigen Bestandes würde uns zu schwer zu begleichendem Nachtheile gereichen, im Falle uns ein neuer Krieg überraschen sollte. Allerdings ist keine große Wahrscheinlichkeit dazu vorhanden, doch die Möglichkeit ist niemals ausgeschlossen. Eine der größten Ungeheuerlichkeiten unseres Tarifs ist, daß selbst Reparaturen, im Auslande vorgenommen, mit 50% verzollt werden müssen.

Die hohen Preise der Schiffsbaumaterialien machen es uns unmöglich, mit dem Auslande in der Herstellung seetüchtiger Schiffe zu konkurriren, es sei denn in Folge von Subsidien. In welcher Weise diese erschlichen und erkauft werden und wie sie dazu beitragen, Korruption zu säen und das Volk nebenbei zu

Digitized by Google

bedrücken, ist aus den Ergebnissen der Untersuchungen der Pacific Mail-betrügereien ersichtlich.

Der Schutzzoll korrumpirt das Volk und untergräbt die stolzeste Säule des amerikanischen Volksthums: das unabhängige Selbstvertrauen! Jeder Staat hat hierdurch seine besonderen Interessen zu vertreten, jeder Industriezweig wieder die seinen. Statt daß der Betreffende sich bemüht, das Tüchtigste in seinem Fache zu leisten, schmiegt er sich an Beamte und Kongreßvertreter. Durch Bestechung und Schacher erwirkt er sich Protektion vor der Konkurrenz des Auslands; ebenso wo irgend möglich Monopole und Konzessionen im Inland.

Im Allgemeinen kann jedoch die inländische Konkurrenz nicht so leicht gehindert werden und so kann er sich eben nur während einer kurzen Periode Prosperität erkaufen. Sowie die Konkurrenz, durch hohe Preise angelockt, in ihrer Produktion das inländische Waarenbedürfniß übersteigt, ist es auch mit der kurzen Herrlichkeit zu Ende.

Es wäre weit vernünftiger die Industrie sich selbst zu überlassen und dem amerikanischen Unternehmungsgeiste vertrauend, ihn, frei von dem Gängelbande der Staatsverwaltung, den Wettkampf mit der Welt aufnehmen zu lassen. Daß er dazu fähig? Wer wollte es bezweifeln, der die schrankenlose Energie, die unbezähmbare Willenskraft des Amerikaners kennt! Kein Volk der Erde kann ihm an die Seite gestellt werden im Erfinden praktischer Hilfsmittel zur Erleichterung der Arbeit und es ist daher wahrhaft lächerlich, diesen Riesen am Leitseile der väterlichen Vorsehung in Washington einherschreiten und in der freien Bewegung seiner mächtigen Glieder gehindert zu sehen.

Der korrumpirende Einfluß dieser monopolistischen Bestrebungen zwang den Staat New-York zur Annahme eines Zusatzartikels zu seiner Verfassung, der alle Sonder- und Privatgesetze verbietet.

Digitized by Google

Die Vereinigten Staaten können in ihrer Verwaltung und Gesetzgebung nicht auf die Rückkehr reiner Zustände hoffen, ehe sie nicht in ähnlicher Weise den zersetzenden Einfluß der Bestechung ausschließen. Der Handel, die Industrie, die Schifffahrt werden sich nicht zur alten Energie aufraffen, so lange es vortheilhaft bleibt, Schutz, Monopole und Subsidien von der Regierung zu erkaufen. Der Gewinn der Einzelnen ist ein Verlust, eine lästige Auflage auf die Betriebskraft des ganzen Volkes, antidemokratisch und ungerecht. Der Maschinenbauer, der Schiffsbauer wird besteuert, damit der Eisenfabrikant hohen Nutzen ziehen kann. Der Wollenfabrikant wird besteuert, um dem Schafzüchter hohe Preise zu verschaffen, der Konsument von Tüchern um dem Wollenfabrikanten die Steuer zurückzuerstatten. Der Hausbau ist dem Holzhändler zu Steuern verpflichtet und so ist ein Interesse die dienende Fröhnerin des Andern.

Was wir erstreben müssen, ist

A. Umwandlung unseres Tarif- und Steuerwesens.

1) Freie Einfuhr aller zur Fabrikation erforderlichen Rohprodukte.

2) Ein mäßiger, so weit als thunlich spezifischer Zoll auf alle fremden Fabrikerzeugnisse, als Uebergang zum Freihandel.

3) Besteuerung der wichtigsten Verbrauchsartikel: Kolonialwaaren 2c., Artikel, die wegen ihres großen Verbrauchs bei niederem Steuersatz bedeutende Einkünfte liefern.

4) Deckung eines etwaigen Ausfalls durch Einführung einer progressiven Einkommensteuer.

Im Wesentlichen eine Annäherung an das englische Steuersystem, das sich wegen seiner Einfachheit bewährt hat und den Grund zu der Prosperität legte, deren sich England seit Einführung des Freihandels zu erfreuen hat. Daß auch der Arbeiter

Digitized by Google

an derselben theilnimmt, beweist der wachsende Verbrauch von Thee, Zucker, Butter, Fleisch, Eiern und allen sonstigen Lebensbedürfnissen.

B. Aufrechterhaltung der Goldwährung und Baarzahlung.

Wir können dies um so eher, weil die Ausbeute unserer Minen groß genug ist, uns, selbst ohne jeden Zufluß aus Europa, mit allen nöthigen Edelmetallen zu versehen. Die Ausbeute an Gold und Silber war im Jahre 1878 über 100 Millionen, von Jahr zu Jahr zunehmend und halten sich beide Metalle so ziemlich das Gleichgewicht. Doch droht Silber das Uebergewicht zu erlangen, da fortwährend Adern von reicher Mächtigkeit in den von der Pacificbahn erschlossenen Territorien entdeckt werden. War das Silberprodukt in den letzten 20 Jahren 360 Millionen, so darf man sich in den folgenden 10 Jahren allein eine Ausbeute von mindestens 500 Millionen versprechen. Es wäre daher sehr gewagt, den Bi-Metallismus mit stets schwankendem Werth des Silbers einzuführen.

C. Wiederbelebung der Schifffahrt.

Ohne die Belebung unserer Schifffahrt läßt sich an einen regen Exporthandel mit unseren Industrieartikeln nicht denken. Daß wir konkurrenzfähig geworden sind, beweist unsere bedeutende Ausfuhr nach England. Wir müssen jedoch unsere Märkte in allen Weltgegenden suchen können und Verbindungen mit allen Welthäfen anknüpfen, denen unsere Fabrikate jedenfalls ebenso willkommen sind, als die englischen, vorausgesetzt, daß wir ihnen in gleich liberalem Geiste entgegenkommen. Unsere Schiffer müssen einer Rückfracht sicher sein, um billige Frachten berechnen zu können.

Digitized by Google

Unser Fabrikant kann nicht dorthin exportiren, wo er wegen ungenügender Rückfracht doppelte Frachtgebühren bezahlen muß. Wenn wir uns jedoch mit einem an das Prohibitivsystem grenzenden Zolltarif gegen jeden Austausch verschließen, so wird es uns schwer halten, unsere frühere Handelsgröße wieder zu erreichen und dies selbst mit billigen Schiffen. Da jetzt jedoch der Haupthandel mit eisernen Dampfern unterhalten wird, die bedeutend kostspieliger sind als die alten Holzsegelschiffe, müssen wir billiges Baumaterial erhalten, den Schutzzoll auf solches streichen. Wir müssen unsere Schifffahrtsgesetze dahin abändern, daß wir Schiffe vom Ausland erstehen und unter amerikanischer Flagge registriren können, wo wir sie eben am billigsten zu kaufen im Stande sind. Unter unseren veralteten Schifffahrtsgesetzen laufen wir sogar Gefahr unsere Verbindung mit Europa unterbrochen zu sehen, im Falle eines Seekrieges, der ebenso leicht die englische, deutsche und französische Flagge von der See verjagen könnte, als die wenigen konföderirten Kreuzer den Handel der starkgerüsteten Union brechen konnten.

Wenn wir den Nebel und Dunst von uns jagen, den eine nachtheilige Gesetzgebung auf uns gelegt hat, so können wir nur eine hohe Prosperität vor Augen sehen. Die großartigsten Mittel sind dazu vorhanden, wenn wir sie nur und zwar von richtigen Prämissen ausgehend, anwenden. Bei aller Verschwendung und Korruption, die sich innerhalb der letzten fünfzehn Jahre in unsere Verwaltungsmaschine eingeschlichen, bei allen Zinslasten unserer Staats- und Kommunalschulden, sind unsere Steuerlasten dennoch geringer als die der bestverwalteten europäischen Staaten. Die Produktionsfähigkeit des Bodens, der Mineralreichthum der Minen ist unbegrenzt, und mit einer stets wachsenden Bevölkerung kann die Zukunft Amerikas nur eine glänzende sein; vorausgesetzt, daß

Digitized by Google

unsere Gesetzgeber einsehen lernen, daß ihre Vormundschaft überflüssig geworden ist.

Die Behauptung ist nicht zu gewagt, daß mit freien Gesetzen für Handel und Industrie uns das Ende des Jahrhunderts an der Spitze des Welthandels sehen würde. Ist Amerika doch heute schon die Kornkammer Europas; mit Freihandel wird die amerikanische Industrie sich in kurzer Frist den Weltmarkt erobern und Amerika zum Centrum des Welthandels machen. Erziehen wir uns also unsere Gesetzgeber, das heißt unter allgemeinem Stimmrecht: erziehen wir das Volk!

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

Zulassung der Frauen

zur

Ausübung des ärztlichen Berufes.

Von

Dr. Ludwig Schwerin.

Berlin SW. 1880.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Digitized by Google

Den Lady-Doctors, diesem wichtigen Gliede aus dem socialen Problem der Frauen-Frage, steht zur Zeit gleichgiltig die breite Masse Gewohnheitsmäßiger, feindlich die mit Recht um ihre Existenz besorgte Praktik gegenüber. Kein Wunder! Aber auch einzelne hervorragende, den höchsten Zielen in der Wissenschaft zustrebende Fachmänner verhalten sich hier entschieden abwehrend. Wie die Stimmung in diesem Lager im Allgemeinen ist, vermag ich in begreiflicher Ermangelung jeder statistischen Unterlage auch nicht annährungsweise anzugeben.

An der Hand jedoch einer verbürgten Thatsache kann ich feststellen, daß ein Heros der medizinischen Wissenschaft, ein höchst umfassender, vielgestaltiger Geist, von Aerztinnen absolut nichts wissen will. Und diese eine Stimme des Meisters wiegt viele Tausende auf und hat ohne Zweifel eine bedeutende Nachfolge. In dieses Mannes tiefdurchdachte jedenfalls selbstlose Beweggründe bin ich, als Laie in der Medizin, unfähig einzudringen; gewiß sind sie fachwissenschaftlicher Natur.

Einige Vermuthungen indeß seien gestattet. Die thatsächlich vorhandenen mannigfachen Schwierigkeiten, die dem medizinischen Studium der Frauen schon während der Studienzeit sich entgegenstellen, beispielsweise die mit den männlichen Commilitonen gemeinsame Thätigkeit im anatomischen Saal und in der Klinik, sind es wohl nicht, die diesen Mann, der, wenn er Etwas im Principe als richtig erkannt, vor Hindernissen nicht zurückzubeben pflegt,

Digitized by Google

in die Negative treiben. Vielleicht erfüllt ihn, der die höchsten Forderungen an die Jünger seiner Wissenschaft stellt, Besorgniß, die Letztere könnte, wenn vor einem Auditorium von Damen vorgetragen, um denselben vermöge ihrer mangelhaften Vorbildung oder ihres schwächeren Fassungsvermögens überhaupt mundgerecht und faßlich gemacht zu werden, zur Verflachung, ja zur Seichtigkeit herabsinken, und somit die ganze Wissenschaft die größeste Einbuße erleiden. Nach einem mir vorliegenden, vom Präsidenten F. A. Warren abgefaßten Berichte über die Universität Boston wäre eine solche Besorgniß freilich nicht begründet. In dem »Third annual report of the President of Boston University« pag. 31 heißt es:

»From the first there has been no difficulty or embarrassment on account of coëducation. No lecture or operation has been restrietcd to either class, and the presence of the two sexes has been a wholesome restraint upon all. Without doubt, the hearty cooperation and watchfulness of the entire Faculty has contributed much to the good order and tone of the School. »Pag. 39:« In no department of the University has the presence of young women depressed the standard of scholarship. In several, it has aided in elevating it .... At all times, their influence has been promotive of order, studiousness and a true social culture.«

Noch immer spielt die beweisbedürftige Hypothese von dem leichteren Gehirne des weiblichen Geschlechtes und der damit zusammenhängenden Inferiorität des Geistes eine bedeutende Rolle, ob wohl, wie berichtet wird, das Gehirn des großen Mathematikers Gauß viel leichter befunden sein soll, als das einer zu gleicher Zeit secirten Waschfrau.

Ist vielleicht die Ansicht von der für den ärztlichen Beruf erforderlichen, aber durchaus unzureichenden Körperkraft des Weibes ein Grund zu dessen Ausschließung vom ärztlichen Berufe? Das wäre allerdings schwer erklärlich. Glaubte man doch bisher, den

Digitized by Google

tüchtigen vertrauenswürdigen Arzt mache in erster Linie die scharfsinnige, treffende Diagnose, das zweckentsprechende therapeutische Verfahren, gepaart mit Bestimmtheit, Ruhe, Umsicht, Gewissenhaftigkeit in der Behandlung. Uebrigens beweist ja die weibliche mit Recht so anerkannte Krankenpflege zu Hause und im Felde zur Genüge, welcher Ausdauer und Zähigkeit im Ertragen von körperlichen Strapazen das weibliche Geschlecht fähig. In den meisten Fällen verordnet ja blos der Arzt, die Ausführung, die schwierigsten Hantirungen, die Nachtwachen fallen der Krankenpflegerin zu. Oder hat dieser Vertreter der Wissenschaft Einblick erlangt in von Aerztinnen verschriebene schlechte Recepte oder Kunde erhalten von deren falscher Behandlung in verschiedenen Krankheitsfällen und sich dadurch ins gegnerische Lager drängen lassen? Auch das scheint mir kaum glaublich. Irgend ein medizinischer tüchtiger Sachverständiger greife doch einmal in die von manchen männlichen Aerzten verschriebenen Recepte hinein, prüfe sie sorgfältig, er würde staunen über die Legionen von Fehlern, über die falsche Diagnose, über die Gedankenlosigkeit in der ganzen Behandlung. Es liegen mir die bündigsten Beweise für meine Behauptung vor. So manche Familie weiß davon zu erzählen, man braucht nur ins volle Leben hineinzugreifen. Es liegt mir durchaus fern, den hochachtbaren ärztlichen Stand auch nur im Geringsten verkleinern zu wollen. Es sind ja auf der andern Seite eine Reihe wahrhaft glänzender medizinischer Thaten zu verzeichnen. Hier sollte nur konstatirt werden, daß Fehlbarkeit nicht auf Kosten des weiblichen Geschlechtes zu setzen, daß auch die männlichen Aerzte recht oft und arg fehlen können. Unfehlbarkeit wohnt überhaupt keinem Sterblichen inne. Sollte jenes demüthige Bekenntniß: »ignoramus et ignorabimus«, — „unser Wissen ist beschränkt und wird es bleiben" — nur auf das Weib Anwendung finden? Man muß sich wohl hüten, aus den Fehlgriffen weiblicher Aerzte in einzelnen Krankheitsfällen ein Recht zur Ausschließung Jener vom ärztlichen Berufe überhaupt herzuleiten. Das ist kein stichhaltiger Grund.

Digitized by Google

Ist etwa Fürsorge für die Collegen, die »Dii minorum gentium«, es könnte diesen eine zu erdrückende Concurrenz durch Eintreten der Frauen in den ärztlichen Beruf erwachsen, das leitende Motiv dieses Mannes? Allerdings eine nicht ganz grundlose Befürchtung. Hat doch die Universität Edinburgh nicht gerade zu ihrem Ruhme die längere Zeit bestandene Zulassung der Frauen zu den medizinischen Studien und Graden auf Anstürmen der männlichen, von einigen Professoren unterstützten Commilitonen aufheben müssen, da die Studentinnen viele Preise gewonnen und ihre Commilitonen aus dem Felde geschlagen. Ein Beweis im Kleinen, daß solche Concurrenz auch bedenklich werden kann. Mit einem Wort, dieser Mann ist ein entschiedener Gegner von Aerztinnen, er ist es als Hoheprieſter im vermeintlichen Interesse seiner Wissenschaft. Welche Motive aber auch immer ihn und seine Schule leiten mögen, ich habe den Muth, trotz meiner sonstigen Hochachtung vor wirklichen Autoritäten, ganz entgegengesetzter Ansicht in dieser Frage zu sein. Nicht blos aus der Verstandesreflexion, sondern aus der Tiefe meines Herzens, aus dem sittlichen Bewußtsein der Nation geschöpfte Beweggründe sind es, die mich zur entschiedenen Bejahung der Frage drängen:

> Sind Frauen zur Ausübung des ärztlichen Berufes bei Frauen und Kindern zuzulassen, und unbeschränkt überall da, wo Aerzte überhaupt nicht vorhanden?

Wohl ist mir bewnßt, daß ich durch Bejahung dieser Frage in das Interessengebiet einer ganzen Berufsklasse einzugreifen beabsichtige, einer Berufsklasse, die ohnehin im Verhältnisse zu ihrer aufreibenden, die Tag- und Nachtzeit des Mannes beanspruchenden Thätigkeit, mit dem kostspieligsten Apparat, auch nicht annähernd den entsprechenden Lohn empfängt. Ein großer Theil unserer Aerzte — die sogenannten Koryphäen ausgenommen — hat unter oft glänzender Außenseite mit des Lebens Noth und Sorgen zu ringen. Diesen soll nun eine solche Concurrenz aufgehalst werden? Es ist zu beklagen, aber fiat justitia! Die Gerechtigkeit gegen das

Digitized by Google

weibliche Geschlecht fordert es. Nicht ungestraft wirft man sich dieser in die Speichen. Und schließlich findet dennoch ein Ausgleich statt. Unsere männlichen Aerzte werden, wenn auch Frauen in die medizinische Praxis einträten, ebensowenig außer Thätigkeit kommen, als — man verzeihe diesen Vergleich — das frühere Fuhrwesen durch Erfindung der Dampf- und Pferde-Eisenbahn, die Handweberei durch Erfindung des mechanischen Webstuhles u. dergl. Sind etwa diese gewaltigen, bei ihrem Entstehen so angefeindeten Erfindungen zu bereuen? Sind sie nicht eine wahre Wohlthat für die Menschheit geworden? Gesetzt aber auch, die Zahl der männlichen Heilkünstler verringerte sich in Folge dieser hinzugetretenen Concurrenz, blieben dann dem Manne nicht immer noch Berufssphären genug zur Wahl übrig? Die aus innerstem Herzensdrange den ärztlichen Beruf wählen, — und nur solche sollten ihn ergreifen, denn hier gilt dasselbe, was vom Dichter: non fit poëta, sed nascitur = zum Dichter wird man nicht gedrillt, sondern muß dazu geboren sein — werden ohnehin vor äußeren materiellen Schwierigkeiten nicht zurückschrecken, werden aber auch gewiß vermöge ihrer tüchtigen Leistungen, ungeachtet der Concurrenz von Seiten der Frauen, hinlängliche Beschäftigung und klingende Anerkennung finden. Die crasse Mittelmäßigkeit aber, die mag immerhin von der Ausübung des ärztlichen Berufes fern bleiben. Das wäre eine wahre Wohlthat für die Menschheit. Hier gilt in noch weit höherem Grade, was Horaz von mittelmäßigen Dichtern sagt:

. . . . . mediocribus esse poëtis
non homines, non di, non concessere columnae.

Mittelmäßigen Dichtern räumten weder Menschen noch Götter, noch die Säulen Existenzberechtigung ein.

Die Ausübung des ärztlichen Berufes unter der oben angedeuteten Einschränkung ist der Frau nicht länger vorzuenthalten. Man mag sich noch so lange dagegen sträuben, die Zukunft wird unbedingt dieser Forderung gerecht werden. Es ist dies ein Be-

Digitized by Google

dürfniß des ganzen weiblichen Geschlechtes. Ich will nicht auf das kühn vorschreitende Amerika hinweisen, wo Frauen in voller ärztlicher Thätigkeit begriffen sind, aber hat nicht — mit verschwindenden Ausnahmen — auch das bedächtige England, die London University an der Spitze, die Zulassung der Frauen zu allen Universitäts-Studien und akademischen Graden ausgesprochen? Ja selbst im absolutistischen Rußland hat nach einer mir vorliegenden Notiz ein Provinzial-Landtag (Semstwo) beschlossen, weibliche Aerzte auf dem Lande anzustellen und bei der Regierung zu petitioniren, daß diesen dieselben Rechte, wie den männlichen Aerzten, verliehen werden. Und wie steht es in diesem Punkte bei uns in Deutschland, im Mittelpunkt aller Bildung und Aufklärung? Sollte der oben berührte Vorgang in Edinburgh, wo die Studentinnen ihre männlichen Commilitonen so sehr überflügelt, nicht den Gedanken nahe legen, ob nicht am Ende doch im Weibe gewaltige Kräfte schlummern, die zum Heile und Nutzen Aller wachgerufen und in Betrieb gesetzt werden müßten? In Folge dieser hervorgetretenen Ueberlegenheit der Frauen nahm die Universität Edinburgh, einem kleinlichen banalen Zuge nachgebend, die ausgesprochene Zulassung zurück, in Veranlassung gerade dieser Erscheinung müßte das denkende Deutschland diese Zulassung aussprechen.

Bei uns ist das Gymnasium die Universität, die Ausübung des ärztlichen Berufes noch immer ein Monopol der Männerwelt in des Wortes verwegenster Bedeutung trotz der Gewerbefreiheit, die auch den Frauen das Praktiziren gestattet. Erinnert diese Freigebung der Praxis nicht einigermaßen an die bekannte Begnadigung zu Pulver und Blei, ist hier nicht sogar eine Art von Direktive zur Medizinalpfuscherei gegeben? Die Aerztin praktizirt nur in Folge einer gewissen Connivenz überhaupt, namentlich der von den Apothekern in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse geübten.

Sie darf eigentlich nur mit Hausmitteln gleich jedem andern

Digitized by Google

Laien operiren, die von ihr verschriebenen Rezepte haben gesetzlich nur dann Gültigkeit, wenn sie von einem approbirten Arzte unterschrieben sind. Einen Geburts-, Impf-Schein, vollends den Paß zur letzten großen Reise darf sie überhaupt nicht ausstellen. Wenn sie auch »summa cum laude« promovirt, ihre Staats-Prüfungen in Zürich oder Bern oder sonst wo noch so glänzend bestanden hat, ihrem männlichen beschränktesten Collegen, der mit knapper Noth sich durch die Examina gequetscht, steht sie weit, weit nach. Sie lebt im fortwährenden Kampf ums Daseins gegen das Gesetz, gegen ihre männlichen bevorrechteten Berufsgenossen. Diese, gewiß mit vielen rühmlichen Ausnahmen, halten sich berechtigt, die Aerztin über die Schulter als nicht ebenbürtig anzusehen, ihre Rezepte einer ganz besonders strengen, abfälligen Kritik zu unterwerfen.

Aus einer hiesigen Poliklinik, wo zwei Aerztinnen gemeinschaftlich mit männlichen Collegen thätig waren, schieden zwei der letzteren aus und motivirten den Austritt damit, daß man das Zusammenwirken mit Aerztinnen den männlichen Collegen gegenüber nicht verantworten könne; schließlich mußten die Aerztinnen doch das Feld räumen. Ist das nicht Symptom genug für die Stimmung? Uebrigens fanden die Leistungen dieser Damen volle Anerkennung von Seiten des Publikums.

So viel als Entgegnung auf den etwaigen Einwurf: „die Frauen dürfen ja nach den Gewerbegesetzen praktiziren, also ist doch der ärztliche Beruf kein Monopol der Männerwelt.“ Aber unter welchen erschwerenden Umständen üben sie ihn! bis jetzt wenigstens ist es einer gewissen Degradation nicht unähnlich.

Was aber das Allerungerechteste ist, schon die Vorbereitung zu diesem Berufe ist ein althergebrachtes Monopol, indem man den Frauen nicht nur die Hörsäle der medizinischen Fakultät verschließt, sondern schon die Gymnasialbildung, dieses unerläßliche Erforderniß zu jedem gedeihlichen Universitäts-Studium, ihnen vorenthält. Ohne diese Pflichterfüllung aber ist die Gewährung

Digitized by Google

eines Rechtes, wie die Zulassung zu den medizinischen Studien und schließlich zur Ausübung des ärztlichen Berufes undenkbar, und wäre im andern Falle eine himmelschreiende Ungerechtigkeit gegen das männliche Geschlecht, welches 9 bis 10 Jahre hindurch die Schule besucht, mit den Präparationen zur Lektüre der griechischen und römischen Autoren, mit dem deutschen und lateinischen Aufsatze, mit der Lösnng verwickelter mathematischer Aufgaben 2c. 2c. sich halbe Nächte abquält, während unsere weibliche Jugend spielend und in viel kürzerer Zeit ihr auf der höheren Töchterschule vorgestecktes Ziel erreicht. Das Pochen der Aerzte auf die von ihnen gebrachten Opfer an Zeit und Kraft behufs Vorbereitung zu ihrem Berufe muß als durchaus berechtigt anerkannt werden. Rechten freilich müssen Pflichten gegenüber stehen. Aber gerade an der Ausübung dieser Pflichten ist zur Zeit das Weib gehindert! Hier liegt der Schwerpunkt, hier bei den Pflichten ist der Hebel von Denjenigen einzusetzen, die jenes Recht erlangen wollen. Auf die Ermöglichung der Pflichterfüllung von Seiten der weiblichen Jugend gleich der männlichen muß das Hauptaugenmerk gerichtet werden. Wozu, wird man fragen, überhaupt diese ganze Neuerung? — Man lasse es doch beim Alten! Es ging ja bisher ganz vortrefflich! Begnügen wir uns doch mit Hebeammen, Krankenpflegerinnen u. s. w.

Aber es gilt ein altes Unrecht wieder gut zu machen; denn unter den vielen Ungerechtigkeiten, die man, bewußt oder unbewußt, der Moral des Sophisten Thrasymachus von dem Rechte des Stärkeren folgend, gegen das weibliche Geschlecht begangen, ist wohl mit die härteste und am schwersten treffende die, daß man dem Letzteren die Möglichkeit verschließt, in Krankheitsfällen die ärztliche Hülfe von Mitschwestern in Anspruch nehmen zu können.

Wenn ich für Zulassung der Frauen zur Ausübung des ärztlichen Berufes mit aller Wärme eintrete, so möchte ich dies nicht unter dem Gesichtspunkte der zu erweiternden weiblichen Erwerbsfähigkeit aufgefaßt wissen. Diese, an und für sich vollberechtigt,

Digitized by Google

kommt für mich an dieser Stelle nicht in Betracht, sie ist überdies als Strebeziel in unserem von Frau Schepeler umsichtig geleiteten Lette-Verein, dieser Musteranstalt, hinlänglich gewahrt. Mich bewegt hier etwas ganz Andres, es ist idealer, ethischer Natur. Das sittliche Bewußtsein der Nation, die Schamhaftigkeit (Pudicitia), der in der guten alten Zeit des heidnischen Roms von patricischen und plebejischen Frauen Tempel und Altäre errichtet wurden, deren Cult voll Reinheit und Heiligkeit war, muß Schaden leiden, wenn das Weib gezwungen ist, in Krankheitsfällen sich einem Manne, wenn auch dem vieljährigen Hausarzte, anzuvertrauen, ihm die ungenirtesten Mittheilungen über ihre geheimsten physischen und psychischen Leiden zu machen. Ist das nicht ein Nothstand traurigster Art? Viel bedenklicher als der so verlästerte Beichtstuhl! Hier herrscht wenigstens eine gewisse Oeffentlichkeit, eine Scheidewand, aber dort? Zeugenloses Beisammensein! Und sind derartige vertraute Annäherungen zwischen beiden Geschlechtern nicht unerhört? Ein Hohn auf Recht, Scham und Sitte, und um so trauriger, als das weibliche Geschlecht gleichsam dazu gezwungen ist! Wird durch solche Gewöhnungen, durch solch' naives Gehenlassen der Dinge das sittliche Bewußtsein überhaupt nicht zuletzt doch stumpfer und verliert seine Feinfühligkeit? Es soll gewiß hier kein Vorwurf gegen Personen erhoben werden, nur gegen eine hergebrachte Unsitte. Wahr ist ja, daß unser ärztlicher Stand im Allgemeinen seines ernsten, heiligen Berufes treu und gewissenhaft waltet und des höchsten Vertrauens würdig ist; das schließt aber doch nicht aus, gegen diese ganze unangemessene Einrichtung der ärztlichen Behandlung von Frauen in allen Krankheitsfällen durch Männer einen feierlichen Protest zu erheben.

Denn wahrlich diese gewohnheitsmäßige Vertrauensseligkeit hat schon manches Unheil über ganze Familien gebracht; die Familien-Annalen wissen davon zu berichten; ich ziehe einen Schleier darüber!

Es wird so viel über Verwilderung der niederen Klassen ge-

Digitized by Google

klagt, die traurigen Vorgänge der letzten Zeit haben diese Klage auch als berechtigt gezeigt. Wie sieht es aber in den sogenannten höheren Gesellschaftsklassen aus? Nach einem bestimmten Gesetze herrscht ein gewisser Causal-nexus zwischen den verschiedenen Ständen: der tonangebende, führende, ist der höhere Stand, nach ihm richtet sich das niedere Volk; er ist daher verantwortlich. Hier zunächst muß Einkehr in sich selbst erfolgen, hier muß mit dem besten Beispiele vorangegangen werden. Dazu gehört aber in erster Reihe ein Wiedererwachen und Erstarken nicht nur des religiösen, sondern auch des vielfach abhanden gekommenen sittlichen Bewußtseins in allen Formen und Gestaltungen, in allen Lebensbeziehungen. Auf der ganzen Linie muß der Kampf gegen das Böse, Unsittliche, Ungeziemende aufgenommen werden. Zucht und gute Gewöhnung muß bei allen Klassen einkehren. Der Kalokagathie muß die Führerschaft zufallen!

Unpassendes, Unangemessenes wird nie, auch nicht durch den längsten Gebrauch geheiligt. Hiermit im engsten Zusammenhange aber steht die Forderung nach weiblichen Aerzten. Das Weib soll in Zukunft nicht mehr gezwungen sein, mit Hintenansetzung aller Scham, sich in allen Krankheitsfällen einem Arzte anzuvertrauen; solche Gewöhnung, solche Connivenz muß aufhören, das hieße sonst doch die Naivität, die Harmlosigkeit zu weit treiben. Die Aerztin soll die Rolle des männlichen Collegen bei Frauen übernehmen. Zum Wiederaufleben strenger Zucht und guter Sitte wird diese Neuerung gewiß nicht wenig beitragen.

Auch von dieser Seite müssen die Bausteine zum Neubau hinzugetragen werden. Die Frau ist die Erzieherin der Nation; sie müssen wir wie ein Heiligthum hochhalten und sorgfältig behüten vor Allem, was sie auch nur im Entferntesten aus ihrer sittigen Reserve herausbringen, sie entweihen könnte.

Die Pfiffigen im Lande freilich, die Nüchtern-Verständigen, die praktischen Leute werden allerdings über solch' unmodernen, philiströsen, zimperlichen Standpunkt sich lustig machen, aber zu

Digitized by Google

diesen habe ich durchaus nicht sprechen wollen; virginibus mulieribusque[1]) canto, Jungfrauen und Frauen singe ich mein Lied.

Welch' eine erstaunliche Inconsequenz liegt doch darin? Man würde es ungeheuerlich finden, Jünglinge und Jungfrauen gemeinschaftlich unterrichten zu lassen, mit Argus-Augen wird der an Töchter von einem Manne gegebene Unterricht überwacht; während in größester Harmlosigkeit, ohne sich auch nur das Geringste dabei zu denken, Väter, Gatten, ihre Töchter, ihre Frauen, bei eintretender Nothwendigkeit, einem fremden Manne, weil er Arzt ist, ganz und gar anvertrauen müssen. Sind das normale Zustände? Freilich läßt sich das nicht mit einem Schlage ändern, aber dem Gedanken einer künftigen Abhülfe sollte doch endlich näher getreten werden.

Ich wiederhole: so pflichtgetreu und ernst unser ärztlicher Stand im Großen und Ganzen seine Aufgabe auch nach dieser Seite hin erfaßt, so bleibt doch die Thatsache des dem weiblichen Geschlechte aufgelegten Zwanges immerhin eine grausame Härte und Ungerechtigkeit, wogegen Wandel geschafft werden muß. Die unaufhaltsam fortschreitende wahre Civilisation fordert dringend die Zulassung von Aerztinnen. Es ist dies ein heiliges Recht der Frauen, das ihnen nicht verkümmert werden darf, das sie sich aber selber erstreiten müssen. Auch die Männer sind im höchsten Grade dabei betheiligt.

Dies ist der ethische Gesichtspunkt, der meinem Drängen nach weiblichen Aerzten zu Grunde liegt.

Aber auch eminent wirthschaftliche Beweggründe leiten mich, und hier steigert sich meine Forderung dahin, daß überall da, wo ein männlicher Arzt nicht wohnhaft, beispielsweise auf dem Lande, in kleinen Marktflecken, weibliche Aerzte ohne jede Einschränkung zur Ausübung des Berufes berechtigt sein müssen. Es ist Thatsache, daß auf dem Lande viele Existenzen jammervoll zu Grunde gehen, weil sich die meisten Landbewohner in Krankheitsfällen den Luxus

Digitized by Google

eines Arztes zu gönnen schlechterdings außer Stande sind. Ein solcher wird in der Regel erst dann herbeigeholt, wenn jede Hülfe zu spät. Oft wohnt der Kranke Meilen weit vom Arzte entfernt; wie schwierig, wie kostspielig ist dann namentlich bei den größtentheils jammervollen Verkehrswegen die Beschaffung eines solchen? Pastoren, Küster besten Falls, oft auch verrichten sogenannte „kluge Frauen", „Wunderdoktoren", diese Ausgeburten des Aberglaubens und der Leichtgläubigkeit, ihr quacksalberndes Heilungswerk. Es ist nicht statistisch darstellbar, aber unendlich groß ist die Zahl derer, die in kleinen Gemeinden, aus Mangel an schleuniger ärztlicher Hülfe elendiglich hinsterben. Wäre es da nicht ein wahres Glück, wenn Mädchen, anstatt in den großen Centren zu Tausenden zusammenzuhocken, auf den engsten Erwerbskreis angewiesen, als Aerztinnen in den Flecken, Dörfern und Weilern hülfespendend sich nützlich machten und einen sie beglückenden und ihr Leben ausfüllenden hohen Beruf erfüllten? Welch' ein Glück für sie selbst, welch' ein Segen für die von ärztlicher Hülfe sonst entblößte Bevölkerung? Nach dem nationalökonomischen Gesetze von Angebot und Nachfrage würde der ländlichen Bevölkerung die Möglichkeit geboten werden, für einen weit billigeren Preis als bisher sich ärztliche Hülfe zu verschaffen; denn gerade auf dem Lande ist diese kostspieliger als in den großen Städten, wo in der Regel eine gewisse Ueberproduktion an Aerzten vorhanden. Hier sind bei eintretenden Krankheitsfällen Bezirks-Armen-Aerzte, Sanitäts-Wachen, relativ nahe gelegen, in kürzester Zeit erreichbar und — unentgeltlich. Wie ganz anders auf dem Lande, bei den meistens jämmerlichen Vicinalwegen, bei den großen Entfernungen! Wie kostspielig, ja wie unerschwinglich gestaltet sich da die ärztliche Hülfe?! Auf dem Lande also müssen Aerztinnen ohne jede Einschränkung ihren Beruf ausüben dürfen; hier ist wirklicher Nothstand.

Aber noch von einer andern Seite erscheint die Zulassung von Aerztinnen als eine unabweisbare Nothwendigkeit.

Digitized by Google

Wenn das bedrohte Vaterland seine Söhne zu seiner Vertheidigung ruft, wenn die ganze streitbare männliche Jugend ins Feld rückt, da verläßt auch ein nicht geringer Theil unserer Aerzte, gehorsam dem Gebote des Gesetzes oder ihres Herzens die Heimath. Im heißen Kampfgewühle, wenn der männermordende Ares seine Ernte hält, ist keine ärztliche Hülfe überflüssig, jede erwünscht, ja heißersehnt. Würden sich nicht auch in diesem Falle Aerztinnen als höchst wichtig und wohlthätig erweisen? Warum sollten sie nicht eben so gut zu ärztlichen Funktionen zugelassen werden, wie die in Schaaren der Armee folgenden Krankenpflegerinnen zu ihren Verrichtungen, in einer Zeit, wo die höchsten Güter des Vaterlandes auf dem Spiele stehen? Sind doch beide Hantirungen so nahe verwandt?! Auch hier wäre der ganz geeignete Ort, wo die Heilkünstlerinnen uneingeschränkt des ärztlichen Berufes müßten walten dürfen, weil hier eine Vis major vorliegt. Das Staatswohl gebietet es: „salus rei publicae susprema lex".

„Die Wohlfahrt des Staates ist höchstes Gesetz". Die hierbei gewiß hervortretenden enormen Schwierigkeiten im Einzelnen würde eine so ausgezeichnete Armeeleitung wie die uns'rige ohne Zweifel zu beseitigen wissen. Die Fähigkeit der Frau zur Besiegung großer Strapazen ist ja durch die den höchsten Kraftaufwand beanspruchende Krankenpflege überhaupt, namentlich im Feld, hinlänglich dokumentirt.

Ist es richtig, daß die Cooperation von weiblichen Aerzten im Felde von größester Wichtigkeit, so würde es in Kriegs-Epochen, wo zu Hause der größte Mangel an Aerzten herrscht, und dadurch viele Menschen hülflos sterben, auch hier gewiß eine ganz besondere Wohlthat sein, wenn Aerztinnen einträten. So manches Leben bliebe erhalten, das sonst dem Tode verfällt.

Gesetzt aber auch die Mitwirkung von Aerztinnen vor dem Feinde sei ein zu hochliegender, schwer zu realisirender Gedanke, gegen ihre Vertretung der männlichen, vor dem Feinde stehen-

Digitized by Google

den Aerzte in der Heimath kann doch wohl schwerlich etwas Stichhaltiges vorgebracht werden. Jedem ist noch in frischester Erinnerung, welch' großer Mangel an Aerzten während des letzten Krieges daheim herrschte.

Steht aber nicht diese Forderung uneingeschränkter Zulassung der Frauen zur Ausübung des ärztlichen Berufes in den angegebenen Fällen im schneidendsten Gegensatze zu dem oben so nachdrücklich betonten ethischen Gesichtspunkte der ganzen Frage? Würde nicht auch hier das weibliche Zartgefühl, die Pudicitia auf das Gröbste verletzt werden? Hieße das nicht aus dem Regen in die Traufe kommen? Nun, Noth kennt kein Gebot! Das verletzte Ethos erlangt seine Sühne, seine Reinigung in dem hohen sittlichen Pathos, in der völlig selbstvergessenen Hingabe an die erhabene Idee des Vaterlandes in dem einen, der Nächstenliebe in dem anderen Falle. Hier vollbringt die Aerztin eine ganz besonders opfervolle Priestermission. Müssen ja auch in der unbestrittenen weiblichen Krankenpflege — in Anbetracht der in derselben enthaltenen hohen Aufgabe — jene Rücksichten auf Zartgefühl zeitweise zum Schweigen gebracht werden.

Aus dem Gesagten ergiebt sich wohl die Zulassung der Frauen zum ärztlichen Berufe als eine innere Nothwendigkeit, in erster Reihe aus ethischen, dann aber auch aus solchen nach der praktischen Seite hin gelegenen, das Gemeinwohl tief berührenden Motiven. Es ist ein Bedürfniß nicht nur der ganzen weiblichen, sondern auch der ganzen männlichen Gesellschaft. Darum gehört dieser Neuerung die Zukunft.

Die Hallen der medizinischen Fakultäten müssen sich früher oder später — es ist nur eine Frage der Zeit — dem weiblichen Geschlechte erschließen; die Ausübung des ärztlichen Berufes muß ihm »per fas« eingeräumt werden. Aber, Ihr Frauen, erwartet nicht, daß dieses Recht Euch so ohne Weiteres in den Schooß fallen wird, etwa von den Behörden. Diese haben zu viele andere Dinge zu thun, sind ohnehin überbürdet mit gesetzgeberischen

Digitized by Google

Arbeiten, mit Verwaltungsreformen, haben zu viele aus dem Augenblicke geborene Fragen zu lösen, werden genug gedrängt vom Parlament und Landtag, sie können an solche Einzelnaufgaben aus eigener Initiative kaum herantreten. Zu der hierzu erforderlichen Vertiefung fehlt ihnen Muße und Sammlung. Von Euch muß der Impuls gegeben werden! An Ausdauer und Energie fehlt es Euch ja sonst nicht.

Wie aber die Sache anfangen?

Vor Allem handelt es sich um die Erfüllung der vom Staate vorgeschriebenen Pflichten; erst dann können Rechte beansprucht werden. Eine tüchtige Gymnasial-Bildung muß sich die Frau aneignen, damit sie reif werde für die Universitäts-Studien. Diese Reife muß durch eine Prüfung nachgewiesen werden. Das fordern die Staatsgesetze vom Manne, dem muß auch das Weib genügen, das ist selbstverständlich.

Man lasse sich ja nicht von denjenigen beirren, die diesen herkömmlichen humanistischen Bildungszwang als „unnützes, schädliches Gerölle" als „altsprachliche Verschulung" bezeichnen.

G'rade dieser Bildungsgang, abgesehen hier von der ungeheuren Wichtigkeit der durch ihn zu erreichenden formalen Bildung, hat die deutsche Nation verinnerlicht, vertieft, hat sie den höchsten Idealen zugewandt. Er ist die Quelle der edelsten, beglückendsten Güte der Nation geworden, er ist geeignet, „die Entwickelung aller edelen menschlichen Anlagen zu fördern"; um ihn beneiden uns andere ernste, denkende Nationen und suchen ihn nachzuahmen. Unser ärztlicher Stand, bei dessen Berufe klares, scharfes Denken und Erkennen, der sogenannte „ärztliche Blick" eine Haupteigenschaft bildet, würde, wenn dieser durch die altsprachliche Beschäftigung zu erlangenden Geistesgymnastik und Geistesbildung nicht mehr theilhaftig, zum Schaden der leidenden Menschheit an seinem Erkennen und Können Einbuße erleiden.

„Die Majorität der Studirenden" sagt unser berühmter Helmholz in einer vielfach citirten Rektoratsrede, „muß mit hin-

Digitized by Google

reichend logisch geschultem Verstande, mit hinreichender Gewöhnung an geistige Anstrengung, mit einem an den besten Mustern genügend entwickelten Takte zu uns kommen."

. . . „So sandten sie uns bisher die Gymnasien." „Es wäre gefährlich für die Universitäten, wenn ihnen eine große Menge von Schülern zuströmten, die in den genannten Beziehungen weniger entwickelt wären."

. . . „Man muß es nicht Pedanterie oder Hochmuth schelten, wenn die Universitäten bei Zulassung von Schülern eines andern Bildungsganges (als der Gymnasien) bedenklich sind."

Unsere berühmtesten Mediziner der Vergangenheit und Gegenwart leisteten gewiß mit in Folge dieser gediegenen humanistischen Vorbildung Unsterbliches auf ihrem Gebiete. Ebenso wurzeln unsere größten Mathematiker und Naturforscher in dieser antiken Bildung. Aus diesem erfrischenden, verjüngenden Quell haben sie getrunken; diese großen Männer verleugnen und schmähen diese ihre Ernährerin gewiß nicht, sie halten sie hoch und heilig, nur die Pygmäen sind es, welche die Gymnasialbildung begeifern.

Aber was nützen uns alle dergleichen Studien, wird man einwerfen, wir werden ja doch weder zur Maturitäts-Prüfung noch zum Universitäts-Studium zugelassen? Gleichwohl lasse man sich nicht irre machen. Das Weib lerne nur immer nach Art tüchtiger Gymnasialschüler. Zum Nachweis der Fortschritte wird es an Gelegenheit nicht fehlen. Die öffentliche Meinung, davon in Kenntniß gesetzt, wird alsdann den Strebenden zur Seite stehen; es wird in die Welt hinausgetragen werden; und so werden die kompetenten Behörden, die ja bei uns vom Geiste der Humanität und Gerechtigkeit beseelt sind, zur endlichen Anerkennung der Rechte der Frauen gezwungen werden. Den Leistungen wird alsdann die gerechte Anerkennung nicht fehlen; mit der Zeit wird Alles durchgesetzt, Alles erschlossen werden, die medizinische Facultät, und endlich das Recht der Ausübung des ärzt-

Digitized by Google

lichen Berufes. Sache der Frauen selbst aber bleibt es in erster Linie, Stimmung hierfür zu machen.

Diese Forderungen gehören nicht in die Regionen von Wolkenkukuksheim, es sind keine Phantastereien, wie das für Frauen angestrebte politische Stimmrecht. Hier handelt es sich um eine Frage der Gerechtigkeit, der Zucht, der Sitte. Alles Protestiren der Gegner wird Nichts dagegen vermögen.

Wie aber — wird man mit Recht fragen — kann sich das Weib die zum Studium der Medizin unerläßliche Gymnasialbildung aneignen? Unsere für Frauen bestimmten Bildungsanstalten, wie höhere Töchterschulen, Seminarien, bieten zu diesem Zwecke keine Gelegenheit; deren Bestimmung ist eine ganz andere. Nun, für Berlin wenigstens wäre die Aufgabe leichter zu lösen; hier existirt ja eine Anstalt, in welcher alle Fundamente zu einer Gymnasialbildung liegen. Ich meine das von Miß Archer in's Leben gerufene und von derselben mit großem Erfolge geleitete Victoria-Lyceum. Nachdem noch die beiden alten Sprachen und die Mathematik in den Kreis der Lehrgegenstände eingetreten, hat das genannte Institut die entwickelungsfähigen Grundlagen eines vollständigen Gymnasiums, in vielen Disziplinen weit darüber hinaus, erlangt. Hier liegen lebenskräftige Keime. Diese können aber nur durch die lebhafteste Agitation von Seiten der Frauen selbst zur vollen Entfaltung gebracht werden. Es bedarf einer durchdachten, mit Umsicht und Ausdauer geleiteten Organisation, um das vorgezeichnete hohe Ziel zu erreichen.

Hier dürfte wohl die Frage nach der Spruchreife überhaupt der für das weibliche Geschlecht geforderten Erweiterung des geistigen Arbeitsfeldes am Platze sein. Nun, die Angelegenheit ist völlig spruchreif, und zu Gunsten des weiblichen Geschlechtes zu entscheiden. Das ist geschichtlich bezeugt durch eine Reihe von Namen an den Wissenschaften mit Erfolg betheiligter Frauen, das ist bezeugt durch eine große Zahl von, von Männern der Wissenschaft verfaßten Biographien gelehrter Frauen. Ménage in seiner Histo-

Digitized by Google

ria mulierum Philosopharum behandelt allein 65 philosophische Frauen. Merkwürdig! lange bevor noch an eine Frauenfrage zu denken war, hat es bereits Männer gegeben, die, neidlos und vorurtheilsfrei die im Weibe befindlichen Geisteskräfte, sowie dessen Mitarbeiterschaft im Reiche des Geistes erkennend und anerkennend, die Zulassung zu den denselben verschlossenen Berufsthätigkeiten dringend befürworteten. Während in unserer aufgeklärten Zeit die Zahl der, gerecht und einsichtig, die Frauenbestrebungen beurtheilenden Männer eine verschwindend kleine ist, wobei noch übergroße Vorsicht und ein gewisses Leisetreten, als ob man auf Eiern tanzte, wahrzunehmen, und man schon zufrieden sein muß, nicht auf Spott und Hohn zu stoßen; tönen aus verflossenen, dunkelen Jahrhunderten Aussprüche bedeutender Männer über eben diese Frage zu uns herüber, um die wir jene Epoche in Ansehung ihrer Gerechtigkeit und Vorurtheilslosigkeit beneiden könnten. Freilich fehlte es auch damals nicht an liebloſen, harten Beurtheilern. Nicht erst unserm den gerechten Frauenbestrebungen in gewissen Kreisen abholden Zeitalter war die förmliche Beschlußfassung vorbehalten, den Frauen die bisherige ordentliche Mitgliedschaft einer wissenschaftlichen Versammlung auf Grund eines von einer Frau gehaltenen, „nicht durchdachten" Vortrages wieder zu nehmen — wie geschehen im September des Heilsjahres 1879 zu Baden-Baden in den Sektionen für Anatomie und innere Medizin —; sondern schon vor vielen, vielen Jahrhunderten wurde im alten Rom um eines Weibes Willen ein Edikt erlassen, daß es den Frauen künftighin nicht weiter gestattet sein sollte, Prozesse zu führen und vor Gericht zu vertheidigen (ne mulieri in posterum causas agere liceret) und warum? weil eine gewisse Calpurnia, eine wissenschaftlich durchgebildete Juristin, die sich Vielen als Patronin nützlich erwiesen, den Richtern öfter unbequem und lästig wurde. Durfte in diesem wie in jenem Falle um eines Weibes Willen das ganze weibliche Geschlecht zum Ausschluß von dergleichen Verrichtungen verurtheilt werden? Halten nicht auch Männer oft

Digitized by Google

genug in wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Versammlungen wenig „durchdachte", wenig „anregende" Vorträge? Gab und giebt es nicht auch in der männlichen Juristenwelt schreierische Zungendrescher und Rabulisten genug?

Beiläufig gesagt, zeigt dieser Fall Calpurnia so recht deutlich den Unterschied in dem Volks-Charakter Roms und Athens. Das praktische kriegerische Rom, das an jenen grausamen, blutigen Gladiatorenkämpfen sein Auge weidete und mit leidenschaftlicher Spannung denselben folgte, wo nicht blos die Plebs sondern das gesammte Volk, Senatoren, Ritter, Staats-Beamte, Priester-Collegien, ja sogar vestalische Jungfrauen im festlichen Ornat von ihren Ehrensitzen aus ihr süßestes Vergnügen an dieser Blutarbeit fand; dieses inhumane Rom, sage ich, emanirt um einer einzigen Frau Willen ein inhumanes, intolerantes Gesetz, das ein altes bestehendes Recht umstößt; während umgekehrt das feingebildete, sinnige, humane, ideale Athen ebenfalls in Veranlassung einer Frau, aber im entgegengesetzten Sinne, aus humanen Beweggründen ein bestehendes Gesetz außer Kraft setzte. Hygin berichtet uns: Nach einem athenischen Gesetze war Sklaven und Frauen die Erlernung und Ausübung der Heilkunst untersagt. Agnodice aber, eine griechische Jungfrau, von Lernbegierde getrieben, schnitt ihr langherabhängendes Haupthaar ab, legte Mannskleider an und trat in die Schule eines bedeutenden Arztes Hierophilos ein. Durch dieses Mannes gewissenhafte Anleitung tüchtig in der Medizin ausgebildet, widmete Agnodice ihre ärztlichen Dienste ausschließlich den Frauen. Die männlichen Aerzte, nun nicht mehr zu Frauen gerufen, verklagten die für einen Mann gehaltene Agnodice bei dem Areopag, daß sie die Frauen verführe. Darauf entdeckte sie dem höchsten Gerichtshofe ihr Geschlecht. Sofort hoben die Areopagen das Gesetz auf und gestatteten frei geborenen Frauen das Studium und die Ausübung der Heilkunst.

Doch wenden wir uns nun zu den gerechten, milden Beurtheilern der Frauen. Ich übergehe hier den göttlichen Plato, der

Digitized by Google

sich in seiner „Republik“ auf das Anerkennendste über die geistigen Fähigkeiten des weiblichen Geschlechtes ausspricht, ja sogar demselben einen wichtigen Antheil an der Staatsverwaltung einräumt. Aber zwei andere Gewährsmänner aus dem Alterthum will ich hier als Stützen meiner Behauptungen anführen.

Seneca in der Trostschrift an seine Freundin Marcia schreibt: „Wer kann wohl sagen, daß die Natur stiefmütterlich mit den weiblichen Anlagen umgegangen sei und die tüchtigen Eigenschaften des Geschlechtes auf enge Grenzen beschränkt habe. Glaube mir, sie besitzen gleiche Regsamkeit, gleiche Befähigung zu sittlichen Handlungen, sie ertragen Arbeiten und Schmerzen gleichermaßen, wenn sie sich daran gewöhnt haben.“

Der tiefsinnige römische Historiker Tacitus sagt in seiner bündigen, wortkargen Schreibweise von der vom Tiberius schwer angeklagten Agrippina, der Gemahlin des Germanicus: „Ueber den Beschäftigungen und Sorgen, wie sie sonst Männern zukommen, hatte sie Fehler, wie sie Frauen eigen sind, abgelegt.“

Ein viel späterer Autor Petrus Gregorius, genannt Tholosanus sagt in seinem Werke De Republica: „Beiden, sowohl Männern als Frauen verlieh Gott Seelen ohne Unterschied des Geschlechtes. Nicht unterschied er die zehn Gebote, die einen für Männer, die andern für Frauen. Das Gesetz der Natur schuf nicht die Frauen ohne Verstand, brachte sie nicht ohne Seele hervor, oder unfähig der Vernunft und Klugheit.“

Planer in seinem »Gynaeceum doctum«: „Hieraus wird es klar, daß das Urtheil Jener unreif, neidisch, ruchlos sei, welche das weibliche Geschlecht von aller Kunst und Gelehrsamkeit ausschließen und es als zum Spinnen und Weben bestimmt, in ein weibliches Arbeitshaus herabstoßen.“ Junker in seinem Werke »centur. fem.«: „Längst haben Männer, die über mein Lob erhaben, gezeigt, wie sehr sich auch Frauen um Staat und Bildung verdient gemacht, nachdem es bereits eine ausgemachte und feststehende Thatsache ist, daß Frauen fähig sind, sowohl den Staat

Digitized by Google

zu verwalten, als auch durch den Ruf der Gelehrsamkeit sich einen Namen zu machen, denn nicht kann aus der Verschiedenheit des Geschlechtes auf eine allgemeine, ausnahmslose Ueberlegenheit der Männer den Frauen gegenüber mit Sicherheit geschlossen werden."

Juncker in seinem Conspect. physiol.: „Man wird häufig Frauen finden, welche an Geistes- und Körperstärke, Einsicht und praktischer Klugheit, an Charakterstärke, Unternehmungsgeist sehr viele Männer weit hinter sich zurücklassen."

Der oben genannte Gregorius: „Nicht zu allen Zeiten pflegten ehrbare Matronen oder Frauen überhaupt mit dem Spinnrocken, der Spindel, dem Gewebe, der Nähnadel sich zu beschäftigen, sondern auch mit edeln Kenntnissen und Wissenschaften, wodurch sie für sich zu sorgen im Stande waren und auch für den Staat herangebildet wurden."

Beckmann's med. Polit. Diss.: „Es ist kein Grund vorhanden, den Frauen Geistesschwäche vorzuwerfen, da diese bei ihnen nicht auf Mangel an natürlichen Anlagen beruht, sondern weil man sie außerhalb der Gewöhnung, ernste Dinge zu treiben, gesetzt hat."

Ein Blick auf die Geschichte der Wissenschaften bestätigt das Zutreffende der in diesen Citaten niedergelegten Anschauungen. Seit Menschengedenken haben sich Frauen, sofern man sie nur nicht mit aller Macht zurückstieß, als Mitarbeiterinnen im Reiche des Geistes und häufig mit ausgezeichnetem Erfolge bethätigt. Ist ihnen auch die Führerschaft nicht zugefallen, die ja überhaupt auch unter den Männern einer nur äußerst geringen Zahl vergönnt ist; so haben sie doch ruhmgekrönte Repräsentantinnen sowohl in der Kunst als in der Gelehrsamkeit aufzuweisen.

Der Herrscherberuf, der gewiß eminente Geistesgaben und Charakterstärke fordert, auch er hat eine Zahl bedeutender Frauen geliefert. Aus der Menge solcher Herrscherinnen sei hier eine hervorgehoben: Zenobia, Königin von Palmyra. Von hervorragendem Geiste, strahlender Schönheit, großer Sittenstrenge, war

Digitized by Google

sie Theilnehmerin an ihres Gemahls Odenatus Herrscherſorgen und Kriegszügen, nach deſſen Tode Siegerin über die Heere des römiſchen Kaiſers Gallienus; durch frühe Uebungen zu allen Gefahren geſtählt, im Kampfe von ungewöhnlichem Muthe, keine Anſtrengung ſcheuend, oft Meilen weit ihren Leuten zu Fuß voranziehend, eine kühne Reiterin, von ihren Unterthanen und Kriegern geliebt und bewundert, zugleich von hoher Geiſtesbildung, ſie ſprach Latein, Griechiſch, Aegyptiſch, Syriſch, unterrichtete ſelbſt ihre Söhne in den Wiſſenſchaften. Nach Zeugniſſen der Alten ſcheint es ausgemacht, daß ſie weder Chriſtin, noch Heidin, ſondern Jüdin geweſen.

Unter den vielen Dichterinnen ſei hier Eine genannt, die unſterbliche Sappho aus Mytilene, die zehnte der Muſen geheißen, deren Bild auf den Münzen ihrer Vaterſtadt zu erblicken war, wegen der Tiefe, Innigkeit, Gluth, Erhabenheit und Anmuth ihrer Dichtung vom ganzen gelehrten Alterthum hoch gefeiert, von dem beſonnenen Strabo *θαυμαστόν τι Χρῆμα* = bewunderungswürdiges Weſen genannt. Eine Reihe bedeutender Frauen, wie Myrtis und Corinna, dieſe Lehrerin des größeſten griechiſchen Lyrikers Pindar, Teleſilla und Andere ſchloſſen ſich ihr an, eine förmliche Dichterſchule bildete ſie und auch auf den römiſchen Dichter Horaz war ſie von bedeutendem Einfluſſe.

Die Philoſophie hat eine anſehnliche Reihe weiblicher Vertreterinnen zu verzeichnen. Faſt keine Philoſophenſchule in Griechenland ermangelte unter ihren Jüngern der Frauen, nur die ſtrenge, die höchſte Selbſtbeherrſchung fordernde, etwas zur Askeſe hinneigende Lehre der Stoa fand keine Gnade in den Augen der Frauen.

Die praktiſche Philoſophie der ſogenannten ſieben Weiſen Griechenlands hat die Philoſophin Kleobulina aufzuweiſen. Aspaſia war Lehrerin des Socrates und des Pericles in der Philoſophie, Redekunſt und Staatsklugheit.

Digitized by Google

Nach dem Tode des Aristipp aus Cyrene leitete seine Tochter als Haupt die von ihm gestiftete Schule.

In ganz Griechenland glaubte man, des Socrates Geist sei auf sie übergegangen, sie lehrte 25 Jahre und hatte viele Zuhörer.

In der Philosophie Platons war Hypathia so ausnehmend bewandert, daß sie fast alle Philosophen jener Zeit übertraf, öffentlich las und weit und breit Schüler herbeizog. Mit großer Auszeichnung stand Theano, die Gattin des Pythagoras nach dessen Tode der zahlreich besuchten Schule desselben vor, Pythagoras selbst aber — wird überliefert — wurde durch die Unterweisung seiner Schwester Themistoklea soweit gefördert.

Auch der Neu-Platonismus, dieses Produkt platonischer Ideenlehre, verbunden mit einer gewissen Schwärmerei und Mystik, zählt einige bedeutende Frauen unter sich, wie Geminea, Mutter und Tochter, Schülerinnen Plotins.

Cornelia Graccha lehrte zu Rom öffentlich Philosophie. Cicero sagt von ihr: nisi feminae nomen obstitiset, inter omnes philosophos emineret, numquam enim a carne debili tam graves vidi proficisci scientias = wenn nicht der Name Frau ihr entgegengestanden hätte, so würde sie unter allen Philosophen hervorgeragt haben, denn niemals sah ich von so schwächlichem Fleische so tiefes, ernstes Wissen hervorgehen.

Ein zahlreiches und rühmliches Contingent stellte das weibliche Geschlecht zu fast allen Fakultäten. Ich erinnere nur an die zu Padua 1646 geborene und daselbst zur Doctrix und Magistra 1678 creirte Helena Cornaro. Bei deren Promotion war der Zudrang einheimischer und auswärtiger Zuhörer ein so gewaltiger, daß der für solche Akte bestimmte Raum zu eng wurde und die Promotion in der Kathedral-Kirche stattfinden mußte. Das Urtheil über sie lautete also: „Wir, die Richter erklären im Namen Gottes die sehr berühmte Herrin Helena Lucretia Cornaro, diese äußerst gelehrte und mit allen Gaben der Natur und des Geistes

Digitized by Google

dermaßen geschmückte Jungfrau, daß an ihr Nichts vergessen zu sein scheint, zur Magistra und Doctrix der Philosophie und der freien Künste."

Die berühmte Cassandra Fidelis, die ein Alter von über 100 Jahre erreichte, promovirte ebenfalls in der Philosophie. „Zu ihrem höchsten Lobe und unter beinah' unglaublicher Bewunderung Aller wurde die venetianische Jungfrau Cassandra Fidelis gehört, als sie eine höchst glänzende Rede an der Hochschule zu Padua bei Gelegenheit der in der Philosophie empfangenen Ehren und Auszeichnungen hielt." Es soll ihr von derselben Universität auch die Doctorwürde in der Theologie angeboten worden sein.

Cäcilia Sebutia vertheidigte zu Rom öffentlich philosophische Thesen mit großem Ruhm.

Von Juliana Morella berichtet Juncker, sie wäre ausnehmend tüchtig im Lateinischen, Hebräischen, sowie in der Philosophie und in der Rechtswissenschaft und in noch andern Theilen der Gelehrsamkeit außerordentlich weit vorgeschritten gewesen; in ihrem 12. Lebensjahre disputirte sie öffentlich im Kapuzinergewande.

Isabella Losa erhielt die Doctorwürde in der Theologie. Angela von Foligno wird von ihren Zeitgenossen als Lehrerin der Theologie gerühmt.

In der Jurisprudenz erhielt die gelehrte, vornehme Bolognesерin Beltica Gozzadina 1238 nicht nur die Doktorwürde, sondern wurde auch zur öffentlichen Professorin der juristischen Fakultät ernannt und waltete ihres Amtes mit großer Auszeichnung.

Andrea Bettina wird als ein Ausbund eines in den Rechten erfahrenen Weibes bezeichnet, welches, wenn ihr Gemahl am Lesen verhindert war, „keine Stunde vorbeigehen lassen, sondern den Studiosis zu Jedermanns Bewunderung und der Zuhörer größtem Vergnügen die Rechte erklärt habe."

Novella, Tochter eines Professors der Rechtswissenschaft an der Universität Bologna, Audry wird als eine Zierde der Jurisprudenz gerühmt; dabei war sie so schön, daß sie, wie berichtet

Digitized by Google

wird, mit verdecktem Antlitz habe lesen müssen, um nicht durch ihren Anblick die Hörer von dem Gegenstande der Vorlesung abzulenken.

Margaretha Sibylla von Löser brachte es soweit, daß sie in den Wissenschaften aller Fakultäten bewundert wurde.

Darf hier wohl Olympia Fulvia Morata unerwähnt bleiben, dieses hehre, reine Frauenbild, welches tiefes philologisches und theologisches Wissen mit gottbegeisterter Poesie verband, welche Lateinisch und Griechisch so elegant wie ihre Muttersprache sprach und schrieb? Zu Ferrara im Jahre 1526 in einem Kreise voll klassischer Erinnerungen geboren, erhielt sie den ersten lateinischen Unterricht von ihrem gelehrten Vater und später in der griechischen Sprache von dem gelehrten deutschen protestantischen Professor Sinapius. In kürzester Zeit machte sie so reißende Fortschritte, daß sie, wie ihr Biograph sagt, in wenigen Monaten die Sprache Homers und die des Vergil mit gleicher Leichtigkeit zu sprechen verstand. Sie hatte kaum noch ihr 12. Lebensjahr erreicht, als der Ruf ihres Wissens, die Lebhaftigkeit ihres Geistes, gehoben durch kindliche Reinheit und Unschuld einen Kreis entzückter Hörer um sie schaarte. Freimüthig unterhielt sie sich mit ihnen, beantwortete alle ihre Fragen und setzte sie durch ihre ebenso schlagfertige als geistreiche Antworten in Erstaunen. Der gelehrte Giraldi nennt sie „ein weit über ihr Geschlecht hinaus geistreiches Mädchen, ein Wunder beinahe für Alle, die sie hören": miraculum fere omnibus qui eam audiunt.

Celio Calagnini, Mathematiker, Archäolog und Dichter, Freund des Hauses, bewunderte sie und nannte sie „eine neue Diotima, eine Aspasia, nur reiner als die, deren Bild die Athener angebetet hatten."

Trotz ihres unbezwinglichen Wissensdranges und ihrer fortwährenden Beschäftigung mit den edelsten Studien war sie doch weit entfernt, die Sorgen für das bescheidene Hauswesen, in welchem sie geboren ward, gering zu achten, ihre Pflichten gegen

Digitized by Google

drei jüngere Schwestern, deren zweite Mutter sie später geworden, zu vernachlässigen. Sie lieferte so recht den Beweis, daß gelehrte Beschäftigung mit wirthschaftlichem Sinne — bei richtiger Zeiteintheilung — wohl vereinbar, eine Doppelaufgabe, welche bereits so manche Frau glücklich gelöst.

Ihren nur auf das Ideale gerichteten Sinn bekundete Olympia nachmals bei der Wahl eines Gatten.

Obwohl durch den mächtigen Einfluß gedachten Calagninis als Freundin und Studiengenossin der hochbegabten Prinzessin Anna, Tochter der Herzogin Renate von Este am glänzenden Hofe von Ferrara später erzogen, und in Folge ihres Geistes und ihrer Schönheit angebetet und viel umfreit von den vornehmsten und einflußreichsten Cavalieren, reichte sie doch einem jungen deutschen, in sehr bescheidenen Verhältnissen lebenden protestantischen Gelehrten, Andreas Grünthler, der in Ferrara Medizin studirte, ihre Hand, zugleich den Glauben des Geliebten annehmend. Dieser Glaubenswechsel aber brachte viel Kummer und Leid über Olympia. Bei dem streng katholischen Hofe von Ferrara deshalb in Ungnade gefallen, mußte sie mit ihrem Gatten diese Stadt verlassen, einer völlig ungewissen Zukunft entgegengehend. Sie lenkten ihre Schritte nach Schweinfurt, dem Geburtsorte Grünthlers; aber auch hier sollte ihres Bleibens nicht lange sein. Bereits war der religiöse Friede durch die neue Lehre gestört, blutige Kämpfe entbrannten, Schweinfurt wurde mit Grünthlers bescheidener Habe ein Raub der Flammen, das junge Ehepaar in die sorgenvollste Lage versetzt. Längere Zeit irrte es heimathlos umher, bis es in Heidelberg ein Asyl fand. Grünthler erhielt die Professur der Medizin an der Universität, Olympia wurde Professorin der griechischen Sprache. Aber dieses Glück war leider nicht von Bestand, die tiefbescheidene, fromme, gefeierte Olympia erlag am 26. October 1555 einer durch die erschütternden Drangsale der letzten Zeit entstandenen Krankheit im blühenden Alter von 29 Jahren, von den Edelsten ihrer Zeit tief betrauert.

Digitized by Google

Ihre hinterlassenen Schriften, bestehend aus lateinischen und griechischen Abhandlungen, Reden, Gedichten, Fabeln, ins Griechische übersetzten Psalmen, erschienen zu Basel 1580.

In einer gewissen Geistesverwandtschaft zur Olympia, obwohl bei Weitem vielseitiger als diese, steht die am 5. November 1607 in Cöln von niederländischen Eltern geborene Anna Marie Schurmann, genannt „das neue Wunder ihres Jahrhunderts, die Zierde des Vaterlandes"; sie glänzte durch Schönheit, Anmuth und Geschicklichkeit in allen weiblichen Arbeiten. Drei Jahre alt, konnte sie bereits deutsch lesen; schon im zartesten Kindesalter zeigten sich ihre Anlagen für fein ausgeschnittene Papparbeiten. Als zehnjähriges Mädchen erlernte sie in kürzester Zeit die Kunststickerei, so daß sie auf Seide, Tuch und anderen Stoffen die kunstvollsten Muster, selbst die gestaltenreichsten Landschaften stickte. Nach Utrecht zurückgekehrt, traten bald ihre Neigungen für Poesie und Sprachen hervor. Während des Unterrichtes ihres Bruders in demselben Zimmer weilend, erlernte sie durch Zuhören die lateinische Sprache, die sie nachmals besser als mancher Gelehrte vom Fach beherrschte, so daß der berühmte Philologe Salmasius die Eleganz ihrer Latinität rühmend anerkannte; dann ergab sie sich mit Eifer dem Studium des Griechischen, woran sich bald die orientalischen Sprachen anschlossen: Hebräisch, Samaritanisch, Arabisch, Chaldäisch, Syrisch Aethiopisch, Türkisch und Persisch; von den neuern Sprachen sprach und schrieb sie ebenfalls mit vollständiger Sicherheit Englisch, Französisch, Italienisch, Holländisch und Deutsch.

Mit großem Verständniß las sie die Bibel, Seneca, Vergil und Homer.

14 Jahre alt verfaßte sie eine lateinische Elegie an den berühmten holländischen Dichter Jacob Cats, der ihr später seine Hand anbot, die sie jedoch auf ihres Vaters Rath zurückwies. Zu allen diesen enormen Sprachkenntnissen, die sie vornehmlich für theologische Forschungen verwerthete, trat noch das Studium der Philosophie, Astronomie, Mathematik und Geographie hinzu,

Digitized by Google

so daß man von ihr sagte, sie wisse sich in jedem Lande der Welt ohne Führer und ohne Dolmetscher zurechtzufinden.

Ein gewisser Hang zur Mystik, erzeugt aus der Lesung der Märtyrergeschichten, haftete ihr das ganze Leben hindurch an und wurde entscheidend für dasselbe.

Wegen ihrer erstaunlichen Gelehrsamkeit wurde ihr Rath häufig von den bedeutendsten Gelehrten in Anspruch genommen. Ebenso umfassend aber wie ihre Gelehrsamkeit war ihre künstlerische Durchbildung. Ihr Malen und Zeichnen war freilich mittelmäßig, dagegen übte sie in vorzüglichem Maße die Bildschnitzerei in Holz und Elfenbein, das Bossiren in Wachs; im Kupferstich aber hinterließ sie Proben wahrer Meisterschaft. Dieses Alles wurde gekrönt durch eine über den Dilettantismus weit hinaus gehende Tüchtigkeit in Gesang und Spiel bei nur geringer Anleitung.

Aber auch häusliche, wirthschaftliche Tugenden zierten unsere Schurmann. Nach dem Tode ihrer Mutter verblieben ihrer Obhut zwei dem Erblinden nahe Tanten, die sie auf das Zärtlichste pflegte und ihnen die Wirthschaft mit einer der musterhaftesten Hausfrau würdigen Sorgfalt und Umsicht führte. In Folge der ihr innewohnenden ungewöhnlichen Bescheidenheit entschloß sie sich erst spät zur Veröffentlichung ihrer zahlreichen literarischen Erzeugnisse. Dieses „Wunder der Schöpfung", ausgezeichnet auch durch Herzensreinheit und Glaubenstiefe starb am 5. Mai des Jahres 1678.

Auch in der Mathematik und den Naturwissenschaften ließen es die Frauen an erfolgreicher Betheiligung nicht fehlen.

Hier glänzt vor Allem Marie Sibylla Merian, Tochter des bekannten Kupferstechers und Geographen Mathäus Merian in Frankfurt am Main.

Sie gab 1697 ein epochemachendes Werk heraus: „Der Raupen wunderbare Verwandelung und sonderbare Blumennahrung", ein Quartband mit von ihrer eigenen Hand gestochenen Kupfertafeln. Von Sehnsucht getrieben, die Schätze der Tropenwelt kennen zu lernen und zu sammeln, begab sie sich, die Mühen

Digitized by Google

und Gefahren einer weiten Seereise nicht achtend, mit ihrer Tochter nach Guyana. Als Resultat dieser wissenschaftlichen Reise erschien 1705 zu Amsterdam das Werk: „Die Metamorphose der Insekten Surinams, in lateinischer und holländischer Sprache. Dieses Werk wird noch heute zu den größten und kostbarsten Seltenheiten gezählt. Auch später setzte sie ihre naturwissenschaftlichen Forschungen fort. Diese willensstarke Frau starb am 13. Januar 1717.

Durch astronomische und arithmetische Arbeiten zeichnete sich Maria Porcia Vingola zu Viterbo aus.

Marie Cunitz war eine um die Astronomie hochverdiente Frau.

Durch astronomische wie mathematische Leistungen glänzte die Gattin des gelehrten Elias von Löben.

Unter dem Titel „Urania propitia“ gab sie ein astronomisches Werk in deutscher und lateinischer Sprache heraus.

Caroline Herschel aber, Schwester und treue Mitarbeiterin des weltberühmten Astronomen dieses Namens überragte durch ihre astronomischen Leistungen jene bei weitem. 6 Kometen entdeckte sie. Ihr großer Bruder gab das von ihr verfaßte Sternen-Verzeichniß heraus.

In der Mathematik glänzte Sophie Germain, geboren 1776. Sie erfreute sich der höchsten Anerkennung der großen Mathematiker Lagranges und Gauß.

Mit tiefem, scharfem, mathematischem Wissen verband sie feinsinniges Denken über allgemeine Wissenschaft und Philosophie; sie war es, welche in Frankreich das Verständniß für die Kant'sche Philosophie förderte.

Beim Ueberblicken dieser stattlichen Reihe von Namen um die Wissenschaft verdienter Frauen erscheint Alt-Griechenland und Italien, auch das mittelalterliche und moderne, als der im Hervorbringen weiblicher Genies ergiebigste Boden, weit ergiebiger als die andern modernen Kulturstaaten. Sollte das Zufall sein? Hat etwa die Literar-Historie dort emsig und gewissenhaft ihres

Digitized by Google

Amtes in Aufzeichnung und Aufbewahrung gewaltet, hier minder gewissenhaft? Kaum glaublich! Es müssen tiefere Ursachen dieser Erscheinung zu Grunde liegen. Diesen nachzusinnen, wäre eine höchst interessante Aufgabe für den Völker-Psychologen.

Was aber die Mitarbeiterschaft der Frauen auf dem Gebiete der medizinischen Wissenschaft betrifft, worauf es uns hier ganz besonders ankommt, so treten uns auch in dieser Disziplin eine Reihe von Gestalten entgegen. Einige wenige Namen will ich hier streifen, um bei einer Frau etwas länger zu verweilen:

Anatomie lehrte die Professorin Anna Manzolini, geborene Morandi, 1758 zu Bologna, desgleichen die Professorin Mangolina, 1817, ebenfalls zu Bologna.

Justine Siegmunde Dietrichin aus Schlesien verfaßte ein von der medizinischen Fakultät zu Frankfurt an der Oder warm empfohlenes Buch über Geburtshülfe, welches ihr großes Ansehen in den kompetenten Kreisen verschaffte. Als Praktikerin erfreute sie sich allgemeinen Rufes in Berlin.

Auf dem Gebiete der Gynäkologie hat die Familie Siebold zwei berühmte Vertreterinnen aufzuweisen.

Manche wichtige Bereicherung verdankt die Gynäkologie den Damen Boivin und La Chapelle in Paris.

Nach einem Berichte des Journal des Sçavans vom Monat März des Jahres 1754, Seite 283 genoß die durch Geist und Gelehrsamkeit ausgezeichnete Gräfin Boisenon in Paris ein so hohes Ansehen in der medizinischen Welt, daß man ihr die Stelle einer Präsidentin in der medizinischen Fakultät zu Paris übertrug. „Es soll dieselbe", drückt sich ein zeitgenössischer deutscher gelehrter Mediziner aus, in dieser Qualität mit allgemeinem Beifalle aufgenommen und erkannt worden sein, und sie habe bei dieser Gelegenheit die schönste Rede gehalten, welche die Herren Doctores wohl jemals in ihren Collegiis gehört."

Wen aber nach dem bisher Vorgetragenen noch irgend ein Zweifel an der Fähigkeit des Weibes zur Sichbethätigung auf

Digitized by Google

allen Gebieten des Geistes überhaupt, insbesondere zur Ausübung der Heilkunst beschleichen sollte, den verweisen wir auf eine Aerztin aus dem Zeitalter Friedrich des Großen, von deren Ruhm ganz Deutschland wiederhallte, die in schwungvollen deutschen und lateinischen Oden gefeiert wurde.

Der Entwickelungsgang dieser über die Mittelmäßigkeit weit hinausragenden Frau bietet einige höchst interessante, für das weibliche Geschlecht besonders beherzigenswerthe Momente, so daß ein etwas längeres Verweilen bei Betrachtung dieses Frauenbildes nicht als verlorene Zeit anzusehen sein dürfte.

Dorothea Christiana Erxleben wurde am 13. November 1715 zu Quedlinburg geboren. Wegen fast beständiger Kränklichkeit am Schulbesuche verhindert, wurde sie zugleich mit ihrem Bruder von ihrem gelehrten Vater, dem praktischen Arzte Dr. Christian Policarpus Leporin im Hause unterrichtet. Nach ihrem eigenen Geständnisse habe sie dieser kränkliche Zustand glücklich gemacht und sie habe ihre anhaltende Schwachheit viel gelassener ertragen und nur die Hälfte ihrer Zufälle gefühlt, weil ihr dadurch vergönnt gewesen, an dem Unterrichte in allen den Wissenschaften Theil zu nehmen, die sonst der weiblichen Jugend verschlossen zu werden pflegen; aber auch der Bruder habe durch diesen gemeinschaftlichen Unterricht dem Lernen weit größeren Geschmack abgewonnen. Willig und freudig folgte sie der gewissenhaften und gründlichen Unterweisung des Vaters und noch anderer hinzugezogener tüchtiger Lehrer in Sprachen und Wissenschaften. „Ich glaube," sagte sie, „daß alle wohlgesittete junge Frauenszimmer, in denen Studiis eben so fleißig als in Dingen, die Haushaltung betreffend, müßten unterwiesen werden, und daß die Gelehrsamkeit unserm Geschlechte nicht allein wohl anstehe, sondern auch Frauenspersonen nach derselben zu trachten verbunden wären." Mit rührender Pietät gedenkt sie in der von ihr verfaßten Biographie des gelehrten Doktor Tobias Eckhard, Rektors des Gymnasii zu Quedlinburg, dem es nicht genug gewesen, diejenigen Uebungen,

Digitized by Google

welche er seinen Primanern zum Uebersetzen ins Lateinische gab, auch ihr zu geben, sondern er habe mehrere hinzugefügt, sie einer eingehenden Korrektur unterworfen und ihr dann unter Angabe der Ursachen und mit hinzugefügten Anmerkungen wieder zugestellt; auch selbstständig von ihr verfaßte lateinische Arbeiten habe er seiner Durchsicht unterworfen.

Durch den Fleiß und die Geschicklichkeit so gelehrter Männer gefördert, fand sie immer größere Freude am Lernen und wuchs zusehens am Wissen, so daß der Gedanke in ihr immer lebendiger wurde, sich mit allem Ernst der Wissenschaft, insbesondere der medizinischen, zuzuwenden.

„Es sei wohl möglich", meinte sie, „trotz der verschiedenen häuslichen Geschäfte, welchen sie sich weder entziehen könnte noch wollte, sowohl ein Buch mit Nutzen zu lesen, als auch den Unterricht des Lehrenden anzunehmeu, daß Dasjenige, was durch andere Geschäfte und Zerstreuungen wirklich am Studiren versäumt werden müsse, sich wieder einbringen lasse, wenn man seiner Bequemlichkeit etwas abzubrechen sich nicht verdrießen lasse."

„Zwar wußte ich wohl", fährt sie in der oben erwähnten Biographie fort, „daß es an Solchen nicht fehle, die das Studiren des Frauenzimmers auf eine recht niederträchtige Weise durchziehen; allein sie verdienen nicht, daß man ihrer achte, ihr Gewäsche wird mich niemals verleiten, mir mein Studiren gereuen zu lassen. Ich habe die Ursachen, welche das Frauenzimmer vom Studiren abhalten, bereits in einer deutschen Schrift untersucht und widerlegt, welche zu Berlin anno 1742 gedruckt worden, unter dem Titel: „Gründliche Untersuchung der Ursachen, die das weibliche Geschlecht vom Studiren abhalten." Es ist dies eine epochemachende und höchst lesenswerthe Schrift.

Nachdem Christiana in den philologischen Wissenschaften einen tüchtigen Grund gelegt, fing sie an, in Gemeinschaft mit ihrem Bruder, ebenfalls unter Anleitung ihres vortrefflichen Vaters, sich der medizinischen Wissenschaften, nach der theoretischen und prak-

Digitized by Google

tischen Seite hin, zu befleißigen. Der Vater ermangelte nicht die von ihm vorgetragenen Lehren durch Beispiele aus seiner Praxis zu erläutern.

Diesen Studiengang setzte das Mädchen mit demselben Eifer fort, selbst nachdem der Bruder die Universität Halle bezog, um Medizin zu studiren.

„Wie oft habe ich gewünscht", sagt sie, „mit ihm gleiches Glück zu genießen und diejenigen Lehrer hören zu können, welche ich jederzeit mit so großer Hochachtung verehrt hatte!"

Unabläßig arbeitete der Vater an der medizinischen Ausbildung seiner Tochter fort; zu ihrer Uebung mußte sie verschiedene, schwere in dessen Praxis vorkommende Fälle bearbeiten; ja ihn in seiner Krankheit oder Abwesenheit vertreten.

Ein günstiger Zwischenfall eröffnete unserer strebsamen Jungfrau die schönsten Aussichten für die Zukunft. Als Friedrich II. auf der Huldigungsreise durch seine Staaten auch Quedlinburg besuchte, wurde von den zur Audienz zugelassenen Delegirten der Stadt im Laufe derselben die Aufmerksamkeit Friedrichs auf Christiana Leporin als eine hervorragend begabte und von großem Drange zur dereinstigen Ausübung der Heilkunst beseelte Frau gelenkt und diese ihm angelegentlichst empfohlen. Der große König lieh diesen Vorstellungen geneigtes Gehör und verordnete unter dem 24. April 1741, daß die medizinische Fakultät zu Halle, falls sich Christiana Leporin zur Promotion melden würde, unter Erfüllung der vorschriftsmäßigen Formalitäten, derselben die Doktorwürde und die Freiheit zu prakticiren ertheilen sollte.

Durch diesen Gnadenakt lag unserer Kandidatin die Bahn zur Erlangung der höchsten von ihr ersehnten Ehren frei. Allein die Vorsehung wies sie vorläufig auf andere Wege. Sie verheirathete sich 1742 mit Johann Christian Erxleben, Diakonus an der St. Nicolai-Kirche zu Quedlinburg. „Die vorgehabte Promotion", sagt sie, „wurde durch meine Heirath verzögert, da die mir nunmehr obliegende Sorgfalt für die Erziehung fünf

Digitized by Google

annoch unerzogener Kinder, deren Anvertrauung ich als das erste Pfand der Liebe meines Mannes anzusehen hatte, meine Abwesenheit nicht wohl gestattete."

Auch noch andere Hinderungsgründe traten im Laufe der Zeit hinzu, der Tod ihres geliebten um sie hochverdienten Vaters und eine schwere Krankheit ihres Gatten, dessen Pflege und ärztliche Behandlung ihr allein oblag, sowie die Erziehung der Kinder aus erster Ehe, zu denen noch vier eigene hinzutraten. „Ich würde übel handeln" sagte sie, „wenn ich die Studia, die mich meiner Pflichten beständig erinnerten, auf eine solche Art treiben wollte, daß ich dabei die Pflichten außer Augen setzen wollte, die mir als einer Ehegattin und Mutter oblagen." So viel ihr die überaus zahlreichen häuslichen Geschäfte indeß Zeit übrig ließen, trieb sie ihre medizinischen Studien in den theoretischen und praktischen Theilen auf das Allereifrigste fort. Nachdem endlich auch diese Hindernisse alle beseitigt waren, hielt sie die Zeit für gekommen, auf Grund oben erwähnten Allerhöchsten Reskriptes bei der medizinischen Fakultät zu Halle um die Erlaubniß zu promoviren nachzusuchen. Sie reichte ihre Inaugural-Dissertation ein, betitelt: „Quod nimis cito ac jucunde curare saepius fiat causa minus tutae curationis." „Von der gar zu geschwinden und angenehmen aber deßwegen öfters unsichern Heilung der Krankheiten," begleitet von einem ebenfalls lateinisch abgefaßten Curriculum vitae.

Doch ertheilen wir hier dem von der medizinischen Fakultät mit der Leitung dieses feierlichen Promotions-Aktes betrauten Dekan, Professor Dr. Dn. Joh. Juncker das Wort:

Eine Matrone, welche die Pflichten einer Ehegattin, einer Mutter, einer Hauswirthin also verwaltete, daß sie Anderen zum nachahmungswürdigen Beispiel dienete, überreichte uns eine Probeschrift von ihrer Arzeneigelahrtheit, woraus eine sehr gründliche Wissenschaft und eine große Erfahrung hervorleuchtete; ja sie unterwarf sich der Prüfung einer medizinischen Fakultät, damit

Digitized by Google

sie auf eine rechtmäßige Art die Doktorwürde erlangen und öffentlich zeigen möchte, wie sie die Heilkunst nicht ohne gründliche Wissenschaft ausüben wolle. Sie hat allein 2 ganze Stunden hindurch die an sie gethanen Fragen mit einer bewunderungswürdigen Bescheidenheit und Fertigkeit angenommen, gründlich und deutlich darauf geantwortet und die vorgelegten Zweifel mit der größten Richtigkeit aufgelöst. Hierbei bediente sie sich eines so schönen und zierlichen Lateins, so daß wir glaubten, eine alte Römerin in ihrer Muttersprache zu hören."

„Daher habe ich als Dekanus den 12. Juni (1754) angesetzt, an welchem alle Diejenigen, deren Gegenwart bei dieser Handlung nöthig war, in meine Behausung eingeladen, wozu sich noch viele Vornehme beiderlei Geschlechtes und eine nicht geringe Anzahl unserer studirenden Jugend einfand. Hier legte unser Frauenzimmer den feyerlichen Eid wie gewöhnlich ab, und ward von mir als Dekanus zu einem Doktor in der Arzeneykunde erkläret und ihr die Freyheit, die Heilkunst auszuüben, zugestanden."

So fern von jedem gelehrten Dünkel, so verurtheilsfrei, so großsinnig dachte die medizinische Fakultät Halle und ihr Dekan Professor Juncker. Dem ganzen Tenor des Promotions-Aktes, im Zusammenhange betrachtet, fühlt man es an, daß nicht blos einer Königlichen Weisung hier Folge gegeben ward, sondern daß jener Königliche Befehl in völliger Uebereinstimmung mit der Denk- und Anschauungsweise des Dekans und der ganzen Fakultät vollbracht wurde. Nicht würde sonst der mit der Promotion beauftragte Dekan mit so vollem Munde, mit solcher Herzenswärme die Kandidatin gelobt und deren Angelegenheit vertreten haben. Ein sprechender Beweis für die Richtigkeit dieser Auffassung liegt außerdem vor in einem vom Professor Juncker in den „Halleschen Anzeigen" vom Jahre 1754. Nr. 26. 27. veröffentlichten höchst lesenswerthen Aufsatze über diese Promotion sowie über das Studiren der Frauen überhaupt und die denselben zu ertheilenden akademischen Würden.

Digitized by Google

Dieser Aufsatz gipfelt im folgenden Satze: „Die Bemühung den Verstand zu schärfen, deutlich, ordentlich, gründlich zu denken, seinen Willen zur Ausübung der Tugend anzugewöhnen, könne der Anweisung zu den häuslichen Verrichtungen und der Ausübung derselben nicht nachtheilig sein, ja es sei ein studirendes Frauenzimmer desto geschickter und williger, die Pflichten einer guten Hauswirthin und Ehegattin zu erfüllen, je gelehrter sie sei. Wenn die Zeit, welche überflüssig verschlafen, unnöthig verputzt, unnützlich verplaudert und verspielt wird, zum Studiren angewendet würde, so bliebe alle Mal noch Zeit genug übrig, auf die Studia zu wenden. Weder die Gesetze, noch die Kaiserlichen Privilegia machten hierin einen Unterschied des Geschlechtes; es wäre also eine auf keine Weise zu entschuldigende Unbil des Mannes, das weibliche Geschlecht vom Studiren und wohlverdiente Frauenspersonen von den akademischen Würden auszuschließen. Gelehrte und tugendhafte Frauenspersonen wären eine Zierde des menschlichen und ein wahres Vergnügen des männlichen Geschlechtes, woraus kein Mißvergnügen und keine Reue folgete; insonderheit würden gelehrte Männer von solchen Frauen in ihrem Hauswesen keinen Nachtheil, in Erziehung der Söhne einen Beistand und in Anführung der Töchter einen wahren Vortheil haben."

So dachte, so schrieb ein Professor der Medizin in der Friedericianischen Zeit!

Fast fürchte ich, eine all zu lange und ermüdende Reihe von Frauenbildern hier vorgeführt zu haben, allein ich glaubte dies thun zu müssen, um den von mir im Vorangegangenen aufgestellten Behauptungen von der gleichen Befähigung des männlichen und des weiblichen Geschlechtes und den daran sich knüpfenden Wünschen und Hoffnungen gleichsam Stützen und Tragbalken, die historischen Unterlagen zu geben. Das möchte ich jedoch nicht so aufgefaßt wissen, als wünschte ich für das weibliche Geschlecht Richterstuhl und Kanzel ebenfalls erschlossen, obwohl letztere in früheren Zeiten denselben zugänglich gewesen; beispielsweise

Digitized by Google

predigte Katharina aus Siena oftmals in Gegenwart des Papstes und der Kardinäle, Luba und Thekla predigten öffentlich in der Kirche und unterrichteten die Gemeinde auf Befehl und Anordnung des heiligen Bonifacius. Wohl aber sollte durch Anführung dieser Beispiele gezeigt werden, daß die Behauptung von der geistigen Inferiorität des weiblichen Geschlechtes der Thatsache keineswegs entspricht, vielmehr daß, wenn man demselben nur irgendwie Luft und Licht zu seiner Entfaltung gegönnt, es sich stets als emsige, erfolgreiche Mitarbeiterin im ganzen Bereiche des Wissens erwiesen und ebenfalls Geistesschätze aus den tiefsten Schachten an das Tageslicht gefördert. In völliger Unterschätzung weiblichen Könnens und der der Frau im großen Staatshaushalte geziemenden wichtigen Aufgaben setzte man dieses Geschlecht gewissermaßen auf geistige Hungerrationen, ließ sein Leben ohne eigentlichen Inhalt, stellte es außerhalb jeder wahren Gymnastik des Geistes, wies es in die bloße Rezeptivität, bildete es nicht zur Spontaneität. Sollten aber in der That die Geisteskräfte der Frau durch die hergebrachte gewohnheitsmäßige Erziehung schwächer geworden sein, so wäre das durchaus noch gar kein Grund, ihr in aller Zukunft die geistige Arena zu versperren und sie von dem den Charakter stählenden Kämpfen und Ringen fern zu halten. Sind ja nach Darwins Ideen die Organismen nicht als etwas Unbewegliches, Unabänderliches, Feststehendes, sondern als der Fortentwickelung, der Verbesserung Fähiges zu betrachten.

Durch beständige, den Frauen gleich den Männern zu Theil werdende Uebung werden die latenten, schlummernden Geisteskräfte derselben geweckt werden und erstarken zum Heile der gesammten Menschheit. Halten wir nun auch die Frauen von Kanzel und Richterstuhl fern, so erhoffen wir doch mit Zuversicht für dieselben, — die Fähigkeit und Tüchtigkeit dazu vorausgesetzt —, dereinst den Lehrstuhl in allen seinen Graden. Mit aller Entschiedenheit aber fordern wir ihre Zulassung zur Ausübung des ärztlichen Berufes als ein ihnen zuvorkommendes, heiliges, unveräußerliches

Digitized by Google

Recht im Interesse der Gerechtigkeit, Keuschheit, Zucht und Gesittung, Güter, ohne welche eine Nation früher oder später dem Untergange geweiht ist.

Zum Schlusse sei gestattet, an die Worte des leider zu früh verstorbenen Kunsthistorikers Ernst Guhl zu erinnern, die er freilich den der Kunst sich widmenden Frauen zuruft, die ich aber allen Frauen ans Herz legen möchte:

„Eine ernste Zeit fordert auch von den Frauen ernstes Thun, und die Künstlerinnen mögen nicht vergessen, daß in der Kunst kein wahrer und nachhaltiger Erfolg zu erreichen ist, wenn nicht nach dem höchsten Ziele gestrebt wird. Wollen sie aber um dieses Ziel den Wettkampf mit den Männern eingehen, so mögen sie, bei Wahrung und Hütung weiblichen Sinnes und weiblichen Gemüthes, die stets ihre schönste Zierde bleiben müssen, auch männliche Arbeit nicht scheuen.

Die Geschichte ist auch hierin die große Lehrerin der Gegenwart."

Anmerkung.

1) Man verzeihe diese metrisch unzulässige Variante.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin

Digitized by Google

Was trennt

„die beiden Richtungen“

in der

evangelischen Kirche?

Ein Beitrag zur Schätzung der kirchlichen Gegensätze

von

Prof. Dr. Paul Wilhelm Schmidt
in Basel.

Berlin SW. 1880.

Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Digitized by Google

Im siebenten Jahrgang dieser Zeitschrift (Heft 104) hat A. H. Braasch in Jena die Frage besprochen: „Ist ein Zusammenwirken der verschiedenen Richtungen innerhalb der evangelisch-protestantischen Kirche möglich?“ Die fast durchweg feindselige Aufnahme, welche die irenischen Ausführungen des Verfassers auf altgläubiger Seite gefunden haben, bewies sattsam, daß auch diejenigen, die in letzter Instanz darauf ausgehn zu finden und zu pflegen „was uns eint“, ihrem eigenen Bestreben zuvor eine schärfere Diagnose der kirchlichen Krisis selber und eine genauere Präzisirung dessen schuldig sind, was uns trennt. Auch nach dieser Seite ist die in den folgenden Blättern aufgestellte Thesis der Grundanschauung des genannten Aufsatzes, welcher den Gegensatz der Richtungen nur für einen wissenschaftlichen und nicht für einen religiösen hält, direkt entgegengesetzt. Im frommen Friedenswunsche weiß ich mich mit dem Verfasser eins. Uebrigens wohl auch darin, daß die kirchenpolitischen Fragen unserer Zeit gründlich jedenfalls nicht erörtert werden können ohne eine ernste Untersuchung etlicher spezifisch religiöser Vorgänge, welche die geheimen Quellen der kirchlichen Schwierigkeiten sind. Die rein politischen Rechenexempel auf kirchliche Dinge angewandt gehen niemals glatt auf, und gerade der „incommensurable“ Rest ist es, der auch der Kirchenpolitik schließlich ihre Bahnen vorzeichnet. In Zeiten zumal, in welchen die Parlamente selbst Jahr aus Jahr ein gelegentlich zu Concilien werden, und sich eine eigene, oft nur gar zu fadenscheinige Landboten-Theologie auszubilden beginnt, darf und muß am Ende

Digitized by Google

eine religiöse Zeit- und Streitfrage auch als solche öffentlich behandelt werden. Selbst denen unserer Mitbürger, welche für das freie Christenthum so gut wie für das orthodoxe nur ein pathologisches Interesse haben, sind wir Rechenschaft darüber schuldig, warum überhaupt unter uns so viel Staub des Streites aufgewirbelt wird. Gerade auch diesen zulieb werden die folgenden Zeilen also den Gegenstand, den sie behandeln, nicht künstlich säcularisiren, sondern jedes Ding bei dem Namen nennen, den wir für den bezeichnendsten halten.

„Beide Richtungen"? Was soll das? Giebt's nicht hundert Richtungen und mehr in der protestantischen Kirche? Ist diese nicht eben „von Natur" die Kirche der mannichfaltigen Dogmatik, die Gemeinschaft der individuellen Religion?

Sicher ist, daß die Rede von den beiden Richtungen orthodoxerseits mit großem Eifer kolportirt und liberalerseits mit mehr oder weniger Kopfschütteln hingenommen wird. In der That deuten die Zeichen am protestantischen Kirchenhimmel nicht nur allerorten auf inneren Streit — der war ja zu allen Zeiten das Angebinde der streitenden Kirche, sondern vielfach grabezu auf eine innere Spaltung, die auch den äußeren Bruch anzukündigen scheint.

Von Kirchenspaltungen im großen Stil haben immerhin nur einzelne Blätter der Kirchengeschichte zu berichten; soll das nächste Blatt wirklich einer solchen Katastrophe gelten, seit drei Jahrhunderten zum ersten Mal? Mit unheimlicher Offenheit redet man jedenfalls schon von diesem Aeußersten; und die scheinbare Verbindlichkeit, mit welcher die betreffenden „Vorschläge zur Güte" d. h. zu freiwilliger Scheidung auf die Tagesordnung gestellt werden, ist in Wirklichkeit nur eine schlechte Maskirung der Gleichgiltigkeit, der Kälte bis an das Herz hinan, welche die gelockerten Beziehungen der streitenden evangelisch-kirchlichen Richtungen durchfröstelt. Wahrlich für den fanatischen Römling wie für den Atheisten, der überhaupt

Digitized by Google

der Kirche noch die Ehre seiner Feindschaft schenkt, ist es heut zu Tage „eine Lust zu leben". Schwer lastet der Scheidebrief der confession Bois, d. h. des Majoritäts-Bekenntnisses der letzten reformirten General-Synode in Frankreich (1872), auf dem Gewissen und dem Lebensmuth des französischen Protestantismus. Allerdings hat die Oberaufsicht des Staats eine praktische Verwerthung jener „Konfession" zum Ausschluß der liberalen Minderheit bisher verhindert. Auch hat die vom 25. November bis 5. Dezember v. J. in Paris versammelte „evangelische" (d. h. orthodoxe) Partei-Synode (»synode officieux«) nicht nur eine pietätsvolle Achtung vor der religiösen Gesinnung der Gegenpartei dokumentirt, und zwar in einer Weise, welche die gegenseitige Verkleinerungssucht der evangelischen Kirchenparteien anderer Länder tief beschämen kann, sondern sie hat geradezu verschiedene Maßregeln, die zur Verständigung mit den Freisinnigen führen sollen, unter ihre Traktanden aufgenommen. Aber immer wieder klang durch die Verhandlungen das Bekenntniß durch, daß ohne den Widerstand der Staatsregierung der Synodalbeschluß von 1872 zur folgerichtigen praktischen Ausführung schon gekommen sein würde. Und der permanenten Kommission, welche von der offiziösen Synode gewählt wurde,[1]) gab man zum Vorsitzenden denselben gläubigen Pfarrer von Nîmes, welcher auf der letzten Basler Allianz-Versammlung in feierlichem Referat über die kirchlichen Zustände seines Landes das Bekenntniß ablegte: man habe eine Transaktion mit den Liberalen versucht, und als man mühsam dazu gelangt sei, sich über die Worte zu verständigen, da hätten die Erklärungen, die man von beiden Seiten über diese Worte habe geben müssen, deutlich bewiesen, daß man von einer sachlichen Verständigung tausend Meilen weit entfernt sei[2]). Was die offiziöse Synode für Frankreich, das hat aber die offizielle Generalsynode der altpreußischen Kirche für die größeste Kirchenprovinz des protestantischen Deutschland dargethan: tausend Meilen von sachlicher Verständigung entfernt; selbst die Bestrebungen der Mittelparthei,

Digitized by Google

deren akademische Stimmführer, zum Theil wenigstens, noch vor wenigen Jahren in den Reihen der Gläubigen mitstimmten und durch ihr Votum manches Mal den Ausschlag gaben, fanden bei den „vereint schlagenden“ und auch nicht einmal mehr „getrennt marschirenden“ Confessionellen und „positiv Unirten“ kein Verständniß mehr, geschweige denn irgend ein Entgegenkommen. Ist es etwa in den Niederlanden anders?[3]) Selbst das vermeintliche Petrefakt jenseits des Kanals, das Kirchenthum der 39 Artikel der Elisabeth regt und bewegt sich — Rev. Bligh meint: nur auf der Oberfläche[4]), doch ist wohl nur der Einblick dieses ehrenwerthen Reporters nicht tiefer gedrungen; es sind zwar bald zwei Jahrzehnte relativ ruhig verflossen, seit die Temple, Jowett und Gen., diese „Sieben gegen Christus“ die anglikanische Kirche aufschreckten, aber die damals nur schwachen Beziehungen der anglikanischen Theologie zur deutschen Wissenschaft sind bekanntlich inzwischen sehr viel inniger geworden, und die kirchlichen Folgen können nicht ausbleiben. In der welschen Schweiz endlich (um die übrigen evangelischen Landeskirchen in Europa zu übergehen) ist von der église libre die Freiheit, die sie meinen, längst als Freiheit von dem freisinnigen Protestantismus im allgemeinen und als Freiheit von dem freisinnigen modernen Staat insonderheit in praxi definirt worden. Und in die deutsche Schweiz streben die Positiven ein kirchliches Parallelsystem einzuführen, kraft dessen jedem einzelnen Gottesdienst, jeder Communionsfeier, jeder Kinderlehre eines „Reformers“ ein Parallelgottesdienst, eine Parallelcommunion, eine Parallelkinderlehre außerhalb der landeskirchlichen Gebäude beigeordnet wird. Erinnert das nicht stark an die Definition, die wir auf der Schulbank lernten: daß parallele Linien solche sind, die noch so weit verlängert sich im endlichen Raum nimmermehr treffen? Sicher ist, daß auch dieser kirchliche Parallelismus einer unreifen oder frühreifen Jugend durch warmherzige und durch kalte Fanatiker schon auf der Schulbank vielfach andemonstrirt und

Digitized by Google

eingeimpft wird, so daß auch die heranwachsende Generation schon heut mit dem zweifelhaften Segen religiöser Streitigkeiten für die Zukunft reichlich ausgerüstet ist — es sei denn, sie zöge es vor, mit dem Streit einst auch den heiligen Gegenstand desselben über Bord zu werfen.

Tiefer Ernst dieser kirchlichen Lage! Nicht minder drückend und achtunggebietend als jene Situation, aus der heraus einst der Apostel Paulus mit deutlicher Beziehung auf wirkliche Vorgänge sein zwiefaches Anathema über Jeden ausrief, der ein anderes Evangelium predigen würde als das seinige — ein anderes Evangelium d. i. eine andere Religion. Ja, bezeichnend genug ist gerade dieses schneidigste Wort, welches zur Kennzeichnung innerer kirchlicher Kämpfe gefunden werden kann, auch in unseren Tagen von einem protestantisch-kirchlichen Lager zum anderen herüber- und hinübergeklungen; und jeder mit dem Gemüth betheiligte Zuschauer ist unter diesem Worte zusammengezuckt wie vor einer unwiderruflichen Kriegserklärung. Welcher Wunsch könnte da näher liegen als daß diese Kämpfe, falls ihre Tragweite denn wirklich derjenigen der urchristlichen Bruderkämpfe gleichkommen sollte, auch mit dem engen urchristlichen Gewissen und der strengen urchristlichen Selbstdisciplin geführt werden möchten, welche damals, allerdings erst nach mehr als hundertjährigem Ringen, schließlich dennoch den Frieden mit dem Programme einer allgemeinen Kirche herbeiführten? Die solchem Wunsche entsprechenden Pflichten vertheilen sich gleichmäßig auf beide gegenüberstehenden Lager. Was die „Liberalen" betrifft, so werden sie allerdings in dem Maße schwerere Pflichten vor sich haben wie der fruchtbare Gebrauch der Freiheit schwieriger ist als die nützliche Beobachtung milder Normen und Gesetze. Jedenfalls hilft es ihnen nichts, die vorhandenen religiösen und theologischen Gegensätze zu vertuschen. Auch soll vor Allem über den Kämpfen kirchlicher Partheien die Wahrheit allein den Befehl führen und auf beiden Seiten die Parole bestimmen. Aber die theologischen und kirchlichen Führer des Liberalismus

Digitized by Google

werden sich vielleicht doch noch intensiver als bisher der ermahnenden Maxime des ersten großen christlichen Freiheitshelden erinnern müssen: „ich habe es Alles Macht, aber es frommt nicht Alles", auf daß ihre Positionen niemals weiter ab seien von denen der altgläubigen Gegner als so weit es die unbedingte Wahrhaftigkeitspflicht verlangt. Und unsere Gemeinden und sogenannten Laien?

Hier scheint vor Allem die richtige Abschätzung der vorliegenden Streitigkeiten selber zu fehlen. In orthodoxen Kreisen hat die landläufige Ueberschätzung und Uebertreibung derselben eine gefährliche, oft geradezu sündhafte Ueberhitzung der Gemüther zur Folge. Der Liberalismus dürfte im Ganzen an einer weitgehenden Unterschätzung der inneren Differenzen leiden — und doch muß selbst die allgemeine, gesunde Sehnsucht nach dem Frieden bedenklich geschwächt werden, wenn unter Verkennung des Ernstes einer derartigen geistigen Krisis vorzeitig Friede! Friede! gerufen wird, wo einstweilen kein Friede sein kann.

Also: was trennt uns?

In der Kirche der Reformation wäre eine Spaltung unvermeidlich, wenn der Kampf um die reformatorischen Grundprinzipien entbrannt wäre. Ist dem so?

Streiten wir zunächst über die „Rechtfertigung aus dem Glauben", das sogenannte Materialprinzip des Protestantismus? Niemand von uns gedenkt, „durch des Gesetzes Werke" gerecht zu werden, denn der selbstgerechte Moralismus der rationalistischen Schule ist auch für die heutigen Kirchlich-Liberalen überwunden; an dem, was an der sogenannten „Glaubenserneuerung" der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts religiös Aechtes und Werthvolles war, behaupten sie ihren vollen Mitantheil, und kein kompetenter Gegner bestreitet ihnen das. Soweit im Gegentheil der Abweg

Digitized by Google

einer gesetzlichen Frömmigkeit gefahrdrohend für die evangelische Kirche ist, bedroht er nicht die Freisinnigen, sondern höchstens diejenigen, welche mit ihrer strengeren Kirchlichkeit als solcher einen Vorsprung auf dem Wege des Heils vorauszuhaben meinen. Dieser widerliche, gottverlassene Dünkel ist noch immer nicht ganz abgestorben; aber, seien wir gerecht, er ist auch bei den Kirchlichsten stark am Abnehmen. Unsere evangelischen Christen alle gedenken durch den Glauben allein gerecht zu werden; das heißt: dem Ideal persönlicher sittlicher Vollkommenheit, welches in ihrer Seele aufging und die Gestalt eines persönlichen, bewußten Lebensaxioms gewann, streben sie also nach, daß sie die Kräfte dazu nicht aus eigenmächtigem, selbstherrlichem Bemühen, sondern aus der religiösen Gemeinschaft mit Gott allein schöpfen — daß sie nicht nach eigener oder kirchlicher Vorschrift an ihrem sittlichen Menschen im Einzelnen flicken, ausbessern wollen, sondern sich fort und fort dem Einströmen des göttlichen Geistes offen halten, der mit centraler Kraft von innen heraus „eine neue Kreatur" aus ihnen schafft. Die „Autonomie der Moral" ist kein Grundsatz des kirchlichen Liberalismus. Selbst was Wahres und Beherzigenswerthes an diesem Satze ist, wird nur zu wenig von den meisten Vertretern desselben anerkannt. Ist es nicht klar, daß wenn man alle Moral von der Religion abhängig macht, man für Zeiten religiöser Krisis, religiöser Armuth, wie die jetzige eine solche ist, wider Willen auch die sittliche Haltlosigkeit proklamirt? Unheimlich genug leuchten hier und dort die Feuerzeichen der sittlichen Verwilderung, ja der vollen Bestialisirung am Horizonte unserer „Culturstaaten" auf, zum deutlichen Zeichen, daß die Gesellschaft, welche den Atheismus massenhaft in sich birgt und dulden muß, nicht rathsam handelt, durch Kettung der Moral an eine in sich selber streitende und daher machtlose Religion die gegenwärtige und kommende Generation zum Wildaufwachsen zu verurtheilen. Die äußere Rechtschaffenheit, die bürgerliche Moral, durch die neue Gläubigkeit oft verspottet, jetzt ein weit und breit vergebens ersehntes Gut, braucht zu ihrer Be-

Digitized by Google

gründung ein natürliches System der Sittenlehre. Trendelenburg versuchte sich an einem „Naturrecht auf dem Grunde der Ethik"; was die heutige Gesellschaft dringender braucht, ist eine Ethik auf dem Grunde des Naturrechts. Aber wenn sie diese besitzen, wenn sie dieselbe gar in das Bewußtsein der Individuen und Völker eingeführt haben wird, dann hat sie doch immer erst die äußeren Bedingungen für die positiven sittlichen Aufgaben, für die Heiligung der Gesinnungen geschaffen. Und auch der kirchliche Liberalismus ist von der Macht der Sünde, von der Gewalt des Gemeinen „uns Alle zu bändigen", viel zu tief durchdrungen, um für diese Aufgaben auf die Beihilfe des spezifisch religiösen Faktors, auf „die Gerechtigkeit aus dem Glauben" verzichten zu können. —

So streiten die „beiden Richtungen" vielleicht über das Ansehen der Bibel, über das sogenannte Formalprinzip der Reformation? Nicht, daß ich wüßte. Im Gegentheil ist die „positive Theologie" von Jahrzehnt zu Jahrzehnt auf dem verhängnißvollen Wege der historischen Bibelkritik — es giebt auch segensreiche Verhängnisse — fortgeschritten, bis wir heut thatsächlich auf einem Punkte stehen, wo trotz gegentheiligen Anscheines eine grundsätzliche Differenz über die Autorität der heiligen Schrift kaum noch besteht. Die Lehre der Bibel, die biblische Theologie und Sittenlehre zu erforschen, wird heut fast allgemein nur als eine Aufgabe der biblischen Geschichtsforschung angesehen. Diejenigen, welche meinen, die Bibellehre als solche könne auch unsere heutige Glaubens- oder Sittenlehre sein, bilden eine außerordentlich kleine Kaste von gelehrten und frommen Sonderlingen, welche auch von den meisten Positiven als solche Sonderlinge geachtet, verehrt werden. Seit dem Tode der beiden ausgezeichneten Gelehrten, welche dieser Anschauung zuneigten, Prof. v. Hofmann in Erlangen und Prof. Beck in Tübingen, ist diese Kaste beinahe führerlos geworden und ihr numerischer wie ihr theologisch-religiöser Bestand wird darunter noch ein Weiteres leiden.

Aber nicht nur für unsere Glaubens- und Sittenlehre, welche

Digitized by Google

in der biblischen Theologie und Ethik so zu sagen nur ihre kostbaren matières premières erkennen, sondern auch für die Geschichte des Alten Bundes, wie für die Geschichte Jesu und seiner Apostel gilt die heilige Schrift so zu sagen nirgends mehr als eine unbedingt glaubwürdige Urkunde. Die Zeiten sind für immer vorbei, in denen eine mythische oder poetisch-sinnbildliche Auffassung der Geschichtsbücher Alten Testaments als ein Unrecht gegen die evangelische Kirche gebrandmarkt werden durfte. Herder und sein größter Schüler, de Wette, haben endgiltig über den Geist Hengstenberg's gesiegt; und ungefähr auf der ganzen Linie der alttestamentlichen Forscher unserer Tage ist man darüber einverstanden, daß man die historischen Bedingungen und Entstehungsverhältnisse der alttestamentlichen Literatur genau nach den gleichen Grundsätzen erforscht, wie die classische Philologie etwa die der homerischen Literatur — natürlich mit dem Unterschied der Verehrung, die man dem Objekt der Untersuchung, dem Nationalgott Israels und seinen Engeln einerseits, den Göttern und Heroen Griechenlands andererseits schuldig ist.

Die Bibel aber zu einem Gesetzbuch dogmatischer und historischer Wahrheit zu stempeln ging nur da an, wo man der ganzen Bibel diesen Stempel aufdrückte; denn kein neutestamentliches Buch beansprucht mehr Autorität als Jesus und seine Apostel ihrer heiligen „Schrift", d. h. dem Alten Testamente zuerkannten. Unterwirft man also dieses letztere durchweg der geschichtlichen Kritik nach rein wissenschaftlichen Grundsätzen, so hat man jede Möglichkeit aus der Hand gegeben, mit dem Neuen Testamente anders zu verfahren. In der That herrscht denn auch hier, soweit es die theologische Wissenschaft angeht, eine ziemlich vollständige, wenn auch wiederum zum Theil widerwillige Uebereinstimmung der Grundsätze in allen protestantisch-theologischen Richtungen. Es giebt zwar noch immer Gelehrte, welche das vierte Evangelium als durchaus ächt Johanneisch vertheidigen und auch solche, die den geschichtlichen Gegensatz zwischen dem Evangelium Pauli und dem der Juden-

Digitized by Google

christen herabzudrücken streben. Aber auch sie treiben Beides mit keinen anderen Mitteln als denen, welche die Schüler Baur's zur Aufrechterhaltung ihrer entgegengesetzten Positionen heranziehen: mit den Mitteln der rein geschichtlichen und grammatisch-sprachlichen Kritik. Vor zwanzig Jahren noch konnte es vorkommen, daß ein vermittlungstheologischer Exeget seinen studentischen Zuhörern erklärte: bei der Unsicherheit des Für und Wider die Aechtheit des Johannes-Evangeliums verlange er die Anerkennung derselben von seinen Zuhörern als „eine sittliche That"; heut ist historischer Wahrheitssinn doch wenigstens so weit verbreitet, daß auch ein noch so glaubenswilliger „Schüler" dergleichen Zumuthungen nicht mehr „getrost nach Hause trägt". Es ist noch in den letzten Wochen vorgekommen, daß der Leipziger Moniteur der lutherischen Gläubigkeit Deutschlands die „Protestantenbibel Neuen Testaments" auch deshalb mit dem ewigen Strafgerichte des Höchsten bedrohte, weil sie gleich beim Eingange vieler epistolischen Stücke hinter die Namen Pauli, Petri, Johannis ihr historisch-kritisches Fragezeichen macht. Aber schon Luther hat doch so manche neutestamentliche Schrift in genialer Ahnung ihrer geschichtlichen Entstehungsverhältnisse für „zusammengestückt" und „geflickt" gehalten[5]), und wenn im Laufe von Jahrhunderten das theologische Gewissen einer protestantischen Wissenschaft dazu kommt, dies Urtheil des Reformators noch auf einige andere Schriften des Neuen Testaments auszudehnen, so bleibt dasselbe auf der Linie der reformatorischen Grundsätze, während jenes Verdammungsurtheil hinter diese Linie zurückgeht und seine Urheber überhaupt außerhalb des Streites evangelisch-kirchlicher Richtungen stellt. Dafür, daß dem so ist, daß wirklich innerhalb der protestantischen Theologie das grundsätzliche Verhalten zur Bibel als solcher ungefähr das gleiche ist, darf folgende Auslassung eines scharfen und zugleich religiös ernsten Gegners der kirchlich-Liberalen als vollgiltiges Zeugniß aus positivem Lager angeführt werden:

„Daß die orthodoxe Inspirationslehre sich im Widerspruch

Digitized by Google

mit der geschichtlichen Wirklichkeit und mit der geschichtlich erkennbaren Entstehung der heiligen Schrift befindet, das weiß heutzutage jeder Theolog oder kann es wenigstens wissen ... „Doppelte Buchführung läßt sich eben nie ganz durchführen. Die wird aber heute jedem zugemuthet, der hüben die Schrift als eine Sammlung historischer Urkunden kennen und verstehen lernt, drüben aber angeleitet wird, sie vermittelst der alten Inspirationslehre als Orakelsammlung zu verwerthen." Gerade für die rechte Stellung zur Bibel ist es für diesen Bekämpfer der kirchlich Modernen von höchster Wichtigkeit, daß man „sich den Unterschied zwischen einer Rechtsurkunde und einer geschichtlichen Urkunde gegenwärtig hält. Wenn das geschieht, wird von vornherein das Bestreben abgeschnitten, die heilige Schrift in dasjenige Verhältniß zur Offenbarung zu setzen, in welchem eine Rechtsurkunde zu der Sache steht, von der sie handelt. ..... „Aber die Schrift ist, wie vor Augen liegt, eine Sammlung geschichtlicher Urkunden und hat mit einer Rechtsurkunde nichts zu schaffen." Auch liegt nicht einmal ein „Grund vor, die von den Aposteln versuchten theologischen Erklärungen („der vollkommenen Gottesoffenbarung in Christo") um ihrer Urheber willen für integrirende Bestandtheile des christlichen Glaubensbekenntnisses zu halten"[6]).

Ganz so denkt auch der kirchlich Freisinnige. Auch kann, wer wie er überhaupt an den lebendigen Gott glaubt, der Idee einer stetigen göttlichen Offenbarung an den Menschengeist gar nicht entrathen. Dieselbe ist ihm vielmehr sein täglich Brod und mit besonderer Danksagung genießt er dasselbe, so oft er an die Höhepunkte, zumal an den einen Höhepunkt dieser göttlichen Offenbarung in Jesu Christo als an den Quellpunkt seines eigenen religiösen Lebens denkt. Auch ihm ist das Evangelium Jesu nicht als eine nur menschliche Idee, sondern als eine Inspiration des realen Gottesgeistes entstanden. Und da auch er sich keine vollkommenere Religion denken kann als die christliche, welche zur Einheit mit

Digitized by Google

Gott führen will und kann, so kann er sich die Formel der Gläubigen von der „vollkommenen Gottesoffenbarung“ in Jesu Christo, soweit sie das religiöse Gebiet betrifft, ohne allen Rückhalt aneignen.

Nichtsdestoweniger soll es dennoch biblisches Material sein, um welches sich der Streit dreht. Die Gläubigkeit hat die Formulirung dessen, was uns trennt, jüngst selber in die Hand genommen. Nicht biblische Begriffe seien das Streitobjekt, aber einzelne biblische Thatsachen, zwei Heilsthatsachen: der Versöhnungstod und die Auferstehung Jesu[7]). Diese hat der erste Referent der letzten Allianz-Versammlung für „unwandelbare“ Grundlagen des „apostolischen Evangeliums“ erklärt. Weshalb „unwandelbar“? Weil es so in der Bibel steht? So kann die heutige Gläubigkeit, wie gesagt, theologisch nicht mehr argumentiren. Oder weil es Paulus oder andere Apostel sagen? Auch das ist, wie wir sahen, für diese Gläubigkeit kein Grund mehr von beweisender Kraft; sagte doch auch schon der deutsche Reformator, der Wiederentdecker der Bibel, indem er das innere Wort, das sich unserer Seele als „Gottes Wort“ legitimire, aller heiligen Schrift überordnete: „Gott hat befohlen, daß wir in Glaubenssachen auch auf keinen Apostel sollen sehen, auch nicht auf Propheten oder sonst Jemand ... Bringen sie Gottes Wort, so sagen wir: Gott willkommen. Wenn es aber nicht Gottes Wort ist, so lassen wir sie fahren.“ Ist aber die Bibel nicht Rechtsurkunde, sondern nur eine geschichtliche Urkunde, so unterliegt sie als solche ein für alle Mal der geschichtlichen Beanstandung in allen ihren Theilen; und vor zwei Thatsachen Halt gebieten, während man die übrigen der geschichtlichen Untersuchung preisgiebt, das ist das Kommando der absoluten Willkür, auch die zeitweis gehorsamsten Truppen werden nicht lange darauf hören. Schon auf dem Allianzfest selbst begann die Auflehnung im eigenen Lager, wenn auch dem offen-

Digitized by Google

baren Widerspruch der Anschein desselben genommen wurde. Ist es nicht immerhin lehrreich genug, daß kaum das eindrucksvolle Referat, welches durch die auffallend reiche Ausschmückung seines theologischen Inhalts mit apokalyptischen Bilderschmuck von seiner sachlichen Bedeutsamkeit Nichts verlor, vor dem neuen Basler Conciliabulum verhallt war, als auch schon ein anderer Redner mindestens den Glauben an die Wiederkunft Christi den unwandelbaren Grundlagen des apostolischen Evangeliums hinzugefügt wissen wollte? Ein anderes Mitglied aber fügte auch die vaterlose Entstehung Jesu, die Höllenfahrt Jesu, die Himmelfahrt Jesu, das jüngste Gericht und die Auferstehung des Fleisches hinzu, indem er das gemeinsame Bekennen des „apostolischen" Symbolums verlangte, dieses Symbolums, von welchem einst sogar ein Unterzeichner des Schenkel-Protestes, der Kirchenhistoriker Riedner in Berlin uns, seinen Schülern, sagte: was darin stehe, brauche man zum Theile nicht, und was man brauche, nämlich das Christenthum, stehe nicht darin In Basel aber wurde thatsächlich dieses Symbolum, nachdem ein Berliner Hofprediger in drei Sprachen dazu aufgefordert hatte, „einmüthig, wenn auch in verschiedenen Zungen gesprochen"[8]). War das ein neues Stück Pfingstfest? Oder lief in dieses neumodische Zungenreden auch Einiges von falschen Zungen mit unter? War dieser 2. September für die hier repräsentirte Gläubigkeit der ganzen Welt ein siegreiches Sedan der Wahrhaftigkeit oder aber erinnert er eher an die Scene von Antiochien, wo der Apostel Paulus Solche züchtigen mußte, die um der Sendlinge aus der Hauptstadt willen heuchelten, ja sogar Titus, den Unbeschnittenen, mitzuheucheln veranlaßten? Glaubten wirklich sämmtliche Anwesenden an die genannten Artikel alle und hätte Niemand von ihnen um der Wahrhaftigkeit willen Grund gehabt, in dieser feierlichen Stunde, in welcher man doch eben eine Glaubensdeklaration ankündigte, laut und öffentlich vor aller Welt zu bezeugen: daß man ein gläubiger Christ sein könne, wenn man auch die wesentlichsten Stücke des „apostolischen" Glaubens-

Digitized by Google

bekenntnisses um des Gewissens willen ablehnen müsse? Wir urtheilen nicht; so zu fragen erlaubte, gebot der heutige Stand der auf der Allianz-Versammlung doch auch zahlreich vertretenen Vermittlungstheologie. Aber dies geht doch klar aus der ganzen Verhandlung hervor: daß man entweder auf Grund der Schrift-Infallibilität die „historischen" Grundlagen des apostolischen Evangeliums überhaupt für unwandelbar erklärt oder, wenn man die heilige Schrift für irrthumsfähig hält und das christliche Subjekt zum eigenen Urtheil über dieselbe beruft, nicht zwei „Heilsthatsachen" als unwandelbar herausheben und damit die übrigen für wandelbar erklären kann. Die Frage ist die: machen die heiligen Geschichten heilig und selig, oder werden wir heilig und selig durch die religiösen Gedanken, welche in jenen Geschichten verkörpert sind? So lange man das Erstere glaubte, mußte die evangelische Geschichte außerhalb der historisch-kritischen Diskussion stehen. Als man aber diese Geschichte historisch zu erforschen wagte, mußte man sie überhaupt erforschen und konnte nicht mehr einzelne Kapitel aus derselben herausnehmen und für „ewig wahr" und unantastbar erklären. Mit Fug und Recht hat daher die Gläubigkeit, die ihren Namen verdiente, sich lange Zeit gegen den großen Entschluß gesträubt, ein „Leben Jesu" erforschen zu wollen, Jesum also und seine Religionsstiftung als solche unter den historischen Gesichtspunkt zu stellen. Und doch hat sie diesen Schritt seit Neander gethan und — nur der erste Schritt kostete, die anderen werden, über alle vorübergehenden Unklarheiten hinweg, mit Nothwendigkeit allmählich nachfolgen.

Und sie dürfen nachfolgen, ohne Gefahr für den Glauben. Was die Menschheit, auch die heutige, nach allgemeinem Eingeständniß nur zu unselige Menschheit braucht, das ist neben dem Glauben an den heiligen Gott und der eigenen Sündenerkenntniß ihre Versöhnung mit Gott und neues Leben in ihm. Wenn der heutige Protestant den Weg zu diesen höchsten Gütern nicht ganz auf der gleichen Straße sucht, wie der Apostel Paulus, so

Digitized by Google

ist er deshalb von dem evangelischen Glauben noch nicht abgefallen. Die gesammte Orthodoxie, soweit sie thatsächlich am Kirchenglauben festhält, denkt über Jesu Christi Person ganz anders als Paulus; denn Paulus lehrte weder den „wahren Gott" Christus, sondern einen Gott untergeordneten[9]) („subordinatianischen") Christus — noch auch den „wahren Menschen" Christus, sondern einen („doketischen") Christus mit aparter, der Sünde nicht verfallener Leiblichkeit.[10]) So werden Abweichungen von Pauli Lehre über Christi Werk in der evangelischen Kirche auch statthaft sein und keinen Grund zur Kirchentrennung geben, um so weniger als bei Licht besehen diese Abweichungen auf Seiten des heutigen kirchlichen Liberalismus nicht so fundamentaler Art sind, als man sie fort und fort proklamirt. Denn nur für Die ist nach Paulinischer Denkweise Christus „umsonst gestorben", welche nicht mit Christo ein für alle Mal dem Bösen abgestorben, — und nur für Die ist Christus nach der gleichen Theologie umsonst auferstanden, nur deren Glaube ist „eitel", die nicht die „Kraft" seiner Auferstehung in einem neuen gottgeeinten Leben erfahren und bewähren. Und schließlich: auch von der geschichtlichen Person Jesu, welche Paulus in einer für den modernen Menschen unvollziehbaren Form zum Hervorbringer und Vermittler dieser Kräfte macht, löst der kirchliche Liberalismus seine Auffassung von den Quellen des Heiles durchaus nicht los. Sein Sterben wie sein Leben ist auch dem „freien Christenthum" das klassische Paradigma, die klassische Darstellung jenes geistlichen Sterbens und neuen Lebens. Und daß die neuere und neueste kritische Theologie auf den pädagogischen Werth der evangelischen Geschichte etwas hält, (soweit dieselbe menschlich, nicht übermenschlich ist, also menschlich nachgebildet, nachgelebt werden kann) das sollte sie auch dem blödesten Auge durch ihren Eifer um ein positives Bild des Lebens Jesu deutlich gemacht haben — einen Eifer, von dessen Früchten, so bescheiden sie annoch sind, alle strebsamen positiven Theologen mitzuessen jedenfalls nicht blöde sind.

Digitized by Google

Der Kampf der beiden Richtungen betrifft also im letzten Grunde weder das materiale noch das formale Prinzip der Reformation und weder die Autorität der ganzen Bibel noch auch die einzelner biblischer Heilsthatsachen; so ist es am Ende ein Kampf um dogmatische Begriffe, um die Wahrheit einzelner Kirchenlehren oder um die grundsätzliche Geltung der kirchlichen Bekenntnißlehre überhaupt?

Was die letztere angeht, so sind es, soweit ich sehe, in deutschen Landen höchstens noch zwei evangelische Landeskirchen, in welchen das kirchliche Bekenntniß bei seiner alten Gesetzeskraft de facto erhalten blieb: die Mecklenburgische und die Bayrische. Aber gerade die Häupter dieser beiden letzten Landeskirchen mit straff gesetzlicher Lehreinheit haben bekanntlich auf dem Boden des gleichen Bekenntnißstandes mehr als einmal einander den Prozeß auf grundstürzende Ketzerei gemacht. Und zum Ueberdruß oft, und doch noch nicht oft genug ist auf das Geschick der altlutherischen Kirchentrennung hingewiesen worden, welche eben um der Lehreinheit willen in Scene gesetzt wurde, aber alsobald dahin kam, daß die Separirten wiederum unter einander um der reinen lutherischen Lehre willen die Fehde erklärten und ein Theil den anderen satanischen Unglaubens im Vollsinn des Wortes anklagte. Braucht es heut noch eines Beweises, daß es mit einer detaillirten dogmatischen Lehreinheit für protestantische Kirchengemeinschaften ein für alle Mal vorüber ist?

Und was sodann einzelne besonders wichtige Dogmen über Gott, den Menschen und den Menschensohn angeht, so ist zunächst in Bezug auf die Lehre von Gott Folgendes zu sagen. Das Urchristenthum hat uns keine Gotteslehre „aus Einem Guß", sondern die Aufgabe hinterlassen, Gott in der Welt zu denken (in Ihm leben, weben und sind wir ..., wir sind Seines Geschlechts) und doch nicht einerlei mit der Welt, sondern als ihren schöpferischen Grund, in seiner ewigen Geistigkeit unserem endlichen Geiste unerkennbar, unnahbar („Er wohnet in einem Lichte, da Niemand zukommt") — so wie die Sonne im Lichte ist, aber nicht das Licht selbst,

Digitized by Google

sondern dessen hervorbringender Grund und Quell, dessen hocherhabene Gesetzgeberin. Dieser Aufgabe suchen wir Alle innerhalb der natürlichen Schranken unseres Erkennens nach besten Kräften nachzuleben, indem wir unsere Vorstellung wenigstens immer mehr zum Gedanken zu klären, wenigstens von den gröbsten Irrthümern und fehlerhaftesten Vermenschlichungen der Gottesidee zu befreien suchen. Aber auch keiner unter den Gläubigsten hat Gott erkannt wie er ist, und kein freisinniger Christ und Kirchenfreund sagt: Gott und Welt seien identisch.

Und der Mensch, speziell sein zukünftiges Geschick? Auch hier giebt es kein gemeinsames Dogma der kirchlich Liberalen. Wohl aber giebt es unter ihnen Viele, die in Sachen der Person Christi viel weniger kirchlich denken als Schleiermacher und in Sachen des ewigen Lebens viel kirchlicher als er. Und keine Kirchenpartei der zwanziger und dreißiger Jahre hat geglaubt, einem Schleiermacher die kirchliche Gemeinschaft aufkündigen zu sollen, obwohl dieser die Fortdauer der Einzelpersönlichkeit nach dem Tode in seinen „Reden" bekanntlich rundweg leugnete, ja, die auf eine solche Fortdauer gerichteten Wünsche geradezu als unfromm verurtheilte und diesen Standpunkt niemals eigentlich revocirt hat.

Und endlich des Menschen Sohn? Sehr einfältige Leute meinen noch heut, mit den bloßen ökumenisch-kirchlichen Formeln von der Gottheit Christi, von seinen beiden Naturen in der Einen Person schon irgend etwas zu sagen. Gleich als gäbe es keine Geschichte sehr verschiedener Christologieen schon im Neuen Testament, und gleich als gäbe es keine Kirchengeschichte christologischer Wirren unter den Anhängern der gleichen orthodoxen Generalformel! So hat denn auch noch der zweite Referent über das unwandelbare Apostelevangelium in Basel die Grundlage desselben in dem Glauben an die „wesentliche und persönliche Gottheit Christi" nachzuweisen gesucht; dieser Glaube, den die Kirche von „den Aposteln" überkommen habe, sei das Mittel gewesen, mit dem sie alle gegen sie verbündeten Mächte niedergeworfen habe[11]). Wie? Ist es nicht

Digitized by Google

vielmehr umgekehrt so, daß, wenn nicht andere Mächte von tieferem Grund in dem Herzen der Christenheit die Kirche erhalten hätte, diese vielmehr an jenem „Glauben“ und seinen unerträglichen inneren Widersprüchen geradezu erstickt wäre? Haben nicht die Gläubigen und Gläubigsten der alten Kirche durch vier Jahrhunderte hindurch vergeblich einander befehdet und mit einander gerungen, um zu sagen, was denn in Wirklichkeit dieser Glaube für die Anschauung der geschichtlichen Person Jesu zu bedeuten habe? Und ist diese Frage nach der gemeinsamen Arbeit der besten Köpfe und zum Theil auch der lautersten Gemüther der alten Kirche schließlich anders beigelegt worden, als mit den Mitteln der einfachen Gewaltthat? Haben unsere gläubigen Theologen vielleicht Dorner's Geschichte der Christologie nicht bis zum siebenten Jahrhundert durchgebracht, weil sie ihnen zu gründlich, zu wahrheitsgetreu und deßhalb theils zu genant, theils zu schwerverständlich war? Hätten sie dieselbe bis zum Ende durchstudirt, dann würde ihnen ebensowenig unbekannt sein, daß man von einem „Glauben der Kirche“ an die Gottheit Christi auch für die neue und neueste Zeit nicht reden darf, auch wenn man von den Kreisen des eigentlichen kirchlichen Liberalismus vollständig absieht. Ja wirklich, wenn jenes große, umfassende und zwar vom „positiven“ Standpunkte ausgehende christologische Werk als letztes Resultat der christologischen Entwickelung dieses hinstellt: die Einheit der menschlichen und göttlichen Natur in Christo sei keine von Anfang an fertige, sondern eine werdende gewesen, das Resultat, nicht der Anfang von Jesu religiöser Entwickelung — dann ist die Scheidewand, die zwischen den „beiden Richtungen“ besteht, keine christologische mehr, denn auf eine solche werdende Einheit der beiden Naturen aspirirt jeder Christ; dann begreift man, daß andere Referenten über das unwandelbare Apostelevangelium nach einer anderen Basis desselben ausschauen; dann leuchtet es schließlich sogar Jedem ein, warum selbst die ihrer positiven, antimodernen Gläubigkeit bewußteste „Predigt des Evangeliums im modernen Geistesleben“ mit den „orthodoxen Begriffen“ durchaus nicht fein säuberlich einherfährt.

(136)

Digitized by Google

Worauf in aller Welt bezieht sich also der Streit, von dem wir handeln? Mit einem Schein von tieferem Rechte könnte man sagen: nicht die dogmatische, aber die sittliche Lebensanschauung trenne die Streitenden, d. h. verschiedene Auffassungen von dem rechten Verhalten des Christen zur Welt ständen einer inneren Berührung der Gemüther entgegen. Wenn dem so wäre, dann, Friede, lebe wohl! Denn was und wie wir leben, setzt tiefere Sympathieen und Antipathieen ab, als was und wie wir denken. Das ist nun zunächst auf jeden Fall eine unrichtige Zeichnung des Unterschiedes beider Richtungen, wenn man behauptet: die sittliche Auffassung der Einen werde durch den Glauben an die Jenseitigkeit, die der Anderen durch den Glauben an die Diesseitigkeit des höchsten Gutes bestimmt. Denn die Positiven werden doch nicht vergessen daß auch für sie das Reich Gottes schon auf dieser Welt „inwendig in ihnen" sein soll; und für die Liberalen geht aus dem, was über ihre Stellung zur Unsterblichkeitsfrage gesagt wurde, von selbst hervor, daß sie auch hierüber kein gemeinsames Dogma zu verkündigen haben. — Für eine Scheidung in diesem Leben aus Gründen der Sittlichkeit könnte doch auch wirklich nur eine prinzipielle Verschiedenheit in der irdischen Lebensführung einen vernünftigen Grund abgeben.

Und in der That, vor zwei Jahrhunderten gab es eine Gläubigkeit, welche durch ihre fromme Scheu vor dem irdischen Leben und Treiben, durch ihre bewußte oder unbewußte Weltflucht von selbst in die volle Isolirung gerathen mußte, eine Isolirung auch im Verhältniß zu dem größeren Theile des Kirchenvolkes. Du lieber Gott, wie viel ist heut von dieser Weltflucht des Pietismus übrig geblieben! Spener, der Gegner des zeitgenössischen Orthodoxismus, zerfiel um seines seelsorgerlichen Ernstes willen mit dem Hof von Dresden und verscherzte die Gnade seines großmächtigsten Fürsten mit der vollen Klarheit eines bewußten Willens um der Gnade des Allmächtigen willen. Heut bewerben sich Orthodoxe und Pietisten in gemeinsamem Wetteifer, wenn nicht überhaupt in einem Chorus, um den Schutz der Großen dieser Welt,

Digitized by Google

wahrlich nicht um Spenerischer Zwecke willen, sondern in erster Linie um des Einen, ach des Einen willen, was ihrem Fanatismus noth ist, nämlich für die Zwecke ihrer aparten Kirchenpolitik. Und sehen wir von dem Orthodoxismus ab, auch der Pietismus im engeren Sinne — wie weltförmig, wie weltklug ist er inzwischen geworden! Einst zogen sich die Stündeler allerorten in ihre Conventikel zurück und erbauten sich, meist doch in nüchtern-heiligem Sinne, an gemeinsamer Bibelerklärung — heute psalmiren oder predigen die Frommen auf den Gassen oder auf christlich-socialistischen „Volksversammlungen" oder sie treiben in ihren geheimen Comité's neben der asketischen Bibellektüre ihre kirchliche Partei-Propaganda ganz nach den modernsten Recepten aller politischen Agitatoren. Einst machten sich die Pietisten Scrupel daraus, spazieren zu gehen oder die Freuden schmausender Geselligkeit zu genießen — heut wandelt die Frömmigkeit der ganzen Welt in ihren Allianz-Vertretern durch die Lustparks ihrer begüterten „positiven" Glaubensgenossen, freut sich bei reichbesetzten Tafeln ihrer Position und hat dabei das gesunde Gefühl, ganz recht daran zu thun. Einst versagte sich der Pietismus jedweden „Mammonsdienst", der nicht für des Lebens Nothdurft und Nahrung geboten war. Heut wird Herrnhuter Leinen, Thee und Tabak mit vollendeter Geschäftskenntniß im großen Stil vertrieben und Handelsschiffe durchstreifen die Meere im Namen der Missionsfreunde zum Betrieb ihres großen Weltgeschäftes und zum Beweise, daß sie unter Umständen auch apokryphen Worten ihres Herrn, wie dem bekannten: „Werdet gute Geldwechsler" wörtlichen Gehorsam leisten wollen. Von dem Allen finden wir das Meiste sehr vernünftig und gut; aber wir constatiren doch auch, daß von den asketischen Bestrebungen des ursprünglichen Pietismus, von seinen Bedenken gegen die sogenannten Adiaphora oder „Mitteldinge" nichts Wesentliches übrig blieb, daß vielmehr diese Kinder des Lichts ungefähr ebenso „klug" geworden sind wie die Kinder der Welt in ihrem Geschlecht.

Digitized by Google

Und doch sind es Fragen des Lebens, wenn ich recht sehe: Fundamentalfragen zwar nicht des sittlichen, aber des religiösen Lebens im spezifischen Sinne, welche den Streit bedingen und zu einem tiefernsten machen. Wir verkennen nicht, daß wenn in den Parlamenten, oder auch nur in den Gemeinden bei Pfarrwahlen und ähnlichen Anlässen, die „kirchlichen" Gegensätze wider einander toben, dieselben sehr weit davon entfernt sind, rein religiöser Natur zu sein. Ein gut Theil dieser Gegensätze ist ausschließlich socialen Charakters. Die Großen und Vornehmen allerorten haben die ganz richtige, wenn auch oft nur instinktive Einsicht, daß wenn die gegenwärtige sociale Confusion nicht geheilt werden könnte ohne daß die Neuordnung Opfer von ihnen forderte, daß dann an einer solchen Nothwendigkeit, ein Stück alten persönlichen und standesmäßigen Behagens auf den Altar der ruhebedürftigen Menschheit zu legen, keine andere Macht mehr Schuld haben würde als der freisinnige Protestantismus, der die individuelle Selbständigkeit aus seiner unversieglichen, nämlich aus seiner religiösen Quelle schöpft und schöpfen lehrt. Daher der Auftrag, „Religion in's Land zu schaffen"; daher der Sinn des Auftrags: Autorität, damit wir aus der gegenwärtigen Machtstellung nicht heraus müssen! Unter den Auftraggebern sind denn auch allerorten solche „Positiven" in reicher Zahl, die einen geheimen Atheisten, wenn er nur bei kirchlichen Wahlen für die conservativen Interessen stimmt, um Vieles lieber haben, als einen evangelischen Christen aus freisinnigem Lager. Ja, würden die gläubigen Stimmen bei solchen Wahlen auf den Glauben hin gewogen, der in ihnen repräsentirt ist, und käme das Resultat der Wägung an den Tag — den Conservativen in der Kirche würde die Lust vergehen, selbstzufrieden von dem unkirchlichen Pöbel zu reden, der bei den freisinnigen Wahlsiegen in der Kirche mithelfe.

Doch ist dies wirklich nur eine Seite der Sache und zwar noch immer die unwichtigere. Reiche Schätze ächtester, aufrichtigster Frömmigkeit machen unsere Gegnerschaft nicht nur ehrwürdig, sondern liebenswerth, so wenig ihr auch mit unserer Liebe

Digitized by Google

gedient zu sein scheint. Und im Angesichte dieser Gegnerschaft bekennen wir, daß wir selber uns in religiöser Hinsicht nach zwei Seiten hin von ihr geschieden fühlen.

Trennend steht zwischen den „beiden Richtungen" nicht das Dogma von Christus, aber die Verschiedenheit ihrer religiösen Stellung zu Christus; und trennend steht zwischen ihnen nicht irgend eine Theorie des Gebets, aber die Verschiedenheit ihres praktischen Verhaltens zum Gebet. Sie verhalten sich wesentlich verschieden zu dem Stifter der christlichen Religion und wesentlich verschieden zu der elementarsten Funktion aller Frömmigkeit überhaupt.

Die Freisinnigen, soweit sie sich selbst verstehen, sind Unitarier. Jesus Christus ist ihnen derjenige Mensch, welcher uns den wahren Einen Gott und die wahre Eine Gottesanbetung gebracht, lebend, lehrend, sterbend vor Augen gemalt hat. Und so oft sie in ihrem spezifisch-religiösen Denken und Thun an Jesum denken, ist er ihnen nur eben der Mahner, der sie mit allem Dank, wie mit aller Klage und Selbstanklage auf Gott direkt hinweist. Die Anderen sind auf irgend eine Weise Christus-Anbeter, in all' ihr religiöses Leben ist irgendwie der überirdische Gottmensch verwoben, der selber Anspruch auf göttliche Anbetung erhebt, wenn auch nur auf eine solche zweiten Grades.

Und dann, die Gläubigen beten viel, oft lang und meist glaubensfest. Die Anderen beten wenig, kurz, sehr kurz und oft mit ebensowenig Kraft und Ausbeute, wie König Claudius, Hamlet's Vater, es von sich selbst bekennt:

> Die Worte steigen auf, der Sinn hat keine Schwingen,
> Wort ohne Sinn kann nicht zum Himmel dringen.

Aehnliches soll allerdings auch den Gläubigen passiren; waren es doch so zu sagen auch die „Kirchlichen" ihrer Zeit, gegen welche schon die Bergpredigt bekannte warnende Worte über den Gebetsmißbrauch richtete. Fragt sich nur: erstens, auf welcher Seite im Prinzip mehr wahres Christenthum sei; und zweitens, ob in der

Digitized by Google

That keine Aussicht auf allmähliche Verständigung die Nacht dieses tiefinnerlichsten Conflikts aufhellt.

Erstens also: auf wessen Seite ist mehr wahres Christenthum? Wir rufen sofort den obersten Richter an. Denken wir (was die Kirchen unserer Tage nur gar zu selten denken), Jesus von Nazareth selber erschiene mitten unter uns und nähme auf unseren Synoden und Pastoral-Conferenzen Platz wie einst im Tempel zu Jerusalem und in den Synagogen. Was meinen wir, würde er vorziehen: das eifernde Bemühen, aus seiner einfachen, gerade um ihrer Einfalt willen einst verfolgten und blutbesiegelten Lehre von der Gotteskindschaft der Menschen Glaubenssätze über seine Person und sein Werk zu entnehmen, welche schließlich seine eigenen Jünger unter einander verfeinden und Millionen Solcher, die sich nach der Gotteskindschaft sehnen, den Weg dahin versperren? Oder aber das Auftreten derer, welche einem glaubensschwachen Geschlechte in Jesu das menschliche Muster des heiligmachenden, weltüberwindenden Gottesglaubens vorhalten? Ihr Thoren und trägen Herzens, möchte er am Ende von Neuem schelten, versteht ihr noch nicht, warum ich meinen Gott auch euren Gott, meinen Vater auch euren Vater nannte? Verstehet ihr noch heut nicht, daß „Niemand gut ist, denn der einige Gott"? Werdet Alle Eins mit dem Vater wie ich, und eure Wunden, die Wunden der Menschheit sind geheilt. —

Und was meinen wir, würde er vorziehen: die Glaubensfestigkeit, die betend fort und fort für sich Wunder von Gott fordert, das Glaubensbewußtsein, welches, der geistlichen Noth Schwachgläubiger gegenüber, sich im Vollgefühl der eigenen Betkunst ergeht und schon um solcher Selbstzufriedenheit willen fort und fort Gefahr läuft, in das Gegentheil alles christlichen Gebets, nämlich in das selbstsüchtige zu verfallen? Oder die bescheidenere Art, welche stets dessen eingedenk bleibt, daß sie in letzter Instanz immer nur um ethisch-religiöse Güter bitten darf und alles persönlich-irdische Wünschen hinter diese Güter zurückstellen muß und deshalb auch zu Gott stiller wird und nur hier und da brennende

Digitized by Google

Worte von zuckender Lippe hinaufsendet, wenn übermächtige äußere oder innere Geschicke sie ihr abpressen? Die letztere Art dürfte darum nicht weniger fromm sein als die andere und zugleich nicht weniger menschlich; denn sie betet doch „ohn Unterlaß", auch wenn sie nicht redet, und sie bezieht doch alle Dinge des täglichen Lebens, alle persönlichen Geschicke und Anliegen auf Gott, sieht sie alle „unter dem Gesichtspunkt Gottes" an. Daß diese Auffassung der Frömmigkeit sich trotz einer wesentlich anderen theologischen Grundlage doch nahe berührt mit der Maxime des „frommen Spinoza": „Alles unter dem Gesichtspunkt des Ewigen zu betrachten", das stört sie wahrhaftig ebensowenig als der Widerspruch Kant's gegen das falsche Beten überhaupt. Genug, daß jene Auffassung das ganze Leben zu einem weihevollen Melodrama macht, zu welchem die wechselnden Erlebnisse des äußeren und inneren Menschen den Text, und die geheime bewußte Verbindung der Seele mit ihrem ewigen göttlichen Ursprung die begleitenden Accorde abgiebt. Ueberdies ist dieselbe Auffassung am Ende gar die christlichste; wenigstens erklärt die älteste Urkunde des Christenthums, der erste Thessalonicher-Brief (5, 16—18) mit deutlichen Worten: das frohe und dankbare „Beten ohn' Unterlaß", das eben sei der „Wille Gottes in Christo Jesu" an uns. „Bis jetzt habt ihr Nichts gebeten in meinem Namen", so würde Jesus vielleicht noch heut manch' einen Glaubenssatten und Gebetseifrigen anreden. Die „Armen" aber dürfen sich einstweilen und auf lange hinaus des Bekenntnisses Pauli getrösten: „oft wissen wir nicht, was wir beten sollen, der heilige Geist aber vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen."

Und nun zweitens: Ist, Alles in Allem, eine Aussicht auf Verständigung oder nicht? Die Orthodoxen und Pietisten wollen gute Christen sein. Wenn sie auch nur so viel von ihrem Zusammenhange mit der theologischen Wissenschaft aufrecht erhalten als bisher und im Uebrigen umsichtiger, gerechter und demüthiger werden, so werden sie durch die Lebensgesetze des christlichen Geistes selber, der seine reinere, wenn auch nicht kräftigere und glutigere

Digitized by Google

Vertretung auf Seiten ihrer kirchlichen Gegner findet, allmählich auch der Frömmigkeit dieser ihrer Gegner näher geführt werden, zuerst begreifend, dann auch wohl irgendwie theilnehmend.

Und die Liberalen? Glauben sie wirklich, die gegenwärtige, oft allerdings sehr niedrige Temperatur ihres eigentlichen frommen Innenlebens könne und werde niemals einer höheren weichen, die ersten Flügelschläge ihrer jungen Betkunst würden niemals zu einem vollen, kräftigen Aufschwung führen — außer etwa in Zeiten der Kriegesnoth oder der Siegesfeste? Es kann ja nicht zweifelhaft sein, weshalb sie als ehrliche Christen ihren Gegnern das Geständniß der eigenen religiösen Inferiorität bis auf den heutigen Tag nicht verweigern können. In der altkirchlichen Gottes- und Weltansicht war ihr Gottesglaube nicht mehr heimisch, denn diese ist für ihre Erkenntniß hinfällig geworden und ihr inneres Leben besteht sehr wohl mit einem Unterschiede, nicht aber mit einem ausschließenden Gegensatze zwischen ihrem Glauben und ihrem Wissen; und in der sog. „natürlichen", deßhalb aber durchaus nicht widergöttlichen Weltansicht ist ihr Gottesglaube noch nicht heimisch, denn die Behausung ist neu und nicht „eingewohnt". Aber nur dann hätten sie Grund, an ihrem religiösen Fortschritt zu verzweifeln, wenn ihr Gott entweder eine unbewußte Weltkraft oder aber wenn ihr Gott, der ein Gott ewiger, unverbrüchlicher Ordnungen ist und seine „Wunder" innerhalb dieser Ordnungen thut, ein schwächerer Gott wäre, als der altkirchliche Wundergott, der sich selbst corrigirt und seine ewigen Gesetze zeitweise einstellt. Aber der, den sie anbeten, ist ein bewußter Geist, wenngleich manche von ihnen, um vermenschlichenden Mißverständnissen auszuweichen, das zweideutige auf die Schranken des Individuums hinweisende Wort „Person" lieber vermeiden. Sie dürfen diesen Geist anreden und werden, auch ohne Naturdurchbrechung, nicht ohne verborgenen oder offenbaren Bescheid bleiben; denn gerade der Sichselbstgleiche, Unwandelbare ist auch allein der Allmächtige und Allweise. Ja, die Kirche der Reformation, die sich dem neuen Weltsysteme des Copernikus auch nur wider-

Digitized by Google

strebend, aber zuletzt doch ohne Schaden anbequemte, sie kann, muß und wird auch nach der Zeit der Umwälzungen, welche die neue Weltanschauung unserer Tage für ihre religiöse Begriffswelt mit sich bringt, ihren schönen „vernünftigen" Gottesdienst wiederfinden und weiterführen.

So sind denn die Aussichten für eine endliche Friedenszukunft noch nicht dahin. Möglich, ja wahrscheinlich, daß zu den bisherigen Ablösungen einiger Gruppen von Unversöhnlichen noch andere kleinen Maßstabes hinzukommen werden; das „Eifern aber mit Unverstand" ist nun einmal seit Römer am 10. eine stehende Rubrik in der streitenden Kirche geblieben. Aber ein innerer Grund für die Unmöglichkeit, daß die fragliche Krisis im Großen und Ganzen überwunden werde, ist nicht vorhanden.

Erinnern wir uns doch noch einmal an die inneren Kämpfe der ersten Christengemeinden. Waren es denn damals nicht ebenso große und wichtige Fragen, welche die Gemüther bewegten und trennten? Handelte es sich nicht auch um „Fragen des Heils", um den rechten Weg zur „Gerechtigkeit aus Gott"? Wie hoch gingen damals die Wogen des judenchristlichen Fanatismus! Von Asiens Strand wälzten sie sich gar an die Römische Küste und der gefangene Paulus in Rom hörte ihren Anprall wohl; aber er hoffte und arbeitete, und die allgemeine christliche Kirche entstand doch.

Oder erinnern wir uns der inneren Kämpfe der Reformation. Welcher der Reformatoren ist denn vom Marburger Religionsgespräch mit irgend einem vernünftigen Hoffnungsgrund dafür heimgezogen, daß es dereinst auch unirt-evangelische Landeskirchen geben würde? Man bekämpft diese Union auch heut noch; aber doch nur eine Anzahl von Pastoren und ihren persönlichen Satelliten betreiben den Kampf, und unter beiden Arten von Streitern sind viele, welche über die Unterscheidungslehren der beiden evangelischen Confessionen selber mehr als dürftig unterrichtet sind; in den Gemeinden jedenfalls wird das Bewußtsein des Unterschiedes nur noch ganz künstlich aufrecht erhalten.

(144)

Digitized by Google

Auch wäre es sicherlich merkwürdig, wenn die Orgien des Antichristenthums oder doch die wüsten Angriffe seitens der gemeinsamen Feinde ganz und gar nicht im einigenden Sinne auf die verschiedenen Parteien der gleichen Kirchgenossenschaft einwirken sollten.

Aber allerdings von den Gewalthabern in den Landeskirchen und ihren kirchenpolitischen Maximen hängt Manches ab. Werden diese wohl endlich begreifen, daß in solchen Zeiten innerlichster religiöser Krisis ihre ganze Aufgabe die ist: Alles, was „Christum treibt" und die evangelische Kirche will, gewähren und wachsen zu lassen, freien Raum für eine geistliche Entwickelung geistlicher Dinge zu schaffen und zu behaupten und nur da einzugreifen, wo eine der beiden Richtungen unter dem Commando hitzköpfiger Hetzcapläne gegen das Mitrecht der anderen an der reformatorischen Kirche Sturm läuft und statt einer evangelisch-freien Kirchenordnung die „positive" Anarchie proklamirt? — So lange man in der deutschen Schweiz sich auf die Anfänge „reformerischer" Siege wird besinnen können, so lange wird man es für ein trauriges Räthsel, jedenfalls für ein psychologisches Problem erachten, wie aufrichtige Freunde der Landeskirche sich von dem System des Parallel-Kirchenthums in dieser Zeit haben verführen lassen können. Sehen diese denn nicht ein, daß dies System keine Fragestellung, sondern schon eine tumultuarische und äußerst gewaltsame und voreilige Beantwortung der Frage nach der kirchlichen Zukunft ist? Bietet das Alterniren der Geistlichen verschiedener Richtungen in den landeskirchlich geordneten Gottesdiensten nicht hinlängliche Gelegenheit zu dem freiesten Wettstreit um den überzeugenden Beweis des Geistes und der Kraft? So lange allsonntäglich in jeder großstädtischen Gemeinde ein zwei- bis dreifacher landeskirchlicher Gottesdienst allen Wünschen gerecht werden kann, ist da nicht jede Nachgiebigkeit gegen die hartnäckige Forderung außerlandeskirchlicher Gottesdienste als ein verwerflicher Luxus, als ein bedenkliches Spiel mit dem Feuer des Separatismus zu bezeichnen? — Und so lange sich eine protestantische Geschichtsschrei-

Digitized by Google

bung der ersten zehn Jahre des neuen deutschen Reiches auch nach Seiten seiner inneren Entwickelung erinnern wird, so lange wird sie es zu den tiefsten Demüthigungen des deutschen Namens zählen, daß gerade in diesen Jahren, wo so viel gemeinsamer Schmerz und so viel gemeinsame Freude fromme Herzen zusammenschließen sollte, in der Hauptstadt des Reiches eine ebenso unwissende als insolente, ebenso salbungsvolle als weiheloſe Agitation im Namen Christi die selbstlosesten Vertheidiger des Christenthums vor einem glaubensarmen Geschlecht straflos verleumden und beschimpfen durfte. „Wir sind berufen, Kirchengeschichte zu machen", sagte der Dummdreistesten Einer von diesen Agitatoren vor wenigen Wochen. Wenn sie doch nur das ABC der Kirchengeschichte kennen möchten! Wir aber kennen Einen, der am Ende auch das geistige Leben der sich fortentwickelnden Kirche in Seiner Hand zu behalten gedenkt. Ob Er die Kirche überhaupt, wie Manche meinen, bald der Geschichte überliefern, ihre äußeren Formen zerschlagen wird, ist eine müßige Frage. Die Landeskirchen stehen einstweilen noch aufrecht und sie haben ein zähes Leben. Hüten wir uns, in dem Interesse für dieselben zu erlahmen. Die protestantische Cultur ist eine Tochter der Reformationskirche und hat an ihre alma mater noch eine große ungetilgte Schuld abzutragen; nur zu tiefstem eigenem Schaden, das beweist schon die jüngste Zeitgeschichte, würde sie sich weigern sie zu zahlen.

Hüten wir uns vor allen Dingen, von einer Aenderung äußerer Umstände in der Kirchenleitung zu viel zu erwarten. Wenn eine solche Aenderung den Freisinnigen vollen Raum schaffte, die Polemik und Selbstvertheidigung mit dem Ausbau ihrer religiösen Positionen zu vertauschen, wenn sie zugleich eine reichere Zuwendung edler, intelligenter Jugend zum Kirchendienst herbeiführen sollte, dann hätte sie das Ihrige gethan; direkt hätte sie mit der Erledigung der tiefinneren religiösen Differenzen überhaupt nichts zu schaffen. Schmarotzer und Mantelträger giebt es allerdings auch in allen kirchlichen Partheien, und kirchliche Ueberläufer gab

Digitized by Google

es seit Constantin dem Großen bei jedem Wechsel der Staatsraison. Aber von einem Theil unserer gläubigen Gegner wissen wir, daß sie nicht nur ihren Mantel, daß sie Gut, Ehre, Kind und Weib eher dahinfahren lassen, als die Treue gegen ihre heiligsten Ueberzeugungen. Und vor den Augen solcher Gegner würde der kirchliche Liberalismus, mit der Macht umkleidet, schwerlich ehrwürdiger erscheinen, als zu den Zeiten, da er verfolgt, verleumdet und gelästert ward.

Wie es auch kommen mag, der Prozeß einer solchen innerlichen Verständigung braucht Zeit, viel Zeit und die gegenwärtige Generation wird auch seinen relativen Abschluß kaum erleben. Zunächst werden diejenigen unter den Vermittlungstheologen, welche den Durchschnitts-Anschauungen des kirchlichen Liberalismus am nächsten stehen, sicherlich noch lange fortfahren, sich von der Gemeinschaft Derer, welche bei gleicher theologischer Methode noch einen Schritt weiter links gehen, mit hohem, vollem Pathos loszusagen und an einer geschwollenen, innerlich unwahren und geistlich hochmüthigen Polemik gegen die Theologie, der sie jedenfalls ihr besseres und klareres Denken selbst entnehmen, ihre Rittersporen zu verdienen; daß sie damit die wirkliche kirchliche Situation von Grund aus verfälschen und sich an ihrer Kirche damit auf das Verderblichste versündigen, darüber wird sie ihr apokalyptischer, in die Weite schweifender Glaubenssinn auch in Zukunft beruhigen. Aber neben solchen gemeinschädlichen Unarten, welche der Geist der Wahrhaftigkeit züchtigen und vernichten möge, sind es wirkliche Großmächte, und zwar Großmächte nicht nur kirchenpolitischer, sondern religiöser Natur, welche einer baldigen Beilegung des Streites entgegenstehen. Nun, die vernünftig begründete Hoffnung ist auch eine Großmacht, und die Pioniere sind auch eine Truppe.

Digitized by Google

Anmerkungen.

1) Vgl. Christianisme au XIX siècle 1879 Nr. 50, S. 399.

2) Vgl. Pfarrer Babut's Bericht in „Berichte und Reden" der 7. Haupt-Versammlung der evangelischen Allianz, Basel 1879, I. Bd. S. 94: »quand on est parvenu, à grande peine, à s'accorder sur les mots, les explications qu'il a fallu donner de part et d'autre, ont prouvé qu'on était à mille lieues de s'entendre sur les choses.«

3) Die sub 2 genannten „Berichte und Reden" enthalten ein werthvolles Referat des Prof. van Oosterzee über die inneren Zustände der niederländisch-reformirten Kirche, in welchem es u. a. heißt: „Die allgemeine Synode, immer von dem Bestreben beherrscht, auch die meist unvereinbaren Richtungen quand même zusammenzuhalten, hat augenblicklich eine sehr schwierige, kaum länger haltbare Stellung. Ein Beschluß der höchsten kirchlichen Behörde, daß die Konfirmanden keiner (sogenannten) Glaubensüberzeugung wegen zurückgewiesen werden können, wenn sie nur erklären, den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes bekennen zu wollen, hat eine unerhörte Reaktion in's Leben gerufen, zuerst von der äußersten Linken, der dieses Minimum von Konfession noch zu viel war; stärker noch und allgemeiner von der rechten Seite, die es auch nicht dulden konnte, daß am Ende Alles zugelassen wird, um so weniger, da man noch überdem Freiheit haben will, um noch ganz andere Fragen „im Geist von Christenthum und Reformation" zu thun und also die Kirche in eine Art von Protestantenbund aufzulösen. Kein Wunder, daß rechts und links das „schiedlich, friedlich" auch von Solchen betont wird, die sonst die Zersplitterung der sich auflösenden Ecclesia in verschiedenen ecclesiolis keineswegs für erwünscht achten. Vielleicht wird es noch in diesem Jahr sich entscheiden, ob die jetzige Krisis wirklich zu neuen Verbindungen führt oder sich im Gegentheil in eine tödtliche Phthisis verwandelt. Jedenfalls, so kann es nicht bleiben."

4) Am gleichen Orte S. 104.

5) S. Prot.-Bibel N. T.'s, Allg. Einleitung: „Luther's Stellung zur Schrift".

6) Prof. Jul. Kaftan, Die Predigt des Evangeliums im modernen Geistesleben. Basel 1879, S. 77, 79 und sonst. Was bei der vom Herrn Verfasser vertretenen grundsätzlichen Stellung zur Bibel doch noch ein „objektiver Standpunkt für den autoritativen Schriftgebrauch" bedeuten solle, ist nicht zu verstehen. Jedenfalls wird in der gleichen Abhandlung zugegeben, daß es uns „zur Zeit" an einem solchen Standpunkt fehlt, und ist daher „zur Zeit" darüber nicht zu debattiren. Noch weniger über den wörtlichen Bibelglauben frommer Laien, die ein Opfer theologischer Mystifikationen sind.

7) S. Prof. von Orelli in den „Berichten" der 7. Allianz-Versammlung S. 276 ff.

8) So der offizielle Bericht S. 313.

9) Vgl. z. B. 1 Cor. 15, 27. 28.

10) Der menschliche Leib ist (nach Paulus) von Natur „Sündenfleisch", so daß die Uebermacht des sündigen Triebes auch seinen guten Willen (Röm. 7, 19) entkräftet; Christus aber „kannte die Sünde nicht" (2 Cor. 5, 21).

11) S. Prof. Godet, „Berichte" 2c. 2c. S. 299.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

Digitized by Google

Der

Check- und Giro-Verkehr

der

deutschen Reichsbank.

Von

H. Hartung.

„Ein Bankgeschäft muß einfach sein;
ist es schwer, so ist es falsch."
W. Bagehot.

Berlin SW. 1880.

Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Digitized by Google

Einleitung.

Als am Schlusse des Jahres 1874 die Kommission des deutschen Reichstags, welche zur Berathung des Bankgesetz-Entwurfes niedergesetzt war, an die Aufgabe herantrat, diejenigen Geschäfte festzustellen, welche die zukünftige Reichsbank betreiben dürfe, wurde das ohnehin schon lebhafte Widerspiel der Meinungen in besonderem Maße erregt. Handelte es sich doch darum, der neuen Schöpfung denjenigen Organismus zu geben, welcher sie befähigen sollte, während eines Zeitraums von 15 Jahren die großen Zwecke zu erfüllen, um deren Erreichung willen die Mehrheit der Volksvertretung für die Errichtung dieser Reichsbank eingetreten war: den Geldumlauf im gesammten Reichsgebiete zu regeln, die Zahlungsausgleichungen zu erleichtern und für die Nutzbarmachung verfügbaren Kapitals zu sorgen. Eine gewaltige Aufgabe, fürwahr, und am Schwersten in Bezug auf den ersten Punkt! Heute, wo das Ferment der wirthschaftspolitischen Gesetzesvorlagen und die tausendfachen Erörterungen, unter denen die Gesetze geboren wurden, schon jene Gährung in die indifferenten Massen gebracht hat, welche als Erwachen des wirthschaftlichen Bewußtseins bezeichnet werden kann — heute dämmert dem Einzelnen wohl eher eine Ahnung davon auf, was es heißen will, zunächst dem Herzen zu sitzen, welches in die tausend Adern des Verkehrs dasjenige treibt, was diesem Blut, Lebensstoff ist: das

Digitized by Google

Geld, — was es heißt, die Pulsschläge des großen Verkehrskörpers zu zählen und als guter Arzt bei jeder Verlangsamung oder Beschleunigung derselben die geeigneten Maßregeln zu treffen, um das Herz wieder seine treibende Thätigkeit in normalen Pulsen verrichten zu machen! Wie viel mehr mußte die Schwierigkeit ihrer Aufgabe den Männern der Kommission klar sein, denen doch sicher der zu behandelnde Stoff nichts Unbekanntes war, da der Reichstag selbst dafür gesorgt hatte, daß die Forderung Soetbeers: „Es müßte eigentlich gar nicht vorkommen, daß Jemand ein Mandat zur Vertretung öffentlicher Interessen oder die Redaktion irgend einer namhaften Zeitung übernähme, ohne mit der politischen Oekonomie einigermaßen vertraut zu sein“ [1]) für diesen engen Kreis wenigstens unbedingt erfüllt wurde, während dies für den größten Theil aller Interessenvertretungen noch auf lange Zeit hinaus ein frommer Wunsch bleiben wird.

Man hat der Reichstags-Kommission die Anerkennung großen Fleißes nie versagt, und dennoch herrschte schon zur Zeit ihres Tagens innerhalb wie außerhalb derselben kaum ein Zweifel darüber, daß trotz aller angewandten Mühe in vielen wichtigen Fragen keine Lösung zu erzielen sein würde. Hierher gehörte die Frage: Wie, nach welcher Richtung wird sich die Thätigkeit der neuzuschaffenden Reichsbank entwickeln? Die in der kurzen Spanne Zeit, welche seit der Verwandlung der Preußischen Bank in die Reichsbank verflossen ist, zu Tage getretenen Erscheinungen haben bewiesen, wie berechtigt jene Zweifel waren. Besonders ist es ein Zweig der Bankthätigkeit, der eine so gewaltige Entwickelung, einen so schnellen Aufschwung genommen hat, daß eine richtige Anschauung über seine Bedeutung bisher kaum über die Nächststehenden hinaus in das größere Publikum gedrungen ist. Es ist dies die Annahme der unverzinslichen Depositen, nach dem Sprachgebrauche der Reichsbank der Giro-Verkehr.

Der Absatz 7 im § 13 des Reichsbankgesetzes vom 14. März 1875 ist das Einzige, was das Gesetz über das Geschäft mit un-

Digitized by Google

verzinslichen Depositen enthält; nach Erwähnung des Geschäftes mit verzinslichen Depositen wird einfach gesagt, daß es der Bank gestattet sei, auch unverzinsliche Gelder anzunehmen. Mit diesem Satze sieht gewiß auch der prononcirteste Anhänger der Bankfreiheit ein Stück seines Ideales erfüllt. Während die Maximalhöhe der verzinslichen Depositen noch mit großer, fast ängstlicher Sorgfalt auf den Betrag des Grundkapitals und des Reservefonds der Bank beschränkt wird, während diese Begrenzung einer animirten und an subjektiven Meinungsäußerungen reichen Debatte ihre Entstehung verdankt, bleibt der Betrag der unverzinslichen Einlagen gänzlich unbeschränkt. Der Grund dieser immerhin frappanten Erscheinung ist in der Richtung zu suchen, nach welcher sich die bezügliche Kommissionsdebatte bewegte. Es scheint nämlich, als ob die Majorität der Parlaments-Kommission die Möglichkeit für ausgeschlossen hielt, daß die unverzinslichen Depositen der Bank überhaupt jemals eine bemerkenswerthe, d. h. im Falle einer Krisis gefährliche Höhe erreichen könnten. Nur unter dieser Annahme ist es erklärlich, daß dasjenige Mitglied, welches die heute geltende Fassung des Paragraphen beantragte, noch besonders darauf hinweisen konnte, „daß die Banken von England und Amerika in den meisten Fällen nicht an der Einlösungspflicht ihrer Noten, sondern an der erfolglosen Aufforderung zur Rückzahlung ihrer Einlagen zu Grunde gegangen seien“[2]), ohne der Erwägung Raum zu geben, daß die verderbliche Massen-Heimforderung der verzinslichen Depositen in ihrer Wirkung genau derjenigen der unverzinslichen Einlagen gleicht. War jene Annahme wirklich die der Mehrheit der Kommissions-Mitglieder, so dürfte es nicht uninteressant sein, heute den zahlenmäßigen Beweis ihrer Irrigkeit zu führen. Die durchschnittliche Höhe der Giro-Guthaben betrug nämlich bei der Reichsbank

im Jahre	1876	*M.*	70,594,600. —[3])
„ „	1877	„	99,070,000. —
„ „	1878	„	109,999,000. —

Digitized by Google

Bewegt sich die Höhe dieser Durchschnittssummen in gleicher Progression fort, so tritt schon in wenigen Jahren der Fall ein, daß der durchschnittliche Betrag der unverzinslichen Depositen denjenigen des Grundkapitals und Reservefonds übersteigt, — eine Eventualität, die, wenn sie verzinsliche Gelder beträfe, nach dem Gesetz vermieden werden müßte, weil sie Gefahren in sich bergen soll. Der Maximalbetrag der Girogelder hat thatsächlich schon jene Grenze überschritten, wie die folgenden Ziffern der höchsten Giro-Einlagen gegenüber dem am Schlusse des Jahres zu Buche stehenden Grundkapital und Reservefonds beweisen:

	Höchste Giro-Guthaben	Grundkapital und Reservefonds
1876	ℳ 112,825,000. —	ℳ 132,000,000. —
1877	„ 121,497,000. —	„ 133,072,000. —
1878	„ 143,098,000. —	„ 134,146,000. —

Diesen unverzinslichen Einlagen gegenüber konnte man mit Recht die Annahme verzinslicher Gelder aufgeben, und in der That ist der letzte Rest der letzteren mit dem 31. Mai 1879 von der Reichsbank heimgezahlt worden; sie besitzt seitdem keine zinsbaren Depositen mehr.

Fragt man nun, was die Bankverwaltung bewog, jenen neuen Geschäftszweig einzuführen oder vielmehr ihn auf das Gesammtgebiet der Bank auszudehnen — bei der Preußischen Hauptbank bestand schon früher eine Giro-Einrichtung —, so springt zunächst die Thatsache in das Auge, daß es nothwendig war, gegenüber den die Notenausgabe beschränkenden Bestimmungen des Bankgesetzes und der Entziehung der gerichtlichen Depositen auf eine Verstärkung der Betriebsfonds zu sinnen, welche von der Notenausgabe unabhängig war. Der Reichsbank war ursprünglich gestattet, ein Quantum von ℳ 250,000,000. ungedeckter Noten — unter der Voraussetzung, daß stets mindestens ein Drittel des ausgegebenen Betrags baar gedeckt sei — auszugeben, und diese Quote steigerte sich später durch Verzicht anderer Banken auf ihr Emissionsrecht auf ℳ 273,875,000. —[4]). Zwar hat man s.

Digitized by Google

Zt. dieſen Betrag ſelbſt vom Regierungstiſche aus als ausreichend bezeichnen zu dürfen geglaubt, indeſſen hat die Praxis bewieſen, daß es einzig und allein dem inzwiſchen eingerichteten Giroverkehr und den durch denſelben der Bank zugefloſſenen Geldern zu danken geweſen iſt, daß die Reichsbank nicht vor die Alternative geſtellt wurde, entweder das ſteuerfreie Notencontingent unter eigenem Verluſt erheblich überſchreiten zu müſſen, oder den Zinsfuß auf eine unnatürliche Höhe zu ſchrauben. So beſaß — um nur ein Beiſpiel zu geben — die Bank am 7. Oktober 1877

baares Geld und edles Metall .	ℳ.	462,282,000. —
Reichskaſſenſcheine	„	42,116,000. —
alſo Notendeckung .	ℳ.	504,398,000. —
dagegen waren Noten ausgegeben	„	725,426,000. —
mithin ungedeckt .	ℳ.	221,028,000. —
während ſie ſteuerfrei ausgeben durfte	„	273,875,000. —

Giro-Einlagen waren an jenem Tage über 100 Millionen vorhanden. Bemerkenswerth iſt noch — und dieſer Umſtand verſchärft den Eindruck der Ziffern — daß vier Tage vorher, am 3. Oktober, der Zinsfuß auf den höchſten Stand des Jahres, 5½ %, erhöht worden war, ein Zeichen, daß die Verhältniſſe noch ungünſtiger gelegen haben müſſen. Der Zinsfuß mußte der drohenden Notenſteuer wegen heraufgeſetzt werden, obwohl die umlaufenden Noten zu nahezu 70 % baar gedeckt waren!

Es wäre indeſſen ein großer Irrthum, wollte man glauben, daß die Vorausſicht auf mögliche Ueberſchreitungen des Notencontingents der einzige Grund zur Einrichtung des Giroverkehrs geweſen wäre. Schon lange hatte die Fachliteratur auf die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Errichtung von Depoſitenbanken nach engliſchem Muſter hingewieſen; war man auch darüber klar, daß der Credit, welchen die ungedeckte Banknote repräſentirt, nebſt ſeinen vielerörterten und vielübertriebenen Folgen durch die Depoſitenbanken nicht ohne Weiteres abgeſchafft, ſondern nur in andere

Digitized by Google

Form gegossen würde, so betonte man doch andrerseits wieder, daß die Depositenbank ganz enorme Vortheile vor der Notenbank habe. Der Ansturm gegen die letztere war in den vergangenen Jahrzehnten ein allgemeiner geworden. Auf der ganzen Linie ertönten warnende Stimmen; man malte die Folgen der Zuvielausgabe von Banknoten mit den schwärzesten Farben aus, es gehörte beinahe zum guten Ton, die Schädlichkeit der Emission jeder nicht baar gedeckten Note zu behaupten. Die Strömung für eine Beschränkung des Emissionsrechtes wurde stärker und stärker, bald drang sie in die Säle der Volksvertretungen und der gesammten Bewegung wurde schließlich die officielle Signatur ihrer Berechtigung dadurch aufgedrückt, daß einer ihrer hervorragendsten Führer, Dr. O. Michaelis, im Jahre 1867 in das Bundeskanzleramt berufen wurde. Es wird allgemein angenommen, daß diesem bedeutenden Nationalökonomen die Vaterschaft des Bankgesetzentwurfes zuzuschreiben sei, und damit wäre denn auch die Anfangs so viel Aufsehen erregende Thatsache erklärt, daß dem ursprünglichen Entwurfe das Kapitel von der Reichsbank vollständig fehlte. Immerhin wäre die Erscheinung bemerkenswerth, daß selbst ein so ausgesprochener Gegner der Ausgabe nicht baar gedeckter Banknoten, wie Dr. Michaelis, in der Praxis die Frage der gänzlichen Beseitigung des Notenprivilegiums verneinen muß und damit zugiebt, daß vorläufig die Nothwendigkeit, ungedeckte Banknoten auszugeben, nicht zu umgehen ist. Man wird von einem Praktiker nicht verlangen wollen, daß er die Verwirklichung der Idee des Professors Tellkampf — Ausgabe von Noten auf der Basis der *vollen* Metalldeckung von Seiten eines zu schaffenden Instituts, einzig zur Bequemlichkeit des Publikums, dem nicht zuzumuthen sei, daß es seine Zahlungen mittelst des schwerbeweglichen Metalles (Silber) leiste[5]) — für möglich hält; der ideale Zug unserer Zeit ist nicht stark genug, als daß sich Privatpersonen finden sollten, welche ein so mühe- und kostenvolles Geschäft, dem jeder Gewinn abgeht, zu unternehmen geneigt wären. Denkt

Digitized by Google

man sich die Leitung eines derartigen Instituts dagegen in die Hände des Staates gelegt, so entsteht ein nicht zu lösender Widerspruch zwischen der von demselben Staate betriebenen Ausgabe von Papiergeld, welchem der Charakter einer unverzinslichen Schuld beiwohnt, und der Emission baar gedeckter Noten, welche gleichfalls vom Staate herrühren. Beide Arten von Zahlungsmitteln wären eben schlechthin Papiergeld, dessen einer Theil baar gedeckt, der andere dagegen uneinlöslich, d. h. ungedeckt wäre. Es verbliebe nur noch ein wenig erheblicher Unterschied gegen die Ausgabe theilweise gedeckter Noten von Seiten einer Bank. In der Wirkung der Geldzeichen auf die Verkehrsverhältnisse verschwände auch dieser, denn es ist gleichgültig, ob der Staat oder eine gut akkreditirte Bank Noten emittirt. Aber auch die Grenzen der ursprünglichen Bestimmung beider Arten von Werthzeichen würden dadurch verwischt und der schon jetzt häufig vorkommenden Identificirung der Staatskassenscheine mit den Banknoten würde ein gewisses Recht gegeben[6]).

Kehren wir zu den Gründen zurück, welche die Reichsbankleitung dazu bewogen, den Giroverkehr in größerem Maßstabe einzuführen. Die Neigung zu dieser Neuerung wurde, wie schon erwähnt, durch den dauernden Ansturm der Gegner der Notenbanken verstärkt. War man auch in den maßgebenden Kreisen weit entfernt, die Utopie einer im Laufe eines absehbaren Zeitraumes zu bewirkenden vollständigen Abschaffung der s.g. ungedeckten Note für durchführbar zu halten, so zeigte doch andererseits das Beispiel fremder, volkswirthschaftlich höher entwickelter Nationen, wie neben der Banknote das Depositensystem die beste Handhabe bot, die Mittel der Banken zu verstärken und ihnen flüssiges Geld von allen Seiten zuzuführen. Vor Allem war es England, welches in seinen blühenden Depositenbanken den Beweis für die große Zukunft einer entsprechenden Umgestaltung des Bankbetriebes lieferte. Die dortigen Joint-Stock-Banken arbeiten mit Depositen im vielfachen Betrage ihres Grundkapitals, und erzielen dadurch

Digitized by Google

Gewinne, welche ihnen gestatten, Dividenden von 20, 30, ja 47½ % zu zahlen[8]). (Allerdings sind diese Gewinne pro rata der nicht voll eingezahlten Kapitalantheile berechnet und würden wahrscheinlich nicht so hoch erscheinen, wäre das Kapital überall voll eingezahlt.) Indessen durften diese Aktien-Banken nicht allein als Vorbild und Maßstab für die Einführung des Depositensystems in Deutschland dienen. Sie haben zwar treffliche Nachahmungen gefunden, z. B. in den neueren Hamburger Depositenbanken (Vereinsbank, Norddeutsche Bank), indessen fanden diese gerade in Hamburg das Feld vorzüglich vorbereitet, weil hier schon seit 1619 die alte Girobank bestand, welche einen großen Theil ihrer Kunden an die neuen Schöpfungen abgab. Dagegen konnte sich an anderen Orten das Depositenwesen ohne gleichzeitige Notenausgabe nur mäßig entwickeln, so daß es mehr den Charakter einer etwas vergrößerten Sparkasse hatte. — Abgesehen davon, daß die englischen Joint-Stock-Banken nicht diejenigen Rücksichten auf die allgemeine Geld-Circulation ihres Landes zu nehmen haben, welche eine Centralbank nothwendig nehmen muß, fiel bei ihnen noch zweierlei in die Wagschale. Zuerst sind die englischen bankers fast sämmtlich in der Lage, für ihre Depositen einen nicht ganz unbedeutenden Zins zahlen zu können, der natürlich wiederum höchst anlockend auf die Kapitalkraft des Landes wirkt und den Bankers ohne große Mühe große Beträge zuführt. Ferner aber — und dieser Punkt ist zugleich eine Erklärung für den oben angeführten — sind vermöge des eigenartig construirten Mechanismus des englischen Geldmarktes alle Londoner Bankiers nicht in die Nothwendigkeit versetzt, größere Summen baaren Geldes zur Befriedigung der möglichen Ansprüche, die von den Deponenten an ihre Kasse gemacht werden könnten, in ihren Kellern zu halten und damit einen Theil ihrer Kapitalien unproduktiv festzulegen. Das Reservoir, aus dem alle außergewöhnlichen Ansprüche auf Baargeld befriedigt werden, ist die Bank von England, und diese allein hält dauernd einen großen Betrag von Kasse. Die Reichs-

Digitized by Google

bank konnte bei den bankers keine den ihrigen analoge Verhältnisse finden. Der Blick der Verwaltung richtete sich nun naturgemäß auf diejenige Bank, welche für Großbritannien ähnliche Aufgaben hat, als die Reichsbank sie in Deutschland erfüllen soll: die Bank von England. Sie pflegt neben dem Notenausgabegeschäft die Depositenannahme in größerem Umfange, sie hat, gleich der Reichsbank, von Zeit zu Zeit Münzpolitik zu treiben und war in Folge dessen eine weniger den Aktionären als der Allgemeinheit Gewinn bringende Bank. Was man auch über verkehrte Maßregeln der Bank von England, über den Schaden geschrieben hatte, den diese im Momente der Krisis dem Lande zufügten, die Erkenntniß war in England doch allgemein geworden, daß die gesammte subtile Maschinerie des englischen Geldverkehrs ohne diese Bank nicht denkbar sei. Man hatte mit der Zeit aufgehört, das als ein Uebel zu betrachten, für was man eine bessere Einrichtung nicht zu substituiren wußte.

Indessen ließ auch das Checksystem der Bank von England keine direkte Uebertragung nach Deutschland zu; es bedurfte einer Anpassung an deutsche Verkehrsverhältnisse, mit der sich der nächste Abschnitt beschäftigen wird. Das aber war vorauszusehen, daß die Adoptirung des Checksystems überhaupt nicht nur der Reichsbank Nutzen bringend, sondern auch für den gesammten Geldverkehr im Deutschen Reiche vortheilhaft, ja geradezu epochemachend für die Geschichte der Zahlungsausgleichungen werden würde. Deutschland hatte sich volkswirthschaftlich mehr und mehr entwickelt, es schien Zeit, dieser Entwicklung Rechnung zu tragen und der Banknote, dem Ausgleichungsmittel einer minder ausgebildeten Creditwirthschaft, den Check, das Zahlungsmedium des höher entwickelten Verkehrs, folgen zu lassen. Die Banknote ist die natürliche Vorläuferin des Checks. Sie ist die Nachfolgerin der Depositen-Quittung; ihre Entwickelung aus der Bescheinigung, welche die Bank des Mittelalters darüber ertheilte, daß ein gewisser Werthbetrag bei ihr

Digitized by Google

niedergelegt sei, ist leicht zu verfolgen. Die Geschäftsleute tauschten mit der Zeit diese Depositenscheine an Zahlungsstatt unter einander aus, die deponirten Beträge wechselten häufig ihre Besitzer, und nach und nach gewöhnte man sich, den Papierzetteln den Werth des auf denselben bezeichneten Depositums beizulegen; als gar die Banken anfingen, jene Quittungen in Theile von runden Beträgen zu zerstückeln, war die Basis für die Banknote geschaffen. Das werthlose Papier vertrat die Stelle des Geldes, aber immerhin hatte doch in demselben das baare Geld noch einen körperlichen Repräsentanten, und das war die Hauptsache, denn die große Masse läßt nur äußerst schwer von ihren grobsinnlichen Ansprüchen, auch etwas in der Hand zu haben, ab. Verwahrte früher der kleine Bauer sein Erspartes in einem großeu Strumpfe, so will er jetzt wenigstens „Papiergeld" in die Truhe schließen können — für ihn ist eben Papier thatsächlich Geld, wenn es auf die hergebrachte Weise bedruckt ist. Und so müssen lange Jahre vergehen, ehe sich die höheren Schichten der Gesellschaft daran gewöhnen werden, ihr flüssiges Geld bei einer Bank zu hinterlegen, ohne dafür greifbare Werthzeichen als Pfand zu empfangen, und eine ganze Generation wird erst in das Grab sinken müssen, ehe der Gebrauch des Checks bei allen erheblicheren Zahlungen allgemein wird. Diese verfeinerte Art der Zahlungsleistung oder Zahlungsausgleichung setzt eben ein höheres Maß wirthschaftlicher Einsicht voraus, und die lange Dauer, welche der Periode der Banknotenwirthschaft bei uns zugemessen war, ist nicht dazu angethan, den Systemwechsel zu erleichtern. Langjährige Gewöhnung ist ja ungemein schwer zu besiegen, selbst wenn die Vortheile der neuen Einrichtung klar vor Augen liegen. Die Banken hatten zudem ein pekuniäres Interesse daran, ihren Notenumlauf soviel als möglich zu erweitern, und hieran schloß sich das Bestreben, die ausgegebenen Noten in solche Kanäle des Verkehrs zu leiten, aus welchen sie nicht so bald zurückkehrten. Das Publikum nahm die Noten, und da es die Erfahrung machte, daß fast

Digitized by Google

Jedermann weiterhin Noten in Zahlung nahm, so bemühte es sich nicht, dieselben zur Einlösung zu bringen, sondern verfuhr vielmehr mit denselben nach seiner Bequemlichkeit. Die Depositen setzen eine Bemühung des Publikums voraus; der Deponent muß zum Bankier gehen, der Checkempfänger muß entweder die Verhältnisse des Ausgebenden prüfen, um zu wissen, ob er den Check ohne Weiteres annehmen kann, oder er muß denselben schleunigst bei der Bank präsentiren, damit ihn kein Verlust durch die Zahlungsunfähigkeit 2c. seines Vormannes trifft. Kaufte und verkaufte man vorher auf den Credit der Bank hin, mit deren Noten gezahlt wurde, so begleicht man unter dem Regime des Depositenwesens seine Geschäfte mittelst des Credites der Person, welche den Check ausgiebt, und des Credites der Bank, welche denselben bezahlen soll. — Der Kaufmann umgeht mit dem Aufhören der körperlichen Aufbewahrung von Geld und Geldzeichen auch die Gefahren dieser Aufbewahrung. Trotzdem aber vollzieht sich der Uebergang von der Banknotenwirthschaft zum Depositen- und Checksystem nur langsam, und noch lange Jahre hindurch wird der Gebrauch der Note zu Zahlungen bevorzugt bleiben[9]).

Die politische Zerrissenheit Deutschlands ließ bis 1870/71 einen Versuch zur allgemeinen Einbürgerung des englischen Check- und Depositenwesens aussichtslos erscheinen. Vor Allem fehlte eine unerläßliche Vorbedingung dieses Systems: die Einheit der Münze. So lange sich noch jedes Land und Ländchen einer Währung erfreute, welche von der des Nachbars möglichst verschieden war, konnte an Zahlungsausgleichungen auf der Basis des Checkverkehrs, der eben eine ungeheure Leichtigkeit der Geldumsätze durch einfachen Besitzwechsel einer Quantität vorhandenen Geldes ohne körperliche Uebergabe voraussetzt, nicht gedacht werden. Gerade derjenige Umstand, welcher dem Emporblühen der kleinen Zettelbanken und sonstigen Local- und Provinzialbanken im höchsten Grade günstig war[10]), die Vielheit der Staaten, war das schwerste Hinderniß für die Depositenbanken mit Checkverkehr. Allerdings existirte ja hie

Digitized by Google

und da eine Bank, welche für ihren Wirkungskreis das Amt der Zahlungsausgleicherin übernahm; sie nahm Depositen an und ließ Checks auf dieselben abgeben (die sogenannten Cassenvereine und späterhin einige Volksbanken), indessen war der zugehörige Bezirk viel zu klein, als daß die Bank über die unmittelbar Betheiligten hinaus irgend welchen Nutzen schaffen konnte. Größtentheils war das auch gar nicht beabsichtigt; diese Institute sollten ihren Theilnehmern nur gewisse lästige Geschäfte abnehmen, z. B. das Einziehen von Wechseln, das Bezahlen der Accepte und ähnliche sich täglich in gleicher Weise wiederholende Geschäftsverrichtungen; weitere Gesichtspunkte waren in der Regel nicht in das Auge gefaßt worden. Erst die Einsicht, daß ein solches Institut nicht einige, sondern alle Kassengeschäfte seiner Theilhaber zu führen habe, um Letztere in den Stand zu setzen, nicht einen Theil, sondern ihre gesammte Kasse an dasselbe abgeben zu können, ließ diese weiteren Gesichtspunkte erkennen. Denn während so die ausgebildete Depositenbank ihren Bürgern noch mehr Erleichterungen gewährt, als eine ihrer früheren Entwickelungsstufen, erlangt sie weiterhin die Verfügung über sämmtliche unbeschäftigte Kassenvorräthe ihrer Theilhaber, und die Summe aller dieser im Einzelnen kaum productiv verwendbarer Kapitaltheile bildet jetzt in ihrer Hand ein compaktes Ganze, eine Anhäufung von Kapital in seiner flüssigsten Form, mit welchem der Allgemeinheit, dem Bezirke, dessen Mittelpunkt die Depositenbank ist, mancher Nutzen geschafft, manche wirthschaftliche Erleichterung gewährt werden kann.

Das unerreichte Muster für alle diese kleinen Depositenbanken war die alte Girobank in Hamburg, welche länger als zwei Jahrhunderte das Amt der Zahlungsausgleicherin in ausgezeichneter Weise versah. Sie wurde gegründet, um Verlusten durch Münzverschlechterung und durch die Mannigfaltigkeit der Währungen vorzubeugen; ihre Rechnungseinheit war nach dem Speciesthaler eine imaginäre Münze, die Banko-Mark. Hierin lag der Grund, weshalb die Bank den Charakter der reinen Girobank (zum

Digitized by Google

Unterschiede von der Depositenbank) stets bewahren konnte, d. h. einzig und allein durch Ab- und Zuschreiben in den Bankbüchern die Zahlungsleistungen vermittelte, ohne daß jemals für diese Geschäfte zur Münze gegriffen zu werden brauchte. In diesem Umstande liegt entschieden das Geheimniß der enormen Ersprießlichkeit des Wirkens der Bank, denn es ist eben der höchste Vortheil der reinen Girobank, daß sie die Münze entbehrlich macht. In diesem Punkte trifft sie mit dem Ideal der Depositenbank zusammen, denn die Organisation und Ausbildung der letzteren ist um so vollkommener, je weniger Münze zur Abwickelung von Umsätzen gebraucht wird. Dadurch erklärt sich auch die fast überall gebräuchliche Bezeichnung „Girobank", obwohl die meisten derartigen Institute richtiger und begriffentsprechender „Depositenbanken" genannt werden müßten. Bezeichnend ist es gewiß, daß selbst ein Angehöriger der Nation, welche gewöhnt ist, ihre eigenen kommerziellen Institute für mustergültig zu halten, daß ein berühmter englischer Oekonomist die Hamburger Girobank „eins der bestgeleiteten Institute dieser Art in Europa" nannte[11]). Freilich ist dieses Prototyp einer Girobank nur im beschränkten Kreise eines Gemeinwesens durchzuführen, dessen sämmtliche Geschäftsleute auch „Bürger" der Bank sind; indessen sind auch diese genöthigt, außer ihrem Bankconto noch Kassa zu führen, da alle ihre kleineren Zahlungen an Bedienstete und Kleinhändler, ferner ihre nicht durch Wechsel regulirbaren Verbindlichkeiten nach auswärts in baarem Gelde bestritten werden müssen. An diese Schranke waren auch alle die neueren Giro-, besser Depositen-Banken gebunden. Verhinderte schon die Verschiedenheit der Währungen ein größeres System von Zahlungsausgleichungen, so that dies die räumliche Entfernung der Handelsplätze noch viel mehr. Dem ersteren Uebel konnte man durch eine Rechnungsmünze abhelfen, dem letzteren nicht. Deutschland besaß für alle seine kleinen und großen Staaten je ein oder mehrere Verkehrscentren, welche natürlich je nach der wirthschaftlichen Entwickelung ihrer Bezirke

Digitized by Google

von geringerem oder größerem Einflusse auf den Handel im Allgemeinen waren. Wie die Bildung durch viele kleine Universitäten, so wurde die wirthschaftliche Blüthe durch die vielen Banken vermehrt und erreicht. Zwischen diesen Centralpunkten bildeten sich jedoch gänzlich verschiedene Beziehungen heraus. Banken in Gegenden mit vorzugsweise ackerbautreibender und deshalb kapitalreicher Bevölkerung konnten gegenüber den Banken industriereicher, kapitalbedürftiger Bezirke nicht an Zahlungsausgleichungen denken, denn erstere waren auf die Dauer mehr Zahler als Empfänger, während bei den letzteren das umgekehrte Verhältniß stattfand. Ein Abrechnungssystem nach Art des Londoner clearing-house hätte zwischen solchen Banken nicht bestehen können, denn die Idee desselben gründet sich darauf, daß die gegenseitigen Forderungen compensirt werden, und zu diesem Ende müssen die Bedürfnisse möglichst gleichartig sein, da sonst schließlich doch zum Gelde gegriffen werden muß.

Der Zeitpunkt, an eine Uebertragung der englischen Depositenbanken und des Clearing-House nach Deutschland in geeigneter Form zu denken, war gekommen, als die politische Einigung der deutschen Stämme es möglich machte, eine einheitliche Währung zu schaffen, und nachdem durch Reichsgesetz dem Betriebe des Zettelbank-Geschäftes gewisse Grenzen gezogen waren. Freilich machte die räumliche Trennung der großen Banken die Lösung des Problems schwierig. Die englische Centralisation des Bankwesens hat alle bedeutenderen Banken in einen engen Kreis um die Bank von England, nach London, gerückt, und der unmittelbare Verkehr zwischen ihnen ist dadurch im höchsten Grade erleichtert. Die Basis für das Abrechnungssystem ist hier eine natürliche. Für Deutschland mußte sie erst künstlich geschaffen werden, und dies gab der ganzen Einrichtung des Giroweſens schon von vornherein ein so von der des englischen verschiedenes Gepräge, daß das Wort von Gefficken: „Die englische Bank ist so wenig auf Deutschland übertragbar, als das englische Oberhaus“ [12]) mit

Digitized by Google

Recht auch dahin umgeändert werden könnte, daß für die Bank das Check- und Clearing-House-System gesetzt wird.

Die Schwierigkeiten der räumlichen Trennung waren nur zu überwinden, wenn sich ein Institut fand, welches in allen bedeutenderen Handelsstädten Niederlassungen hatte und vermöge derselben in der Lage war, einmal als Glied eines den Zahlungsausgleichungen dienenden Verbandes von Banken und Bankiers an jedem der Domizilorte der Zweiganstalten zu funktioniren, dann aber als Ganzes in seinen Filialen regelmäßige Beziehungen zu anderen Bankplätzen zu haben, und durch diese Beziehungen das Medium für Zahlungsausgleichungen nach den übrigen Handelsstädten zu werden. Freilich würde es bedeutender Anstrengungen, nicht geringer Mittel und ungemeiner Mühwaltung bedurft haben, ein derartig konstruirtes Institut erst für den angegebenen Zweck zu schaffen, schon deßhalb, weil das, was man in der Physik das Beharrungsvermögen nennt, auch unter den Menschen in hohem Grade ausgebildet ist. Indessen war das Experiment nicht nothwendig. Die Reichsbank mit ihrem Filialnetze, welches seine Maschen auf das gesammte Deutschland ausgedehnt hatte, war wie geschaffen zur Uebernahme der erwähnten Funktionen. Zwischen dem ersten Gedanken, die Aufgabe zu lösen, und der Ausführung war indessen ein weiter Schritt. Es galt, mit langjährigen Verkehrsgewohnheiten zu brechen, sich ein Bild von der zukünftigen Gestaltung des Geldwesens zu machen und alle Maßnahmen so zu treffen, daß wirklich Nutzen und Segen aus der neuen Einrichtung entspränge. Nicht zuletzt kam für die Bankleitung die Erwägung, ob das ganze Vorhaben auch im Einklange stände mit den Interessen, deren Wahrung ihr neben denjenigen der öffentlichen Wohlfahrt anvertraut war, den Interessen der Bankantheilseigner. Auf der andern Seite enthielt das Bankgesetz in der Vorschrift, die Reichsbank habe „die Zahlungsausgleichungen zu erleichtern", eine verstärkte Mahnung für das Bank-Direktorium, nicht einseitig den Vortheil der Aktionäre im Auge zu behalten. Schließlich

Digitized by Google

zeigte sich am Horizonte das schon früher erwähnte drohende Gewölk einer Ueberschreitung des Notencontingents mit ihren Folgen. Die Entscheidung konnte nicht lange zweifelhaft sein. Man entschied sich für die Einführung des Giroverkehrs und brachte damit, wie die Folgezeit zeigte, dem öffentlichen Interesse ein solches Opfer, daß ein vielgenanntes Reichstagsmitglied den bei Gelegenheit der bevorstehenden Bankreform niedergeschriebenen, etwas malitiösen Satz: „Dann wissen wir auch (und die Bankantheilseigner wissen es nicht minder gut), was von der ausschließlichen Rücksichtnahme auf das öffentliche Interesse zu halten ist, wenn die jährliche Dividende, nachdem die Hälfte des Reingewinnes bereits für den Staatssäckel in Abzug gebracht ist — noch immer fast 10% beträgt“[13]) mindestens der Reichsbank gegenüber nicht aufrecht zu erhalten vermag, ebensowenig als eines andern Finanzschriftstellers Voraussagung, daß „die Reichsbank wesentlich nur den Berliner Bankiers zu Gute kommen würde“[14]) sich erfüllt hat.

Der äußere Repräsentant derjenigen Organisation der Reichsbank, welche das Ausgleichen der Zahlungen von Platz zu Platz — entsprechend dem englischen »clearing« von Banker zu Banker — zum Zwecke hat, ist der rothe Check. Er wird später eingehend behandelt werden, umsomehr, als er eine vollständig neue, eigenartige Schöpfung ist. Gerade diesem technischen Instrumente des Giroverkehrs wird sicher ein lebhaftes Interesse von Seiten der wissenschaftlichen Vertreter des Bankwesens zu Theil werden; bisher hat es wohl noch an einer Anregung gefehlt, dieses Interesse zu wecken.

Wenn auch in den letzten Decennien genugsam die Frage erörtert worden ist, worin der national-ökonomische Werth der Depositen-Wirthschaft bestehe, so ist es doch vielleicht nicht unangebracht, an dieser Stelle nochmals die Grundzüge derjenigen theoretischen Erwägungen anzuführen, welche den Nutzen des Systems beweisen.

Hat Jemand, welcher ein Bankconto nicht besitzt, eine Zahlung zu leisten, so bedient er sich zu derselben der umlaufenden Zahlungs-

Digitized by Google

mittel: des Goldes, Silbers, Papiergeldes oder der Banknoten; ist die Zahlung ganz unbedeutend, der Scheidemünze. Jedermann also, der Zahlungen zu leisten hat — und welche selbstständige Person gehörte nicht hierzu? — ist gezwungen, einen gewissen Betrag jener allgemeinen Zahlungsmittel vorräthig zu halten, mit andern Worten: Kasse zu haben. Geschäftsleute oder kaufmännische Gesellschaften, welche viele und große Zahlungen leisten, müssen sogar ganz bedeutende Summen Geldes in ihren Kassetten vorräthig haben, da sie nie genau wissen können, wann ein Zahlungsverlangen, dem sie entsprechen müssen oder wollen, an sie herantritt. Diese Aufbewahrung von Kasse ist nun lästig und gefährlich. Lästig ist sie der Mühe wegen, welche das stete Geben und Nehmen und das damit verbundene Prüfen des Geldes verursacht, unangenehm auch des entstehenden Zeitverlustes wegen. Große Häuser müssen einen eigenen Kassirer halten und bezahlen, um alle die mit der Kassenführung verbundenen Manipulationen vorzunehmen; Bankiers und Banken haben in der Regel mehrere Kassenbeamte. Gefährlich ist das Halten von Kasse, weil einmal die Möglichkeit vorliegt, durch eingeschmuggelte Falsificate und minderwerthige Stücke Schaden zu erleiden, andrerseits des Risikos wegen, welches der Besitzer gegen Verluste durch Diebstahl und Elementarereignisse (Feuer 2c.) zu tragen hat. Die complicirtesten Sicherheitseinrichtungen sind ersonnen worden, ohne indeß die absolute Verläßlichkeit erreichen zu können; dabei sind aber Vorrichtungen von größerem Umfange und vermehrter Sicherheit so theuer, daß selbst große Handlungshäuser sich mit dem einfachen „eisernen Geldschranke“ begnügen müssen, einem Möbel, von dem in den meisten Fällen der erste, beste Concurrenz-Fabrikant erklärt, es leiste nicht die Hälfte von dem, was es leisten solle. Auch diese Form der Kassette ist noch kostspielig und unbequem; ein Wohnungswechsel wird zuweilen nur in Rücksicht auf den Geldschrank vermieden. Das Bank-Giro-Conto nimmt nun seinem Inhaber die Sorge für Kassehaltung vollständig ab. An Stelle

Digitized by Google

der Portefeuilles mit Banknoten und der noch viel unbequemeren Säcke mit Gold oder Silber tritt das Checkbuch: für jeden Betrag, welcher zu zahlen ist, schreibt der Verpflichtete einfach einen Check aus und überläßt es dem Empfänger, ihn gegen baares Geld umzutauschen. Alle Mühen der Aufbewahrung, alle Zähl- und Betrugs-Verluste sind ausgeschlossen oder auf die Bank übertragen. Diese ist Kassahalterin und Kassirerin jedes Einzelnen ihrer Kunden geworden. Sie zahlt nicht nur jeden Betrag aus, der auf einen Check hin vom Inhaber eines Contos verlangt wird, sondern sie unterzieht sich auch aller andern Geschäfte, welche sonst eine Kassaführung nothwendig machen. Sie nimmt baares Geld für ihre Kunden an, kassirt deren Wechsel ein, bezahlt deren Accepte, übermittelt Zahlungen für sie nach auswärts und versieht so eine Summe von Dienstleistungen, deren Gesammtheit dem Einzelnen die Kassaführung erspart. Selbstverständlich kann dies nicht auf den kleinen Verkehr im Specereiladen und auf dem Wochenmarkte ausgedehnt werden; für diese Zahlungen hat Jedermann einen angemessenen Betrag in kleiner Münze zu halten.

Das Verschwinden der Nothwendigkeit, seine Kasse selbst zu verwalten, hat für den Kaufmann noch andere, schwerwiegende Wirkungen zur Folge. Wuchs sonst im Geldschranke der Kassabestand in außergewöhnlicher Weise an, so vermehrte sich die Sorge des Eigenthümers um die Sicherheit dieser Gelder. Er verfiel auf die noch heute geradezu unausrottbare Gewohnheit, sein Geld „anzulegen", d. h. dafür Börsenpapiere, im besten Falle Staatsanleihen zu kaufen, welche ihm einerseits Zinsen und Dividenden brachten, andrerseits bessere Sicherheit gegen Diebstahl boten. Dieses Zinsenempfangen lockte die Gewinnlust und es bildete sich mit der Zeit die Manier aus, die baare Kasse so klein als irgend möglich zu halten und das nur halbwegs Entbehrliche schleunigst „anzulegen". Aber wie kurzsichtig zeigt sich der Anhänger dieser Praxis in Bezug auf seinen Vortheil! Er vergißt ganz, welche enormen Vortheile die stets zahlungsbereite Kasse

Digitized by Google

ihrem Eigenthümer bietet, welchen außerordentlichen Vorsprung ihm diese stete Zahlungsbereitschaft vor denjenigen Concurrenten giebt, welche nicht in so glücklicher Lage sind. Jeder Kauf gegen baar ist vortheilhafter, als ein solcher auf Credit. Wo immer eine günstige Gelegenheit zum Einkaufe ist, der Besitzer baaren Geldes kann sie ganz und voll ausnützen; der Creditbedürftige ist gezwungen, da zu kaufen, wo man borgt, und diejenigen Preise zu zahlen, welche der Verkäufer stellt. Der Käufer gegen Baargeld ist in der Lage, billiger zu verkaufen, als sein auf Credit wirthschaftender Concurrent, er setzt in Folge dessen schneller um und verdient dadurch wiederum beim Verkauf, wie vorher beim Einkauf. Vor allen Dingen aber befördert der Kauf gegen baar die Solidität, die allgemeine Sicherheit der Geschäftsbeziehungen. So lange dem Kleinhändler auch der unbedeutendste Waarenposten gegen Credit verkauft wird, finden sich Tausende von gänzlich mittellosen Personen, welche auf Borg und gegen Borg Geschäfte betreiben, bis ein einziges Fallissement genügt, um Dutzende dieser schlecht fundirten Unternehmungen zu stürzen und dadurch Unruhe und Befürchtungen innerhalb ihrer Existenzsphäre zu erregen. Die jetzt in Deutschland so oft wiederholte Klage über die verlotterte Borgwirthschaft bezieht sich zwar nur auf den Verkehr zwischen Detaillant und Consument, sie ist in ihren Consequenzen indessen recht wohl auf den Handel zwischen Kaufleuten anwendbar, und das Borgsystem hätte in jenem Kreise niemals so Ueberhand nehmen können, wenn es nicht im Handelsverkehr so lange sich eingenistet hätte. In der Sucht, um jeden Preis Geschäfte zu machen, verkauft heute der Handlungsreisende an Leute, die nicht den geringsten Credit verdienen — das ist Borg! O. Michaelis sagt sehr treffend: „Die baare Kasse ist recht eigentlich die wirthschaftliche Kraft und Freiheit des Producenten. Die Vortheile, welche er durch rechtzeitigen Ankauf vor seinen Concurrenten gewinnt, können ihm nicht mehr genommen werden, sie sind der gesichertste Gewinn den es giebt“[15]). Es bedarf ja allerdings

Digitized by Google

eines höheren Maßes von wirthschaftlicher Einsicht, um die weniger in das Auge springenden Vortheile des Haltens von Kasse gegenüber der zinsbaren Anlage augenblicklich entbehrlicher Gelder, welche der grobsinnlichen Anschauungsweise mehr entspricht, zu bemerken, indessen sollte man doch kaum glauben, wie klein der Bruchtheil Derjenigen ist, die sich diese Einsicht erworben haben. Die Einrichtung des Giroverkehrs zwingt nun das Publikum, größere Kassenvorräthe zu halten, da die Bank, um für ihre vielfachen Mühwaltungen ein entsprechendes Aequivalent zu haben, streng auf das stete Vorhandensein eines Minimums von Depotgeldern achten muß. Dies wird um so mehr der Fall sein, als die Depositenbanken ihren Girokunden auch in der Regel Credite einräumen, ihre Wechsel diskontiren oder Lombarddarlehne ertheilen, deren Betrag gewöhnlich dem Giroconto gutgeschrieben wird. Sie haben alsdann an der Höhe des Giro-Bestandes immerhin eine Art von Gradmesser für die Bereitschaft des einzelnen Kunden, Verbindlichkeiten decken zu können, welche aus jenen Crediten für deren Nutznießer erwachsen. — Ohne Zweifel wird es lange dauern, ehe das System des Haltens größerer Kassabestände und damit der Uebergang zum Depositenwesen und dem Checkverkehr Eingang findet. Der Grund für diese scheinbare Schwerfälligkeit liegt in der historischen Entwickelung des deutschen Zahlungswesens. Früher war es schwer, Kapital nützlich und sicher anzulegen, auf der andern Seite aber beanspruchte die niedrige Entwickelungsstufe, auf welcher Industrie und Verkehr standen, viel weniger flüssige Kapitalien, als heute. R. Hildebrandt nennt diese Zeit „die Periode der beginnenden Creditwirthschaft, welche sich naturgemäß auszeichnet durch das Bestreben, niemals Kapital müßig liegen zu lassen und durch Ausnutzung des Credites. In der entwickelten Creditwirthschaft, wie wir sie gegenwärtig in England vor Augen haben, ist es dagegen wieder Praxis, laufende Kasse von ansehnlichem Betrage zu halten, freilich nicht sowohl in Form von Münze, als in Form von Bank-

Digitized by Google

noten und Depositen. . . . Stets bei Kasse zu sein, ist daher in England ein Hauptgrundsatz des auf der Höhe der Zeit stehenden Geschäftsmannes“ [16]). Nicht immer hat die Wissenschaft diesen Standpunkt gutgeheißen. Adam Smith nennt die baare Kasse noch „einen todten Vorrath, der weder dem Inhaber noch seinem Lande von produktivem Nutzen ist“ [17]). Selbst ein so bedeutender Volkswirth, wie Herr Delbrück, konnte bei Gelegenheit der Berathung des Bankgesetzentwurfes im Reichstage äußern: „Das Produktionsgeheimniß unserer Zeit liegt darin, keine Zinsen zu verlieren, *also keine müßigen Kassenbestände zu haben*“ [18]), eine Schlußfolgerung, welche in dieser Form mindestens nicht ganz richtig ist. Allerdings zahlen ja die englischen Depositenbanken fast ausnahmslos unter bestimmten Voraussetzungen einen geringen Zins für Depositen, so daß die Hinterlegung von Geldern hier die Kaufbefähigung des Besitzers flüssig erhält und doch Zinsen bringt. Derartige Gelder dürften demnach nicht den „müßigen“ Kassabeständen zuzuzählen sein. Aber auch die Deponirung unverzinslicher Gelder im Giroverkehr ist keine schlechthin unproduktive Anlage, denn der *Deponent* erspart die Zeit, Mühe und Kosten, welche mit der Selbstverwaltung der Gelder verbunden sein würden. Weiterhin aber macht die empfangende *Bank* die Depositen zu hochproduktiven. Alle die Tausende von Kapitaltheilen, welche in Form des Kassabestandes jahraus jahrein in den Schränken der Kaufleute liegen müßten, um diesen den Vortheil der baaren Kasse zu bieten, bilden zusammengelegt in der Hand der Bank eine Anhäufung von Geldern, welche erst durch ihre Vereinigung die Wirkungen des großen Kapitals ausüben können. Nur einen Theil der Gelder haben die Depositenbanken baar vorräthig zu halten, den Rest legen sie produktiv an; sie diskontiren Wechsel, machen Lombardgeschäfte, kaufen auch wohl Effekten und Industriepapiere, unterstützen ferner, je nach Maßgabe ihres Geschäftskreises, öffentliche Unternehmungen, geben hypothekarische Darlehne, kurz, sie kommen der Nachfrage nach Kapital entgegen und erfüllen

Digitized by Google

damit ihre eigenste Aufgabe, Vermittlerinnen zwischen Angebot und Bedarf von Kapital zu sein. Zu welchen enormen Höhen die auf diese Weise aus den kleinen Reservoirs des Verkehrs gesammelten und nun produktiv angelegten Beträge steigen, zeigt wieder das Beispiel der englischen Depositenbanken[19]). Die Bank von England wies beispielsweise in ihrem Status vom 17. September 1879 einen Betrag von Lstl. 31,550,000. — als Guthaben der Privaten nach; gewiß eine ungeheure Summe, wenn man erwägt, daß diese Bank keine Zinsen zahlt. In Tausenden und Abertausenden von kleinen Verkehrsadern stecken verstreute, kleine Beträge Geldes, die zum größten Theile ihren Besitzern kaum den geringsten Nutzen bringen. Beginnt aber die Depositenbank ihr Saugwerk, so werden alle diese kleinen Kapitaltheile nach und nach von ihr herangezogen, und dort erst, in den Kassen der Bank, werden sie nutzbar, verrichten sie Dienste, welche den Eigenthümern und der Bank, sicherlich aber auch dem Lande im Allgemeinen zu Gute kommen.

Freilich ist das Geschäft der Depositenbank, gleich wie das der reinen Girobank, in den Anfängen keineswegs mühelos. Zuvörderst ist es dem kaufmännischen Publikum nicht angenehm, der Bank einen Einblick in seine Geschäftsführung zu gestatten; es glaubt vielfach dadurch unter Umständen in seinem Credite Schaden leiden zu können[20]). Die deutschen Bankiers speciell erblicken in der Reichsbank im gewissen Sinne eine Concurrentin[21]). Sie scheuen sich, dieselbe zum Mitwisser dessen, was sie zahlen und empfangen, zu machen, weil sie glauben, die Bank habe ein dem ihrigen entgegengesetztes Interesse. Es ist das genau derselbe Irrthum, welcher die englischen bankers von dem Eintritt in das Direktorium der Bank von England ausschließt[22]). Das am Schwersten zu überwindende Hinderniß der Verallgemeinerung des Depositenwesens in der Form der Reichsbank liegt jedoch darin, daß man neben dem Giro-Conto noch im Hause eine große, wohl gar ebenso große Kasse führen zu müssen glaubt, als früher. Verräth

Digitized by Google

diese Gewöhnung schon, daß man die Grundidee des neuen Zahlungssystems noch nicht begriffen hat, so muß sie noch besonders um deswillen der weiteren Entwickelung des Giroweſens Abbruch thun, weil dadurch der zur Verfügung des Einzelnen stehende Geldvorrath künstlich gesteigert wird, und diese Steigerung bringt dem Inhaber des Contos direkten Verlust. Das Giroconto erscheint alsdann gewissermaßen als Gegenstand der Mode, etwa wie die Mitgliedschaft eines fashionablen Vereins, den man nie besucht, oder es paradirt als Aushängeschild auf den Briefbogenköpfen. Der Bestand des Contos zeigt dabei naturgemäß die Tendenz, so tief als möglich zu sinken, da der Inhaber doch seinen „Zinsverlust" möglichst zu verringern sucht uud nur das Nothwendigste im Depot beläßt. Besteht bei der Bankanstalt die Vorschrift, ein Minimum zu halten, so figuriren auf derartigen Conten Posten, welche hart an der Grenze des Minimums bleiben, existirt dagegen keine Bestimmung über die Höhe des Bestandes, so fällt jedem Kunden gewissermaßen eine Selbsteinschätzung zu, und ein sogenanntes „feines Haus" wird schon um seines Prestige willen sein Guthaben auf einer gewissen Höhe halten, von der es unbedenklich herabsteigt, sobald ein Minimalsatz festgestellt wird. Die Reichsbank hat es aus diesen Gründen vermieden, Normativbedingungen über die Höhe des Girobestandes festzusetzen. — Die ganze, soeben skizzirte Handlungsweise entspringt im Grunde einzig jener schon früher erwähnten grobsinnlichen Anschauungsweise, vermöge deren Jedermann sein Geld „in der Hand" hat; man kann sich noch eines gewissen ängstlichen Gefühls nicht entschlagen, wenn man kaum 100 M. baar im Hause hat. So kommt es, daß die Hauskasse das Bankconto oft um das Vielfache übersteigt.

Endlich stellt sich noch die Abneigung, Checks in Zahlung zu nehmen, der Ausbreitung des Verkehrs mit denselben hindernd in den Weg. Sie findet sich vorläufig noch bei unzähligen Kaufleuten. Derselbe Geschäftsmann, welcher, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, die Note einer ihm kaum dem Namen nach be-

Digitized by Google

kannten Bank in Zahlung nimmt, sieht mißtrauisch drein, wenn er von einem Geschäftsfreunde einen Check an Zahlungsstatt erhält, obwohl er denselben jeden Augenblick gegen baares Geld umtauschen kann; einen nach drei Monaten zahlbaren Wechsel mit der Unterschrift derselben Person hätte er entschieden lieber angenommen. Indessen gilt hierfür das Göthe'sche Wort: „Das kommt nur auf Gewohnheit an" im vollsten Maße, und einige Decennien bringen die erstaunlichsten Aenderungen in den Verkehrsformen hervor, wenn nur erst der Widerstand der lieben Gewohnheit überwunden ist.

Der Checkverkehr der Reichsbank und die englischen Check-Banken.

Im vorigen Abschnitte ist schon gesagt worden, daß das wesentlich Neue, was die Reichsbank durch die Einrichtung ihres Giroverkehrs nach Deutschland verpflanzte, nicht in der Verwendung des Checks bestand — dieser wurde ja schon lange in Deutschland angewandt — sondern in derjenigen Vervollkommnung des Checksystems, welches die baaren Zahlungen zwischen den Girointeressenten auf ein Minimum reducirt und ganz unnöthig zu machen strebt, eine Einrichtung, welche in England durch das Clearing-House repräsentirt wird. Daß erst durch die Uebertragung des „Klärungs-Systems" eine so kolossale Verallgemeinerung des Checkgebrauches, wie sie sich in Deutschland vollzieht, Platz greifen konnte, ist einleuchtend; wesentlich zu jener hat noch die Uniformität des durch ganz Deutschland gehenden Reichsbank-Checks beigetragen. — Die Technik des Londoner Clearing-House dürfte in Deutschland allgemein bekannt sein; sie besteht im Wesentlichen im täglichen persönlichen Austausche aller bei den zum Hause gehörigen Bankers eingelaufenen Checks; man schreibt sich deren Beträge gegenseitig gut, ermittelt den vom Einzelnen zu bezahlenden Saldo und regulirt diesen vermittelst Transferirung vom Giroconto des Clearing-

Digitized by Google

House bei der Bank von England auf dasjenige des Bankers, oder umgekehrt[28]). Eine ganz ähnliche Methode, die Zahlungsverbindlichkeiten auszugleichen, besteht schon seit Jahren bei der Buchhändlerbörse in Leipzig; zur Ostermesse, dem großen Abrechnungstermine der deutschen Buchhändler, nimmt der Börsensaal auf mehrere Tage ganz und gar die Physiognomie eines Clearing-House an, bei welchem jeder Kommissionär durch einen oder einige Beauftragte vertreten ist und für seine sämmtlichen Verleger als Zahlungsempfänger auftritt.

Das Clearing-House ist nun im System der Reichsbank ersetzt durch den s. g. rothen Check. Während der gewöhnliche (weiße) Check je nach Wunsch des Inhabers baar ausgezahlt oder seinem Conto gutgeschrieben wird, und während er ferner von Jedermann weiter gegeben werden kann, da er auf den Inhaber lautet, ist der rothe Check ein schriftlicher Auftrag an die Reichsbank, dem Conto einer gewissen Person an einem beliebigen Orte eine bestimmte Summe gutzuschreiben, um welche sich das Guthaben des Auftraggebers vermindert. Dieser Check ist nicht übertragbar und sein Betrag kann nicht an den Inhaber des Bestimmungs-Contos ohne Weiteres baar ausgezahlt werden. Praktisch ist die Wirkung des rothen Checks derjenigen eines Clearing-House für sämmtliche Conteninhaber innnerhalb des deutschen Reiches gleich. Die englischen Bankers haben so viele verschiedene Checksysteme, als sie an Zahl sind; der Kunde des einen Bankers wäre nicht im Stande, dem eines anderen Bankers eine gewisse Summe zu überweisen, ohne daß es einer Baarzahlung bedürfte, wenn das Clearing-House nicht bestände, dessen Leistung die Zahlung von Banker zu Banker ersetzt. Anstatt daß beispielsweise ein Girokunde von Barclay, welcher an einen Kunden der London and Westminster Bank eine Forderung hat, von diesem einen Check auf die letztere Firma erhält, welchen er sich bei dem erstgenannten Banker gutschreiben läßt, und die Bankers sich dann mittelst des „clearing" vergleichen, gestaltet sich in Deutschland die Sache jetzt so, daß

Digitized by Google

ein Kaufmann in Köln, welcher an einen Bankier in Königsberg eine Zahlung zu leisten hat, der Reichsbankhauptstelle in Köln einen rothen Check im Betrage seiner Schuld übergiebt, welcher auf jenen Bankier lautet und dem Conto desselben am nächstfolgenden Tage in Königsberg gutgeschrieben wird.

Die Umsätze des Londoner Clearing-House sind ja bekanntlich durch die allgemeine Einführung und vermehrte Verfeinerung des Checksystems ganz ungeheure geworden[24]), und es läßt sich daraus wohl der Schluß ziehen, daß auch bei der Reichsbank diese Art der Zahlungsausgleichungen zu ganz hervorragender Bedeutung kommen wird. In der That zeigen die Ziffern der Umsätze in den drei Jahren, während welcher der Giroverkehr besteht, wie schnell der rothe Check sich eingebürgert hat[25]). Bedenkt man, daß das Londoner Clearing-House schon seit 1775 (in seiner jetzigen Gestalt seit 1854) besteht, daß ferner London der Mittelpunkt für die Geld-Transactionen aller Länder, der größte Geld- und Creditmarkt der ganzen Erde ist, so erscheint es schon sehr bedeutsam, daß die deutsche Ausgleichungsmethode zu den Ziffern kommen konnte, die sie erreicht hat, um so mehr als die Entwickelung des Systems sich noch in den Anfangsstadien befindet. Wenn jemals der Vorwurf begründet gewesen ist, welchen Herr Gefficken der Preußischen Bank machte — in der That ist er es niemals gewesen, schon deßhalb nicht, weil Herr Gefficken gerade das tadelt, was recht eigentlich ein Ausfluß der korrektesten Auffassung von den Aufgaben einer Centralbank ist[26]) — nämlich der, daß durch das Ablaufenlassen der diskontirten Wechsel vielfach kein anderes Medium für Remittirungen zwischen den Bankplätzen übrig geblieben sei, als Banknoten[27]), so hat dieser Vorwurf jetzt seine Erledigung gefunden, denn eine leichtere und bequemere Art der Zahlungsleistung als der Gebrauch des rothen Checks ist kaum denkbar.

Der weiße Check lehnt sich, wie dies natürlich ist, an das englische Muster an. In der äußeren Form hat er allerdings eine Umgestaltung erfahren, jedenfalls in Berücksichtigung des Um-

Digitized by Google

standes, daß in Deutschland vorläufig noch kein Checkgesetz existirt und in Folge dessen die Frage noch eine offene bleibt, ob einer Zahlungsanweisung, welche in der Fassung des englischen Checks ausgestellt ist, auch wirklich juristisch die Natur des Checks anhafte und ob sie demgemäß vom Stempel befreit sei, oder ob nicht ein Gericht im gegebenen Falle dem Schriftstück den Charakter einer gewöhnlichen kaufmännischen Anweisung vindiciren könne, was dann zur Folge hätte, daß Inhaber und Aussteller wegen Stempelhinterziehung zu belangen wären[28]). Der Frage des Checkgesetzes werde ich weiter unten näher treten. — Der englische Check ist entweder an Ordre oder auf den Inhaber gestellt, fast ausnahmslos trägt er in dieser wie in jener Fassung den Namen des ersten Nehmers (Remittenten) im Contexte, dem dann die auf die Art der eventuellen Weitergabe bezügliche Bemerkung »or bearer« oder »or order« hinzugefügt wird. Der Reichsbank-Check hat die Form eines Empfangsscheines, der einfachsten Art einer Quittung, etwa in der Fassung der englischen J. O. U.'s, nur mit der Einschaltung „auf Giro-Konto empfangen", ohne daß der Name des Checknehmers angegeben wäre. Während die englische Manier also bedingt, daß ein an Ordre gestellter Check *immer* indossirt wird, sobald er in die Hände dritter Personen übergeht, während ferner in Folge einer allgemein angenommenen Verkehrsgewohnheit auch die Inhaber-Checks meistens mit Blanko-Indossamenten versehen werden, sobald sie durch mehrere Hände laufen, ist der Reichsbank-Check an jede Person zahlbar, die denselben präsentirt. Es ist klar, daß die englische Manier nicht nur mehr Sicherheit gegen Fälschungen bietet, sondern daß sie vorzüglich deshalb werthvoll ist, weil sie die Handhabe zu einer eventuellen Communication mit dem letzten Indossanten bietet, falls bei der Zahlung oder in anderer Weise Unregelmäßigkeiten vorgekommen sind. Allerdings gilt dies nur für wirklich voll indossirte Checks; die Inhaber-Checks, sowie solche Ordre-Checks, welche durch ein Blanko-Giro zu Inhaberpapieren geworden sind[29]), brauchen gesetzlich nicht bez.

Digitized by Google

nicht weiter indossirt zu werden, und jene Vortheile kommen bei derartigen Checks in Wegfall. Eine besondere Wirkung übt der Zwang oder die Gewohnheit zu indossiren aus, welche für deutsche Verhältnisse unter Umständen einflußreich werden könnte: sie beugen dem Mißverständnisse vor, als sei der Check ein Instrument, welches wesentlich dazu bestimmt wäre, dem Contoinhaber zum Abheben von Kasse für den eigenen Gebrauch zu dienen. In einem Lande, in welches das Checksystem erst eingeführt ist und wo selbst das kaufmännische Publikum die Idee des Checkverkehrs noch nicht in sich aufgenommen hat, ist ein derartiger Irrthum nicht nur möglich, sondern sogar im höchsten Grade wahrscheinlich. Anstatt den Check unmittelbar als Zahlungsmittel zu gebrauchen, wendet der Contoinhaber denselben im angedeuteten Falle dazu an, sich Zahlungsmittel zu verschaffen, mittelst deren er seinen Gläubiger befriedigen kann. Durch diese Manipulation wird der Zweck des Checksystems in gröblicher Weise mißachtet. Der Check ist ein Instrument, mittelst dessen erreicht wird, daß eine Summe Geldes ihren Besitzer durch Umschreibung, ohne körperliche Uebergabe, wechselt. Nur wenn diejenige Person, in deren Besitz die Geldsumme übergehen soll, kein Bankconto besitzt, erfolgt die baare Auszahlung des Betrages; der Check erfüllt in diesem Falle seine ursprüngliche Bestimmung hier nicht, weil die Vorbedingung zum Besitzwechsel ohne körperliche Uebergabe — des Bankconto — auf der einen Seite fehlt. Der englische Kaufmann, welcher einen Check ausgiebt, bekümmert sich um dessen Schicksal nicht weiter, als daß er höchstens die erfolgte richtige Belastung im Beibuche der Bank controlirt. Der deutsche Contoinhaber, welcher einen Check direkt an einen Geschäftsfreund giebt, hat, wie der Engländer, damit seine Schuld getilgt, vorausgesetzt, daß der Check Deckung hat. Auf welche Weise der Checknehmer den Check realisirt, ist dem Aussteller vollständig gleichgültig. Durch die Annahme des Checks giebt der Geschäftsfreund seine Zustimmung zu dieser Art der Ausgleichung zu erkennen.

Digitized by Google

Will er nach dem Geiste des Systems verfahren, so hat er, falls er Contoinhaber ist, den Check zur Gutschrift an die Reichsbank einzuliefern; besitzt er kein Giroconto, so präsentirt er ihn zur Zahlung. So wäre das correcte Verfahren. Verfällt dagegen der ursprüngliche Schuldner in den Irrthum, der Check sei dazu bestimmt, ihm seine Kassa, deren Verwahrung die Bank übernommen hat, in beliebigen Beträgen zugänglich zu machen, mit anderen Worten: benutzt er den Check als Mittel, für sich selber Kasse abzuheben, so begeht er einen vollständigen Mißbrauch des Checks und beweist durch die That, daß ihm die Erkenntniß des eigentlichen Zweckes des Checks noch nicht aufgegangen ist. Vergegenwärtigen wir uns den Gang einer derartigen Transaction. Die Bank leistet gegen den Check des Contoinhabers Zahlung in Gold oder Noten. Mit diesem Golde oder diesen Noten bezahlt der Checkaussteller seinen Gläubiger. Dieser wiederum wird, wenn er ein Giroconto besitzt — und den Besitz eines solchen sollte mit der Zeit jeder solide Kaufmann erwerben, sofern sein Geschäft nicht ganz unbedeutend ist — vielleicht Veranlassung haben, dessen Bestand durch die erhaltene Summe zu verstärken, er schreibt deshalb einen Einlieferungszettel und trägt denselben Betrag, der soeben erst von der Bank gekommen ist, wiederum zu dieser hin. Anstatt daß also der Check den Gebrauch des Geldes unnöthig macht, hat er hier eine ganze Kette von Zahlungsleistungen hervorgerufen, deren Gliederzahl durch den falschen Gebrauch des ersteren noch künstlich vermehrt ist. Bei correcter Weitergabe des Checks hätte die Bank den Betrag desselben einfach dem einen Conto ab-, dem anderen zugeschrieben — die Zahlungsausgleichung war perfekt. Statt dessen zahlt sie Geld; dieses Geld wird vom abholenden Boten im Banklokale nach-, im Comptoir seines Hauses dem Kassirer vorgezählt und dieser prüft die Richtigkeit; bei der nun folgenden Zahlung an den Gläubiger zählt dieser den Betrag wieder durch, und endlich, nachdem der Bote des nunmehrigen Inhabers der Summe gleichfalls die Richtigkeit geprüft hat, wan-

Digitized by Google

dert das Geld zur Bank, wo es nach einer letzten Durchzählung Seitens des Kassirers endlich zur Ruhe gelangt. Ohne Vorhandensein des Checks hätte der Zahlende seinem Schranke einen Geldbetrag entnommen, dem Gläubiger denselben vorgezählt und dieser hätte ihn, nach Prüfung der Richtigkeit, in seine Kassette gelegt — damit war die Zahlungsleistung beendet. Die unrichtige Verwendung des Checks veranlaßt also ungefähr ein doppelt so großes Arbeitsquantum, als zur einfachen Zahlung nothwendig war! Aber noch ein Umstand ist hier in Betracht zu ziehen. Die Bank glaubt die Mehrbelastung, welche ihr die Adoptirung des Checkverkehrs aufzuerlegen droht, dadurch paralysiren zu können, daß auf der einen Seite ihre unmittelbare Leistung zum steten Betriebe des Check-Mechanismus mehr eine Sache der Buchung, der Feder, als der Kasse, der baaren Zahlung sein müßte, auf der anderen Seite aber dadurch, daß die eingelegten Gelder vermöge eines geringen Ab- und Zuflusses zum größten Theile für ihre Benutzung frei werden, daß mithin die Arbeit der Bank eine Baarfonds-Verstärkung herbeiführt. Es leuchtet ein, daß der oben charakterisirte Mißbrauch in der Behandlung des Checks beide Voraussetzungen der Bank umstoßen muß. Zuerst hat sie anstatt eines Kassirers (wie vor Einführung des Checkverkehrs) *oder* eines Buchhalters (wie nach derselben) Kassirer *und* Buchhalter für den Giroverkehr zu stellen, mit anderen Worten ihr Personal erheblich zu vermehren. Ferner aber macht der häufige Abgang uud Zufluß von Depositengeldern die Benutzung eines erheblichen Theils derselben unmöglich, da die Bank nur diejenigen Depositen ohne Gefahr für ihre Solvenz verwerthen kann, welche erfahrungsmäßig nicht zurückgefordert werden. Aus alledem ergiebt sich, daß die Bank Veranlassung hat, dem gerügten Mißbrauche des weißen Checks mit den schärfsten und energischsten Maßregeln entgegenzutreten, und daß sie lieber diejenigen Conten, welche in derartiger Weise benutzt werden, löschen sollte, als die Mühe und Kosten, welche ihr aus deren Bestehen erwachsen, länger zu tragen.

(180)

Digitized by Google

Das Bestreben der Bank muß allerdings dahin gehen, möglichst viele Girokunden heranzuziehen, da nur bei vollständigster Ausbreitung des Verbandes der Contoinhaber ein Ausgleichen von Zahlungen durch bloßes Umschreiben in größerem Maßstabe möglich wird. Ist der Kreis der Girokunden klein, oder die Kette dieser „Bankbürger" lückenhaft (d. h. betheiligten sich z. B. Fabrikanten wenigt und Commissionairs stärker, oder umgekehrt), so hat die Bank bei Umsätzen auf Giroconto dennoch häufige Baarzahlungen zu leisten, weil alle Checkempfänger, welche kein Conto besitzen, diese natürlich fordern werden. Da weiter diese abfließenden Beträge im Kreislaufe der Handelsinteressen später wiederum in die Hände contobesitzender Personen zurückkommen werden und auf diese Weise der Bank wieder zufließen, so transitirt gewissermaßen ein Theil der Girobestände fortwährend durch die Kassen der Bank und die Stückzahl der Zahlungen verringert sich trotz des Checks nicht. Die englischen Depositenbanken laborirten vor der allgemeinen Betheiligung am Clearinghouse, zum Theil auch vor dem Beginne des Transferirens der Schlußforderungen beim Clearing durch die Bank von England,[30]) welche jede Baarzahlung zwischen den Clearinghouse-Angehörigen unnöthig macht, an jenem Flottiren gewisser Geldbeträge. Hier veranlaßt allerdings nicht das Publikum und seine falsche Auffassung jenen Uebelstand, vielmehr waren durch die Existenz vieler verschiedener Bankers, welche Depositen annahmen, eine Anzahl von Interessenten-Gruppen entstanden, welche nicht zusammenhingen, und daher wohl im eigenen Kreise durch das Funktioniren des Checks der Baarzahlungen enthoben waren, dagegen bei jeder Schuldausgleichung zwischen Mitgliedern verschiedener Gruppen eine Baarzahlung zwischen den contoführenden Bankers veranlaßten. Deutschland mit seinem einen Institute ist gleich Anfangs in eine ungleich günstigere Lage versetzt; es bedarf nicht erst jahrelanger Erfahrungen, um die Banken mittelst eines Clearing-House gewissermassen unter einen Hut zu bringen, die Basis für ein bloßes Umschreiben aller Checkbeträge ist vielmehr sofort gegeben. Es erübrigt also noch als Hauptauf-

Digitized by Google

gabe der Reichsbank, eine möglichst starke Betheiligung des kaufmännischen Publikums am Giroverkehr zu veranlassen, und da sie nun — wie später gezeigt werden wird — Zinsen nicht zahlen kann, so wird dies durch Gewährung von allen möglichen Erleichterungen und Vortheilen für die Girokunden zu geschehen haben.[31]) Hierher gehören: Uebernahme aller Einkassirungen, Gestattung des Domicilirens von Wechseln, Annahme von Zahlungen an allen Bankanstalten für jeden Girokunden u. dgl., endlich in gewissem Sinne Erleichterung des Verkehrs mit der Bank in Bezug auf gewisse Geschäfte, beispielsweise im Diskonto-Verkehr. Das ist eine Reihe von Dienstleistungen, welche für den Girokunden werthvoll sind; ihrerseits fordert man kein Opfer, sondern verlangt nur, daß jeder Contoinhaber den Betrag, den er bisher als Kasse zu Hause liegen hatte, der Bank als unverzinsliches Depositum übergiebt. Auch die Sorge der Aufbewahrung wird ihm dadurch noch abgenommen. Der deponirte Betrag darf allerdings nicht geringer sein, als ein gewisses Minimum.

Bei einigen englischen Banken und der Mehrzahl der kleineren deutschen Checkbanken und Kassenvereine ist es Sitte, ein für alle Kunden gültiges Minimum festzusetzen, unter dessen Niveau der Girobestand nicht sinken darf. Die Reichsbank hat diese Maßregel nicht adoptirt, aus Gründen, welche bereits erörtert worden sind. In der Hauptsache läßt sich ein solches Minimum erst rationell feststellen, wenn das Maß der Dienste erkennbar geworden ist, welche ein Deponent von der Bank verlangt. Ein kleiner Geschäftsmann, welcher nur selten einen Umsatz auf seinem Conto macht, hat selbstverständlich einen absolut und relativ viel kleineren Bestand zu halten, als eine Bank, welche täglich Hunderttausende umsetzt. Jener Maßstab war noch nicht vorhanden, als die Bank den Giroverkehr einführte; heute wäre allerdings wohl schon hinreichendes Beobachtungsmaterial gesammelt, wollte man zur Fixirung eines Minimalbestandes schreiten. Der schwerwiegendste Grund, von letzterer Maßregel abzustehen, lag jedenfalls in der Erwägung, daß, wenn sich ein Minimalsaldo nicht individuell, sondern nur

Digitized by Google

generell feststellen lasse, die Wirkung dieser Maßregel nur schädlich, keineswegs nützlich für die Bank ausschlagen könnte. Derjenige, für den das Minimum zu niedrig taxirt wäre, würde aus dem Vorhandensein der Taxe die Berechtigung schöpfen, niemals mehr, als den fixirten Betrag zu halten, alles Ueberschießende aber zinsbar anlegen, und so eine große Summe von Diensten für eine viel zu kleine Gegenleistung beanspruchen. Der Contoinhaber dagegen, dessen früherer Durchschnitts-Kassenbestand niedriger war, als der Minimalsaldo, wird sein Conto bald aufgeben, weil ihm ein Opfer auferlegt wird, welches für ihn die Vortheile des Giroverkehrs illusorisch macht. Freilich erfordert das Nichtfeststellen von Minimalbeständen eine höhere Aufmerksamkeit von Seiten der Bank auf die Bewegungen der einzelnen Conten, damit ihr nicht, durch das vorherrschende Bestreben, möglichst kleine Girobestände zu haben, nur ungenügende Depotsummen als Aequivalente für ihre Leistungen verbleiben. In England hat es die langjährige Gewohnheit mit sich gebracht, daß das Guthaben bei dem Banker nie unter ein bestimmtes Niveau fällt; „so beläuft sich in der City von London kein Conto auf weniger als 100 Pfund, mancher Crösus der City aber hat Hunderttausende auf Conto-Corrent beim Banker stehen.“[32]) — Dieses „Conto-Corrent“ schließt nach deutschen Begriffen die Gewährung von Zinsen in sich, und in der That vergüten die meisten englischen Depositenbanken einen Zins an ihre Deponenten. Der Zinsfuß ist allerdings nur niedrig, immerhin aber bildet das Zinsengewähren einen mächtigen Anreiz für das Publikum zur Betheiligung an den Einlagen. Die Banken treten dadurch gewissermaßen in die Reihe der Sparkassen, welche bekanntlich nur geringe Zinsen zahlen können, weil sie gezwungen sind, die niedergelegten Gelder in der schwerfälligsten Weise anzulegen. Man darf wohl sagen, daß die Verwendung der Gelder, wie sie bei den Depositenbanken Brauch ist, produktiver und der Allgemeinheit nützlicher ist, als bei den Sparkassen. Freilich kann nur die solideste Geschäftsführung, die vollste Oeffentlichkeit, die sorgsamste Ausschließung aller gefährlichen und unbank-

Digitized by Google

mäßigen Geschäfte jene Sicherheit für die Depositen bieten, welche die statuarische Verwendung der Gelder von soliden Sparkassen gewährleistet. — In der Regel zahlen die Depositenbanken in England für Gelder, welche nicht mindestens einen Monat bei ihr stehen, gar keine Zinsen, von denjenigen Depots dagegen, welche längere Zeit hinterlegt bleiben, höchstens 2 %.[33]) Sie sind dazu in den Stand gesetzt hauptsächlich durch die eigenthümliche Construction des englischen Geldmarktes, vermöge deren sie nur kleine Bestände von Kasse zu halten brauchen. Das einzige Reservoir für baares Geld ist im ganzen Großbritannien die Bank von England; bei jedem außerordentlichen Geldbedarfe läuft das gesammte kaufmännische Publikum zu ihr, um sich mit Kasse zu versehen. Zieht ein Deponent aus irgend einer Depositenbank einen großen Betrag heraus, so muß diese schleunigst Baargeld schaffen, d. h. bei der Bank von England Wechsel diskontiren, Consols verkaufen oder verpfänden, oder von ihrem eigenen Giroconto den nothwendigen Betrag entnehmen, falls es entsprechende Bestände aufweist. Die Wechselmakler, welche in normalen Zeiten baare Gelder beschaffen, müssen große Beträge gleichfalls aus der Bank von England ziehen. In letzter Linie ist stets die Bank von England diejenige, welche die baaren Gelder zur Befriedigung jenes Deponenten liefern muß. Natürlich gestattet dieser Mechanismus den Depositenbanken, den größten Theil ihrer Gelder nutzbringend anzulegen, so daß ihnen die Gewährung von mäßigen Zinsen sehr leicht wird. Die eigenartige Construction des englischen Geldmarktes ist nicht zum Mindesten durch die Verallgemeinerung des Depositenwesens mit geschaffen worden; während einmal die Verbreitung des »keeping a banker« die Anwendung von Geld und Noten mehr und mehr überflüssig machte, suchten die Banken sich andererseits gegenseitig in der Gewährung von Vortheilen für das Publikum zu überbieten, und in dieser Concurrenz mußte natürlich die größtmöglichste Fruktificirung der Depositengelder angestrebt werden, welche aber nur durch das Halten der kleinsten Kassenbestände zu erreichen war. Die auf die ge-

Digitized by Google

botenen Vortheile hin wiederum erlangten Depositengelder erreichten ein enorme Höhe.[34])

Die Lage der Bank von England ist natürlich eine minder günstige, als die der übrigen Depositenbanken. Der Umstand, daß sie einen großen Baarbestand zu halten hat, welcher für sie vollständig todt und unproductiv ist (am 17. September 1879 betrug ihr Baarvorrath Lstl. 35,220,000 — davon waren Reserve Lstl. 21,124,000!), macht es ihr unmöglich, für die bei ihr hinterlegten Girogelder Zinsen zu zahlen. Das Halten dieses Baarvorraths wird unmittelbar nothwendig gemacht durch die Bestimmungen der Peels-Akte, welche dem banking-department des Instituts nur eine gewisse Quote von Zahlungsmitteln (Geld oder Noten) zuweist, die dieses nicht willkürlich vergrößern kann. Die der Bank durch die Akte octroyirte Notenpolitik ist der Faktor, welcher ihre Thätigkeit zu einer für die Aktionäre wenig rentabeln macht; sie soll gezwungen werden, auf die Interessen des vereinigten Königreichs mehr Gewicht zu legen, als auf diejenigen ihrer Aktionäre. In einer ähnlichen Lage befindet sich die Reichsbank. Sie hat neben ihren Bankgeschäften auch noch Münzpolitik zu treiben, und ist zuweilen lediglich durch Rücksichten, welche die letztere veranlaßt, zu einer Erhöhung des Zinsfußes gezwungen, ohne das der marktgängige (sogenannte Privat-) Diskonto eine entsprechende Bewegung machte, so daß der offizielle Zinssatz in einem Mißverhältnisse zum Privatzinsfuße steht. Stehen aus irgend einem Grunde die Course vorübergehend für Deutschland so ungünstig, daß der Export von Gold lohnend wird, so muß zuvörderst die Reichsbank in die Bresche treten und durch Erhöhung des Diskonts einen Gegendruck auf die Wechselcourse auszuüben suchen[35]). Nicht immer muß ja ein solcher ungünstiger Coursstand durch eine schlechte Handelsbilanz verursacht sein — in diesem Falle würden die Maßnahmen der Bank auch nutzlos sein —, vielmehr wirkt manche andere Ursache ebenso, beispielsweise die Uebernahme von ausländischen Anleihen oder die starke Betheiligung an solchen (der Wechselcours steht nicht gegen das

Digitized by Google

Land ungünstig, welches eine derartige Anleihe kontrahirt, sondern welches dieselbe bezahlt), ferner die Gewährung von Subsistenzmitteln an zahlreiche im Auslande aufhältliche Staatsangehörige Seitens kleiner Länder u. a. m.[36]). Die Folge solcher Diskont-Restrictionen der Reichsbank ist, daß ihr weniger Wechsel zum Kauf angeboten werden, ihre Geldbestände sich häufen und ohne Anlage bleiben und das Erträgniß zurückgehen muß.

Das Noten-Emissionsgeschäft ist durch die Schranke, welche das Bankgesetz zieht, gleichfalls nicht mehr so gewinnbringend, als es früher zu den Zeiten der Preußischen Bank war, wo jahrelang die Ausgabe von Noten unbeschränkt gewesen ist. Gegen die Verlegenheiten, in welche die Bestimmungen des Gesetzes die Bank bringen können, sucht sie in der Einrichtung des Giroverkehrs ein Correctiv, doch ist es ihr auf lange Jahre hinaus durch die Complication des Notengeschäfts mit dem Depositengeschäft wiederum unmöglich, in letzterem Zinsen zu gewähren, wenn sie dies überhaupt für wünschenswerth halten sollte, was meines Wissens nicht der Fall ist. Da indessen die Hinterlegung eines größeren Betrages von Depositengeldern als desjenigen, welchen die Girokunden bei rationeller Geschäftsführung als baare Kasse zu halten gewohnt sind, weder verlangt wird, noch nothwendig ist, so dürfte für den Kaufmann diese Zinslosigkeit gar nicht ins Gewicht fallen. Schon die Dienste, welche die Bank den Girocontenten-Inhabern leistet, haben für dieselben die Bedeutung einer erhöhten Productivität ihres Kapitaltheils. Dem Geschäftsmann bringt das Giroconto ohne Weiteres Nutzen, nicht so dem Privatmanne. Er ist gewöhnt, Kassa nur in den mäßigsten Beträgen zu halten; jede Ansammlung von größeren Geldbeträgen erscheint ihm als ein directer Verlust an Zinsen, nebenbei bringt sie vermehrte Gefahr des Diebstahls. Er legt alle verfügbaren Gelder in Börsenpapieren an, und richtet sein Hauswesen so ein, daß ein stärkerer Geldbedarf nur zu den Zeitpunkten eintritt, an welchen er Gehalt erhält, die Coupons seiner Effekten versilbern kann, seine Hypothekenzinsen fällig werden. Die Lieferanten, seine Hand-

Digitized by Google

werker, seine Dienstboten erhalten den Betrag ihrer Forderungen periodisch um diese Zeit. Wenn der Privatmann ein Giroconto nimmt, so wird er entweder höchst wenig Umsätze darauf machen, oder unendlich viele Checks in kleinen Beträgen ausgeben, je nach dem Principe, dem er anhängt. Begleicht er nur die bedeutenderen Zahlungen durch Checks, so wird die Zahl der abgegebenen Checks klein sein, dafür aber auch der Girobestand niedriger, als seine Kasse zu sein pflegte, weil er jetzt einen großen Theil derselben für die kleinen Ausgaben im Hause behalten muß. Regulirt er aber auch die letzteren mittelst Checks, so wird zwar der Girobestand höher sein, indessen erwächst der Bank aus seinem Conto ungleich mehr Arbeit, als im ersteren Falle. Hieraus folgt, daß es nur dann im Interesse der Bank liegt, Private zu ihrem Giroverkehr heranzuziehen, wenn vermöge der weiteren Verbreitung ökonomischer Einsicht der Beitritt aus diesen Kreisen ein so umfassender wird, daß jeder wohlhabende Privatmann, Handwerker, Beamte u. s. w. ein Giroconto besitzt. Es werden dann auch die Checks über kleine Beträge massenhaft zur Gutschrift anstatt zur Zahlung eingereicht werden, und die hieraus für die Bank entspringende Erleichterung balancirt mit der größeren Zahl der Checks. Man kann sagen, daß die Anzahl der überhaupt ausgegebenen Checks in derselben Proportion wachsen darf, in der die Zahl der baar auszuzahlenden fällt, natürlich ohne Beschränkung für den ideell annehmbaren Fall, daß sämmtliche emittirten Checks zur Gutschrift präsentirt würden. In England, dem Lande des verfeinertsten Wirthschaftssystems, wo es gewissermaßen Sache des Anstandes ist, ein Bankconto zu besitzen, ist durch die Existenz der unzähligen Giroconten die Ausgleichung auch der kleinsten Beträge durch Checks berechtigt. In Deutschland, einem Lande von weniger entwickelter Creditwirthschaft, ist es für den Privatmann einstweilen noch rathsam, nur bedeutendere Beträge mittelst Checks zu bezahlen. Wenn jeder Check über einen niedrigen Betrag bei der Bank zur Zahlung präsentirt wird, so erwächst derselben ein solches Quantum von Arbeit, daß sie als Aequivalent

Digitized by Google

einen höheren Bestand fordern muß, als dem Privatmann seine Verhältnisse zu halten gestatten; er wird deßhalb sein Conto schließen müssen. Benutzt er das Conto nur zur Ausgleichung höherer Beträge, so ist die Leistung der Bank eine relativ unbedeutende, besonders da anzunehmen ist, daß die Empfänger größerer Summen selbst Contoinhaber sind und jene Checks zur Gutschrift einreichen werden. Der Bestand des Conto's wird daher niedrig sein können und der Privatmann findet dann immer noch seine Rechnung beim Giroverkehr.

Besonders angenehm für den Nichtkaufmann ist auch die für den Kaufmann äußerst wichtige Einrichtung, daß die Reichsbank bei allen ihren selbstständigen Anstalten und der Mehrzahl der Nebenstellen Zahlungen für ihre Girokunden von allen Personen ohne Ausnahme annimmt. Die bedeutende Ersparniß an Porto u. s. w., welche diese Einrichtung mit sich bringt, hat eine große Anzahl von Privaten dem Giroverbande der Reichsbank zugeführt. Der englische Checkverkehr kennt diese Einrichtung nicht, doch ist sie demselben auch aus dem einfachen Grunde entbehrlich, daß fast Jedermann Contoinhaber ist und im gegebenen Falle dem Zahlungsempfänger einen Check auf seinen Banker senden kann, welchen dieser wiederum durch seinen eigenen Banker vermittelst des „Country-Clearing-House" in London zur Einlösung bringt. Hat in Deutschland sich der Checkverkehr erst vollständig eingebürgert, so verringert sich die Bedeutung der ebenerwähnten Einrichtung natürlich mehr und mehr.

Die Technik des Reichsbank-Giro-Verkehrs.

In der ersten Zeit nach der Einrichtung des Giroverkehrs der Reichsbank (April 1876) war in den leitenden Kreisen derselben die Ansicht vorherrschend, daß es gerathen sei, bei der Aufnahme von Contoinhabern eine gewisse Reserve zu beobachten, da es der Bank nicht gleichgültig sein könne, ob sie nur gute, oder unter diesen auch zweifelhafte Firmen zu ihren Kunden zählte.

Digitized by Google

Diese Ansicht war wohlbegründet. Schon seit einer Reihe von Jahren galt es als ziemlich sicheres Zeichen der guten Situation eines Kaufmannes, wenn derselbe erklären konnte, er arbeite direkt mit der Preußischen Bank, mindestens wurde diese Thatsache in der Geschäftswelt als eine den besten „Referenzen" gleichwerthige Empfehlung betrachtet. Bevor nun die Kenntniß der Formen und des Zweckes des Giroverkehrs in weitere Kreise drang, mußte der Bank daran liegen, nur solche Firmen zu denselben zuzulassen, welche zweifellos solide waren, denn die Möglichkeit lag nahe, daß diese oder jene unsolide Firma den Besitz eines Girocontos dahin ausnutzen würde, leichtgläubigen Fabrikanten und Händlern einen „direkten Verkehr" mit der Reichsbank nachzuweisen. Wenn man weiß, mit welcher unbegreiflichen und zuweilen geradezu unverantwortlichen Leichtfertigkeit auf ein paar bloße Namen („Referenzen") hin Kredit ertheilt wird, ohne daß es dem Verkäufer auch nur angemessen erscheint, Erkundigungen über seine Abnehmer einzuziehen, so wird man diese Vorsicht der Bankleitung nur gerechtfertigt finden.

Je bekannter das Wesen des Giroverkehrs wurde, um so mehr fiel diese Rücksicht weg, und jetzt wird jeder soliden, nicht schwindelhaften Firma ein Conto zugestanden, sobald sie darum nachsucht. Die Prüfung der Verhältnisse des Petenten bleibt immerhin vorbehalten.

Ende Juni 1879 bestanden bei der Reichsbank zusammen 5084 Giroconten, von denen allerdings die Löwenantheile auf die Bezirke von Hamburg und Berlin entfallen. Unter den 62 selbstständigen Anstalten der Reichsbank haben

Hamburg 828 Giroconten,
Berlin . 729 „

der Rest von 3527 Conten vertheilt sich auf die übrigen 59 Anstalten und deren Unteranstalten[37]). Die großen Zahlenunterschiede sind sehr erklärlich. In Hamburg ist der Giroverkehr auf der Basis der reinen Girobank schon seit mehr als zwei Jahrhunderten eingeführt; erst im Jahre 1875 ging die alte Hamburger Bank

Digitized by Google

auf die Reichsbank über und brachte ihr die Mehrzahl ihrer Kunden mit. Einige der alten Girobank eigenthümliche Geschäftsformen sind von der Reichsbank übernommen worden, ebenso sind einige Rechte in Kraft geblieben, welche den „Bürgern" der Bank zustanden. Berlin dagegen als größte Stadt Deutschlands und Centrum des Börsenverkehrs hat naturgemäß eine absolut höhere Ziffer von Girokunden aufzuweisen, als kleinere Städte, nebenbei ist es ja in industrieller Beziehung von hervorragender Bedeutung.

Von der Gesammtzahl der Girokunden sind 4825 (also ca. 95 %) Kaufleute (eingeschlossen sind Buchhändler, Versicherungs-Gesellschaften, Agenten und Makler) und 259 (also ca. 5 %) Nichtkaufleute, und zwar zerfallen diese letzteren wieder in 79 Conten, welche Behörden, öffentlichen Kassen, Stiftungen, Postverwaltungen und Eisenbahnen, und 180 Conten, welche sonstigen Privaten, höheren Beamten, Aerzten, Juristen u. s. w. eröffnet sind. Wie im Laufe der Zeiten auch bei Nichtkaufleuten der Giroverkehr Aufnahme findet, zeigt wieder das Beispiel Hamburgs, unter dessen 828 Conten sich 117 (also ca. 45 % aller Privatconten) in den Händen von Nichtkaufleuten befinden. Zu den Nichtkaufleuten gehört auch das Kaiserliche General-Postamt in Berlin, sowie mehrere Postämter Süddeutschlands. Der Besitz eines Giroconto bedeutet für die Post eine bedeutend vermehrte Beweglichkeit ihrer Baarbestände. Was von dem Abkommen der Kaiserlichen Post (mit Ausnahme der süddeutschen, von dieser getrennten Postverwaltungen) mit der Reichsbank in den Zeitungen bekannt geworden ist, läßt darauf schließen, daß nur die Kaiserliche General-Post-Kasse in Berlin Contoinhaberin im strictem Sinne ist; es sollen jedoch die Ober-Post-Kassen und diejenigen Postämter I. Klasse, an deren Spitze sich eine Reichsbank-Anstalt befindet, vermöge dieses Abkommens in den Kreis der Giro-Interessenten insofern hineintreten, als sie nicht nur, wie alle Nichtconteninhaber, für die General-Post-Kasse kostenfrei einzahlen können, sondern auch von dieser Ueberweisungen von Geldern empfangen[38]). Dadurch erspart die Post die körperliche Ueber-

Digitized by Google

sendung ihrer Kassabestände und mit derselben bedeutendes Risiko und viele Arbeit. Jede Postkasse zahlt ihre jeweiligen Ueberschüsse an die Bankanstalt ihres Wohnorts und die General-Post-Kasse verfügt je nach Bedürfniß über dieselben. Eine beglaubigte Notiz darüber, ob eine in den Zeitungen ziemlich häufig besprochene Einrichtung wirklich in das Leben tritt, durch welche den Postanstalten für die Auszahlung mehrerer Postanweisungen an dieselbe Person der Gebrauch des Checks gestattet wäre, habe ich leider nicht erlangen können[39]). Vom Standpunkte des Publikums, besonders demjenigen eines großen Handlungshauses aus wäre diese Einrichtung mit Freuden zu begrüßen, da sie das zeitraubende und lästige Zählen kleiner Münze in erheblichem Maße reducirt und der Ansammlung von Scheidemünze in den Kassen der Kaufleute vorbeugt.

Bewährt sich das Uebereinkommen der Post mit der Bank, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß auch andere Behörden und öffentliche Institute mit großem Kassenverkehr sich die Vortheile des Giroverkehrs zu Nutze machen werden. Hierher gehören die Haupt-Steuer- und -Zollkassen, die Staatskassen der Bundesstaaten, soweit dieselben nicht schon auf Grund des § 22 des Bankgesetzes eine Uebereinkunft mit der Reichsbank geschlossen haben, die Kommunalkassen u. dgl. Freilich darf nicht vergessen werden, daß der größte Theil der diesen Kassen zufließenden Gelder niemals vollständig festgelegt werden kann, weil die Zuflüsse dem kleinen Verkehr entstammen, und dieser seine Umlaufsmittel bis zu einer bestimmten Grenze gebieterisch wieder zurückverlangt. Aus diesem Grunde wird ein erheblicher Bruchtheil der von öffentlichen Kassen eingelegten Gelder nur durch die Bankbestände transitiren und bei stetem Zufluß wird ein steter Abfluß stattfinden. Es läßt sich aber auch erwarten, daß ein anderer Bruchtheil jener Gelder insofern in den Bankkassen verbleibt, als die Bedürfnisse vieler Behörden sich compensiren und mittelst einfacher Uebertragungen zu befriedigen sind, daß beispielsweise das Bedürfniß der Staatskassen aus den Beständen der Steuerkassen gedeckt werden wird u. s. w. Die

Digitized by Google

vermehrte Arbeitslast der Bank wird durch zeitweilige Aufspeicherung öffentlicher Gelder aufgewogen, vorausgesetzt, daß die Zurückziehung der letzteren nicht in so erheblichen Summen bei kleinen Anstalten der Bank erfolgt, daß dieser daraus Verlegenheiten erwachsen könnten. —

Ueberhaupt bringt jede Ausdehnung des Netzes der Contoinhaber den Giroverkehr seinem Ideal näher, denn je größer der Kreis ist, innerhalb dessen an die Stelle der baaren Zahlung der Check und die Ausgleichung tritt, um so geringer wird der Bedarf an metallnen Umlaufsmitteln[40]). Die Münzen aus Edelmetall werden zum großen Theile langsam aus dem Verkehr herausgedrängt, um in die Keller der Bank zu wandern; auch die Banknoten vermindern sich schrittweise und kehren an ihre Emissionsstelle zurück. Einerseits wird also der Abnutzung der Münzen, mittelbar auch der Uebervortheilung durch falsche und beschnittene Geldstücke ein Ziel gesetzt, andrerseits aber durch die Verdrängung der Banknoten ein in Hunderten von Broschüren, Büchern, Denkschriften und Zeitungsartikeln herbeigesehnter Zustand geschaffen, da die Schriftsteller über das Bankwesen fast immer die Notenemission als Kardinalpunkt desselben behandelt haben und stets beflissen gewesen sind, ihre Stellung zu diesem Zweige der Bankthätigkeit mit Nachdruck zu betonen.

Dem Inhaber eines Giroconto werden, sobald er sein Conto durch die Einlage einer Geldsumme faktisch eröffnet hat, sämmtliche Formulare für die verschiedenen Geschäftsformen des Giroverkehrs von der Reichsbank kostenfrei eingehändigt. Dahin gehören zunächst die Checkbücher (für rothe und weiße Checks), dann das Conto-Gegenbuch (Beibuch), die Blankets zur Einreichung von Wechseln zur Einkassirung, zur Domizilirung von Wechseln bei der Bank, endlich zur Einzahlung baarer Gelder und Einreichung von Checks zur Gutschrift. Es ist nicht nothwendiges Erforderniß, daß der Contoinhaber am Sitze einer Reichsbankanstalt wohnt, vielmehr werden Personen aus dem gesammten Bezirke einer Anstalt zugelassen[41]). Indessen ist die Bank nicht in der Lage, in

Digitized by Google

weitläufige Korrespondenzen mit auswärtigen Contoinhabern einzutreten, es soll deßhalb in der Regel eine Person am Sitze der Bankanstalt namhaft gemacht werden, durch deren Vermittlung der Verkehr mit derartigen Girokunden stattfindet. Ausnahmsweise willigen auch die Bankanstalten in eine directe Verbindung, wenn durch dieselbe keine Kosten und Schreiblasten entstehen. — Um Betrügereien vorzubeugen, wird verlangt, daß die Contoinhaber und deren Bevollmächtigte ihre Unterschriften bei der Bank deponiren. Wird ein Betrug mittelst gefälschter Checks dadurch möglich, daß der Contoinhaber sein Checkbuch nicht sorgfältig verwahrt und vom etwaigen Abhandenkommen von Checkblankets der Bank rechtzeitig Anzeige zu machen versäumt, ferner durch unordentliche und lückenhafte Ausfüllung der Checkblankets, endlich durch unrichtiges Abtrennen der Zahlenreihen am Rande des weißen Checks, so ist der Contoinhaber für den erwachsenden Schaden verantwortlich. Die Checkbücher sind mithin sorgfältig zu verwahren. — Das Conto-Gegenbuch, ein kaufmännisches Beibuch in einer dem Zwecke angepaßten Form, wird von den Beamten der Bank geführt und weist alle Zu- und Abgänge des Contos nach. Nur durch dieses Gegenbuch werden die Bewegungen des Contos zur Kenntniß der Girointeressenten gebracht (daß Hamburg in gewissen Geschäftsformen selbstständig ist, wurde schon früher erwähnt), im Besonderen werden über alle Einzahlungen principiell Empfangsbescheinigungen nicht ertheilt, sondern deren Beträge nur im Gegenbuche gutgeschrieben. Daraus geht hervor, daß das Gegenbuch so häufig als möglich, am Besten täglich der Bank zum Nachtragen der inzwischen erfolgten Veränderungen zu präsentiren ist. — Während baare Einlagen sofort gutgeschrieben werden, verstreicht bei der Einreichung von Wechseln zur Diskontirung oder Effekten zum Lombard eine gewisse Zeit bis zur Gutschrift der Beträge, welche durch die Prüfung der Kauf- und Pfand-Objecte absorbirt wird. In der Regel gestattet die Bank, über den ungefähren Betrag der solchergestalt eingeleiteten Geschäfte sofort, bei Einlieferung der Werthe, zu verfügen, und es empfiehlt

Digitized by Google

sich daher, den Erlös aller derartigen Transactionen dem Giroconto gutschreiben zu lassen, was durch einen bezüglichen Vermerk auf der Rechnung u. s. w. zu geschehen hat. Es wird die Zeit gespart, während welcher eine Person im Bureau der Bank verbringen müßte, um das Resultat der Prüfung abzuwarten, und die Möglichkeit gegeben, einen Theil der gutzuschreibenden Beträge durch Abgabe von Checks zu anticipiren.

Die Reichsbank übernimmt für ihre Girokunden das kostenfreie Inkasso von Wechseln und ähnlichen Papieren, welche am Sitze der Anstalt zahlbar sind. Diese Papiere müssen quittirt am Tage vor ihrem Verfalle auf besonderen Verzeichnissen eingereicht werden; der Betrag der bezahlten Stücke wird am Abende des Verfalltages dem Conto des Einlieferers gutgeschrieben, die nicht bezahlten Papiere darauf zurückgegeben. Welche Summe von Arbeit der Reichsbank durch die Uebernahme dieser Mühwaltung erwächst, ist schwer zu beurtheilen. Jedenfalls ist sie beträchtlich, denn es ist anzunehmen, daß im Laufe der Zeit immer mehr Firmen die gebotene Erleichterung benutzen werden und unter anderweitiger Verwendung ihrer eigenen Arbeitskräfte den mit dem Wechsel-Inkasso verbundenen Zeitverlust, das Risiko und die Arbeit auf die Bank abwälzen. Sicherlich hat diese Einrichtung die Bank zu einer Vermehrung ihres Personals an Kassendienern gezwungen, denn die ihr einmal übertragenen Inkassogeschäfte werden ihr auch dauernd verbleiben.

Leider enthalten die Bankberichte keine Nachweisungen über Beträge und Stückzahl der eingezogenen Papiere; es müßte interessant sein, zu beobachten, wie weit die Aversion, welche erfahrungsgemäß bei den Bankiers gegen die Benutzung dieser Erleichterung herrscht, überwunden ist. Ich habe schon früher ausgeführt, daß sich der deutsche Bankier noch nicht von dem Gedanken entwöhnen kann, daß die Reichsbank seine Concurrentin sein müsse, besonders in Bezug auf das Diskontogeschäft, und daß er sich deßhalb scheut, ihr einen Einblick in seine geschäftlichen Beziehungen zu gestatten. Dieses instinctive Mißtrauen ist nicht

Digitized by Google

gerechtfertigt. Die Bank ist an gewisse Vorschriften bei der Diskontirung gebunden, welche sie zwingen, das Zwischenglied des Bankiers zwischen sich und den Waarenhäusern zu erhalten — beispielsweise die Forderung von mindestens zwei, in der Regel drei Unterschriften auf jedem Wechsel —; ferner kann sie in die freie Concurrenz mit den Privatbanken und Bankiers nicht eintreten, weil ihr der Zinsfuß noch häufig durch Rücksichten auf die Münzpolitik diktirt wird und den Privatdiskont bedeutend übersteigt, endlich kann sie ihre Kunden nicht aufsuchen, sondern hat dem Angebote von Werthen zu entsprechen, wie es gerade an sie herantritt. Jeder Anreiz zur Diskontirung würde alsbald als Versuch, künstliche und ungesunde Credite mittelst der Noten zu schaffen, beurtheilt und verurtheilt werden, da ohnehin in Zeiten schlechter Geschäfte gar leicht der Banknote die Schuld an der Krisis zugeschoben wird, und in derartigen Perioden überhaupt die Neigung vorherrscht, Denjenigen Vorwürfe zu machen, „die als verantwortlich für jede auch noch so geringfügige Einwirkung auf die Regulirung des Geldwesens angesehen werden[42])." Daß der Bankier solche Manipulationen gern verdecken möchte, welche der Reichsbank Schaden bringen, ist begreiflich. Hierher gehört das Incasso fremder Wechsel als Gegenleistung für die Einziehung der eigenen durch Geschäftsfreunde, welche an den Zahlungsorten derselben wohnen — eine Manipulation, welche in Zeiten flüssigen Geldstandes der Bank die kurzen Diskontirungen gänzlich entzieht — und die darauffolgende kostenfreie Ueberweisung der gegenseitig einkassirten Beträge auf Giroconto. Indessen kann es der Bank nicht schwer sein, über die Diskontbedürfnisse der einzelnen Firmen nach der Natur der auf Giro für dieselben eingehenden Beträge und nach den Erfahrungen in ihrem eigenen Diskontogeschäfte sich zu unterrichten, ohne daß es einer Umfrage bedürfte. — Die Last, welche der Bank aus dem Incasso fremder Wechsel erwächst, wäre allerdings in hohem Grade zu erleichtern, wenn die Gewöhnung allgemeiner würde, daß die Girokunden ihre sämmtlichen Accepte bei der Reichsbank zahlbar machten (domi-

Digitized by Google

zilirten). Kosten erwachsen dadurch nicht, vielmehr ersparen sie die Mühe und Zeit des Geldzählens. Der Contoinhaber hat die fälligen Papiere der Bank mittelst besonderen Formulars anzugeben und dafür zu sorgen, daß sein Girobestand hoch genug ist, um die Beträge derselben decken zu können. Alles Uebrige ist Sache der Bank. Es ist einleuchtend, daß je mehr von den umlaufenden Wechseln bei der Reichsbank domizilirt sind, um so stärker auch die Anzahl derjenigen Wechsel sein wird, welche unter den ihr von ihren Girokunden zum Incasso übergebenen Wechseln bei ihr selbst zahlbar sind. Sie besorgt also nicht eigentlich mehr deren Incasso, sondern überträgt in ihren Büchern das Besitzrecht an den von den Wechseln dargestellten Geldbeträgen von einer Person auf die andere. Während den Girokunden durch die Bank die Einziehung ihrer sämmtlichen Wechsel erspart wird, spart die Bank die Mühe, einen großen Theil der bei ihr domizilirten Wechsel baar auszuzahlen. Dies gilt natürlich auch für die von der Bank im Wege des Diskontogeschäftes erworbenen Wechsel insofern, als sie sich selbst die thatsächliche Einkassirung der bei ihr zahlbaren Wechsel erspart. Das ausgebildete Checksystem gestattet sowohl den Geschäftsleuten, als auch der Bank, ihr Kassenpersonal zu verringern. Nun ist freilich das Erreichen des Ideals nicht möglich, schon deßhalb nicht, weil die Zahl der Bankplätze gegenüber der gewaltigen Anzahl von Handelsstädten eine so kleine ist, daß die „Wechsel auf Nebenplätze", von denen jede kaufmännische Factur so eindringlich erzählt, niemals verschwinden werden. Von einigen speculativen Köpfen ist allerdings der Versuch gemacht worden, auch diese auf den Index zu setzen, ohne den Wechselverpflichteten die Nothwendigkeit, entweder Domizilprovision zu bezahlen oder ein Giroconto zu nehmen, aufzuerlegen. Sie ließen nämlich auf die betreffenden Wechsel den Vermerk setzen: „Zahlbar bei der Reichsbankstelle in X. auf Giroconto von Y.", und zwar repräsentirt dieses Y. die eigene Firma eines dieser Herren, der natürlich ein Giroconto nur um deswillen besaß, um diese, wahrscheinlich sehr billig berechneten Domizilirungen ausführen

Digitized by Google

lassen zu können. Selbstverständlich vermochte die Reichsbank dieses Verfahren nicht als correct anzuerkennen und behandelte diese Wechsel als bei ihr domizilirt, erhob auch demgemäß die übliche Provision, so daß der erfinderische Scharfsinn um seinen Lohn gebracht wurde. Das nothwendige Correlat für kostenlose Verrichtung von Diensten Seitens der Reichsbank bildet das Bestehen eines Giroconto, d. h. die erfolgte, zinslose Deponirung eines Geldbetrages vom Verpflichteten bei der Bank.

Die Einziehung verkaufter Effekten übernimmt die Reichsbank noch nicht an allen ihren Anstalten, sondern nur an bestimmten Orten; ob sie diese Einrichtung später auf ihre sämmtlichen Zweiganstalten ausdehnen wird, hängt jedenfalls von den Erfahrungen ab, die in dieser Beziehung gesammelt werden. Sollte es der Fall sein, so werden der Bank bei den ungeheuren Dimensionen des deutschen Effektenhandels ganz bedeutende Lasten aus diesem Geschäftszweige erwachsen; zudem ist mit dem Inkasso selbst mehr Risiko verknüpft, als mit demjenigen von Wechseln. Trotzdem wäre es wünschenswerth, daß man zum Inkasso von Effekten allgemein überginge, weil, wie ich später auszuführen gedenke, die Durchführung des Princips, welches dem deutschen Giroverkehr zu Grunde liegt, es unerläßlich macht, den Girokunden alle diejenigen Verrichtungen abzunehmen, mittelst deren dieselben Gelder erheben und empfangen.

Außer den bisher angeführten Mitteln, über Giro-Gelder zu verfügen, besteht nun noch das bekannteste und allgemeinste, gleichsam für das ganze System typisch gewordene, der Check. Es ist schon gesagt, daß mit Rücksicht auf die Bedürfnisse und Verkehrsgewohnheiten Deutschlands von der Reichsbankleitung eine Art des Checks geschaffen worden ist, welche sich in keinem der Länder vorfindet, die bisher den Checkverkehr gepflegt haben: der rothe Check. Er ist ein wesentlicher Repräsentant des ganzen Girosystems, denn erst durch sein Funktioniren ist es gelungen, den Verkehr von Handelsstadt zu Handelsstadt so zu vereinfachen, daß, wie der Verwaltungs-Bericht der Reichsbank mit Recht sagt, „das ganze

Digitized by Google

Deutschland Ein Giroplatz geworden ist, auf welchem zwischen den Girokunden der Reichsbank die Zahlungen ohne alle Kosten und Umstände durch bloße Ueberschreibung auf den Conten ausgeglichen werden können“ [43]). Der rothe Check ist die nach den Verhältnissen Deutschlands einzig mögliche Ergänzung zum gewöhnlichen weißen (ursprünglich englischen) Check.

Der weiße Check ist der Zahlungsausgleicher für den Handelsplatz, an welchem sein Aussteller ein Giroconto besitzt, und gewährt dem Nehmer die Möglichkeit, sich sowohl den Checkbetrag baar auszahlen, als auf sein eigenes Conto zuschreiben zu lassen; endlich kann er ihn auch weiterhin in Zahlung geben. Der weiße Check repräsentirt die auf dritte Personen übertragbare Form seiner Gattung und entspricht in seinen Funktionen genau dem englischen und französischen Check. Allerdings unterscheidet er sich vom ersteren wesentlich durch die äußere Form (vgl. S. 28). Der englische Check enthält eine Zahlungsaufforderung unter Namhaftmachung der zur Empfangnahme berechtigten Person, der deutsche Check hat die Form einer Quittung [44]). Die wahrscheinlichen Gründe dieser Verschiedenheit sind bereits früher erörtert worden; man glaubte in der Quittungsform einen Ausweg aus der über die Stempelpflichtigkeit des Checks herrschenden Unsicherheit gefunden zu haben, um so mehr, als in dieser Form auch die Bezeichnung des Checknehmers (Remittenten) oder der sogenannten „Ordre“ (d. h. die dem benannten Nehmer gewährte Möglichkeit, das Eigenthumsrecht am Check mittelst Indossaments auf andere Personen zu übertragen) wegblieb. Es mag der Reichsbankleitung schwer geworden sein, gerade die Bezeichnung des Zahlungsnehmers fallen zu lassen, denn in ihr liegt, wie erwähnt, eine kräftige Directive zum Gebrauche des Checks. Die weißen Checks sind stempelfrei und werden jedem Contoinhaber in Heften von je 50 Stück gegen Quittung überlassen. Von der an der rechten Seite des Checks aufgedruckten Zahlenreihe (500 bis 500,000) sind zur Vermeidung von Fälschungen diejenigen Ziffern abzuschneiden, welche den Betrag des Checks übersteigen.

Digitized by Google

Es ist, wie nicht oft genug gesagt werden kann, ein principieller Irrthum, die wesentlichste Bestimmung des weißen Checks darin zu suchen, daß er *für seinen Aussteller* Kasse abzuheben habe. Sein eigentlicher Zweck ist der, als Zahlungsausgleicher zwischen zwei Personen benutzt zu werden, und dies bedingt wiederum, daß er in natura weitergegeben werden muß. Jedes Abgehen von diesem Principe bringt dem Girosystem eine Schädigung. Aber auch durch die thatsächliche Weitergabe ist die Funktion des Checks erst zur Hälfte erfüllt; der eigentliche Schwerpunkt seiner Verwendung liegt in der Art und Weise, in welcher er zur Einlösung gebracht wird. Der weiße Check soll der Regel nach nicht baar bezahlt, sondern zur Gutschrift auf das Giroconto des Inhabers eingeliefert werden und somit eine Kette von Umsätzen schließen, in welcher es keiner Zahlung bedurft hat, die vielmehr durch Umschreiben in den Büchern, durch Besitzwechsel ohne körperliche Uebergabe, stattfinden konnten. Erst dann, wenn der letzte Checkinhaber kein Giroconto besitzt, sollte Baarzahlung eintreten. Allerdings wird und muß letzterer Fall häufig eintreten, weil die Zahl der Girokunden im Verhältniß zur Zahl der Handeltreibenden sehr klein ist und unter den Nichtconteninhabern gar Viele sind, die keinen Geschäftsfreund haben, welcher Contoinhaber ist und durch dessen Vermittlung der Check zur Gutschrift gelangen könnte. Da indessen der weiße Check ein *Platz-Zahlungsmittel* ist, so wird er nur in seltenen Fällen nach auswärts, in kleine Städte u. s. w. wandern; am Ausstellungsorte selbst aber wird man sicher ebenso gern den Check zu Zahlungsleistungen an Conteninhaber benutzen, als ihn bei der Bank zur Einlösung präsentiren. Auf jeden Fall aber ist es nothwendig, alle Mittel anzuwenden, um die Inhaber von Giroconten zu veranlassen, die ihnen zugehenden Checks stets zur Gutschrift einzuliefern und nicht deren Auszahlung zu verlangen, da es nothwendig ist, daß dem Contoinhaber wenigstens die Erkenntniß suppeditirt wird, daß der Zweck des Giroverkehrs darin besteht, *den Gebrauch von Kasse möglichst zu beschränken*, im besten Falle unnöthig zu machen.

Digitized by Google

Nun liegt bei der Weitergabe des weißen Checks allerdings die Gefahr nahe, daß der der Bestimmung dieses Zahlungsmittels Unkundige das Papier für eine Art von Banknote ansieht und dasselbe gleich einer solchen in Verwahrung nimmt, so daß es vielleicht lange Zeit darauf erst wieder an das Licht tritt. Dadurch erhielte freilich der Check im einzelnen Falle den Charakter eines ständigen Umlaufsmittels, einen Charakter, den er durchaus nicht annehmen darf. Der Check muß von kurzem Leben sein; er soll Zahlungs-, aber nicht Umlaufsmittel sein, denn als letzteres träte er in die Stelle der Banknote, doch ohne deren Fundirung im Kredit der ausgebenden Bank; vielmehr lediglich auf Privatkredit basirend. Er vermehrte auf diese Weise die Circulation um einen Bestandtheil, welchen man füglich Privat-Noten nennen könnte, wirkt in dieser Eigenschaft gleich den Banknoten und der Münze auf die Preise und befördert eine falsche Kreditwirthschaft. Der Check muß schnell bei der Bank präsentirt werden, und zur Wahrung dieses Princips ist es sogar rathsam, in häufigere Baarzahlungen zu willigen, als die Folgen seiner Nichtanwendung heraufzubeschwören. Dem längeren Circuliren von Checks muß durch gesetzgeberische Maßregeln entgegengewirkt werden. — Daß weiße Checks nach andern Bankplätzen, als dem, an welchem die contohaltende Anstalt ihren Sitz hat, gesandt werden, verbietet sich schon dadurch, daß allein diejenige Bankanstalt einen Check einlöst, auf welche dieser lautet. — Zur Sicherung dagegen, daß ein vollzogener weißer Check durch Diebstahl oder Verlieren in falsche Hände kommt und kraft seiner auf den Inhaber lautenden Form vom unredlichen Besitzer zur Zahlung präsentirt wird, hat die Bank die Einrichtung getroffen, daß durch eine quer über den Text des Checks geschriebene Bemerkung: „Nur zahlbar an einen Girokunden der Reichsbank" der betreffende Check zu einem beschränkten Inhaberpapier gemacht wird, insofern, als das Zahlungsbegehren eines Nichtconteninhabers nicht erfüllt wird. Es wird dadurch im gegebenen Falle möglich, die Spur des unrechtmäßigen Erwerbers zu verfolgen, da selbstverständlich kein Geschäftshaus von einer

Digitized by Google

total unbekannten Person einen Check in Zahlung annehmen wird. Diese Einrichtung ist eine Nachbildung der englischen »crossed cheques«, welche vermöge einer quer durch den Text geschriebenen Benennung eines Bankers (»payable to Messrs. Glyn & Co.«) nur an diesen gezahlt werden dürfen; der einfache Vermerk »& Co.« bewirkt, daß der Check nur von einem Banker präsentirt werden darf. Durch diesen Zusatz, zu dessen steter Anwendung sich die Mitglieder der Stock-Exchange in London im Interesse der Erhaltung der Solidität des Checkwesens sogar verpflichtet haben[45]), wird Betrügereien in wirksamster Weise vorgebeugt, denn der unrechtmäßige Inhaber kann mit einem derartigen Papiere einfach nichts anfangen. Zur Vervollkommnung der Kontrole ist es den deutschen Contoinhabern zur Pflicht gemacht, verdorbene und makulirte Checkblankets der Bank zurückzugeben, so daß dieselbe in der Reihenfolge der den Checks aufgedruckten Stamm-Nummern eine weitere Handhabe hat, etwaige Unregelmäßigkeiten constatiren zu können. Sobald der Giroverkehr eine größere Ausdehnung annimmt und sobald der Check sich auch im allgemeinen Verkehr einbürgert, wird die Anwendung des „Kreuzens" häufiger werden, als jetzt; in der Entwicklungszeit des Checkwesens wird der allergrößte Theil der Checks ohnehin nur von Girokunden präsentirt, wie erfahrungsmäßig feststeht. Leider haben aber eben diese Girokunden, wie die Statistik zeigt, einen allzugroßen Theil der in ihre Hände gelangten Checks zur thatsächlichen Bezahlung eingereicht, anstatt deren Betrag ihrem eigenen Conto gutschreiben zu lassen. Es scheint somit, als bräche sich die dem Giroverkehr zu Grunde liegende Idee nur äußerst langsam Bahn. Es sind nämlich

	auf Giro-Conto baar verausgabt:	durch Gutschrift von Checks beglichen:
1876	ℳ. 3,317,912,321. 02	ℳ. 3,079,775,501. 23
1877	„ 5,684,460,291. 60	„ 4,057,234,969. 66
1878	„ 5,665,718,257. 70	„ 4,223,620,692. 54

Digitized by Google

In den Ziffern der baaren Ausgaben sind allerdings die durch Domizilirung von Wechseln abgehobenen Beträge inbegriffen, während in den Uebertragungen eine Summe von rothen, nicht auszahlbaren Checks steckt, indessen geben die Zahlen im Ganzen doch ein richtiges Bild des gegenseitigen Verhältnisses. Erfreulich ist dabei die Wahrnehmung, daß im letzten Jahre der rationelle Gebrauch des Checks schon zugenommen hat, insofern, als die baaren Zahlungen sich vermindert, die Ausgleichungen durch Gutschrift sich vermehrt haben.

Während der weiße Check in Deutschland schon seit längerer Zeit durch die kleineren Depositen- und Girobanken bekannt und zum Theil recht gut accreditirt war, ist der rothe Check eine vollständig neue Einrichtung der Reichsbank, und seiner Wirksamkeit ist es zuzuschreiben, daß in unserem gesammten Zahlungswesen von Ort zu Ort eine tiefgehende, durchgreifende Aenderung eintrat. Er ist, wie schon mehrfach erwähnt, so recht das in das Deutsche übersetzte Clearing-House für die Wirthschaftsgemeinden unseres Vaterlandes, der Vermittler der Umsätze von Bankgebiet zu Bankgebiet, während der weiße Check dieselbe Aufgabe im Internen jedes Bankgebietes erfüllt. Wie richtig die Reichsbankleitung den Einfluß des neuen Ausgleichungsmittels vorausgesehen hat, beweisen die einführenden Worte zum ersten Verwaltungsberichte der Bank nach Eröffnung des Giroverkehrs. „Mit der bloßen Einführung des Giro- und Check-Verkehrs nach englischem Muster," heißt es da, „war dieser Zweck (der der Heranziehung neuer Betriebsmittel) nicht zu erreichen, da der Gebrauch des Checks als Zahlungsmittel sich naturgemäß nicht in kurzer Zeit einbürgern läßt. Dagegen ist der Ersatz schon nach wenigen Monaten dadurch gefunden, daß die Bankverwaltung kostenfreie Uebertragungen für die Conteninhaber auf jeden Bankplatz in Deutschland zugelassen hat." Und mit gerechtfertigtem Stolze ist hinzugesetzt: „Wie durchgreifend der Einfluß dieser Maßregel gewesen ist, ergiebt sich am Besten daraus, daß die Umsätze in diesem Geschäftszweige schon in den ersten 9 Monaten sich auf 16 Milliarden belaufen

Digitized by Google

haben[46])." Wem die arithmetischen Spielereien noch erinnerlich sind, durch welche man dem Publikum die Höhe der französischen Kriegsentschädigung anschaulich zu machen suchte, dem wird diese Ziffer imponiren. — Der rothe Check ist nicht übertragbar, lautet auf eine bestimmte Person oder Firma und ist lediglich dazu bestimmt, die Ueberschreibung eines Betrages vom Conto des Ausstellers auf das der angegebenen Person zu bewirken[47]). Man kann sich leicht vorstellen, daß die Verkehrserleichterung, welche der rothe Check gewährte, bald eine bedeutende Anzahl von Kaufleuten veranlaßte, sich ein Giroconto eröffnen zu lassen, obwohl sie zum Theil schon im Verbande anderer Kreise von Depositenbank-Bürgern standen und die Wohlthaten, welche der weiße Check gewährt, in diesen Verbänden schon genossen. Die Ersparnisse, welche durch den Gebrauch des rothen Checks gemacht werden, sind beträchtlich. Während bisher bei Baarsendungen von Platz zu Platz Fracht oder Porto, bei Remittirung von Wechseln Zinsverlust und Stempel, bei Anweisungen auf dritte Häuser Provision bezahlt werden mußte, geschieht die Vermittlung aller Beträge durch Giro-Uebertragungen kostenfrei. Wie sehr der Ausfall bemerkt wird, der dem Fiscus aus der neuen Ausgleichungweise erwächst, beweist eine jüngst im Reichstage vom Regierungstische aus gefallene Bemerkung, nach der die Erträgnisse aus dem Wechselstempel durch den rothen Check merklich verringert worden wären[48]). Aber die Ersparnisse nach dieser Richtung hin werden durch andere noch weit überflügelt. In Zeiten flüssigen Geldstandes bringt jetzt der Bankier seine Wechsel auf deutsche Bankplätze nicht mehr kurz vor dem Verfalle zur Diskontirung zur Reichsbank, sondern sendet sie Geschäftsfreunden, welche an den Zahlungsorten dieser Wechsel wohnen. Diese übernehmen die Einziehung derselben und zwar deßhalb kostenfrei, weil sie sich selbst wiederum des Auftraggebers bedienen, um ihre eigenen Wechsel, so weit sie an seinem Wohnorte zahlbar sind, einkassiren zu lassen. Höchstens berechnet man sich periodisch eine geringfügige Provision für denjenigen Betrag, den der Eine *mehr* für den Andern eingezogen

Digitized by Google

hat, als dieser für ihn. Die Beträge dieser Wechsel werden nun vermittelst des rothen Check kostenfrei an die betreffenden Geschäftsfreunde überwiesen, und so spart der Bankier im besten Falle eine Zinsvergütung von 10 Tagen, mithin für große Wechselbeträge erhebliche Summen. Durch diese Manipulation wird allerdings die Reichsbank in ihren finanziellen Erträgnissen geschädigt, denn wenn auch die sehr großen Wechsel und diejenigen auf Central-Handelsplätze auf dem Wege des Diskontogeschäfts bei flüssigem Geldstande nicht in ihre Hände gekommen wären, so erhielt sie doch den größten Theil des Ueberrestes auf die dem Verfall vorhergehenden 10–20 Tage, und mit dem Verlust dieser Diskontirungen fällt natürlich auch der Zinsgewinn fort. Es wäre indessen ein wirthschaftlicher Irrthum, hieraus die Folgerung ziehen zu wollen, daß der Nutzen des rothen Checks durch den Schaden aufgewogen würde, welchen er auf diese Weise der Bank zufügt. Zuvörderst muß man sich erinnern, daß die Reichsbank zu dem ausdrücklichen Zwecke in das Leben gerufen worden ist, „die Zahlungsausgleichungen zu erleichtern"; mit diesem gemeinnützigen Zwecke ist es unvereinbar, daß sie auch große Dividenden liefern solle. Ferner aber ist zu bedenken, daß die Umgehung des Diskontogeschäfts nur in Zeiten schlechter Kapitalbeschäftigung, in Krisen und bei Handelrestrictionen möglich ist; sobald die Geschäftslage sich bessert, der Unternehmungsgeist wieder auflebt und die Credite sich ausdehnen, muß der Bankier wieder, wie früher, seine Wechsel vor dem Verfalltage an die Bank verkaufen, um flüssige Fonds zu erhalten. Es wird ihm nicht möglich sein, den Verfall abzuwarten, da der Bedarf an der flüssigsten Form des Kapitals, an baarem Gelde, täglich und stündlich an ihn herantritt. In solchen Zeiten belebt sich mithin das Diskontogeschäft der Reichsbank auf die natürlichste Weise, und es wäre eine kurzsichtige Verkennung des weitreichenden Nutzens des rothen Checks, wollte man seine Wirkung als zweischneidig, als schädlich für das Institut, welches der Träger der Einrichtung ist, aus der er entsprang, ansehen. Daß auf der andern Seite die Bankleitung sich bemüht,

Digitized by Google

ein Mittel zu finden, um auch in schlechten Zeiten einen Theil der ihr entgehenden Wechsel wieder in ihre Portefeuilles zurückzuleiten, ist begreiflich, denn gerade diese schlechen Zeiten charakterisiren sich gewöhnlich durch einen Ueberfluß in den Baarbeständen großer Banken, und die Bankleitung thut nur ihre Pflicht, wenn sie für diesen Ueberfluß Anlage sucht. Doch dürfte es ohne Abänderung unserer Bankgesetzgebung vor der Hand nicht möglich sein, das erwähnte Ziel zu erreichen, da die Reichsbank in Rücksicht auf die Goldwährung und den Stand der Wechselkurse nie oder selten ihren Diskontsatz so tief herabsetzen kann, daß er auf dem Niveau des sogenannten Privatdiskonts, des marktgängigen Zinsfußes der Börse, steht. Daraus folgt aber wieder, daß gute und große Wechsel stets die Tendenz haben werden, nach dem offenen Markte abzufließen, und zwar würde diese Tendenz auch bestehen, wenn die Einrichtung des rothen Checks gar nicht existirte. Alle weniger „feinen" Wechsel, welche zwar immer noch „bankfähig" sind, aber schon einen höhern Zinsfuß zahlen müssen, als die der ersten Häuser, werden in der oben beschriebenen Weise mittelst des Giroconto eingezogen. Dürfte nun die Reichsbank, anstatt starr an dem veröffentlichten Zinssatze festhalten zu müssen — wie man bisher aus § 15 Bankgesetzes folgern zu müssen glaubte — eine Praxis verfolgen, welche die Bank von England im vorigen Jahre annahm, so wäre vielleicht der Abfluß der Wechsel zu dämmen. Während nämlich diese Centralbank, gleich der Reichsbank, bis dahin einen bestimmten, für alle Diskontanten ohne Unterschied gleichen Zinsfuß veröffentlichte und berechnete, macht sie jetzt an dessen Stelle von Zeit zu Zeit einen Durchschnitts-Diskontsatz bekannt. Dadurch ist ihr die Möglichkeit gegeben, sogenannte erste Wechsel, mit Unterschriften der besten Häuser, zu einem so niedrigen Zinssatze zu diskontiren, daß damit dem Privatdiscontogeschäft erhebliche Concurrenz gemacht wird; Wechsel von zwar zweifellosen, aber minder gut situirten Häusern fallen dagegen unter den veröffentlichten Diskontsatz[49]). Mit einer derartigen Maßregel risse die Reichsbank auch für schlechte Zeiten

Digitized by Google

einen Theil der umlaufenden Wechsel auf mehrere Tage an sich, da es dann für den Bankier lohnender sein wird, bankfähige Wechsel zu einem niedrigen Zinsfuße zu diskontiren, als Porto und Risiko der Versendung zu tragen, eventuell auch Provision zu zahlen und bis zum Verfalltage und länger auf sein Geld zu warten[50]). Das Bedenken, daß mit Wegfall des einheitlichen Zinsfußes auch das Barometer für den Stand des Geldmarktes verloren ginge, ist unbegründet, denn thatsächlich war es auch bisher nicht möglich, einseitig aus dem Stande des Reichsbank-Diskonts Schlüsse auf die Lage des Geldmarktes zu ziehen, da, wie schon öfter erwähnt, dieser Zinsfuß häufig durch münzpolitische Rücksichten diktirt wird; erst die Vergleichung des Privatdiskonts mit dem der Reichsbank giebt geübten Augen den Maßstab für die Stimmung des Geldmarktes.

Die Einrichtung des rothen Checks ist ganz ohne Zweifel eine ökonomische That ersten Ranges. An die Stelle des körperlichen Transportes der Noten oder gar des Baargeldes von Ort zu Ort tritt jetzt ein einfaches Hin- und Herschieben der Besitztitel an solchen Geldern, welche als Depositen in den Tresors der Reichsbank liegen; ein schwerfälliges, stockendes, sprödes System ist von einer Einrichtung abgelöst worden, welche der Kaufkraft der Depositengelder eine unerreichte Umlaufsgeschwindigkeit verleiht, dadurch, daß sie dieselbe völlig vom Körperlichen loslöst, und gleichsam die Seele wandern läßt, während der Leib ruhet. — Welche ungeheuren Umsätze durch den rothen Check in den ersten $2^3/_4$ Jahren seiner Existenz bewirkt worden sind, zeigen folgende Zahlen:

Uebertragungen von Bankanstalt zu Bankanstalt:

1876	ℳ	1,921,278,971. 17	₰
1877	„	3,762,049,094. 85	„
1878	„	3,757,235,524. 57	„

Außer diesen Summen sind mittelst des rothen Checks noch an den einzelnen Bankplätzen selbst bedeutende Uebertragungen von Conto zu Conto erfolgt. — Allerdings springen die Vortheile, welche die Anwendung des rothen Checks bietet, am Unmittel-

Digitized by Google

barsten in das Auge, und um dieser Vortheile willen dürfte der größte Theil der Girokunden für den Checkverkehr der Reichsbank gewonnen sein. Aber gerade dieser Umstand schließt auch wieder die Gefahr in sich, daß das Giroconto nicht rationell benutzt, sondern zu ganz bestimmten Zwecken ausgenutzt wird. Das gemeinsame Interesse der Girokunden leidet unter solcher Ausnutzung. Man verwendet nämlich den rothen Check nicht als Mittel zu Zahlungsausgleichungen, sondern betrachtet ihn als Ersatz für die Geldtransportmittel; in der Bank wird nicht mehr ein Clearinghouse, sondern ein Transportinstitut gesehen. Dieses illegitime Gebahren geschieht auf folgende Weise. Der Inhaber eines Giroconto hält, anstatt seine Kassaführung einzuschränken und an ihre Stelle das Checkbuch treten zu lassen, nach wie vor seine eigene Kasse ungeschmälert; der Bestand des Giroconto ist indessen so nothdürftig, wie ihn die Bank nur irgend gestattet. Hat der Contoinhaber eine Zahlung nach auswärts zu leisten, so zahlt er den entsprechenden Baarbetrag an die contoführende Bankanstalt und reicht derselben gleichzeitig einen rothen Check ein, welcher diesen Betrag gewissermaßen forttransportiren soll. Umgekehrt hebt er jeden Betrag, welcher von auswärts eingeht, ohne Weiteres mittelst weißen Checks ab, und verursacht so der Bank ein Quantum von Arbeit, welches in keinem Verhältniß zu seinem unbedeutenden Depositum steht. Diese Art, das Giroconto zu benutzen, ist nicht blos falsch, sondern der Bank unter Umständen gefährlich, denn es kann vorkommen, daß so große Summen plötzlich aus einer kleinen Anstalt gezogen werden, nachdem dieselben Tags zuvor vom entgegengesetztesten Winkel Deutschlands dahin überwiesen worden sind, daß jene in Verlegenheit geräth, wollte man Metall für die gezahlten Noten verlangen. Jedenfalls hat die Bank nach derartigen Experimenten die Lasten und Kosten zu tragen, welche aus der Versorgung einer derartigen Anstalt mit Gold und Silber erwachsen, wenn dasselbe auf angedeutete Weise herausgezogen ist. Verstärkt wird der Hang, das Giroconto nach dieser Richtung hin auszunutzen, noch durch eine

Digitized by Google

weitere Einrichtung, welche die Reichsbank trotz der Opfer an Zeit und Arbeitskräften, welche sie veranlaßt, als nothwendiges Correlat zum Checksystem getroffen hat. Es ist dies die kostenfreie Annahme von Geldern für jeden Giroconto-Inhaber, an welchem Orte er auch wohnen möge, von solchen Personen, welche selbst ein Giroconto nicht besitzen, und zwar geschieht diese Annahme bei allen selbstständigen und den meisten Unteranstalten der Reichsbank. Es wird durch diese Einrichtung selbst für den weniger bedeutenden Geschäftsmann, den Provinzial-Grossisten lohnend, sich ein Giroconto eröffnen zu lassen, denn alle die Tausende von einzelnen Zahlungen in allen erdenklichen Geldsorten, für welche große Summen an Porto gezahlt werden mußten oder welche der Reisende mit sich schleppte, gehen alsdann auf Giro ein und verwandeln sich dadurch in saubere, kassenmäßige Geldrollen oder Geldpackete, die Zähl- und Zeit-Verluste ganz ungerechnet. Allerdings mußte die Bank, um nicht mit Zahlungen von wenigen Mark belästigt zu werden, das Minimum für die einzelne Einzahlung auf 100 ℳ. festsetzen, allein trotz dieser Beschränkung sind eingezahlt worden:

1876	ℳ.	133,913,433. 97	₰
1877	„	622,262,557. 03	„
1878	„	725,245,071. 68	„

Nimmt man den Durchschnittsbetrag jeder Zahlung auf 300 ℳ. an (obwohl jeder Anhalt zu einer sicheren Schätzung fehlt, dürfte diese Ziffer nicht allzu falsch sein), so ergiebt das für das Jahr 1878 allein die Zahl von etwa 2½ Millionen einzelner Einzahlungen! Welche Summe von Arbeit erfordert dieser Geschäftszweig, welche Massen von Münzen aller Sorten passiren durch die Tresors der Bank in Folge dieser Einzahlungen! Man ist genöthigt, vom größten Theil der Münzstücke ein bloßes Durchpassiren anzunehmen, weil der Verkehr ohne Zweifel die ihm entzogenen Umlaufsmittel bald wieder aus der Bank zieht. Wären diese „Zahlungen von Nichtconteninhabern“ nicht gewissermaßen ein Supplement zum rothen Check und damit ihre Existenzberechti-

Digitized by Google

gung bewiesen, so dürfte man es der Bank beinahe verdenken, daß sie diese Last auf sich geladen hat.

Wenn indessen Deutschland *ein* Giroplatz sein soll, und die Reichsbank als Repräsentantin der Verkehrseinheit die Kassirerin ihrer Girokunden wird, so muß sie auch an der Fiction der räumlichen Einheit festhalten und von Jedermann Zahlungen für jeden Girokunden annehmen, gleichgültig, wo der Zahlende wohnt. Dagegen muß, je mehr sich das Netz ihrer Girokundschaft ausdehnt, dieser Geschäftszweig an Bedeutung verlieren, da der Contoinhaber sich für Zahlungen nach auswärts des rothen Checks bedient. Die Lanze hat mithin in ihrem Schafte das Heilmittel für die Wunde, welche sie schlägt; die Annahme der Zahlungen von Nichtconteninhabern lockt neue Girokunden heran, und jeder neue Girokunde verringert die Zahl Derer, welche diese Einrichtung benutzen. — Gerade in Ansehung dieses Geschäftszweiges muß die Bank mit aller Energie eine mißbräuchliche Benutzung jedes Girocontos bekämpfen. Wird ein Conto nur genommen in der Absicht, auf dasselbe einzahlen zu lassen, werden diese Beträge dann, wie bei Behandlung des rothen Checks ausgeführt wurde, stets wieder herausgezogen und doppelte Kassawirthschaft geführt, so sollte die Bank ein derartiges Conto ohne Umstände schließen. Unter solchen illegitimen Manipulationen *muß* der Geldverkehr leiden.

Es wäre überhaupt nicht uninteressant, zu untersuchen, ob es nicht eine Maßregel gäbe, welche, rein mechänisch wirkend, dem Mißbrauche des Giroconto vorbeugte. Macht man sich klar, daß der legitime Gebrauch des Girocontos in der Benutzung des Geldsurrogates an Stelle des baaren Geldes, in der Umschreibung anstatt der körperlichen Uebergabe von Geld besteht, ferner daß ein einmal deponirter Betrag in der Hauptsache auch Depositum bleiben muß, so folgt daraus, daß der Mißbrauch darin besteht, daß der Einlegende *neben* dem Giroconto seine frühere Kassawirthschaft noch ungeschmälert fortsetzt. Es wäre also dem Versuche entgegenzuarbeiten, fortwährend, wie früher, auf das Geld zurückzugreifen, anstatt da, wo es angeht, den Check allein zu gebrauchen. Vielleicht

Digitized by Google

würde dieser Versuch dadurch wirksam bekämpft werden, daß man auf jede baare Einzahlung, welche der Contoinhaber selbst leistet, eine Provision schlägt. Dieser Gedanke ist nicht so paradox, als er im ersten Augenblicke klingen mag. Wir haben es bei der Reichsbank, die keine Zinsen zahlt, fast nur mit Depositen zu thun, welche den Betrag der früher zu Hause geführten Kasse darstellen oder darstellen sollten. Dieser Kassabestand war schlechthin unproduktiv oder nur im niedrigsten Maße produktiv, mithin verliert der Kontoinhaber durchaus nichts, wenn er ihn der Bank übergiebt und nun, anstatt Zahlungen aus seiner Geschäftskasse zu leisten, Checks ausschreibt. (Die geringen Beträge, welche für Haushaltungs- 2c. Zwecke baar zurückbehalten werden, kommen hier nicht in Betracht.) Der Girokunde richtete früher seine Zahlungen so ein, daß sie aus dem Kassabestande bestritten werden konnten, d. h. er bezahlte seine Verbindlichkeiten mit den Geldern, welche von seinen Schuldnern eingingen. Es ist nun unerfindlich, warum er jetzt, wo die Bank seine Kasse führt, nicht in derselben Weise wirthschaften kann und warum er nicht je nach dem Bestande seines Conto seine Zahlungen einzurichten vermöchte. Da die Bank von Jedermann Zahlungen für ihn annimmt, seine Wechsel discontirt und einkassirt, seine Accepte einlöst, kurz ihm jedes Geschäft abnimmt, vermittelst dessen er an seinem Wohnsitze Gelder erheben oder ausgeben konnte, so ist — bis auf eine weiterhin zu erörternde Ausnahme — nicht einzusehen, warum der Contoinhaber noch selbst Kasse zahlen oder abheben muß. Ein Zwang dazu ist nirgends vorhanden, und wenn der Contoinhaber den Grundgedanken des Girosystems richtig aufgefaßt hat, so hält er überhaupt eine eigene Kasse nicht mehr. Zudem hat jeder Bankier von einiger Bedeutung ein Giroconto, und würde für den Betrag von Wechseln, welche bei ihm domizilirt sind, dem Einkassirenden einen Check geben können. Es ist überhaupt keine Zahlung denkbar, welche unter allen Umständen direkt an den Contoinhaber geleistet werden müßte, mit Ausnahme derjenigen, welche von Nebenplätzen und vom platten Lande aus einlaufen, von Orten, an

Digitized by Google

welchen sich keine Bankanstalt befindet und wo deshalb der Giroverkehr keinen Eingang gefunden hat. Indessen sollte man meinen, daß Geschäftsleute, welche häufige und große Zahlungen zu leisten und dementsprechend oft Gelder zu empfangen haben, bald einsehen müßten, daß es in ihrem Vortheile liegt, ein Giroconto zu nehmen; Kaufleute dagegen, welchen ihr weniger bedeutendes Geschäft eine solche Maßnahme unvortheilhaft erscheinen läßt, werden muthmaßlich stets Gelegenheit haben, sich ihrer Gelder, welche ihnen aus dem Kleinverkehr zugegangen sein dürften, bei einer naheliegenden Bankanstalt zu entledigen; die Unannehmlichkeit, die Zahlung im Lokale der Bank leisten zu müssen, wird dabei von dem Vortheile, sich von dem Hartgelde, welches ohnehin nicht versendbar war, befreien zu können, aufgewogen. Kassirt der Reisende bei derartigen Personen die Forderungen seines Hauses ein, so wird er im eigenen Interesse die gesammelten Gelder bei der nächsten Bankanstalt für sein Haus einzahlen. Die Zahlungen unter 400 *M.*, welche mittelst Postanweisung geleistet zu werden pflegen, könnten ebenfalls der Bank unmittelbar zugewiesen werden, wenn — wie es beabsichtigt sein soll (vgl. S. 43.) — die Postanstalten selbst Girokunden der Bank werden und als solche Denen, welche darum ersuchen, die Beträge der für sie eingehenden Postanweisungen in weißen Checks erstatten. In Süddeutschland (Stuttgart) soll diese Einrichtung schon bestehen. Es würde sonach möglich sein, den allergrößten Theil der Zahlungs-Aus- und Eingänge durch Zuhilfenahme des Giroconto ohne den Gebrauch baarer Kasse abwickeln zu können; ein Rest von Geschäften, bei welchen dies nicht möglich ist, wird freilich immer verbleiben, weil die Giro-Organisation sich auch niemals zur wirklichen Vollkommenheit in Bezug auf die Ausdehnung des Kundennetzes entwickeln wird. Der Kontoinhaber kann also seine Zahlungen fast ohne Ausnahme an die Bank verweisen, ohne daß sie durch seine Hände gehen; empfangene Checks reicht er zur Gutschrift ein. Zieht er unter diesen Umständen baares Geld aus der Bank, so ist dies ein Kassenüberfluß, den er, genau wie früher bei der eigenen Kassawirthschaft,

Digitized by Google

produktiver anlegt. Kann er später, bei Wiedereinlage dieses Betrages, der sich vielleicht erst nach langer Zeit nothwendig macht, die Zahlung desselben nicht direct an die Bank verweisen — was kaum anzunehmen ist — so würde jene Provision erhoben werden müssen. Diese besonderen Unkosten sind aber längst durch den gehabten höheren Zinsgenuß compensirt. Als Regel ist jedenfalls anzunehmen, daß der Girokunde bei rationeller Kassenführung die angeregte Provision nie zu zahlen hat, treibt er dagegen zwiefache Kassawirthschaft — die wohl zu unterscheiden ist von dem Uebergangsstadium zur vollen Entwickelung des Checksystems, während dessen überall noch der Kassagebrauch vor dem des Checks vorherrschen wird, und der noch manches Jahr den Contoinhaber zwingen muß, auf die baar eingehenden und baar zu leistenden Zahlungen durch einen vom Girobestande abgezweigten Kassavorrath Rücksicht zu nehmen — treibt also der Kontoinhaber zwiefache Kassawirthschaft, so muß er selbstverständlich oft und viel Provision zahlen. Da man nun gerade diesen Kassa-Dualismus bekämpfen will, so wäre es ganz berechtigt, auf alle direct vom Contoinhaber geleisteten Einzahlungen eine Art Steuer zu legen, welche etwa den Portokosten des jeweiligen Betrages auf eine mittlere Entfernung gleichkäme. Diese Provision soll kein finanzielles Erträgniß liefern, vielmehr ist sie geradezu nur festgesetzt, um nie erhoben zu werden. Allerdings müßte dann von der Bankleitung noch zweifellos ausgesprochen werden, daß Einzahlungen dritter Personen für einen Girokunden an dessen Wohnorte genau so behandelt würden, als die auswärts für denselben angenommenen Zahlungen, d. h. daß man über dieselben Quittungen ertheilt. Der Einwendung, daß dann jeder Girocontoinhaber unter dem Namen seines Kommis für sich einzahlen könnte, ist entgegenzuhalten, daß derartige Manöver, abgesehen von ihrer Unbequemlichkeit, sehr bald von der betreffenden Bankanstalt entdeckt werden würden. Jedenfalls enthält die Abneigung, Provision zu zahlen, einen sehr starken Anreiz zur Verallgemeinerung des Girosystems, denn Jedermann sucht Checks in Zahlung zu be-

Digitized by Google

kommen, und legt dadurch seinem Gegenpart den Gedanken nahe, sich ein Giroconto eröffnen zu lassen. Daß auf der anderen Seite das Publikum zu gewissen Verkehrserleichterungen förmlich gezwungen sein will, Erleichterungen, welche es später werthschätzt und sich ganz zu eigen macht, davon könnte die Reichspost mit ihren mannigfachen Neuerungen gar manches Beispiel erzählen.

Das Ideal des Depositenwesens schließt den Gebrauch von Kasse vollständig aus, und wenn dieses Ideal als solches nicht erreichbar ist, so muß doch das Streben der Allgemeinheit dahin gehen, ihm so nahe als möglich zu kommen. Alles, was bisher mäßiger Kassabestand war, sollte Depositum werden — hierzu sind die zum Tagesgebrauch bestimmten Kassen der Banken und Bankiers nicht zu rechnen, da sie gewissermaßen die Detailhandlungen der Großkaufleute sind, welche die Waare „Geld" führen; die Notenbanken sind vermöge ihrer eigenartigen Stellung bei den Erörterungen dieses Schriftchens stets ausgeschlossen —; dadurch wird etwas productiv gemacht, was bis dahin ganz oder beinahe unproductiv war. Innerhalb dieser gesammten Kassenbestände, welche in das Becken der Bank geflossen sind, ebbet und fluthet es hin und her; die Gesammtmasse verringert und vermehrt sich nicht, wie sich die Gesammtmasse des Oceans nicht merklich verändert, aber bald stehen die Fluthen an dieser Küste hoch, an jener niedrig, bald ist es umgekehrt. Das aber, was die Verdunstung der Masse entführt, fließt ihr in den Strömen wieder zu, genau wie beim Gesammtgirobestande die kleineren Beträge, welche der Verkehr gebraucht und abhebt, an einer anderen Stelle wieder zufließen. Dieser Zustand ist erreichbar und wird, so hoffe ich, erreicht werden, allerdings mittelst vieler Mühe, nach langer Zeit und unter vielen Kämpfen, denn Pionier-Arbeit ist schwer. Jedenfalls aber wird der Unbefangene zugestehen müssen, daß in Ansehung der Reichsbank das Wort eines nicht unbekannten Finanzmanns und Parlamentsmitgliedes unzutreffend war, wenn er sagt: „Das Alles kann aber nur durch Arbeit erzielt werden, und diese Arbeit werden nur solche Bank-

Digitized by Google

Institute verrichten, welche mit der Konkurrenz zu kämpfen haben; von privilegirten Banken oder Staatsanstalten wird man solche Dienstleistungen niemals erhalten[51]).“

Depositen und Banknoten.

Die Literatur über die Bankfrage war bisher wesentlich eine Literatur über die Banknotenfrage, ebenso, wie die Bankgesetzgeber fast immmer ihre Hauptaufgabe in der Regelung der Notenausgabe erblickten. Auch die Motive zum deutschen Bankgesetze sprechen sich in diesem Sinne aus[52]). Die Gründe dieser Erscheinung liegen klar zu Tage: man vindicirte der Banknote geheime Kräfte, deren Bannung und Beherrschung für so schwierig gehalten wurden, daß man dazu kunstvoller Zauberformeln zu bedürfen glaubte. Es ist unendlich viel über die Banknote und ihre Wirkungen im Verkehrsleben geschrieben und gesprochen worden, und doch ist praktisch herzlich wenig erreicht; nur darüber ist man einig geworden, daß man die sog. ungedeckte Banknote, d. h. diejenige, für welche nicht Metalldeckung im Tresor der emittirenden Bank liegt, als Uebel, aber als nothwendiges Uebel ansieht. Ich sage Uebel, weil das Facit der meisten Abhandlungen und Untersuchungen über das Wesen der Banknote eine überwiegende Schädlichkeit derselben ergab. Allerdings basiren die meisten dieser Untersuchungen auf Voraussetzungen, welche in Deutschland vor etwa zehn Jahren noch zutreffend waren, daß nämlich fast jede Notenbank sich bemühte, möglichst viele von ihren Noten so auszugeben, daß eine Präsentation an ihrer Kasse äußerst erschwert und nicht wahrscheinlich war, daß somit die Note der Probe auf ihre Einlösbarkeit nicht ausgesetzt wurde. Man erreichte dies durch alle möglichen Mittel; man hielt Agenten an den entferntesten Orten, welche gegen Provision die Noten ihrer Bank vertreiben mußten, man diskontirte zu einem auffällig niedrigen Zinsfuße mit der Klausel, den Erlös in fremden (wilden) Banknoten aus-

Digitized by Google

zuzahlen, man ertheilte billige Vorschüsse auf die Hinterlegung einfacher Accepte hin, mit der Bedingung, daß der Betrag in wilden Noten anzunehmen, jedoch in preußischen Noten zurückzuzahlen sei[53]). Diese und ähnliche Manipulationen sind zur Genüge gebrandmarkt worden; es erübrigt nur zu fragen, wie es möglich war, daß sie überhaupt vorgenommen und wiederholt durchgeführt werden konnten. Die Antwort ist dieselbe, welche auf die Frage gegeben wurde, warum die Einführung des Checkwesens erst jetzt in großem Stile geschah: Die politische Zerrissenheit Deutschlands und die damit zusammenhängende Heterogenität der Bankgesetzgebungen trug die Schuld. Sobald dasselbe Gesetz für alle Notenbanken des Reiches galt, begann die Selbstcontrole der Banken und bildeten sich die natürlichen Umlaufsgebiete für die Noten jeder Bank, aus welchen die fremden Circulationsmittel immer wieder ausgestoßen wurden. Ein ungesunder Zustand bringt auch ungesunde Erscheinungen hervor, und man sollte aus krankhaften Symptomen nicht Schlüsse auf die Erscheinungen bei normalem Zustande ziehen wollen, ohne ein sehr tüchtiger Arzt zu sein — ob aber Alle, die am Banknotenübel herumkuriren wollten, dies waren, ist doch sehr zweifelhaft. Betrachten wir hier nur diejenigen Wirkungen einer (theilweise gedeckten) Notencirculation, welche bei Existenz normaler Vorbedingungen sich zeigen, soweit dieselben eine Beziehung auf Depositen- und Checkwesen zulassen.

Der Hauptvorwurf, welcher der Emission nicht voll gedeckter Banknoten gemacht wird, ist der, daß um den nicht baar gedeckten Theil derselben die umlaufenden Zahlungsmittel eines Landes vermehrt und dadurch eine Werthverminderung des circulirenden Mediums, mit andern Worten eine Steigerung aller Waarenpreise, bewirkt würde. Diese Theorie, welche ihren Ausdruck in der berühmten Peels-Acte in England gefunden hat, hat schon gewichtige wissenschaftliche Anfechtungen erfahren; bestritt man auch nicht, daß eine Preiserhöhung bei Mehrausgabe von Banknoten wirklich stattfände, so bestritt man doch mit Recht, daß diese in gleichem Procentsatze stattfände, um welchen die

Digitized by Google

Circulation über den Metallvorrath hinaus vermehrt würde[54]), besonders aber erbrachte man den Beweis, daß in vielen Fällen die Mehrausgabe von Noten die Wirkung, nicht aber die Ursache erhöhter Waarenpreise sei. Die Gegner der nicht voll gedeckten Noten gingen von dem Principe aus, daß eine Bank im Stande sei, so viele Noten zu emittiren, als sie wolle, und zeigten nun an den voraussichtlichen Folgen der zu erwartenden „Notenüberschwemmung" die Schädlichkeit der Ausgabe solcher Noten. Ich will nicht von denen sprechen, welche den Grundirrthum begingen, Banknote und Staatskassenscheine zu indentificiren und die Note einfach als uneinlöslich zu betrachten. Diese beiden Geldsurrogate sind ja vollständig verschiedener Natur[55]); nur der Kassenschein ist uneinlöslich, und es ändert daran nichts, daß unsere Reichskassenscheine „von der Reichshauptkasse für Rechnung des Reichs jederzeit auf Erfordern gegen baares Geld eingelöst" werden sollen[56]), sowie daß ein Zwang zur Annahme derselben im Privatverkehr nicht stattfindet; es wird durch diese Bestimmungen zwar verhindert, daß die Kassenscheine je an Werth verlieren (unter Pari stehen), aber es steht nicht in der Hand des Publikums, das umlaufende Gesammtquantum durch Einlösung eines Theiles zu verringern; für jedes eingelöste Stück wandert ein anderes in den Verkehr, und dieser nimmt dasselbe sofort auf, da allen Staatskassen und Bankkassen der Kassenschein dem Baargelde gleich gilt. Auch im Privatverkehr wird Niemand die Annahme von Kassenscheinen oder guten Banknoten ablehnen, obgleich ebenfalls keine Verpflichtung zur Annahme der letzteren existirt[57]). Ein Geschäftsmann kann und wird unmöglich eine Zahlung zurückweisen, weil sie in (inländischem) Papiergelde geleistet werden soll. — Jene Annahme nun, daß es den Banken möglich sei, unbeschränkt ihre Noten in Umlauf zu bringen, ist irrthümlich. Sobald die Notenbanken erwarten müssen, ihre ausgegebenen Noten jeden Augenblick an ihrer Kasse wiedererscheinen zu sehen, um gegen Gold umgetauscht zu werden, und sobald die Wahrscheinlichkeit, daß dies geschieht, dadurch gesteigert wird, daß alle Concurrentinnen einer

Digitized by Google

Notenbank im eigenen Interesse deren Noten stets zur Einlösung bringen, werden sich die Banken wohl hüten, mehr Noten auszugeben, als sich nach ihrer Erfahrung bleibend im Verkehre halten, oder gar mehr, als sie bei Präsentation einzulösen im Stande sind, so lange das Umtauschbegehren nicht zum „Run" ausartet. Der Erfahrung, daß auch in schlimmen Zeiten nur Bruchtheile der ausgegebenen Notenmenge zur Einlösung vorgelegt werden, verdankt die Maxime der sogenannten Drittelbeckung ihre Existenz. Man glaubte — ob mit Recht oder Unrecht, muß dahingestellt bleiben —, daß ein Baarvorrath vom Betrage des dritten Theils der emittirten Noten, während die Deckung der verbleibenden zwei Drittel in guten kurzfristigen Wechseln bestand, genügend sei, um die regelmäßigen Bankverbindlichkeiten zu erfüllen, und schrieb den Banken gesetzlich dieses Deckungsverhältniß vor. Wenn nun aber die Banken ihren Notenumlauf beliebig vergrößern könnten, würden sie sich wohl besinnen, so viel Noten in den Verkehr zu werfen, daß sie — um für alle Fälle solvent zu bleiben — etwa halbe Deckung hätten? Und doch beweist ein Blick in die Zeitung, daß die Banken zuweilen 70, 80, 90 ja 100 % Baardeckung für die umlaufenden Noten haben. Eine künstliche Zuvielausgabe von Noten ist bei geregelten Geld- und Bank-Verhältnissen nicht möglich; je nach den Bedürfnissen des Verkehrs muß eine Notenbank ihre Circulation einschränken oder der vermehrten Nachfrage genügen. Liefe in einem Lande nur Metall um, so würden gleichfalls Schwankungen in der Ausdehnung der Circulation stattfinden und entweder durch Metall-Import oder aus den sog. Hoards [58]) zeitweilig bestritten werden. Ist in einem Lande Industrie und Handel im Aufschwunge begriffen, blüht die gewerbliche Thätigkeit, und spannen sich alle Kräfte an, um dem allgemeinen Zuge nach größtmöglicher Productivität der eigenen Arbeit zu folgen, so bedarf der Verkehr eines bei Weitem größeren Quantums von Umlaufsmitteln, als im Zustande des wirthschaftlichen Niedergangs und in einer Geschäftskrisis, wie die jüngste Vergangenheit allzu deutlich zeigt. Alle Preise steigen freilich im ersten Falle, nicht weil

Digitized by Google

mehr Banknoten im Verkehr sind, sondern der Verkehr gebraucht mehr Umlaufsmittel, weil eine Wertherhöhung aller Waaren eingetreten ist. Auf die Voraussetzung der Möglichkeit einer künstlichen Notenüberschwemmung Seitens der Banken basirt ein weiterer Beweis gegen die Existenzberechtigung der ungedeckten Note. Eine übergroße Notencirculation, argumentirt man, verdrängt das baare Geld, und zwar fließt dasselbe nach dem Auslande ab, weil das Ausland in Folge der hohen inländischen Waarenpreise starke Importe macht, aber die Noten nicht in Zahlung nimmt. Ist so mit der Zeit viel Metall abgeflossen und entsteht eine Reaktion, fühlt der Verkehr das Bedürfniß, die Circulation einzuschränken, so wird es den Banken schwer, ihre Noten in Metall einzulösen, das letztere gewinnt ein Agio, die Noten fallen im Werth und das Publikum hat den Schaden. Wollte man wirklich auch diese Theorie gutheißen, so wäre doch die Möglichkeit nicht außer Acht zu lassen, daß die Notencirculation sich auch deshalb absolut vergrößert, weil dem Publikum die Note als Zahlungsmittel bequemer ist, als das Metall, und bei der Silberwährung in ihrer Unbehülflichkeit war das thatsächlich der Fall. Diese Möglichkeit liegt bei einer in gutem Credit stehenden Bank sehr nahe, und die Folge ist dann, daß kolossale Massen von Edelmetall in der Bank liegen, während eine entsprechend kolossale Menge von Noten circulirt. Die absolute Menge derselben ist es nicht, welche schädliche Wirkungen hervorbringt, sondern das Deckungsverhältniß, die relative Menge. Hält eine Bank stets soviel Metall, daß sie jederzeit den Ansprüchen auf Einlösung ihrer Noten entsprechen kann, so kann ein Disagio auf dieselben ebensowenig eintreten, als ein Abfließen des Metalls aus Anlaß des starken Notenumlaufs. Fließt Metall nach dem Auslande ab, so wird es fast immer mittelst Noten aus der Bank gezogen, die Circulation verringert sich also um so viel, als der Baarfonds abnimmt, d. h. das alte Verhältniß bleibt annähernd bestehen, und die Restriction ist hier ein natürliche; es geschieht das, was die Peels-Acte künstlich erzwingen wollte. Edelmetall-Ausfuhren können

Digitized by Google

ganz andere Ursachen haben, als Banknoten-Ueberschwemmung, und haben sie auch in der Regel. (Vergl. S. 37.) Bei reinmetallischem Umlaufe würden derartige Fluctuationen gleichfalls stattfinden, und sie zu verhindern, giebt es kaum ein Mittel, es sei denn die dauernde Verbesserung des Wechselkurses. — Die Leichtigkeit, Noten ausgeben zu können, verführt nun — so sagen die Gegner der Zettelbanken — die letzteren dazu, leichtfertig zu diskontiren, d. h. alle möglichen Wechsel zu kaufen, deren schließliche Bezahlung ihnen sicher erscheint. Hierdurch werden einerseits Unmassen von Banknoten in den Verkehr gebracht und die „Ueberschwemmung" ist fertig, auf der andern Seite verleiten die leicht erhältlichen Credite das Geschäftspublikum zu unsoliden, schwindelhaften Unternehmungen, die Notenbanken tragen mithin dazu bei, die Stabilität der kaufmännischen Verhältnisse zu untergraben und Bankerotte herbeizuführen. Hier setzen nur die Anhänger des Depositensystems den ersten Hebel ein, und behaupten, eine derartige „Ueberspeculation" wäre unter der Herrschaft ihres Systems nicht möglich. Sie gehen dann zurück und weisen nach, daß unter der reinen Depositenbank in gleicher Weise weder eine Erhöhung der Waarenpreise noch ein Abfluß des Edelmetalls, wie ihn die Zuvielausgabe von Banknoten hervorbringen soll, stattfinden könne.

Was zuerst das leichtfertige Ertheilen von Credit anbetrifft, so ist die hierauf gehende Behauptung nicht ganz unhaltbar, indessen auch nicht in ihrem ganzen Umfange richtig. Bei der Notenwirthschaft giebt die Bank für angekaufte Wechsel ihre Noten aus, bei dem Depositensystem schreibt sie die Beträge dieser Wechsel gut und der Verkäufer verfügt mittelst Cheks über dieselben. Der letztere Umstand schlägt entschieden zu Gunsten des Depositensystems aus, denn da Noten nicht in den Verkehr kommen, können sie auch nicht gewissermaßen erhöhtes Angebot auf Waaren bilden, mithin auch nicht die Waarenpreise höher schrauben. Indessen repräsentirt doch auch der Check in diesem Sinne ein Angebot auf Waaren, und eine Gewährung von allzugroßen Crediten gebiert natürlich auch große Giroguthaben, diese laufen in Form

Digitized by Google

von Checks um und influiren deshalb ebensogut auf die Preise, als eine andere Form des Umlaufsmittels, die Banknote. Aber die Umlaufszeit des Checks ist an sich eine kurze, da derselbe so schnell als möglich zur Einlösung präsentirt werden muß, während es bei den Noten vom Belieben des Besitzers abhängt, sie einzulösen oder nicht, indessen bringt die Einlösung eines Checks durch Gutschrift auf ein anderes Conto dem letzteren eine Vermehrung, wird also Ursache, daß auf dieses Conto um diesen Betrag mehr durch Checks entnommen werden kann.

Was also die Kurzlebigkeit des Checks nach dieser Richtung hin bewirkt, ist einzig eine häufigere Prüfung der Solvenz der Bank durch stete Rückkehr zu derselben, bei welcher stets baare Einlösung gefordert werden kann. Giroguthaben wirken also in Form von Checks ebensogut auf die Preise ein, als Noten, nur nicht so intensiv, weil bei den einzelnen Umsätzen mittelst Checks nur wenige Personen betheiligt sind, während die Umsätze der Banknoten lange Ketten bilden, und weil durch die höhere Umlaufsfähigkeit der letzteren ein größeres Maß von Umsätzen durch einen Betrag in Banknoten als durch denselben Betrag in Checks bewirkt zu werden pflegt. Beide Umlaufsmittel haben aber das Gemeinsame, daß sie in gleicher Weise aus ungesunden Verhältnissen entstehen können, d. h. einem Credite entwachsen, welcher von Seiten einer Bank zu leichtfertig gegeben worden war, weil angenommen wurde, daß die Pflicht, jene auf den Credit hin geschaffenen oder den Credit schaffenden Noten oder Checks einlösen zu müssen, nicht zur Ausübung kommen werde. Daß eine Bank nicht in ungemessener Zahl sogenannte Geschäftswechsel, d. h. solche Wechsel, welchen wirkliche Handelsgeschäfte zu Grunde liegen, ankaufen darf, wurde schon im Jahre 1832 in England von hervorragenden Persönlichkeiten anerkannt[59]). Hat doch die Erfahrung gelehrt, daß selbst Wechsel, welche beim ersten Vorkommen unzweifelhaft für Geschäftswechsel gehalten werden mußten, dennoch Reitwechsel waren, weil sie vielleicht auf einer Prolongation beruhen, die nur zu erkennen ist, wenn auch der legitime erste

Digitized by Google

Wechsel durch die Hand des Prüfenden gegangen ist, oder weil die Deckung erst bei Verfall vom Aussteller an den Acceptanten eingesandt wird, wie es im Waarenhandel geschieht, wenn ein Fabrikant auf einen Posten Consignationswaaren so lange trassirt, bis er verkauft ist. — Die Kriterien eines „sicheren" Wechsels sind für eine Notenbank keineswegs immer zugleich die Kriterien eines diskontablen Wechsels; eine Person kann sehr reich und muß deßhalb noch lange nicht solide sein, und umgekehrt ist zuweilen ein Wechsel selbst dann „gut", wenn er nur die Unterschrift eines kleinen Geschäftsmannes trägt, wenn dieser als solide bekannt ist und dem Wechsel wirklich ein Geschäft zu Grunde liegt. Die Banken wissen dies auch besser, als sonst Jemand, und wer die Gefahr erkannt hat, findet unschwer eine Sicherung gegen dieselbe.

Behaupten nun aber die Gegner der Notenbanken, daß diese Gefahr eben darin liege, daß für die in ungemessenen Beträgen angekauften Geschäftswechsel stets Noten gegeben würden, und daß auf diese Weise der gesammte Metallumlauf sich endlich einmal in einen Notenumlauf verwandeln würde, so übersehen sie, daß die Gefahr in genau demselben Umfange bei dem von ihnen vertheidigten Depositensystem besteht. Worin besteht denn der Proceß des Diskontirens? Ein Kaufmann gebraucht den Betrag, welchen er an einen Kunden in Form von Waaren gesandt hat, sofort, um ein anderes gewinnbringendes Geschäft unternehmen zu können. Er schreibt einen Wechsel auf seinen Abnehmer aus und dieser acceptirt denselben; dadurch ist dem Käufer die Kaufkraft, welche in den Waaren steckte, zurückgegeben worden. Allerdings befähigt ihn der Wechsel nur, auf drei Monate Ziel zu kaufen; da er aber seiner Kaufkraft sofort benöthigt ist, so geht er zur Bank, verkauft seinen Wechsel gegen Noten und zahlt dafür als Entgelt den Zinsverlust bis zum Verfalltage des Wechsels. Mittelst der Noten erhält er unmittelbare Kaufkraft, aber noch lange kein baares Geld, doch kann er sich dasselbe durch Einlösung der Noten verschaffen. In den meisten Fällen werden jedoch die Noten behalten, da sie ja von Jedermann weiter in Zahlung genommen

Digitized by Google

werden. Der Verkäufer des Wechsels übergab also der Bank eine Schuldverschreibung, aus welcher zwei Personen verpflichtet waren, eine gewisse Summe nach drei Monaten zu zahlen; dafür übergab ihm die Bank eine Schuldverschreibung, aus der sie selbst verpflichtet war, dieselbe Summe (abzüglich der Zinsen) jeden Augenblick, bei Sicht zu zahlen: die Bank tauscht mit dem Verkäufer Schuldverschreibungen aus, welche sich nur dadurch unterscheiden, daß die eine sofort, die andere nach drei Monaten fällig ist. Also Kaufkraft gegen Kaufkraft, die eine sofortiges, die andere späteres Kaufen gestattend. Die Bank giebt in der Note also keineswegs etwas aus, das ohne Weiteres von ihr fabrizirt und in infinitum ausgegeben werden kann, vielmehr giebt sie Schuldscheine und empfängt dafür Schuldscheine, beiderseitig auf das Vermögen des Verpflichteten basirt. Dieser Umstand wird oft nicht beachtet; man lärmt über die ungezügelte Notenausgabe, und vergißt ganz, daß für die ungedeckten Noten zwar nicht baares Geld, aber doch Schuldverschreibungen (Wechsel) vorhanden sind, deren Werth doch meistens unzweifelhaft ist. Das Wort „ungedeckt" ist schlecht gewählt, es sollte heißen „nicht baar gedeckt".

Warum aber läßt sich der Wechselverkäufer die Schuldverschreibungen (Noten) der Bank geben, während er vielleicht gegen mäßigere Entschädigung die bei Sicht zahlbaren Sola-Wechsel irgend eines Privatmannes oder Privatbankiers haben könnte? Weil die Bank auf ihr bekanntes Vermögen einen allgemeinen Credit genießt, vermöge dessen ihre Noten von Jedermann anstandslos angenommen werden, während der Privatmann nur in einem engen Kreise denjenigen Credit genießt, welcher seinem Wechsel Abnahme verschafft. Der große Credit der Bank hat es mit sich gebracht, daß man davon absah, sich durch die Unterschriften aller derer, in deren Händen der Bank-Sola-Wechsel — die Note — war, vermehrte Sicherheit zu verschaffen, der Credit der Bank genügte an sich. Der letztere muß natürlich sinken, wenn die Bank nicht sofort und zu allen Zeiten bei Präsentation ihre Noten baar einlösen kann; wie sie das zu machen hat, muß ihr die Er-

Digitized by Google

fahrung lehren, und diese weist als äußerste Grenze auf die Drittelbedeckung hin. Diskontirt sie zu viel, so ist sie nicht im Stande, die massenhaft ausgegebenen Noten stets baar einzulösen, ihr Credit sinkt, ihre Noten werden nicht mehr angenommen, und der verderbliche Cirkel ist für sie geschlossen. Der beste Manometer für die Spannung des Credits bei einer Bank ist die stete Einlöslichkeit der Noten; so lange diese noch ohne Schwierigkeiten stattfindet, kann von einer generellen leichtfertigen Diskontirung nicht die Rede sein.

„Es können, der Möglichkeit nach, gerade so viel Geschäftswechsel erzeugt werden, wie Tauschgeschäfte gemacht werden", sagt einer der bedeutendsten Bekämpfer der privilegirten Zettelbanken[60]). Theoretisch läßt sich der Fall allerdings denken, aber wie sieht es mit der Praxis aus? Wird für jedes Tauschgeschäft ein Wechsel angefertigt, so ist die ganze Wirthschaftsgemeinde genau in derselben Lage, als existirten diese Wechsel nicht, denn was soll ein Verkäufer mit seinem Wechsel anfangen? In Zahlung geben kann er ihn nirgends, denn sobald er etwas kauft, entsteht ein neuer Wechsel, zu diskontiren braucht er ihn nicht, denn er kann von den Noten aus demselben Grunde keinen Gebrauch machen, — Jedermann behält also seine Wechsel und erhält bei deren Verfall baares Geld. Also genau dasselbe, als hätten sich sämmtliche Geschäftsleute Buchkredite gegeben; der Wechsel ist in diesem Falle nichts, als eine etwas gesichertere Form des Buchkredites. Praktisch ist somit jene Annahme nicht möglich; ein Diskontgeschäft und ein durch dasselbe begünstigter Notenumlauf kann nur existiren, wo ein Theil aller Zahlungen sofort baar, ein anderer durch später fällige Wechsel bewirkt wird. Daß aber nicht gerade nur den Banknoten die Eigenschaft beiwohnt, auf die Preise der Waaren einzuwirken, wie es die sog. Currency-Schule behauptet, geht daraus hervor, daß die Note nichts weiter ist, als ein Wechsel, ein Garantieschein auf kreditirtes Kapital, nur dient die Note dazu, die individuelle Garantie, welche der Wechsel durch die Unterschriften des Ausstellers, Acceptanten und der Giranten enthält, in eine

Digitized by Google

allgemeine, nämlich die der bekannten Bank, zu verwandeln[61]). Existirt in einem Lande, wo Kredit gesucht wird und baares Geld nicht überreich vorhanden ist, keine Notenbank, so wird an Stelle der Note einfach der Wechsel umlaufen, und wer langsichtige Wechsel hat, muß sie, um etwas kaufen zu können, gegen kurzfristige eintauschen, d. h. diskontiren; die Garantie läge dann in der großen Zahl von Unterschriften auf dem einzelnen Wechsel. Thatsächlich ist die Funktion der Banknote schon von derartigen kurzfristigen Wechseln versehen worden, so in Lancashire und dem West-Riding von Yorkshire[62]), wo sich das Verhältniß der umlaufenden Wechsel zu den Noten wie 10 : 1 stellte. Der Unterschied zwischen Wechsel und Note ist also ganz und gar kein principieller, sondern ein gradueller; wer Banknoten Geld nennt, muß auch Wechsel Geld nennen. Man kann also ebensowohl von willkürlicher Vermehrung der Wechsel, als von willkürlicher Vermehrung der Banknoten sprechen, und thatsächlich vermehren sich auch in Zeiten der Ueberspekulation die Wechsel in viel rapiderer Weise als die Banknoten.

Es fragt sich nun, ob die von der Banknoten-Emission behaupteten schädlichen Wirkungen sich nicht auch unter gleichen Voraussetzungen im Depositensystem zeigen. Beginnen wir wieder bei dem Wechsel, welcher zur Bank getragen und derselben zum Kauf angeboten wird. Diesmal ist die Depositenbank die Käuferin desselben. Dem Verkäufer wird der Erlös aus dem Wechsel auf sein Giroconto gutgeschrieben, und es steht ihm nun frei, über sein Guthaben durch ausgegebene Checks zu verfügen. Kauft er irgend eine Waare, so übergiebt er dem Verkäufer derselben einen Check, welchen dieser sofort zu realisiren sucht. Ist der Verkäufer selbst Inhaber eines Giroconto und hat er rationelle Kassawirthschaft, so läßt er sich den Betrag des Checks auf sein eigenes Conto gutschreiben und es hat somit ein Austausch zwischen den beiden Personen stattgefunden, ohne daß ein Geldstück bewegt worden wäre; die Waare hat ihren Inhaber, umgekehrt aber eine bestimmte Geldsumme im Keller der Bank ihren Besitzer ge-

Digitized by Google

wechselt. Hier spielt die Bank in bester Weise die ihr zugewiesene Vermittlerrolle zwischen Kapital-Angebot und -Nachfrage; für den Wechsel giebt sie Kredit, der auf ihr eigenes Kapital oder auf hinterlegte Depositen basirt ist. Indessen geht das Geschäft nicht immer so glatt. Zuweilen hat der Checkempfänger kein Bankconto oder er bedarf zu einer auswärtigen Remesse des baaren Geldes; er läßt alsdann den Check nicht gutschreiben, sondern erhebt ihn baar. Im ersteren Falle wird er sich mit den Noten der Bank begnügen, doch können ihm dieselben im zweiten Falle nichts nützen. Es zeigt sich hierin schon — wenn es überhaupt gezeigt zu werden braucht — daß das Depositensystem genau dieselben Chancen bietet, Geld oder Silber nach dem Auslande zu exportiren, wenn die Wechselkurse dazu anlocken, als das Notensystem; es ist sogar hier leichter, eine derartige Manipulation auszuführen, weil das Giroconto die Disposition über einen größeren, kompakteren Betrag von Edelmetall gewährt, als das Notensystem, da ein großer Betrag in Noten derselben Gattung immerhin schwer zusammenzuschaffen ist. Die Giroguthaben sind nach dieser Richtung hin insofern gefährlichere Passivposten, als der Notenumlauf, als sie zur Verfügung weniger Personen in großen Summen stehen, und allen Konjunkturen des Geldmarktes viel direkter ausgesetzt sind, als die Noten[63]).

Giebt auf der einen Seite die Bank ihre Noten für den Check, so beginnt der Umlauf derselben genau so, als seien sie für den diskontirten Wechsel direkt bezahlt, und es ist selbstverständlich, daß alle Erscheinungen eintreten, welche bei der direkten Notenausgabe eingetreten wären. Zu diesen gehört vor Allem, daß die Noten nicht in Zahlung genommen werden, wenn sie nicht jederzeit gegen Gold einlösbar sind. Daraus geht hervor: die Gefahr, jeden Augenblick der Anforderung zu begegnen, die Giroguthaben baar auszahlen zu müssen, behütet die Bank vor einem leichtfertigen Diskonto-System, und auch dann, wenn die Depositenbank nicht — wie hier angenommen wurde — zugleich Notenbank, wenn sie vielmehr reine Depositenbank ist, wird die Gefahr, nicht

Digitized by Google

jeden Check auf Anfordern sofort baar decken zu können, die Bankleitung zur Vorsicht in Bezug auf gewährte Diskonto-Kredite anhalten. Das regulirende Moment für eine jede Bankpolitik, gleichgültig ob bezüglich der Noten- oder der Depositenbanken oder einer gemischten Bank, liegt im richtigen Verhältnisse der Baardeckung zu den Verbindlichkeiten.

Es entsteht nun die Frage, ob die Checks, welche umlaufen, ohne baar ausgezahlt zu werden, also die Gutschrift-Checks, in gleicher Weise auf die Waarenpreise einzuwirken vermögen, als die bei Verfall in Geld umzutauschenden Checks. Sie wird beantwortet, indem man sich klar macht, was eigentlich bei dem Metallgelde, den Noten, Wechseln und allen andern Geldsurrogaten das in dieser Richtung wirkende Moment ist. Es liegt in der Kaufkraft, welche alle Geldzeichen haben, sei es, daß sie faktisch Kapital sind, wie das Metallgeld, sei es, daß sie creditirtes Kapital repräsentiren, wie die Geldsurrogate. Diese Kapitaltheile erscheinen im Verkehr als Geld-Angebot auf Waaren-Nachfrage oder sind umgekehrt Gegenstand des Waaren-Angebots. Man kann mit den Geldzeichen kaufen, so viel, als die in ihnen steckende oder durch sie vertretene Kaufkraft zuläßt; die letztere ist meßbar am Stande des Preises der zu kaufenden Waare, oder — richtiger ausgedrückt — der Preis ist der Maßstab für das Verhältniß von Angebot und Nachfrage zwischen Waaren und Geld, vorausgesetzt, daß ein dritter Faktor, die Herstellungskosten der Waaren, nicht Einfluß ausübt. Nun sagt ein hervorragender Volkswirthschaftslehrer: „Der Betrag der Kaufbefähigung, welche Jemand in Ausübung bringen kann, besteht aus allem Gelde, welches er besitzt oder welches man ihm schuldig ist, und aus seinem ganzen Credit“[64]). Der Girobestand ist nun unzweifelhaft eine Schuld der Bank an den Inhaber, mithin ein Theil seiner Kaufbefähigung. Genau also nach dem Maße, in welchem er von dieser Kaufkraft Gebrauch macht, wird diese die Wirkungen ausüben, welche man der Banknote und den Wechseln, überhaupt den Geldzeichen, zuschreibt, und je öfter und je mehr der Inhaber

Digitized by Google

mittelst seines Giroguthabens kauft, je schneller er Umsätze bewirkt, um so stärkeren Einfluß wird er auf die Waarenpreise ausüben. Nur ist nicht zu vergessen, daß diese Einwirkungskraft erst dann eine unnatürliche, gefährliche wird, wenn sein Giroguthaben in den Kellern der Bank nicht mehr baar gedeckt ist, weil erst dann eine künstliche Vermehrung der Umlaufsmittel des Landes eintritt. Die Symptome, daß das Deckungsverhältniß so schlecht ist, daß eine Krisis hereinbricht, zeigen sich in der Unmöglichkeit, zur Baarzahlung präsentirte Checks einzulösen. Wiederum liegt also im Deckungs-Verhältniß das Lebensprincip der Bank. Sind alle Girobestände baar im Keller der Bank vorhanden, so vertreten die umlaufenden Checks nur das baare Geld, ein Zustand, der bei der reinen, eigentlichen Girobank stattfindet, welche auch noch des Repräsentanten der Kaufkraft, des Checks, entbehren kann. Es wäre denkbar, daß in einem Lande das umlaufende Baargeld nach und nach gänzlich in die Tresors der Depositenbanken wandert, dort aufgespeichert wird und die ihm innewohnende Kaufkraft nur noch durch Checks repräsentiren läßt. Dieses wäre der gesündeste und wünschenswertheste Zustand des Geldwesens: ein Maximum von Umsätzen und Geschäften mittelst eines Minimums von Münze bewerkstelligen zu können. Die Geldverdrängung, welche der Banknote vorgeworfen wird, findet im Depositensystem noch viel mehr statt, als im Notensystem, wie das Beispiel Englands zeigt, aber keineswegs zum Schaden des Landes. Geldverdrängung ist eben nicht synonym mit Geldabfluß nach dem Auslande; es kann ungemein viel Geld aus dem Verkehr gedrängt sein, ohne daß ein Münzstück exportirt worden wäre; dieses „verdrängte" Geld liegt dann eben in den Kellern der Banken. Diese Erscheinung, welche auch in gewisser Beziehung beim Notensystem eintreten kann, wird von vielen Oekonomisten nicht beachtet. Schädigend wird die Einwirkung des Depositensystems erst, wenn leichtfertig diskontirt wird, weil dann die Depositen zum Theil aus Crediten bestehen, welche die Bank ihren Kunden eingeräumt hat. Erst die Checks, welche auf dieses creditirte Kapital ausgestellt werden, wirken in

Digitized by Google

einer Weise ungünstig auf die Preise ein, welche zu vermeiden wäre, genau so, als ob für den creditirten Betrag Noten ausgegeben oder neue Wechsel ausgestellt werden. Nur die Intensität der Einwirkung ist eine verschiedene, wie schon oben gezeigt; sie richtet sich nach der Umlaufsgeschwindigkeit und der höheren oder geringeren Umlaufsfähigkeit des Geldsurrogats. „Es geht also hieraus hervor, daß Banknoten ein wirksameres Instrument sind, Preise steigen zu machen, als Wechsel, und diese wiederum wirksamer, als Buchcredite“ [65]). Der Check, welcher immer wieder zur Gutschrift eingeliefert wird, ist Buchkredit, der Check, welcher zur baaren Einlösung vorgezeigt wird, ist einer Banknote gleichwerthig, und da Banknoten eine stärkere Einwirkung auf die Preise ausüben können, als Buchkredite, so muß die baare Einlösung des Checks vermieden werden und die Gutschrift die Regel bilden. Es liegt im eigensten, wohlverstandenen Interesse einer Depositenbank, mit allen möglichen Mitteln darauf hinzuwirken, daß der Check meist zu Uebertragungen benutzt — mithin zur Gutschrift eingeliefert — und nicht ohne Bedürfniß zur Zahlung präsentirt wird. „Die höchste Stufe dieser Entwickelung (der ausgebildeten Creditwirthschaft) wird erreicht, wenn das Metallgeld, die Münze, als Tauschmittel fast nirgends mehr sichtbar bei den Umsätzen zum Vorschein kommt, während es nach wie vor als Preismaß und gesetzliches Zahlungsmittel fungirt: Jedermann hat den rechtlichen Anspruch auf die Auszahlung seiner Forderungen in Münze, aber wegen der Festigkeit des Vertrauens in die als Tauschmittel dienenden Creditformen macht er thatsächlich von diesem Anspruch nicht Gebrauch“ [66]). Daß es schwer ist, dort, wo das Checksystem erst Wurzel faßt, die Neigung der Contoinhaber zu besiegen, ihr zinsloses Guthaben möglichst niedrig zu halten und dafür zu Haus mit eigener Kasse weiter zu wirthschaften, ist erklärlich, theils aus Gründen der Gewöhnung, theils wegen der Abneigung der Menschen, sich von handgreiflicher Kasse zu trennen. Wo aber die doppelte Kassawirthschaft herrscht und die einzelnen Kassen unverminderte Be-

Digitized by Google

stände haben, wird auch jeder weiße Check zur Zahlung präsentirt, der Betrag jedes rothen Checks abgehoben bez. eingezahlt. Anstatt Nutzen und Erleichterung hat der Verkehr nur Schaden und Erschwerung, ebenso hat die Bank bei einem minimalen Guthaben doppelte Arbeit gegenüber derjenigen unter der Herrschaft rationellen Checkgebrauchs. Die doppelte Kassawirthschaft befreiet den Verkehr nicht von Banknoten und führt doch gleichzeitig ein anderes Geldsurrogat, den Check ein, mit andern Worten bringt die unverstandene und unverständige Handhabung des Giroverkehrs dem Verkehre und der Depositenbank Schaden, dem Contoinhaber aber keinen Nutzen, denn was er an Zinsen durch sein kleines Guthaben zu sparen sucht, verliert er durch seine beibehaltene Kassaführung, durch Arbeitsvermehrung und Risiko.

Kehren wir zum Vergleiche des Banknotensystems mit dem Depositensystem zurück. Das letztere hat, wie aus den bisherigen Ausführungen hervorgeht, unleugbar große Vortheile vor dem ersteren, indessen ist es doch übertrieben, demselben alle Gefährlichkeit für das Gemeinwesen abzusprechen, die man dem Notensystem wieder — gleichfalls übertrieben — nachsagt. Stellen wir uns eine reine Depositenbank vor, d. h. eine solche, welche keine Notenausgabe nebenbei betreibt, sondern einzig und allein aus dem Depositengeschäft ihren Gewinn erzielt. Ist der Kundenkreis einer solchen genügend groß und ohne Lücken, so wird die Erscheinung eintreten, daß der größte Theil aller Checks zur Gutschrift gelangt und nur ein Minimum zur Einlösung präsentirt wird. Auf die Erfahrung hin, daß von Baardeckung nur ein geringer Betrag aus der Bank gezogen zu werden pflegt, kann die Leitung derselben ein Diskontogeschäft im größten Maßstabe eröffnen. Die Beträge der bei ihr diskontirten Wechsel schreibt die Bank ihren Kunden gut, diese verfügen mittelst Checks über dieselben, und da diese Checks immer wieder einem andern Kunden gutgeschrieben, anstatt ausgezahlt werden, so kann die Bank die Grenze ihres Diskonto-Credites ganz erheblich ausdehnen, ohne in Verlegenheit betreffs des kleinen Theils der baar zu zahlenden Checks zu kommen. Kasse wird freilich nur wenig eingehen, denn solche Kunden, welche

Digitized by Google

starke Beträge von Wechseln an die Bank verkaufen, werden schwerlich in der Lage sein, ihre eigenen Wechsel bei Verfall baar zu decken, da ihnen die Bank den Erlös ihrer Diskontirungen auf Giroconto gutschreibt und sie nur Checks auf dasselbe an Zahlungsstatt abzugeben vermögen. So kann es kommen, daß Wechselportefeuille und Depositenverkehr einer solchen Bank bedeutend anschwellen, während nur ein ganz ungenügender Kassabestand vorhanden ist. Tritt in normalen Zeiten eine außergewöhnliche Nachfrage nach Kasse ein, so ist diese leicht dadurch zu befriedigen, daß die Bank einen Theil ihrer Wechsel weiter diskontirt oder ein Lombarddarlehn auf dieselben aufnimmt; anders verhält sich dagegen die Sache in einer Krisis. Es ist dann oft vollständig unmöglich, auch gegen beste Sicherheiten baares Geld zu erlangen, auf der andern Seite will der Anspruch an Kasse befriedigt sein, und die Bank muß alles Verfügbare an Metall zusammenraffen, um die ersten Kunden zu befriedigen. Ist aber ihr Metallvorrath erschöpft, auf welche Weise verschafft sie sich weiter Kasse? Will sie ihre Wechsel ablaufen lassen, so beschwört sie neue Nachfrage nach Baargeld herauf, denn ihre Kunden sind gewöhnt, mit den Guthaben zu bezahlen, welche ihnen aus früheren Diskontirungen her zukamen; wird ihnen nicht weiter diskontirt, so verlangen sie wenigstens den Betrag ihres Giroguthabens baar, Kasse hat indessen die Bank nicht, folglich muß sie die abgegebenen Checks selbst als Baarzahlung annehmen. Jetzt steht die Bank vor der Insolvenz, denn das Mißtrauen hat sich gewöhnlich schon so weit gesteigert, daß Niemand warten will, bis seine Accepte fällig werden, vielmehr zieht Jeder schleunigst das zurück, was er bei der Bank niedergelegt hat, und die Bank ist nicht in der Lage, die anstürmenden Gläubiger zu befriedigen[67]). Schlimmer ist die Lage noch, wenn die betreffende Depositenbank auch Centralbank eines Landes wäre, denn für eine solche ist es selbst unter den ungeheuersten Opfern unmöglich, in kritischen Zeiten Geld zu bekommen, während dies Provinzialbanken noch eher möglich ist, wenn die Krisis nicht allzu umfassend ist. —

Auch unter dem Depositensystem ist, wie ich dargelegt habe,

Digitized by Google

eine ungesunde Credit-Ertheilung und Borg-Entwickelung sehr wohl möglich, und nur eine geschickte, loyale Bankpolitik vermag die Grenze zu finden, bis zu welcher ohne Gefährdung der Gemeininteressen Credite ertheilt werden dürfen. So gut, als in einem Lande — um den Ausdruck eines der berühmtesten Ökonomisten zu gebrauchen — Handel und Industrie sich auf den Dädalus-Flügeln des Papiergeldes hochheben können,[68]) ebenso gut können sie auch auf den nicht minder wächsernen Flügeln des Checkgeldes zu einer gefährlichen Nähe der Sonne emporsteigen. Es wäre am Besten, wenn durch das Gesetz vorgeschrieben würde, welcher Procentsatz der Baardeckung im Minimum gehalten werden muß, oder es muß der Bank die periodische Veröffentlichung ihres Status vorgeschrieben werden. Das Recht, einer Depositenbank derartiges vorzuschreiben, ist genau dasselbe, welches den Notenbanken die Drittelbeckung zur Pflicht macht. So wenig, als eine solide Notenbank in dieser Beziehung nur nach dem Buchstaben des Gesetzes handeln wird, wenn sie weiß, daß die Ansprüche an ihre Kasse nicht ganz zweifellos durch die Drittelbeckung zu befriedigen sind, so wenig ist es einzusehen, warum man nicht einer reinen Depositenbank eine ähnlich, oder, wenn sie nicht Centralbank ist, noch niedriger fixirte Deckung vorschreiben sollte, wenn sie nicht zur Veröffentlichung ihres jeweiligen Status anzuhalten ist. Nach Lage unserer dermaligen Gesetzgebung springt es in das Auge, daß eine Verbindung des Noten- mit dem Depositensystem ungleich größere Garantien für eine rationelle Bankpolitik giebt, als das Depositensystem allein, dem gesetzliche Schranken noch nicht auferlegt sind. Sind beide Systeme verbunden, so wird die Bank deßhalb, weil ihr aus dem Notengeschäft schon zinsloses Kapital zuströmt, und weil ihr Notenprivilegium sie in gewisse Schranken bannt, vermöge deren sie nur genau bestimmte Geschäfte betreiben darf, nicht in der Lage sein, ihre Depositen lohnend verzinsen zu können; der Betrag der letzteren wird, sobald sie zinslos bleiben, nur so hoch sein, als die Kassenbestände der Deponenten vorher betrugen, und nicht hoch genug, um den Depositenbestand in ein Mißverhältniß zu den umlaufenden Noten

Digitized by Google

zu bringen. Die vorgeschriebene Drittel-Deckung, welche ja durchschnittlich halbe und noch höhere Deckung zu sein pflegt, beträgt allein wohl so viel, als die Depositen (bei der Reichsbank pflegten in den letzten Jahren die Baarbestände das Mehrfache der Giroguthaben zu bilden), die Garantie für die letzteren besteht aber wesentlich in der Veröffentlichung des Bankstatus, die den Notenbanken vorgeschrieben ist. Außerdem spart die Bank die baare Kasse, wo die Auszahlung von Checks für inländisches Geldbedürfniß verlangt wird, weil sie hier ihre Noten verwenden kann, während die reine Depositenbank auch hier schon baare Kasse zahlen müßte. Die Verbindung des Notengeschäfts mit dem Depositengeschäft hat ferner das Gute, daß die Bank in den Depositenbeständen eine vortreffliche Controluhr für die Höhe des Diskontes und die richtige Leitung der Notenemission hat. Sobald sie zu große Leichtigkeit im Diskontiren eintreten läßt, wird das Depositenconto ungewöhnlich stark anschwellen, denn es lassen sich die Noten dem Verkehr nicht aufdrängen. Hält sie den Disconto zu hoch und zieht dadurch einen Theil der Umlaufsmittel aus dem Verkehr, so vermindern sich die Depositen.[69]) Das Depositenconto giebt ein vorzügliches Barometer für den Stand der Bank ab, denn sobald die Depositen schnell und erheblich anschwellen, ist der Schluß berechtigt, daß die Kaufleute einen höheren Diskontsatz erwarten und noch billig diskontiren wollen, sobald der Diskonto erhöht ist, fließen die Beträge langsam ab, weil man nur ungern mit größeren Opfern diskontirt, reduciren sich endlich die Depositenbeträge auf ein Minimum, so darf man annehmen, daß eine Diskont-Ermäßigung bevorsteht und daß auf diese hin der Verkauf von Wechseln suspendirt ist und inzwischen das Giroguthaben möglichst in Anspruch genommen wird. Gerade entgegengesetzt der Bewegung des Depositencontos wird die des Banknotencontos sein; wird das Erträgniß der Wechsel-Diskontirungen auf Giroconto gutgeschrieben, so schränkt sich der Notenumlauf dadurch ein, daß für die bezahlten Wechsel viele Noten zurückkehren, während nur wenige ausgehen; heben die Girokunden ihr Guthaben ab, so werden sie zuerst mit Noten bezahlt, und soviel, als der

Digitized by Google

Verkehr von diesen aufnehmen kann, fließt bei gleichzeitiger Verminderung des Depositenbestandes ab, erst der Rest wird in Kasse abgehoben.[70]) — Der größte Vortheil, der nach Lage der jetzigen Gesetzgebung aus der Verbindung des Notengeschäfts mit dem Depositengeschäft entspringt, ist die den Notenbanken vorgeschriebene periodische Veröffentlichung ihres Status, welche selbstverständlich auch alle Bewegungen der Depositen zur öffentlichen Kenntniß bringt. Immerhin bleibt bei der Amalgamirung beider Systeme der Grundsatz festzuhalten, daß auch bezüglich der Checks die stete Einlösbarkeit gesichert bleibt, und daß nicht auf deren Kosten die Noteneinlösbarkeit gesteigert wird. Dazu ist nothwendig, daß die Probe auf die Einlösbarkeit der Checks immer wieder gemacht wird, und zwar durch schleunige Präsentation jedes empfangenen Checks bei der Bank. Ist auch die Gutschrift Regel, so markirt sich doch jeder Bedarf baaren Geldes durch Zahlungsverlangen, und so oft ein solches gestellt wird, so oft wird die Bank daran erinnert, das rechte Maß in der Baardeckung der Depositen einzuhalten. Die vorhin erwähnten Veröffentlichungen des Bankstandes sind indessen geeignet, diese Proben zu ersetzen. Die schon früher berührte verstärkte Gefährlichkeit der Girokapitalien als Passivposten der Bank in den Händen von relativ wenigen Personen involvirt auch einen verstärkten Einfluß derselben auf den Baarschatz, und dieser Einfluß kann zu gewissen Zeiten bei falscher Politik der Bank schwere Verlegenheiten bereiten.[71]) Auch im verschmolzenen System muß das Prinzip dasselbe bleiben. Banknoten sind Zahlungmittel, welche jeden Augenblick gegen Baargeld eingelöst werden *können*, Checks dagegen sind Zahlungsmittel, welche fortwährend und schnell zur Einlösung (durch Gutschrift oder Baarzahlung) gebracht werden *müssen*. Die Wirthschaft auf den Credit der Bank (Notensystem) *wird* gesund sein, sobald stets die Probe auf die Zahlungsfähigkeit der Bank gemacht wird, die Wirthschaft auf den Credit des Einzelnen (Checksystem) *muß* es sein, sofern auch hier stets die Solvenz geprüft wird.

Digitized by Google

Das Check-Gesetz.

Es mußte die Kenner der einschlägigen Gesetzgebung seltsam berühren, als in einer der Sitzungen des Deutschen Reichstages gegen Ende des Jahres 1874 bei Gelegenheit der Berathung des Bankgesetzentwurfes unter anderm aus der Mitte des Hauses der Antrag gestellt wurde, daß „die eigenthümliche Art von Anweisungen, welche die technische Sprache mit dem Namen „Checks" bezeichnet, in Zukunft von dem Wechselstempel befreit sein sollte", und darauf von Seiten der Regierung erwidert wurde „es sei nicht räthlich, die ohnehin schon so umfassende und mühevolle Aufgabe der gegenwärtigen Vorlage noch mit dieser besonderen Lösung zu erschweren" [72]). Seit dem 1. Januar 1870 bestand nämlich schon ein Gesetz zu Recht, welches in Bezug auf die Checks bestimmt: „Befreit von der Stempelabgabe sind: die statt der Baarzahlung dienenden, auf Sicht zahlbaren Platzanweisungen und Checks (d. i. Anweisungen auf das Guthaben des Ausstellers bei dem die Zahlungen desselben besorgenden Bankhause oder Geldinstitute), wenn sie ohne Accept bleiben" [73]). Indessen war dieser Zwischenfall bezeichnend für die Auffassung, welche man im Handelsverkehr von der Tragweite des angezogenen Gesetzes hatte. Die Fassung des Paragraphen ist nämlich wie kaum eine andere geeignet, Unsicherheit darüber entstehen zu lassen, welches denn die Kriterien eines Checks seien. Unmittelbar vor der angeführten Stelle des Gesetzes ist nämlich bestimmt, daß die „an Ordre lautenden Zahlungsversprechen (billets-à-ordre) und die von Kaufleuten oder auf Kaufleute ausgestellten Anweisungen (Assignationen) jeder Art auf Geldauszahlungen, Akkreditive und Zahlungsaufträge, gegen deren Vorzeigung oder Ausführung die Zahlung geleistet werden soll, ohne Unterschied, ob dieselben in Form von Briefen oder in anderer Form ausgestellt werden," stempelpflichtig sind. Die Definition des Checks nun, welche das Gesetz selbst giebt, ist so ungenügend als möglich, denn jeder Check, in welcher Form er

Digitized by Google

auch ausgestellt sei, wird immer zugleich ein Zahlungsauftrag sein, gegen dessen Auslieferung die Zahlung geleistet werden soll. Wo sind nun die Kennzeichen, welche diese besondere Art der Zahlungsaufträge, welche Checks heißen und stempelfrei sind, von denen unterscheiden, die nicht Checks sind und gestempelt werden müssen? Juristisch mögen solche bestehen, die Praxis kennt sie nicht. Auf welche Weise soll der Aussteller im Contexte des Schriftstückes dieses ausdrücklich als eine Anweisung auf sein Guthaben bei dem seine Zahlungen besorgenden Bankhause bezeichnen, so daß diese Anweisung von Jedermann sofort als Check erkannt wird? Die Unsicherheit über diese Punkte war so groß, daß thatsächlich fast jedes Papier, welches in irgend einer Form eine Geldauszahlung verlangte, gestempelt wurde, besonders dann, wenn es auf einen anderen Handelsplatz als seinen Ausstellungsort lautete, denn Niemand wollte sich der Gefahr aussetzen, eine Strafe vom fünfzigfachen Betrage des hinterzogenen Stempels zahlen zu müssen. Es kam sogar vor, daß Papiere, welche in ihrem Texte ausdrücklich als Checks bezeichnet waren, nicht eher von dem bezogenen Bankhause bezahlt wurden, als bis sie gestempelt waren, da das Haus die Consequenzen fürchtete, die ihm aus der einmaligen Vernachlässigung dieser Form dem Aussteller gegenüber erwachsen konnten. Diese Umstände mögen auch von entscheidendem Einflusse auf die Fassung gewesen sein, welche das Reichsbank-Direktorium den weißen Checks der Bank gab; diese haben, wie schon früher erwähnt, die Form einer Quittung und enthalten nicht den Namen des Checknehmers, obwohl das letztere gewiß auch der Leitung der Bank wünschenswerth erschienen sein mag. Jedenfalls ist im Handelsstande das Bedürfniß nach einem Checkgesetze, welches die rechtlichen Begriffe im Rahmen des Checkwesens regelt, äußerst fühlbar, und es ist daher mit Freuden zu begrüßen, wenn es sich bewahrheitet, daß die Reichsregierung demnächst mit dem Entwurfe eines solchen Gesetzes vor das Parlament treten werde.

Im Nachstehenden sollen nun an der Hand der englischen und französischen Gesetzgebung diejenigen Punkte bezeichnet wer-

Digitized by Google

den, deren gesetzliche Feststellung für deutsche Verhältnisse wünschenswerth erscheint. Um zuerst die Frage des Stempels zu erörtern, so ist es ohne Zweifel nothwendig, daß Checks von der Stempelsteuer befreit bleiben. Es wäre zweifelsohne eine arge Beeinträchtigung der jungen Verkehrsform, wollte man sie mit einer Steuer belasten. Die Wirkungen derselben würden lähmende für die Entwickelung des so überaus wichtigen und der Pflege werthen Depositen- und Giroweſens sein; ja es hieße die Existenz der ganzen mühseligen Einrichtung der Reichsbank in Frage stellen, wollte man sich der Besteuerung zuneigen.

Das Checkgesetz selbst müßte vor allen Dingen eine deutliche Definition des Begriffes und der äußeren Kennzeichen des Checks geben. Das französische Gesetz könnte als Muster dienen; es besagt, daß der Check ein Schriftstück in der Form einer Zahlungsanweisung sei, welches dem Aussteller dazu dient, ein flüssiges Guthaben bei dem Bezogenen ganz oder zum Theil zu eigenen oder eines Dritten Gunsten abzuheben, und zwar muß diese Anweisung vom Aussteller unterschrieben, datirt und an eine Person adressirt sein, welche thatsächlich ein Guthaben des Ausstellers in ihren Büchern hält. Hiermit stimmt die englische Definition im Wesentlichen überein[74]). Für Deutschland wäre es wünschenswerth, daß im Texte des Checks, zum Unterschiede von anderen Anweisungen, ausdrücklich zu bemerken wäre, daß der Check wirklich auf ein bestehendes Guthaben des Ausstellers laute, was die ausländische Gesetzgebung als selbstverständlich annimmt und nicht vorschreibt. Ob die Bezeichnung „Check" im Texte des Schriftstückes diesen Vermerk zu ersetzen im Stande ist, scheint mir zweifelhaft.

Der Check in England und Frankreich muß (wie auch in Deutschland nach dem Stempelgesetze) stets bei Sicht zahlbar sein; er kann lauten auf den Inhaber, an Ordre oder an eine bestimmte Person. Die letzteren beiden Formen setzen natürlich für den Fall der Weitergabe eine Indossirung voraus, doch gilt ein in Blanko girirter Ordre-Check in England für einen Inhaber-Check. Auch der Check auf den Inhaber kann in England girirt

Digitized by Google

werden, und für deutsche Verhältnisse wäre es sogar äußerst wünschenswerth, daß auch diese Gattung von Checks girirt werden müßte. Soll das Publikum Vertrauen zu dem neuen Verkehrsmittel gewinnen, so ist es nothwendig, daß diejenigen Formen gesetzlich vorgeschrieben werden, welche am meisten geeignet sind, dieses Vertrauen zu erwecken; zu diesen Formen gehört vor Allem das Indossament, dessen Zweck und Wirkung durch den Wechsel- und Effekten-Verkehr ziemlich bekannt geworden ist und von dem man mit Recht annimmt, daß es durch jede Wiederholung die Sicherheit des indossirten Papiers vermehre. Das neue französische Gesetz schreibt vor, daß jeder Check, auch der auf den Inhaber gestellte, von Demjenigen quittirt sein muß, der ihn erhebt, sowie ferner, daß diese Quittung datirt sein muß. Wer einen nicht ordnungsmäßig quittirten Check bezahlt, verfällt in eine Strafe von 50 Frcs. Das Datiren ist von Werth bei Entscheidung der Frage, ob ein Check innerhalb der gesetzlichen Frist nach seiner Ausstellung zur Zahlung präsentirt worden sei. Während das französische Gesetz dem Inhaber für Checks auf den Platz 5 Tage, für Checks auf auswärtige Plätze 8 Tage einschließlich des Ausstellungstages Zeit giebt, um Zahlung zu verlangen, widrigenfalls der Anspruch gegen die Indossanten oder — falls inzwischen das ursprüngliche Guthaben abgehoben ist — auch gegen den Aussteller verloren geht, hält sich das englische Gesetz in dem unbestimmten Ausdrucke, der Check müsse in „angemessener" (reasonable) Zeit zur Zahlung präsentirt werden. In der Praxis wird dieser Ausdruck als gleichbedeutend mit dem Tage nach dem Datum des Empfangs erachtet, und ältere Checks werden in der Regel nur nach nochmaliger Anfrage beim Aussteller vom Banker bezahlt. Ist der Checkinhaber nicht zugleich der erste Checknehmer, sondern hat er den Check schon aus zweiter oder dritter Hand empfangen, so muß er ihn am Tage nach Empfang präsentiren oder, falls er nicht am Zahlungsorte wohnt, mit der Post des nächsten Tages absenden. Zwar behält der Check in England 6 Jahre Kraft, doch nur dann, wenn die bezogene Bank nicht fallirt; selbstverständlich wird er auch werthlos, wenn der Aus-

Digitized by Google

steller inzwischen insolvent wird. Auch für Deutschland würde es sich empfehlen, möglichst kurze, aber bestimmte Fristen für die Präsentation des Checks zur Einlösung festzusetzen, da der Check, wie nicht oft genug betont werden kann, kurzlebig sein muß; innerhalb dieser Frist hätte dann eventuell wechselmäßiger Regreß gegen Indossanten und Aussteller stattzufinden.

Die Angabe des Ortes und Datums der Ausstellung sind für deutsche Verhältnisse aus vielen Gründen genau so nothwendig, als in anderen Ländern. Ob in Bezug auf das Datum die strengen Bestimmungen des französischen Gesetzes zu adoptiren sein würden, welche jede unrichtige (also Ante- oder Post-) Datirung des Checks, ebenso wie die Angabe eines falschen Ausstellungsortes, mit einer Strafe von 6 % des Checkbetrages belegen, oder ob die mildere Fassung des englischen Gesetzes anzunehmen ist, nach der Vor- und Nachdatirung erlaubt ist, jedoch mit der Maßgabe, daß der Banker auf seine Gefahr nicht vor dem Datum der Ausstellung einen Check bezahlen darf, — das ist eine der sogenannten Opportunitätsfragen. Man könnte die falsche Datirung untersagen, unter der Androhung, daß eventuelle nachtheilige Folgen derselben dem Aussteller zur Last fallen würden, ohne sie gerade mit Strafe zu belegen. Dagegen erscheint es mir im höchsten Grade wünschenswerth, daß die Bestimmung des französischen Gesetzes angenommen wird, nach der die Ausstellung und Ausgabe eines Checks, für welchen Deckung nicht vorhanden ist, mit einer Strafe von 6 % des Checkbetrages geahndet wird, abgesehen von eventuell noch verwirkten kriminellen Strafen. Unsere Gesetzgebung muß, wie schon oben bemerkt, den Zweck im Auge behalten, den Check mit Garantien zu umgeben, welche geeignet sind, ihn beim Publikum zu akkreditiren und damit für den allgemeinen Gebrauch zu befähigen. Kommt nun der Fall oft vor, daß ein Check nur ausgegeben ist, um einen augenblicklichen Cassamangel zu verschleiern, und gelangt er dann im Wege des Regresses wieder an den Aussteller zurück, so wird der Credit des Zahlungsmittels sehr bald sinken und Niemand wird schließlich einen Check in Zahlung nehmen wollen, weil er

Digitized by Google

ihn nur schwer weiterzugeben vermag, während ihm das Inkasso vielleicht zu unbequem ist. Es ist ja richtig, daß der Check, wie der Wechsel, hauptsächlich auf den Credit des jeweiligen Inhabers hin vom Nachmanne genommen wird, doch aber wird hier wie dort die Annahme des Papiers beanstandet werden, wenn die Wahrscheinlichkeit vorliegt, daß der Bezogene nicht bezahlt, denn außer der Unannehmlichkeit des Regreßweges kommt auf jeden Inhaber noch ein Obligo für sein Indossament. Ich kann mich hinsichtlich dieses Punktes nicht der Meinung Hildebrandt's anschließen, dem diese Bestimmung eine überflüssige Beschränkung des Checkverkehrs zu sein scheint, „da die Möglichkeit des Regresses auf den Aussteller und die Thatsache, daß Geschäftsleute, die mit einander verkehren, sich im Allgemeinen genügend kennen, um zu wissen, inwieweit sie sich auf einander verlassen können, ein genügender Schutz gegen Betrug und Schwindel auf diesen Gebieten sei, wie die Erfahrung in England zeige“[75]). Die Erfahrung ist aber in England schon so alt, daß die Auswüchse der Einführungszeit längst abgestoßen sind; außerdem wird das Ausgeben eines Checks, für welchen man erst schleunigst Deckung beschaffen will, vom Geschäftsmann in der Regel noch nicht zur Kategorie des Schwindels oder Betruges gezählt, oder sagen wir, er sieht darin eine Art von pia fraus. Thatsächlicher Schwindel, wie das Abgeben eines Papiers als Check auf einen Bankier, mit welchem der Aussteller gar keine Rechnung hat, wird auch in England als falsche Vorspiegelung (false pretence) betrachtet, ebenso Betrug mittelst gefälschter Checks. Daß man es an zuständiger Stelle für möglich und wahrscheinlich hält, daß hier oder da, absichtlich oder unabsichtlich ein ungedeckter Check zur Ausgabe gelangt, beweist die Bestimmung in den Girovorschriften der Reichsbank, daß bei Vorkommen von nicht vollgedeckten Checks das Conto des Ausstellers geschlossen werden solle. Selbstverständlich ist diese Bestimmung eine fakultative, nach Lage des Falls anzuwendende, und sie kann die Wirkung einer gesetzlichen Vorschrift nicht erreichen.

Für die crossed cheques — bei der Reichsbank diejenigen

Digitized by Google

Checks, welche quer über den Text den Vermerk: „nur an einen Girokunden der Reichsbank zahlbar" tragen — wäre die Bestimmung zugeben, daß die Beschränkung, welche das „Kreuzen" involvirt, für die bezogene Bank bindend sei. — Alle übrigen Bestimmungen, wie diejenigen über die Haftbarkeit aus gefälschten oder verlorenen oder gestohlenen Checks, die Verantwortlichkeit der bezogenen Bank für eventuelle Folgen einer ungerechtfertigten Zahlungsverweigerung u. a. m. sind nach speciell-juristischen Gesichtspunkten unter Berücksichtigung der deutschen Verhältnisse festzustellen.

Mit dem Checkgesetze wäre alsdann die gesetzliche Basis für eine Verkehrsform gegeben, welcher eine große Zukunft im deutschen Vaterlande blühen muß. In der Entwickelung des Check- und Depositenwesens ist die höchste Stufe der Creditwirthschaft erreicht, welche bis jetzt in civilisirten Staaten bekannt ist. Hoffen wir, daß die volkswirthschaftliche That, welche in der Einführung dieses Systems lag, dem deutschen Volke zum Segen und Heil gereichen möge, und daß durch dieselbe ein neuer Faktor geschaffen ist, unseres Vaterlandes Wohlstand zu heben und seine Cultur zu erhöhen!

Anmerkungen.

1) A. Soetbeer, Einleitung zu John Stuart Mill, Grundsätze der politischen Oekonomie. Hamburg 1852.

2) R. Hönghaus, Deutsches Reichsbankgesetz. Berlin 1875; Anmerkung S. 94.

3) Diese und alle weiterhin ohne Quellenangabe angeführten statistischen Ziffern sind den jährlichen Verwaltungsberichten der Reichsbank (Berlin, Geh. Oberhofbuchdruckerei) entnommen.

4) Bekanntmachung im Reichs-Gesetzblatte vom 13. Oktober 1877.

5) Tellkampf, Die Prinzipien des Geld- und Bankwesens. Berlin 1867; a. a. O.

6) Vgl. Wagner, Beiträge zur Lehre von den Banken. Leipzig 1857, S. 36 ff. Der als Autorität in diesem Fache anerkannte Verfasser entwickelt hier in vorzüglicher Weise den Unterschied zwischen Staatskassenschein und Banknote.

7) Die Bezeichnung „ungedeckte Noten" ist nicht wörtlich zu nehmen; in den meisten Fällen wird der Ausdruck für nicht voll gedeckte Noten angewandt.

8) Wolowski, La Question des Banques. Paris 1864, S. 371; ferner Wagner, Beiträge z. L. v. d. B., Anm. S. 74.

Digitized by Google

9) Ueber die Entwickelung des Checks aus der Banknote vgl. W. Bagehot, Lombardstreet, deutsch von Beta. Leipzig 1874, S. 46 u. 47.

10) Wagner, Beiträge, S. 14.

11) »One of the best managed establishments of the kind in Europe«; M'Culloch, Notes and supplemental dissertations zu Adam Smith, Wealth of Nations, Edinburgh 1863; S. 486.

12) Geffcken, Das deutsche Reich und die Bankfrage. Hamburg 1874. S. 92.

13) Lasker, Bankfreiheit oder nicht? Berlin 1871.

14) Geffcken, Das deutsche Reich und die Bankfrage. S. 94.

15) O. Michaelis, Noten und Depositen; Artikel in der Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft und Kulturgeschichte von Jul. Faucher, Jahrg. 1865, III. Bd., Berlin 1865. Der Verfasser erörtert hier in schärfster und geistreichster Weise die Vortheile der baaren Kasse im Wirthschaftsverkehr.

16) R. Hildebrandt, Das Chequesystem und das Klearinghouse in London, Jena 1867. Auf dieses vorzügliche Werkchen werde ich noch öfter zurückkommen; es ist fast die einzige wissenschaftliche Arbeit über das englische Checkwesen, welche in Deutschland erschienen ist; die später zu erwähnende Seyd'sche Brochüre beschränkt sich auf die Darstellung des Mechanismus des Checkverkehrs.

17) »That part of his capital, which a dealer is obliged to keep by him unemployed and in ready money for answering occasional demands, is so much dead stock which so long as it remains in this situation produces nothing either to him or to his country.« Adam Smith, Wealth of Nations, Edinburgh 1863, S. 141.

18) Elfte Plenarsitzung des Reichstags vom 16. November 1874, vgl. Hönghaus, Reichsbankgesetz, S. 19.

19) Die speziellen Ziffern über die in neuester Zeit bei den Joint-Stock-Banks deponirten Gelder sind mir leider nicht zugänglich gewesen, sie finden sich zerstreut im Londoner Economist. Es genügt wohl hier, zu sagen, daß im Jahre 1844 7 3/4 Millionen Pfd. Strl., im Jahre 1871 74 Millionen Pfd. Strl. als Depositen bei den Londoner Bankers standen. Vgl. auch Wolowski, Question des Banques, S. 370, ferner Wagner, Beiträge, S. 74, und Hildebrandt, Chequesystem, S. 10.

20) Vgl. Hildebrandt, Chequesystem, S. 11.

21) Selbstverständlich ist diese Ausführung nicht auf die deutschen Notenbanken auszudehnen.

22) Vgl. Bagehot, Lombardstreet, S. 123.

23) Hildebrandt, Chequesystem, Abschnitt III, ferner Seyd, The London Banking and the Bankers Clearinghouse, deutsch von Sjöström, Leipzig 1874.

24) Die Umsätze des Londoner Klearinghouse betrugen:

1867/68	£ 3,257,411,000	1873/74	£ 5,993,586,000
1868/69	„ 3,534,039,000	1874/75	„ 6,013,299,000
1869/70	„ 3,720,623,000	1875/76	„ 5,407,243,000
1870/71	„ 4,018,464,000	1876/77	„ 4,873,000,000
1871/72	„ 5,359,722,000	1877/78	„ 5,066,533,000
1872/73	„ 6,003,335,000	1878/79	„ 4,885,091,000

(Reichs- und Preuß. Staatsanzeiger vom 9. Mai 1879.)

25) Die Ueberträge mittelst rother Checks von Bankanstalt zu Bankanstalt s. S. 58.

26) Vgl. u. A. die Petition der Berliner Kaufmannschaft über das Rediskontiren der Reichsbank, Anm. bei Hönghaus, Reichsbankgesetz, S. 83.

Digitized by Google

27) „Die Preußische Bank z. B. läßt alle Wechsel, die von ihren Filialen an den verschiedenen Plätzen auf andere Plätze im Rayon der Preuß. Bank diskontirt werden, in ihren Portefeuilles liegen, bis sie dieselben bei Verfall selbst einkassirt. Dies mag in manchen Fällen dem Interesse der Diskontgeber entsprechen, aber die Folge davon ist, daß für Remittirungen zwischen diesen Plätzen vielfach keine Wechsel da sind und Banknoten genommen werden müssen" Gessken, Das deutsche Reich und die Bankfrage, S. 60.

28) Ueber die Stempelfreiheit des Checks vgl. § 24, Ziff. 1 des Wechselstempelsteuergesetzes vom 10. Juni 1869.

29) W. A. Holdsworth, Law of Bills of Exchange etc., London 1874, S. 169. »A cheque payable to order, when indorsed in blank, becomes payable to bearer.«

30) Hildebrandt, Chequesystem, S. 26 ff.

31) Vgl. Wagner, Beiträge, S. 51 ff., über die verschiedenen Arten von Entschädigung für deponirte Gelder.

32) Hildebrandt, Chequesystem, S. 10.

33) Bericht über den 8. Congreß deutscher Volkswirthe zu Nürnberg im Jahre 1865 in der Faucher'schen Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft, Berlin 1865; Rede des Rechtsanwalts Röpell.

34) Vgl. Anm. Nr. 19.

35) Eine Illustration zu dieser Thatsache giebt die am 13. August 1879 erfolgte Erhöhung des Diskonts der Reichsbank von 3 auf 4 %. Sie kann nur geschehen sein in Rücksicht auf den außergewöhnlich ungünstigen Stand des Londoner Wechselkurses, welcher den Geld-Export lohnend machte. Am 12. August stand London 20.52 (Mark pro Pfd. Strl.), während das Pari pro Sovereign (ausschließlich der Versendungs-, Umpräge- 2c. -Kosten) 20.38 beträgt. Die Wirkung der Diskont-Erhöhung machte sich bald fühlbar; am 14. August fiel der Kurs auf 20.50, am 18. auf 20.49, am 19. auf 20.48 und kam gegen Ende des Monats auf 20.475. Daß die Reichsbank jene Diskont-Erhöhung nicht in Rücksicht auf ihre eigene Lage vornahm, zeigen die Ziffern des Bankausweises vom 15. August; nach diesen betrug

der Baarvorrath einschl. Reichskassenscheine und Noten		
fremder Banken	M.	614,206,000.
Notenumlauf	„	669,933,000.
die täglich fälligen Verbindlichkeiten	„	193,918,000.

36) Schübler, Lehre vom Wechselkurs. Stuttgart 1862; S. 6.

37) Nach dem „Verzeichniß der Girokunden der Reichsbank" (Berlin, R. v. Decker) zusammengestellt.

38) Vgl. Hannov. Kourier, Abend-Ausgabe vom 24. Juni 1879 Nr. 9789 und die dort angezogene Kölnische Zeitung. In Stuttgart soll diese Einrichtung jetzt bestehen.

39) Vgl. Berliner Börsenzeitung, mehrere Artikel vom Jahre 1878.

40) „Die wohlthätigen Wirkungen der Banken werden nicht durch deren Anzahl, sondern durch die Zahl der Personen, welche Bankkonten besitzen, hervorgebracht." Macleod, Theory and Practice of Banking, London 1855, I, 216.

41) Diese und die folgenden Angaben nach den von der Reichsbank ausgegebenen „Bestimmungen für den Giroverkehr bei der Reichsbank."

42) J. St. Mill, Grundsätze der politischen Oekonomie, deutsch von A. Soetbeer, Hamburg 1852, Buch III. Kap. XXIV. § 5.

43) Verwaltungsbericht der Reichsbank pro 1876, Berlin, R. v. Decker, S. 6.

44) Zur besseren Orientirung sei hier ein weißer Reichsbank-Check einem englischen Check gegenübergestellt:

Digitized by Google

No. 1524. London, 4th. May 1870.

Messrs. Stone, Martin & Co.
Pay James Dixon, Esq., or bearer (or order)
the sum of Fifty Pounds 7s 6d.
Lst. 50. 7. 6. John Wilson.

№ 0789433 M. 50,000. —
Von der Reichsbank zu Leipzig die Summe Fünfzigtausend Mark auf Giro-Conto erhalten. H. C. Plaut.
Leipzig, den 6. Mai 1877.

45) Hildebrandt, Chequesystem, S. 21.

46) Verwaltungsbericht der Reichsbank pro 1876, S. 3.

47) Der rothe Check hat folgende Form:

№ 1004316 M. 75,000. —
Die Reichsbank wolle dem Conto der Herren Schimmel & Co. in Leipzig die Summe von Fünfundsiebenzigtausend Mark gutschreiben und dafür belasten des Konto von
Hamburg, den 8. Juni 1877. Döthinger & Beyer.

48) Reichtagsverhandlungen über den neuen Wechselstempeltarif im Frühjahr 1879.

49) Vgl. Artikel der Berliner Börsenzeitung vom 26. Juli 1878, Referat über eine Studie des Herrn A. v. Studnitz im „Deutschen Handelsblatt."

50) Wenn man Zeitungsberichten glauben darf, so hat die Reichsbank in den jüngsten Tagen*) bereits zu einem niedrigeren Zinfuße, als dem officiell geltenden, Wechsel angekauft. Nachdem schon das „Berliner Tageblatt" vor einigen Wochen eine Notiz gebracht hatte, nach welcher der Reichskanzler als Aufsichtsbehörde eine derartige Maßnahme als nicht im Widerspruche mit dem Bankgesetze stehend erkannt hatte, wird jetzt im „Hannov. Kourier" (Abend-Ausg. v. 3. Okt.) mitgetheilt. daß Wechselankäufe zu einem ermäßigten Zinsfuße thatsächlich stattgefunden hätten. Zwar beklagt man hier diese Maßregel, welche „den Bankiers Concurrenz mache", giebt aber doch zu, daß „kaufmännisch betrachtet, sich nichts gegen eine solche Maßregel einwenden läßt".

51) Sonnemann, Referat über die Bankfrage auf dem 8. Congreß deutscher Volkswirthe, III. Sitzung; Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft und Kulturg. v. Faucher. S. 209.

52) Höinghaus, Reichsbankgesetz, S. 6.

53) Wagner, Beiträge z. L. v. d. B., S. 123 ff.

54) G. V. Norman, einer der Direktoren der Bank von England, hatte vor der Kommission des Parlaments zur Untersuchung der Bankfrage ausgesagt, er sei der Meinung, daß eine Vermehrung der Notenausgabe um 5 % Seitens der Bank von England eine Preissteigerung aller Waaren um 5 % zur Folge haben würde.

55) Ausführlich ist dieses Thema in Wagners vortrefflichen Beiträgen pp., Kapitel V u. a. a. O., behandelt.

56) § 5 des Gesetzes, betr. die Ausgabe v. Kassenscheinen, v. 30. April 1874.

57) § 2 des Reichsbankgesetzes vom 14. März 1875.

58) Hoards sind Vermögensbestandtheile und Kapitalien, welche in edlen Metallen, in Geld und unter Umständen sogar in Geldsurrogaten von einzelnen Individuen aufgespeichert werden.

59) Vgl. die Aussagen des schon erwähnten Direktors Norman vor dem Kommittee Wagner, Beiträge, S. 103.

60) O. Michaelis, Noten und Depositen, S. 94.

---

*) Oktober 1879.

Digitized by Google

61) »Il serve à transformer une garantie individuelle en une garantie générale.« Wolowski, La Question des Banques, Paris 1864, S. 127.

62) Wagner, Beiträge, S. 40/41 nebst Anmerkungen.

63) Wagner, Zettelbankreform, S. 82.

64) J. Stuart Mill, Grundsätze der politischen Oekonomie, III, XII, 2.

65) Ebendaselbst, III, XII, 4.

66) Rentzsch, Handwörterbuch der Volkswirthschaftslehre, Leipzig 1866. Artikel: Credit, von Wagner.

67) Der ganze Vorgang und alle einen »run« begleitenden Erscheinungen werden von W. Bagehot in seinem Buche „Lombardstreet" mehrere Male meisterhaft geschildert.

68) »Commerce and industry, suspended upon the Daedalian wings of paper money.« Adam Smith, Wealth of Nations, S. 141.

69) Wagner, Beiträge, S. 127/8.

70) Vgl. Wolowski, Question des Banques, S. 372. »Nous aurons occassion de montrer qu'aux Etats-Unis où les deux fonctions d'émission et des dépôts se concentrent dans les mêmes banques, le nombre des billets diminue à mésure que celui des dépôts saccroît.« — O. Michaelis weist gleichfalls in „Noten und Depositen" (S. 103/4) die der Richtung des Notenumlaufs entgegengesetzte Zu- und Abnahme der Girobestände bei der Preußischen Bank während der Jahre 1858—63 nach. Die Ziffern der Reichsbank-Veröffentlichungen lassen sich noch nicht zum Nachweise dieser Erscheinung benutzen, weil die Zeiten seit Bestehen der Bank zu anomal und die Bewegungen des Status zum Theil noch gewaltsam sind. Vom 23. bis 30. August 1878 fielen die täglich fälligen Verbindlichkeiten von ℳ 180,575,000 auf ℳ 160,752,000, während sich der Notenumlauf um 8 Millionen erhöhte, der Kassabestand um 14 Millionen sank und Lombard um 2 Millionen stieg.

71) Schon Hume wies dies dem Bankier Loyd, nachmaligem Lord Overstone, nach (Wagner, Beiträge, S. 116), und wenn Herr Sonnemann sagt, „daß in Frankfurt a/M. ein Mann sei (Hr. v. Rothschild), der im Stande wäre, unter der Hand für 10 Millionen Frankfurter Banknoten an sich zu bringen und, indem er sie auf einen Tag präsentirte, die Bank zu sprengen" (8. Congreß deutscher Volkswirthe, 3. Sitzung), so sollte das doch nicht als Argument gegen die Notenbanken gebraucht werden, denn einem viel unbedeutenderen Manne könnte es bei der reinen Depositenbank zu gewissen Zeiten nicht schwer werden, mittelst plötzlichen Herausziehens seines Guthabens die Bank zu „sprengen".

72) Höinghaus, Reichsbankgesetz, S. 75.

73) Wechselsteuergesetz vom 10. Juni 1869, § 24; Reichsgesetzblatt S. 193.

74) Diese und die folgenden Angaben sind entnommen: für die französische Gesetzgebung dem Loi du 14. juin 1865, No. 13291, concernant les Chèques (Bulletin des Lois No. 1296) und dem dieses ergänzenden Loi du 19. février 1874, portant augmentation de droits d'enregistrement et de timbre, Journal officiel vom 20. Februar 1874; für die englische Gesetzgebung: dem Werke von W. A. Holdsworth, The law of Bills of Exchange, Promissory Notes, Cheques and J. O. U.'s; London 1874. Den eigentlichen Text des englischen Gesetzes habe ich nicht benutzt, wegen der für den Nicht-Juristen äußerst schwer verständlichen, gewundenen und mit technischen Ausdrücken gespickten Sprache des englischen Rechts.

75) Hildebrandt, Chequesystem, Anm. zu S. 17.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

(244)

Digitized by Google

Die

Pädagogik der Kirche.

Von

H. Keferstein.

Berlin SW. 1880.

Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Digitized by Google

Vorwort.

Wenn es in den folgenden Blättern ein Laie unternimmt, sein Glaubensbekenntniß in Betreff der Aufgaben und Hilfsmittel der Kirche öffentlich zum Ausdruck zu bringen, so wird dies hoffentlich lediglich als ein Zeichen von aufrichtigem Interesse für den fraglichen Gegenstand hingenommen werden. — Aus dem Umstande, daß das Vorliegende seit mindestens einem Jahre auf Veröffentlichung zu harren hatte, dürften sich besonders einzelne Abschnitte erklären, in welchen auf bereits in der Gegenwart Eingetretenes als etwas vielleicht zu Erwartendes hingewiesen worden ist. Abkürzungen von weiter Ausgesponnenem, sowie unfreiwillige Weglassungen waren durch Rücksichten auf den üblichen Umfang dieser Hefte geboten.

Gries bei Bozen, im Februar 1880.

Von jeher haben entweder aus eigenem innerem Drange, nicht von Staatswegen, die Einen auf die Anderen sittigend, bildend, überzeugend zu wirken gesucht, oder von Staatswegen hat man Sittenprediger, Priester, — überhaupt Männer bestellt, welche eine humanitäre Wirksamkeit unter ihrem Volke vertreten sollten. Propheten, Priester, Demagogen u. A. haben sich in die Arbeit der sittlich-religiösen oder auch social-politischen

Digitized by Google

Führung ihres Volkes und anderer Völker getheilt: mit und ohne Auftrag seitens ihrer Obrigkeit, entweder in den gewohnten Bahnen der Lehre einhergehend oder mit neuen Ideen hervortretend, das Leben befruchtend, entweder dem allgemeinen Zug und Strom des Zeitgeistes sich accommodirend und diesen unterstützend oder aber in urkräftiger, eigenartiger Weise einen neuen Standpunkt vertretend, eine neue religiöse, politische oder sociale Lehre verkündend. Nicht bloß einen Confutse, Zoroaster, Mose u. a. Religionsstifter oder Reformatoren haben wir dabei im Sinne, sondern auch solche ernste Sittenprediger, wie die Catone oder milde Volksführer, wie Socrates.

Daß sich auf dem Wege bloßer Gesetzgebung, der Justizpflege und Polizei, überhaupt des officiösen Rechtsstaates nicht Alles beschaffen lasse, was zur Sittigung und idealeren Erziehung eines Volkes gehört, wird Jeder zugeben, der die schnelle Ernüchterung und Verseichtigung des großen Haufens begreift und weiß, wie leicht der Einzelne und die Masse vom alltäglichen Geiste herabgestimmt werden. Da gilt es immer neue Auffrischungen des Gesellschaftskörpers, um ihn vor Fäulniß und Versumpfung zu bewahren — da müssen inmitten einer übergroßen Menge prosaischer Durchschnitts-, Genuß- und bloßer Vegetativmenschen auch selbst hoch gestimmte prophetische Naturen willkommen sein, die — vielleicht von stärkerem göttlichen Hauch angeweht — (da ja der Odem Gottes nicht bloß physisches Dasein bedingt, sondern gewiß auch das geistige Leben des Menschen zu potenziren vermag) — mit lebendigem Wort neue Triebkräfte in die Herzen ihrer Zeitgenossen zu legen oder dieselben aus sittlicher Versunkenheit zu retten versuchen.

Daß solch prophetischer volksbildnerischer und regenerirender Beruf keineswegs in erster Linie auf officiellem Wege angebahnt und aufrecht erhalten werden könne, wird jedem Menschenkenner und von Erfahrung und Psychologie unterstützten Beurtheiler völlig einleuchten. Im günstigsten Falle werden aus den modernen

Digitized by Google

„Prophetenschulen“ — trotz aller oft eher hindernden als fördernden Pädagogik — einige wenige bevorzugte Geister hervorgehen, denen man nicht sowohl die Dressur des Katheders, als vielmehr den frischen Born eines ursprünglichen, kräftigen religiösen Missionspathos anfühlt; man wird also gut thun, auch für nicht officielles Prophetenthum selbst die Kirchen zu öffnen. Kommt es doch im Bereiche religiöser Anregungen und sittigender Einflüsse wahrlich nicht in erster Linie oder doch nicht allein auf probemäßige Certificate und Amtsvollmachten, wohl aber auf eine reife, geläuterte, an Erfahrungen, Menschenkenntniß und philosophisch-historischer Bildung reiche, mit unwiderstehlichem Missionstrieb erfüllte, dabei thatkräftige Persönlichkeit an. Man kann oft weit in dem Lande umhergehen, ehe man auf einen echten Prediger Gottes, auf eine Stimme stößt, die sofort ergreifend, ja packend und hinreißend wirkt. Vielfach mattherzige, abgestandene Waare, mühsam zusammen geblasene Fünkchen ohne Geist und Leben, mit allerlei Druckwerk herbeigeschafft, — ja oft wird nicht einmal durch Fleiß einigermaßen zu ersetzen versucht, was an ursprünglicher Begabung mangelt, — und somit eine geistige Spende der allertrivialsten Art, eine Speise, vor der man eher fliehen, als sich an ihr erquicken möchte, dargeboten. Oder käme es wirklich nur auf die regelrecht zugeschnittene Predigt, auf die feste Einhaltung und geläufige Auslegung vorgeschriebener Pericopen-Texte an; kann überhaupt dieses vorschriftsmäßig Beliebte allein das Mittel sein, um belebend, erwärmend, erhebend auf Herzen und Geister zu wirken! „Bewunderung von . . . . . — doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen, wenn es euch nicht von Herzen geht.“ In dies dichterisch gefaßte Bekenntniß könnten wir recht wohl die hier völlig zutreffende Theorie zusammendrängen.

Daß sich unter die wirklich berufenen auch viele falsche Propheten jederzeit einzudrängen wußten, um Unkraut unter den Weizen zu säen, — wer wollte es auch nur einen Augenblick ver-

Digitized by Google

meinen! Aber man zähle diesen falschen Propheten gegenüber die vielleicht nur scheinbar, d. h. officiell, aber damit noch lange nicht immer wahrhaft berufenen Priester des Höchsten.

Die in mehren Sekten aufrecht erhaltene, nicht bloß auf die Wahl der Prediger, sondern auch auf die Theilnahme am Priesteramt der Lehre bezogene demokratische Gemeindeverfassung verdiente in jeder Weise unterstützt und zu neuem Leben geweckt zu werden. Denn so sicher politischer Gemeinsinn (wie das ja u. A. der große Stein so fein herausfühlte) sich nur durch Herstellung eines allseitigen Selfgovernment in den Gemeinden eines Staats wird gewinnen lassen, so gewiß wird kirchliches, religiöses Leben an der ertödtenden Einförmigkeit der Bevormundung und Monopolie in Betreff der Lehre ersterben. Mögen einzelne der Straßenprediger Englands, Schottlands u. s. w. oft recht ungewaschenes Zeug vorbringen — mag die Erweckung eines in der Sektenversammlung auftretenden Laien nicht selten eine lahme, unfruchtbare, ja krankhafte sein: immerhin wird durch dergleichen demokratische Institution auch hinsichtlich der Predigt weit mehr Theilnahme geweckt werden und wach erhalten bleiben, als in streng monarchisch organisirten Kirchen. Man halte wenigstens in kürzeren Perioden Gemeindeversammlungen, in denen alle Glieder das Recht und die Gelegenheit finden, sich über Lehrpunkte Auskunft zu holen oder selbst etwaige eigne Gesichtspunkte aufzustellen, — man gebe in solchen periodischen Versammlungen jedem Mitgliede das Wort auch selbst zu einer längeren religiösen Ansprache — man beschränke sich wenigstens nicht auf die Predigt des officiellen Geistlichen. Warum sollte nicht auch unter den Nichttheologen von Fach eine und die andere Seele sein, die wohl das Zeug dazu hätte, selbst reiche Anregungen zu bieten! Liegt doch selbst in unserem Urchristenthum eine solche freie Institution völlig vorbildlich da; ward doch in den ältesten Ansätzen der christlichen Gemeinschaft neben dem exclusiven officiellen zunächst in Paulus das allgemeine Priesterthum zur Geltung ge-

Digitized by Google

bracht. Mußte doch darum der Meister selbst nicht selten dem boshaft drohenden Wort begegnen: „Aus was für Macht thust du das?“

Man versuche es doch darauf, ob nicht die Gelegenheit und Anregung zur Laienpredigt ihr Theil zur Wiederbelebung des religiösen Sinnes im Volke beitragen wird. In Versammlungen des Protestanten- und Gustav-Adolfvereins u. a. O. hat man ja theilweise wenigstens dem hier Gewünschten bereits Rechnung getragen: man hat Juristen, Industriellen und sonst Jedermann in diesen Versammlungen das Wort vergönnt, — warum sollte Aehnliches nicht auch in den kleineren Ortsversammlungen seine Anwendung finden? Nicht verdrängen wollen wir den officiellen Predigerstand, auch nicht bei der freiesten demokratischen Gemeindeverfassung, wir erkennen vielmehr die völlige Unentbehrlichkeit eines ordinirten, den regelmäßigen und geordneten Verlauf des Gottesdienstes vertretenden Predigers an. Aber wir möchten eine Erweiterung oder Ergänzung der geistlichen Spenden an die Gemeinden und wünschten keine Verkümmerung noch Zurückstauung des nicht an wenig „stolze Namen“ resp. officiell bestellte Prediger gebundenen Missionsberufs. Wer wollte aus dem Neuen Testament die Pflicht einer allgemeinen Missionsthätigkeit des Christen hinweg disputiren! Bittet doch gerade der Herr mit allem tiefsten Weh (wegen der Verkommenheit des Volkes) um Arbeiter in seinem Weinberg, — vermißt er doch gerade eine genügende Menge guter, treuer Seelenhirten!

Wie wir aber eine Erweiterung der zum Worte (und mindestens zur Ergänzung des officiellen Wortes) Berufenen im Interesse der lebhafteren Heranziehung der Laien dringend wünschen, so nicht minder periodische Gastpredigten der besonders begabten Prediger in fremden, benachbart oder auch ferner gelegenen Gemeinden. Manche, in Betreff der Predigt verwahrloste oder doch stiefmütterlich versorgte Gemeinde hat vielleicht jeden Glauben an die Macht des göttlichen Wortes verloren; es ist ihr jede Fühlung

Digitized by Google

mit dem religiösen Gemeinleben, jedes Bedürfniß nach göttlicher Belehrung abhanden gekommen. Da kommt ein Gastprediger, dem schon ein heranlockender Ruf vorangegangen ist: man kommt nach langer Zeit endlich einmal wieder, hört und lauscht immer andächtiger und begieriger, bis man zuletzt völlig hingerissen und umgewandelt ist. Man schöpfte einmal wieder aus frischem lebendigen Bronnen, man wurde einmal wieder von göttlichem Hauche angeweht — der fast erstorbene göttliche Keim bekam neue Triebkraft und strebte wieder zum Lichte. Und selbst eine solche einmalige Erweckung und Wiederbelebung hat oft die nachhaltigsten Wirkungen; schon mit diesem einmaligen gesunden Bad kann der Seele neue, nachhaltige Stärkung eingeflößt werden. Und es kommt in die lange halb verwaist dastehende Gemeinde periodisch ein zweiter, dritter Gastprediger der rechten Art: sie wird auf diese Weise vor gänzlichem Abfall und innerem Verfall bewahrt bleiben. Was wäre das emsige Suchen nach dem verlorenen Schaf anders, als u. A. ein solches vielfaches, auf mehrerlei Weise unternommenes Arbeiten und Versuchen an den zu weidenden Schafen! Was auf diese Weise nicht zu gewinnen ist, — vielleicht gelingt es uns damit auf die andere. So wenig die knorrige alte Eiche auf einen Hieb zu fällen ist, so wenig läßt sich gar Manchem nur auf die eine Weise beikommen. Und wenn man zu schwer Kranken oft noch einen zweiten, ja dritten Arzt herbeiruft: warum sollte man dergleichen nicht auch bei dem religiös gesunkenen Menschen, ja bei ganzen Gemeinden thun! Gerade im Gebiete des so reich gestalteten und vielfach gewundenen Geistes- und Gemüthslebens ist auch die Anwendung reicher, mannigfacher Mittel zu erfolgreicher Einwirkung durchaus am Platze.

Und da, meinen wir, haben wir es nicht selten an der rechten Wachsamkeit und Erfindsamkeit in Herbeischaffung wirksamer Mittel fehlen lassen. Man hat der Staatsindustrie aus der Mitte der gewiegtesten Nationalöconomen wiederholt den Vorwurf theurer und dabei ungenügender, wenn nicht schlechter Production gemacht.

Digitized by Google

Die Ursachen einer solchen immerhin beachtenswerthen und zum Nachdenken herausfordernden Erscheinung dürften sich doch auch in das Gebiet des geistigen Lebens hinein verfolgen lassen. Sollten derartige Erwägungen nicht auch auf die Möglichkeit jahrelanger ungestörter Wirksamkeit säumiger geistlicher Hirten anwendbar sein, die z. B. von einer sechstägigen Muße oft kaum wenige Stunden auf ihre Sonntagspredigt verwandten, um dann eben selbst die zähesten und treuesten Gemeindeglieder aus der Kirche hinauszupredigen!

Solchen wenig genügenden Hirten wünschten wir also jeweilig tüchtige Gastprediger zur Seite gesetzt, um nicht allein die vernachlässigte Gemeinde vor gänzlichem Verkommen zu bewahren, sondern auch, wenn möglich, dem erschlafften Hirten einen neuen, fortreißenden Anstoß zu geben.

Ein größeres Terrain für die Amtsführung des christlichen Predigers in Gestalt einer periodischen Einkehr fremder Apostel in der einen und anderen Gemeinde glauben wir aus voller Ueberzeugung zur Wiederbelebung des kirchlich-religiösen Sinnes empfehlen zu dürfen. Wenn ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit; versumpft an einer, ja an mehreren Stellen das kirchliche Interesse, so wird der Eindruck davon in weiteren Kreisen nicht ausbleiben. Die Lämmer, die ein Diener Christi zu behüten hat, sind keineswegs bloß in seiner nächsten Umgebung zu suchen; sie reichen, soweit der Name Christen verbreitet ist. Gleichgültigkeit des einen Kirchensprengels gegen den andern scheint uns nicht minder verwerflich, ja gefährlich, als die Sorglosigkeit, mit der man an der eigenen Grenze sich etwa entspinnende politische Gährungen gewähren läßt. Jede Kirchengemeinde und jeder eifrige, gewissenhafte Bischof, ja jeder treue Christ muß den nothleidenden Brüdern zu helfen suchen: dazu diene nun eben auch die gehörig organisirte Gastpredigt.

So hätten wir bereits zwei neue Elemente als Hilfskräfte für Wiederbelebung der Gottesdienste und überhaupt des religiösen

Digitized by Google

Sinnes gewonnen. Man lasse es darauf ankommen, ob nicht — wenn auch nicht überall gleich schnell — das Erhoffte in größere Nähe gerückt werden wird.

Ein weiteres Mittel, zu diesem Ziel zu gelangen, suchen wir, wie vorläufig in der Erweiterung der geistlichen Organe, so nun auch in der Erweiterung des an heiliger Stätte gebotenen „geistlichen" Materials. Unsere Gottesdienste leiden ohne Zweifel mehrfach an ermüdenden, kalt lassenden Predigten (und doch soll die Predigt die Blüthe des evangelischen Cultus bilden), zunächst in Folge großer Einförmigkeit des vorschriftsmäßig oder doch gewohnheitsmäßig gebotenen Stoffes, aus dem oder über den gepredigt werden soll und darf. Selbst die von wohlmeinenden, rührigen Geistlichen hie und da angesetzten außerordentlichen kirchlichen Wochen-Versammlungen werden wohl meist nur zu religiösen, predigtartigen Ansprachen benutzt; man bietet einen Gottesdienst im Kleinen. Sollte es nicht wesentlich auch den christlich frommen Sinn wecken und vertiefen, wenn noch andere Saiten angeschlagen, noch andere Stoffe der Belehrung und frommen Anregung geboten würden! Dahin rechnen wir zunächst die gesammte, in Geschichte und mannigfachen Kunst- und Literaturerzeugnissen niedergelegte, hieraus zu erkennende Entwickelung, wie der Religion überhaupt, so der christlichen insbesondere. Das bloße Umherstreifen im dogmatisch-ethischen Gebiet, die ausschließliche Schriftauslegung erscheint uns eine unnöthige und unberechtigte Beschränkung und Verkürzung des wirklich vorhandenen, zu religiöser Belebung und Erbauung verwendbaren Materials. Vor Allem bietet sich eben hier das ganze große Gebiet der Religions- und Kirchengeschichte, der religiösen Literatur und Kunst. Was von all diesen Stoffen sporadisch oder auch systematisch im Schulunterricht etwa geboten wurde, eignet sich in hohem Grade für einen reiferen Hörerkreis. Sofern das religiöse Bedürfniß und Bewußtsein selbst erst in reiferen Jahren sich kräftiger und reicher entwickelt, wird auch für diese Stufe eine weitere, eingehendere religiöse Belehrung hoch-

Digitized by Google

willkommen sein, wird dieselbe namentlich auch erst zu vollem Verständniß gelangen und nicht wenig zur Läuterung und Vertiefung der religiösen Anschauungen und Ueberzeugungen beitragen. Nicht bloß für den Kinderunterricht empfiehlt es sich, religiöse Erkenntniß und Stimmung durch Biographien und Charakteristiken von Persönlichkeiten aus der Religions- und Kirchengeschichte hervorzubringen, auch dem reiferen Alter — ja diesem besonders — wird man mit gutem Erfolge größere werthvolle Abschnitte aus eben dieser Geschichte eingehend vorführen. Bald gilt es in die eigenthümlichen Lehrgebäude der bedeutendsten Religionen des Orients einzuführen, indem dabei besonders auch die Aehnlichkeiten derselben aufgedeckt werden; bald entwickelt man die Hauptpunkte aus der Sittenlehre der verschiedenen Religionsstifter —, bald schildert man den Cultus der Religions-Gemeinschaften, bald das Leben und Wirken der Religionsstifter u. a. Man entwirft zusammenhängende Gemälde von den großen Trägern der jüdischen Geschichte, namentlich von den Propheten, oder von den christlichen Aposteln und Kirchenvätern, — man zeichnet die Vorläufer der Reformation und besonders deren Hauptträger, indem man dabei der Entwickelung der Reformation in den Hauptcultur-Ländern Europas nachgeht. Man giebt Abschnitte aus hervorragenden Erzeugnissen der kirchlichen Literatur und führt selbst in die mannigfachen herrlichen Werke der religiösen Kunst ein. Das Alles wären treffliche Materialien für die neben dem eigentlichen Gottesdienst herlaufenden Gemeinde-Versammlungen, die in Kirchen oder an anderen geeigneten Orten zum Zweck religiös-kirchlicher Belehrung gehalten werden und in denen theils Prediger theils Laien das Wort führen könnten. Auch selbst in die Predigt würden gewiß nur zum Vortheil des dabei zu erreichenden Ziels dergleichen historische Parthien in größerem Maßstab aufgenommen werden.

Ob die unabänderliche Einhaltung der Pericopen für die laufenden Sonntagspredigten das allein Richtige und Epfehlens-

Digitized by Google

werthe sei, darüber wird wenigstens ein Zweifel erlaubt sein. Gewiß wären daneben sogenannte Zeitpredigten wohl am Platze, in denen auf momentane wichtige Zeitfragen eingegangen würde, oder Predigten, die sich mehre Sonntage hindurch auf zusammenhängende größere Abschnitte aus der Schrift bezögen. So dürften u. a. Predigten pädagogischen Inhalts ganz besonders zu empfehlen sein, wie denn die Unterweisung der Gemeinde über ihre erzieherischen Pflichten ein vorzüglich gebotenes und darum dankbares Thema bilden sollte. So sehr man auch bestrebt war, die Kirche aus der Schule hinauszudrängen, so widersinnig muß doch die Trennung beider genannt werden, da ja eben beiden neben der Familie die positive Arbeit der Volkserziehung in erster Linie zufällt. Und pädagogische Themata möchten wir daher auch in Sonderheit für die Vortrags-Versammlungen an den Wochentagen empfehlen. Desgleichen eignen sich für eben diese Versammlungen alle in das sociale Leben einschlagenden und dessen Förderung betreffende Stoffe. Bildet doch gerade das sociale Leben eines der ersten Interessen des um die Volkswohlfahrt sich bemühenden Seelsorgers.

Aber die Predigt ist es nicht allein, was den Gottesdienst belehrend und anziehend machen kann: es gilt, den Cultus auch nach ästhetischer Seite der Gemeinde lieb und werth zu machen. Daß wir Evangelische da zu dürftig bestellt sind, wo die Katholischen vielleicht des Guten zu viel haben: wer wollte es nicht beobachtet haben! Wir suchen keinen überladenen, prunkvollen, an mystischen Elementen reichen Cultus, wohl aber einen die Mitthätigkeit der Gemeinde bedingenden und besonders durch geistliche Vocal- und Instrumentalmusik gehobenen und verschönerten. Würde in allen unseren Schulen der mehrstimmige kunstvolle Gesang gepflegt, bildete man wenigstens in allen größeren Gemeinden gemischte Chöre: wie sollte dann nicht ein regelmäßig in jeden Gottesdienst eingelegter Chorgesang recht wohl möglich sein? An die Unausführbarkeit eines solchen Schmuckes des sonntäglichen Gottes-

Digitized by Google

dienstes glauben wir nimmermehr; wissen wir doch, daß es hierbei nur auf guten Willen und einige Energie ankommt. Selbst in kleineren Gemeinden, wie in abgelegenen Fürstenschulen, ist jeder Gottesdienst durch mehrstimmigen Gesang geschmückt. Es bedürfte nur kleiner Emolumente für die unbemittelten Mitglieder des Kirchenchors, und es würde sich eine freudige Geneigtheit zur Mitwirkung zeigen. Auch das größere Publikum würde durch solche ästhetische Zugaben noch mehr angelockt werden. Da wir über einen reichen Schatz der herrlichsten geistlichen Compositionen verfügen: warum wollen wir denselben verstäuben und modern lassen —, warum verwenden wir ihn nicht fleißig im Interesse der allgemeinen Theilnahme am Gottesdienste!

Auf keinen Fall wollen wir den Gemeindegesang neben dem mehrstimmigen Chorgesang verdrängen oder zu kurz kommen lassen. Aber auch bei diesem gilt es, manche berechtigte Wünsche zu erfüllen. Man sorge für gute Organisten, man übe die Kinder fleißig im Chorgesang, damit sie als Erwachsene dem Organisten und Cantor den Dienst nicht erschweren; man wähle Liedertexte, die einem gesunden religiösen und vorgeschrittenen ästhetischen Sinn der Gemeinde adäquat sind, man lasse kein zu schleppendes Tempo im Gesange sich einbürgern, sondern pflege womöglich den rhythmischen Choralgesang — und endlich man halte Maß in der Menge der zu singenden Strophen.[1]) Sorgte die Schule für feste Einprägung wenigstens der schönsten und ansprechendsten Lieder mit ihren Melodien, dann würde auch darin eine Förderung der freudigen Theilnahme am Cultus zu erblicken sein.

Die Zeit für die Gottesdienste ist jedenfalls so zu legen, daß voraussichtlich der größere Theil der in Frage kommenden Gemeinde möglichst wenig durch dringende häusliche und berufliche Arbeiten vom Besuche der Kirche abgehalten wird. Wo sich mehre Prediger in die gottesdienstlichen Funktionen theilen können, wie in größeren Städten, da richte man mehre auf ganz verschiedene Tageszeiten gelegte Gottesdienste an Sonntagen und Werktagen ein.

Digitized by Google

Vor Allem lasse man es auch nicht an der entsprechenden Zahl der Gotteshäuser resp. Kapellen fehlen, damit nicht auch die große Entfernung jener ein Hinderniß werde. Daß in diesem Punkte vielfach recht bedenklich gekargt wird, ergiebt sich aus den statistischen Berichten über das Verhältniß zwischen den Procenten der Bevölkerung und der Menge der Kirchgemeinden.

Und man unterlasse nichts, um auch den Aufenthalt im Gotteshause nach Kräften behaglich zu machen. — Die Wochen- und Abend-Gottesdienste werden den großen Vortheil bieten, daß nicht leicht Jemand des fehlenden Festkleides wegen von ihnen wegbleibt.

Die Abhaltung von Kindergottesdiensten und Katechismusstunden dürfte auch dazu beitragen, die Gemeinde mit lebhafterem kirchlichen Interesse zu erfüllen. Ebenso die entsprechende Feierlichkeit bei Taufe, Abendmahl und am Todtenfest. Wir dächten es uns recht schön, wenn die Taufhandlung gleichzeitig an einer größeren Zahl von Täuflingen unter Theilnahme der Gemeinde als ein feierlicher Act vollzogen würde, wenn die Mütter in größerer Zahl selbst dann im Gotteshause erschienen, um mit den Vätern und Pathen zugleich Zeugen von dem Ehrentag ihrer Kinder zu sein. Die Haustaufe und die vereinzelte, etwa in der Sacristei vollzogene Taufe wird ein gerade durch diese Isolirung zu sehr verflüchtigter und gleichgültig lassender Akt. Die erste Einweihung der Kinder in die christliche Gemeinschaft ist ja aber doch offenbar mehr als eine bloße interne Familien-, sie ist eine Angelegenheit der Gemeinde; diese soll daher Gelegenheit erhalten, ihre Theilnahme an jener Einweihung zu bezeugen, und wiederum wird dadurch der Familie die Taufe zu einem bedeutungsvollen Ereigniß.

Derartige, je nach Größe der Gemeinde etwa vierteljährlich oder monatlich einmal stattfindende Tauffestlichkeiten würden mit besonderen Taufpredigten (wozu sich u. A. pädagogische Predigten eignen dürften), Gesängen und Gebeten verbunden sein. Bei schwächlichen Kindern könnte ja die Privattaufe nach wie vor stattfinden.

Digitized by Google

Ob man aber überhaupt das Richtige getroffen, indem man Taufe, Confirmation, Ehe u. dergl. zu facultativen kirchlichen Acten erklärte, darüber läßt sich allerdings noch streiten. Die Civilehe und die übrigen Errungenschaften einer liberalen Kirchenpolitik mögen besonders auch aus den Bedürfnissen des protestantischen Staates dem römischen Stuhl gegenüber erwachsen sein. Vielleicht hat man indessen auf der einen Seite eingebüßt, was auf der anderen gewonnen wurde. Oder wäre es nicht denkbar, daß diese Freigebung kirchlicher Acte dem Abfall von der Kirche (und Religion?) in die Hände gearbeitet habe! Mindestens konnte der leicht zu falschen und übereilten Folgerungen gelangende große Haufe im Angesicht z. B. der Civilehe zu der Meinung verleitet werden, daß man selbst in den maßgebenden Kreisen des Staates und der Kirche alt hergebrachte religiöse Meinungen und Gebräuche preisgegeben und sich zu einem freieren, „rationelleren" Standpunkte ermannt habe. Es klang ja freilich so süß in die Ohren der zum Einreißen alter historisch gewordener Institutionen aufgelegten Geister, daß nur frei gewählte kirchliche Acte einen wirklichen Werth haben könnten —; nur übersah man dabei, daß kaum eine kleine auserwählte Schaar ohne eine gewisse äußere Nöthigung das ihren höchsten Interessen und Zwecken Dienliche und für sie Werthvolle zu ergreifen pflegt, weil eben nur Wenige reif genug sind, das, was ihnen wahrhaft frommt, zu erkennen und zu würdigen. Consequenter Weise müßte man doch auch den Schulzwang anfechtbar finden, wenn man u. A. die obligatorische kirchliche Einsegnung für anstößig hielt. Denn so wenig dem Staate mit völlig unwissenden, so wenig — ja noch weniger kann ihm mit religions- und damit pietätlosen Bürgern gedient sein. Jedenfalls ist es gleich mißlich, mit einem an Wissen armen oder mit einem frivolen Volke umzugehen.

Aber es gilt hinsichtlich der Versuche, den abhanden gekommenen kirchlich-religiösen Sinn auf's Neue zu beleben, auch noch weiter in die Familie und Schule, als in die primitiven Werk-

Digitized by Google

stätten der religiösen Bildung, zurückzugreifen und vor Allem einzusehen, daß, wenn Haus und Schule in dieser Richtung ihre Pflicht versäumen, die Kirche es allein nicht mehr ausrichten könne. Da aber das Haus doch vorzugsweise eine entsprechende und die tiefsten Bedürfnisse der Volkserziehung befriedigende Schulerziehung zur Voraussetzung seines idealen Ausbaues hat, so wird eben von der Erziehungsarbeit der Schule auch das Gedeihen der Kirche wesentlich mit abhängen.

Was nun speciell die religiöse Erziehung in der Schule anbelangt, so meinen wir auf folgende dringende Forderungen hinweisen zu müssen. Zuerst müßte der Einklang zwischen dem Religionsunterrichtsstoffe — den die Schule zu verarbeiten hat — und dem religiösen Zeitbewußtsein der Gebildeten nach Kräften hergestellt werden. Es heißt geradezu mit dem Religionsunterricht auf Sand bauen, wenn das hier gebotene, oft sogar wörtlich auswendig zu lernende Material dem religiösen Bewußtsein der großen Mehrzahl der Mündigen fremdartig gegenüber steht. Wer nicht gewaltsam die Augen verschließt, muß zugeben, daß bei solchem Widerspruch zwischen den genannten Factoren von vorn herein entweder religiöse Heuchelei oder frivole Religionsspötterei großgezogen werde. Etwas anderes ist es natürlich, einen religiösen Lehrstoff rein nur als Geschichte mitzutheilen oder aber denselben für Glauben und Leben dem Bewußtsein zu übermitteln und die jugendlichen Herzen gewissermaßen darauf zu verpflichten. Unmöglich dürfen wir die Jugend auf etwas verpflichten, ihren Glauben und ihr Wollen in etwas hineinpflanzen, woran die Eltern und überhaupt die Mündigen nicht glauben und wozu sich diese keineswegs verbunden wissen mögen.

Wollte man aber einwenden, daß ja eben die Schule mit ihrem Religionsunterricht in dem allgemeinen Volksbewußtsein das wieder aufbauen und neu begründen müsse, was als ewig unverlierbar gelten solle, dann wäre mindestens ein Lehrkörper

Digitized by Google

unentbehrlich, der das dem Volke im großen Ganzen abhanden gekommene positive religiöse Element in seinem gläubigen Bewußtsein fest hielte und durch die Macht seiner eigenen Ueberzeugungstreue und Glaubenstiefe auch die Herzen seiner Jugend gewönne. Haben wir einen solchen Lehrkörper; ist die Lehrerbildung dazu angethan gewesen, um die Führerschaft zur Regeneration des religiösen Glaubens und Lebens zunächst in der Jugend zu übernehmen!?

Soll die Schule mit ihrem Religionsunterricht, sowie ja auch mit verschiedenen anderen, das religiöse Leben befruchtenden Einrichtungen — wie Schulandachten, gemeinsamer Abendmahlsfeier der Schulgemeinde, Hereinziehung religiöser Feierlichkeiten in den Festcyclus des Schullebens u. s. w. — eine Gewähr bieten für Erhaltung resp. für Neubelebung des religiösen Sinnes resp. eines positiven religiösen Standpunktes im Volke, so lautet unsere zweite Forderung, daß die religiöse Bildung des Lehrers vornehmlich dafür Garantien zu bieten habe. Solche Garantie können aber selbstverständlich nur Lehrer gewähren, die z. B. auf der untersten Stufe des Religionsunterrichts die biblischen Geschichten nicht bloß anschaulich, sondern auch mit innigem, warmen, eindringlichen Tone, in würdiger gewählter Sprache und mit sichtlicher innerer Theilnahme zu erzählen und die Hauptmomente, auf die es in den Geschichten ankommt, in einer dem kindlichen Standpunkte angemessenen Weise hervorzukehren und durch einfache, leicht übersehbare Parallelen aus dem Erfahrungskreise des Kindes für dessen Herz und Gemüth fruchtbar zu machen verstehen. Handelt es sich um Auslegung von dogmatischen oder ethischen Stellen z. B. aus dem Neuen Testament, so muß der Lehrer nicht bloß den Wortsinn verständlich machen, sondern er muß es auch verstehen, solche Stellen als Leben schaffende Keime in die jugendlichen Seelen hineinzupflanzen, damit dieselben nicht bloß als äußerlich aufgefaßtes und etwa dem Gedächtniß überliefertes Material, sondern als ein innerlich erfahrenes, frucht-

Digitized by Google

bringendes Element mit in's Leben hinübergenommen werden. Die gehaltreichsten Stellen der Schrift, aus denen entweder innige Gottseligkeit oder die lautere Verkündigung göttlicher Gebote an den Menschen hervorleuchtet, sollen der Jugend, können ihr aber nur von solchen Lehrern zu vollem Besitze gebracht werden, deren eigenes Inneres von göttlichem Lichte bestrahlt und erwärmt und von sittlichem Ernste ergriffen wurde. Ohne lebendige Gottesliebe, ohne sittlichen Ernst, ohne reiche Lebenserfahrung, ohne psychologische Durchbildung, ohne Gemüthstiefe, ohne eine reiche historische Schulung können wir uns keinen wirksamen Religionslehrer denken. Es wäre daher auch gar nicht abzusehen, welche Verwüstungen im Gebiete des Religionsunterrichts der Schule angerichtet werden müssen, wenn geheime Religionsverächter, zwar gescheite und scharfsinnige, aber gefühlsarme, herzlose Naturen als Vertreter des Religionsunterrichts bestellt würden. Dann ließe man weit besser diesen Unterricht ganz bei Seite — denn in schlechten Händen muß er zur völligen Religionsspötterei oder zu häßlicher Heuchelei führen.

Vor aller Verfrühung und vor jedem Uebermaß glauben wir noch überdies in Betreff des Religionsunterrichts warnen zu müssen. Die Verfrühung macht eitel gedankenlose Schwätzer und das Uebermaß führt Verekelung herbei. Wie traurig und schade, daß gerade in höheren Schulen und auf Akademien alle religiösen Anregungen und Belehrungen unter einer Jugend abgebrochen werden, die doch auch des religiösen Unterrichts in hohem Grade bedarf und vermöge ihres reiferen Alters weit mehr Empfänglichkeit und Verständniß voraussetzen läßt, als unmündige Kinder, die sich noch wenig über sinnlich Wahrnehmbares zu erheben wissen. In Form von Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Religion, über das Leben Jesu, Kirchengeschichte u. dergl. könnte von Seiten philosophisch gebildeter, anregender Lehrer selbst in polytechnischen Schulen das Verständniß und der Sinn für diese höchsten Angelegenheiten der Gebildeten neu belebt und

Digitized by Google

vielleicht dauernd begründet werden. Es wäre um so mehr Pflicht der Unterrichtsbehörden, auch nach dieser Seite die gewerblichen Kreise zu bilden, als ja unsere modernen Kirchenverfassungen sich hier und da demokratisch gestalten und die Kirchenvorstände doch aus einigermaßen Eingeweihten und mit Interesse Erfüllten zusammengesetzt werden müßten, wenn sie eine fruchtbare Thätigkeit entfalten sollen.

Wir schließen unsere Betrachtung über die religiöse Bildung der Jugend mit folgenden zusammenfassenden Sätzen:

1. Die erste und wesentlichste Anregung zu religiöser Erziehung muß in der Familie geboten werden.

2. Der Religionsunterricht in der Schule kann nur als eine Ergänzung der religiösen Erziehung im Hause angesehen werden.

3. Kommt die häusliche Erziehung dem religiösen Schulunterricht nicht entgegen, bereitet sie denselben nicht vor und unterstützt sie ihn nicht, so muß jener Unterricht entweder zu einem inneren Bruche der Kinder mit ihren Eltern, oder zu religiöser Heuchelei und Religionsspötterei führen.

4. In die Ertheilung des Religionsunterrichts mögen sich Lehrer und Geistliche theilen. Lehrer, die keine innere aufrichtige Neigung zum Religionsunterricht fühlen, mögen unter allen Umständen von demselben entbunden werden.

5. Der Religionsunterricht beginne mit der biblischen und der Geschichte frommer, religiös erleuchteter Personen aller Culturvölker, besonders auch aus der Kirchengeschichte. Er gehe auf den höheren Stufen besonders auf lebendige Aneignung und inneres Erfassen der Glaubens- und Sittenlehre der heiligen Schrift aus. Er erstrebe nicht bloß ein äußeres Wissen der religiösen Wahrheiten, sondern begründe dieselben auch in dem Gemüthe der Lernenden, damit aus dem Wissen ein Wollen und Thun hervorgehe.

6. Nicht auf die Menge der Religionsstunden, sondern auf die Wärme, den Ernst und die erleuchtende Klarheit der religiösen

Digitized by Google

Unterweisung (sowie, nach Obigem, auf die Unterstützung des Hauses) kommt es für den Erfolg derselben an.

7. Die religiöse Erziehung kann in der Schule außer durch den Religionsunterricht namentlich auch durch den Geschichtsunterricht, von welchem Religions- und Kirchengeschichte unmöglich ausgeschlossen werden darf, sowie durch regelmäßige gemeinsame Schulandachten — am Anfange jedes Schultags — und durch die auch in der Schule Widerklang findende Feier kirchlicher Feste gefördert werden. Nicht minder dient dazu die Pflege des religiösen Gesangs und vielleicht die Verwendung jugendlicher Sänger in dem Kirchenchor.

8. Aus dem Religionsunterricht sei jede intolerante Polemik gegen Andersgläubige ausgeschlossen; mehr als das Unterscheidende werde das Gemeinsame der Hauptreligionen hervorgehoben.

9. Die religiöse Belehrung fasse zugleich die ethische in sich, auf die lebendige Wechselwirkung von Glauben und Leben werde hingewirkt.

10. Die religiöse Erziehung kann mit der in so frühem Alter eintretenden Confirmation unmöglich abgeschlossen werden; vielmehr setze sich dieselbe in alle höheren Bildungsanstalten und Fortbildungsschulen fort, — denn erst die reifere Jugend ist zu einer verständnißvollen Auffassung der höchsten religiösen und sittlichen Wahrheiten fähig.[2])

Doch nicht um den Unterricht in der Religion handelt es sich bei unserem Thema. Dasselbe könnte uns auch auffordern, speciell von den Beziehungen der Kirche zur Schule und von den Principien zu reden, welche die Kirche als alleinige Leiterin oder als Mitaufseherin der Schule resp. als Mitarbeiterin an derselben theils in vergangenen Zeiten befolgt, theils zu befolgen habe. Obgleich wir uns die Aufgabe gestellt, die Pädagogik der Kirche im engeren Sinne des Wortes zum Gegenstande zu nehmen, wollen wir doch auch dieser weiteren Fassung unseres Themas einige Aufmerksamkeit zuwenden.

Digitized by Google

Wir haben uns nie der Ansicht anschließen können, daß Kirche und Schule principiell von einander zu trennen seien. Vielmehr wüßten wir kaum zwei inniger miteinander verwandte Lebensmächte, als eben die beiden genannten. Der Jahre hindurch geführte Kampf für jene Trennung erklärt sich theilweise allerdings aus berechtigten Bedürfnissen und Forderungen hinsichtlich der inneren Organisation und äußeren Leitung der Schule. Es galt, sich gegen ein doppeltes zur Wehr zu setzen: einmal gegen eine übermäßige Betonung des religiösen Lehrstoffes — noch dazu in einer oft nach Form und Inhalt unpädagogischen Richtung —, sodann gegen eine ausschließliche geistliche Schulinspection, die keineswegs in der Regel vollgenügende Garantien für das Gedeihen der in Frage kommenden Angelegenheit bot. Wohin besonders unter spezifisch katholischer Leitung der Schule u. a. in den von katholischen Orden geleiteten Unterrichtsanstalten die Sache der Jugenderziehung geführt, auf welche pädagogisch ungesunde Bahnen dieselbe abgelenkt wurde, davon gaben, um von anderen zu schweigen, die Jesuitenschulen reichliches Zeugniß. Aber auch in evangelisch-lutherischen Kreisen wurde der Volksschule in den Händen der Kirche ein so specifisch confessionelles Gepräge aufgedrückt und das Unterrichtswesen mit seinen allseitigen berechtigten Bedürfnissen und Aufgaben vielfach so verkümmert, daß eine Reaction dagegen unmöglich ausbleiben konnte. Wie es nun aber bei solchen Kämpfen um die Herrschaft über die Gewissen und Geister zu geschehen pflegt, rief die trotzige Unzugänglichkeit der in ihren vermeintlichen Rechten Angegriffenen eine stets schroffere Anfechtung seitens der Gegner hervor, bis es dann zu dem Rufe nach radicaler Trennung von Schule und Kirche kommen mußte. (Werden ja stets extreme religiöse, wie politische und sociale Partheistandpunkte wesentlich auch durch zu starres Festhalten der Angegriffenen an historisch gewordenen aber verjährten Privilegien hervorgerufen.) An die Stelle der ausschließlichen kirchlichen Leitung der Schule trat nun eine gemischte, in welcher neben dem Lehrkörper die verschiedenen

Digitized by Google

Gemeinschaften, politische wie kirchliche, ihre Vertretung gefunden haben. Consequenter Weise hätte die Leitung der Gemeindeschule vorwiegend in die Hände der mit dem Lehramte Betrauten oder dazu besonders Vorbereiteten und darin praktisch Beschäftigten gelegt werden sollen. Unnatürlich muß es erscheinen, die wichtigsten Schulaufsichtsämter mehr an juristisch, als theologisch gebildete Männer übertragen zu sehen, sofern man überhaupt zugeben will, daß die amtliche Thätigkeit des Theologen wesentlich auch eine pädagogische sei.

Uns stehen folgende Sätze unumstößlich fest: 1. Der theologische Beruf ist ein im eminenten Sinne zugleich pädagogischer, sofern ja eben dem Geistlichem die religiös-sittliche Erziehung resp. Förderung seiner Gemeinde obliegt. 2. Um diese Aufgabe allseitig zu lösen, kann und darf sich der Geistliche unmöglich nur auf die Wirksamkeit unter den Mündigen beschränken, muß er sein Interesse und seine Thätigkeit vielmehr wesentlich auch den Unmündigen und deren Erziehung zuwenden, um so gleichsam propädeutisch und prophylaktisch vorzugehen. 3. Für die Lösung der bezeichneten Aufgaben bedarf es, neben dem specifischen Fachstudium, für den Theologen (wie für den künftigen Gymnasiallehrer) einer gründlichen pädagogischen Vorbildung. 4. Im Besitze dieser letzteren, und der unter Punkt 2 gestellten Forderung genügend, hat der Geistliche Anspruch auf eine der des Lehrers ebenbürtige Stellung der Schule und dem Schulwesen gegenüber.

Wer die Aufgaben der Kirche überhaupt noch gelten läßt, muß dieselben nothgedrungen als pädagogische auffassen, muß einräumen, daß Schule und Kirche sich gegenseitig in die Hände zu arbeiten haben, um desto sicherer die höchsten Erziehungsaufgaben, nämlich die der religiös-sittlichen Durchbildung gemeinschaftlich zu lösen. Statt der geforderten Trennung der Kirche von der Schule können wir nur eine immer engere Vermählung beider in ihren gesammten Bestrebungen naturgemäß und daher

Digitized by Google

wünschenswerth finden. Die Schule darf, ohne ihre höchsten Ziele zu verfehlen, nie den „gesunden" Bestrebungen der Kirche fremd gegenüber stehen, und die Kirche soll stets des innigen Wortes des Meisters gedenken: „lasset die Kindlein zu mir kommen", und sich nimmer für zu gut halten, auch unter den Kleinen und Unmündigen sich ihr Reich zu bereiten. Wir haben bereits vor Jahren in einer Flugschrift („Die Volksschullehrer-Noth, ihre Ursachen und Mittel zu ihrer Abhilfe", Jena Costenoble 1872) dem Gedanken Ausdruck gegeben, es solle der Geistliche zugleich als Lehrer in der Schule thätig sein, um namentlich auf dem Lande die meist so dürftig vorhandenen Lehrkräfte ergänzen, erweitern und mehren zu helfen. Wir glauben auch gelesen zu haben, daß u. A. in Würtemberg solcher Wunsch bereits erfüllt wurde[3]) und halten noch heute mit voller Ueberzeugung an demselben fest. Je weniger es der Geistliche auf bloßes Herrschen über die und in der Schule abgesehen, je bereitwilliger, ja begeisterter er sich in die Reihen der Kinderlehrer eingestellt haben wird (nicht um privatim ein einträgliches Pensionat zu führen, sondern eben der Gemeindeschule seines Ortes zu dienen), desto freudiger wird man ihn als pädagogischen Mitarbeiter resp. als Mitglied in der Schulbehörde begrüßen. Jene bitteren Wehrufe des Herrn über ein hartherziges und herrschsüchtiges Pharisäer- und Schriftgelehrtenthum, jene ernst mahnenden Zeichnungen eines Hesekiel (K. 34) oder Johannes vom guten treuen Hirten, der dem Schafe überallhin nachgeht, um es zu retten, sollten jeden christlichen Seelsorger ermuntern, nicht bloß an Sonn- und Festtagen eine Predigt zu halten oder Casualien zu verrichten, oder dann und wann einmal einer Lektion in seiner Gemeindeschule als Hospitant beizuwohnen, oder Confirmanden-Unterricht zu ertheilen, sondern — so viel es irgend Kraft und Zeit gestatten — seine berufliche Thätigkeit in die Schule hinüberzuspielen. Luther hat es ja so wahr als drastisch ausgedrückt, daß an der Gerte und dem jungen Stämmchen weit erfolgreicher und sicherer zu arbeiten sei, als an dem alten knorrigen

Digitized by Google

nicht mehr zu biegenden Stamme. Begründen und aufbauen läßt sich nur mit dem Kleinen; des weiteren kann oft nur kümmerlich aufgeflickt, selten gründlich geholfen werden.

Damit nun aber besonders der Landgeistliche, der hier aus nahe liegenden Gründen hauptsächlich in Frage kommt, sein Hirtenamt in reichem Maße auch über die Unmündigen im Schuldienste, meinetwegen in der Fortbildungsklasse, ausdehnen könne, muß er sich am Ende seiner theologischen Fachstudien einer hinreichenden theoretischen wie praktischen pädagogischen Vorbereitung befleißigen. Diese wird ihm auch in den specifisch theologischen Funktionen zu statten kommen, da es ja eben auch hier die Bestellung eines pädagogischen Arbeitsfeldes gilt.

Will sich die Kirche ihren Einfluß auf die Schule sichern, so hüte sie sich vor allen den hierarchischen Vergewaltigungen, durch die sich von jeher das Priesterthum und die von ihm vertretene religiöse Sache selbst geschadet und um ihren Credit mindestens unter den Gebildeteren ihres Volks gebracht hat. Mit gesteigerter Herrschsucht war meistens die innere Depravation kirchlich-religiösen Regiments verbunden. Je straffer die Zügel der Herrschaft von Rom angezogen wurden, desto mißtrauischer mußte man gegen seine angemaßte Hoheit werden. Kann es die evangelische Kirche über sich gewinnen, den Geist der Milde und Schonung den verschiedenen Geistesregungen ihrer Glieder gegenüber walten zu lassen, statt hämisch und verfolgungssüchtig etwaigen Ketzereien aufzulauern und dieselben mit Feuer und Schwert zu verfolgen; bethätigen unsere christlichen Seelenhirten ihren christlichen Eifer mehr in strenger Selbstzucht, als in liebloſem hochmüthigen Richten der Anderen, mehr in unermüdlicher Missionsarbeit an den leiblich und geistlich Armen, als in todter Werkheiligkeit, mehr in Offenbarungen opferfreudiger Nächstenliebe, als in eitler Selbstbespiegelung confessioneller Rechthaberei; läßt die Kirche die Religion vor Allem eine Sache des Herzens, der Gesinnung, des Lebens sein und räumt sie den mannigfachen Gebieten edler menschlicher Be-

Digitized by Google

strebungen in Kunst, Gewerbe, Wissenschaften u. s. w. ihr Recht ein, so daß die Religion und die religiösen Veranstaltungen nicht als verzehrendes Feuer, sondern als mild scheinendes und erwärmendes Licht nach allen Seiten sich fühlbar machen: dann wird auch die noch vielfach mißtrauisch und grollend zur Seite stehende Schule ihre ächte Mutter wieder erkennen und sich dankbar zu gemeinsamer Arbeit mit ihr vereinigen. Die nur böse verächtliche Worte der Verdammniß gegen die „unkirchliche" Lehrerschaft besonders der Volksschule im Munde führen, sollten nie vergessen, wie viel sie selber durch eine ungesunde, verkehrte Pädagogik „der Kirche in der Schule" verschuldet haben. Auch in gewisse Kreise der evangelischen Kirche hatten sich judaistisch-katholische Tendenzen mit Werkgerechtigkeit und todtem Mechanismus der religiösen Uebungen ihren Weg gebahnt; auch hier gewöhnten sich Einzelne an die Werthschätzung der „Quantität" frommer Werke, wie des Bibellesens, häufiger Andachten u. dergl.; auch hier verkehrte man den ursprünglich reinen Begriff des Glaubens als einer bestimmten Richtung und Verfassung des Gemüths zu einem bloßen Lippenwerk, zur äußeren Annahme historisch beglaubigter oder nicht beglaubigter Thatsachen. — Und wie der evangelische Geist auf diese Weise verfälscht wurde, so litt natürlich auch die von solchen Verirrungen heimgesuchte evangelische Schule. So unbedingt wir ein inniges Freundschaftsverhältniß zwischen der reinen evangelischen Kirche und der Schule wünschen, so entschieden verwerfen auch wir die Beherrschung der Schule durch eine „rückfällig gewordene" sogenannte evangelische Kirche. Hundertfache Erfahrungen haben gelehrt, welchen jähen Bankerott die religiöse Verfassung gerade derjenigen erlebt, die in ihren Schulen mit sogenannten frommen Uebungen überschüttet wurden. Leider scheint man sich dieser Erfahrung noch immer verschließen zu wollen oder ist unfähig sie zu erkennen. Denn, um nur Eines zu nennen: gegenüber so manchen anerkannten großen Vorzügen der gelehrten geschlossenen Anstalten, wie der sächsischen Fürstenschulen, gehört

Digitized by Google

es sicher zu deren tiefsten Schäden, daß man der Andachtsübungen nicht genug ansetzen und halten kann, daß man tagtäglich etwa sechsmal gemeinsame Gebete hält und auch außerhalb des regelmäßigen Religionsunterrichts Bibellektionen mit den Morgen- und Abendandachten verbindet. Da kann es denn leider vorkommen (und wir dürfen es als Thatsache bestätigen), daß sich der jugendliche Uebermuth selbst in diese Gebetsstunden hinein verirrt, daß auch hier Unfug aller Art getrieben wird, daß man z. B. statt der Gesangbücher allerlei Unterhaltungslektüre während der Gottesdienste vor sich hat, ja vielleicht sogar sich mit Kartenspiel beschäftigt. Man wollte mit der Menge der Gebete, Gesänge und Bibellektionen fromme Jünglinge heranbilden — und hat frivole Religionsspötter oder doch religiös völlig indifferente Menschen herangezogen, in Manchem auch vielleicht düsteren Weltschmerz oder religiöse Heuchelei hervorgerufen. Die jetzt vielfach zu Tage tretende religiös negative, ja bis an Religionsspötterei streifende Richtung auch unter den Lehrern ist sicher wenigstens theilweise auf Rechnung des Uebermaßes an „frommen Uebungen" in geschlossenen Seminaranstalten zu bringen. Und wenn nach Maßgabe der Menge von Andachts(?)übungen der Mensch im Ganzen auch sittlich gefördert zu werden pflegte, wie dies doch als höchstes und bestes Resultat zu betrachten wäre, so müßten Klöster, Jesuitenschulen und dergl. Anstalten von jeher die Hauptsitze hoher, strenger Sittlichkeit gewesen sein.

So unleugbare Verdienste sich daher einerseits die Kirche, zuerst im Mittelalter die katholische und dann seit dem 16. Jahrhundert besonders die protestantische um den Jugendunterricht und überhaupt um jede höhere Bildung des Volks erworben hat, so haben sich doch nothwendiger Weise andererseits die Verkehrtheiten, in die sich die eine wie andere kirchliche Gemeinschaft hineinverwickelte, auch an dem von ihr beeinflußten oder beherrschten Unterrichts- und Erziehungswesen rächen müssen. Gewiß auch von solchem Gesichtspunkte aus hat man in unserer Zeit selbst in sonst sehr

Digitized by Google

conservativen Kreisen von officiöser Seite die Emancipation nicht bloß der protestantischen, sondern selbst der zum Priesterstand bestimmten katholischen Jugend von specifisch „kirchlicher" Erziehung durchzusetzen gewußt. Sollte sich dann freilich der in Schulsachen omnipotent gewordene Staat seinerseits auch einmal wieder zum Handlanger eines von ihm erst bekämpften Kirchenthums hergeben, so würden wir um die vielfach gepriesenen Früchte eines auch in religiösen Dingen liberalen weltlichen Regiments sicher auf's neue betrogen werden. So wenig die Kirche an sich und als solche der Schule wahrhaft nützen oder schaden kann, sondern nur diese bestimmt geartete und in sich ausgestaltete Kirche, so wenig bieten andere Gewalten, wie die des Staates und der kleineren politischen Gemeinde, als der Schule übergeordnete, weder nach dieser, noch nach jener Seite eine ausreichende Garantie. Daher sind in unseren Augen Stichworte wie „Kirchen- oder Staatsschule" und Rufe etwa nach der letzteren immer nur mit Vorsicht anzunehmen und gut zu heißen; unbedingt begeistern kann man sich für keines von beiden.

Doch es bleiben uns noch weitere Fragen zur Erörterung übrig. Es handelt sich auch besonders um die rechte Zurüstung zu dem geistlichen Amte, wenn dasselbe zu möglichst reicher Wirksamkeit gelangen soll. Denn so wenig schlecht erzogene Mütter ihren Beruf im Hause werden erfüllen können, so wenig ungenügend vorgebildete Geistliche den ihrigen in der kirchlichen Gemeinschaft.

Zuerst fragen wir hier nach dem Umkreis der theologischen Disciplinen. Es würde uns schwer werden, von dem bestehenden Programm des theologischen Studiums etwas hinweg zu streichen. Was wir aber nicht bloß als Anhängsel, sondern als wesentlichen Bestandtheil in dieses Programm aufgenommen sehen möchten, ist u. A. eine eingehende Bekanntschaft mit der Culturgeschichte und daraus besonders mit der Geschichte der religiösen Literatur und Kunst, sowie der socialen Verhältnisse unter den hervorragenden Culturvölkern.

Digitized by Google

Eine möglichst reiche Lebensanschauung, gestützt theils auf eigene mannigfache Erfahrungen, theils auf das Studium der Länder- und Völkerkunde und speciell der Culturgeschichte scheint uns nächst dem Staatsmanne Niemandem unentbehrlicher, als dem Prediger[4]). Denn wer auf die Menschen belehrend und bessernd einwirken will, muß das Leben und die Menschen kennen, muß mit klarem Blicke Vergangenheit und Gegenwart überblicken und in die Tiefen des Lebens eingedrungen sein. Eine fruchtbare, anregende, ja begeisternde Auslegung des göttlichen Wortes ist nur von einem Theologen zu erwarten, dessen geistiges Auge hundertfach den Menschen studirte und bei dem sich mit einem gründlichen philosophischen, namentlich die Psychologie, Ethik und Religionsphilosophie umfassenden Studium auch eine reiche auf Erfahrung und Geschichtsstudium erbaute Lebensanschauung verband.

Sofern es der Prediger mit dem idealen Aufbau des Gottesreiches zu thun hat, sofern es sein Recht und seine Pflicht ist, die Hörer zur Buße zu rufen, aber auch mit neuen Lebenstrieben zu beseelen, sofern er also selbst im Stande sein muß, der Gemeinde die richtigen Lebens- und Wirkensbahnen vorzuzeichnen, indem er sie von den falschen hinwegzuziehen bemüht ist — meinen wir ihm völlige Vertrautheit mit der Social- oder Gesellschaftswissenschaft zumuthen zu müssen. Wer wollte leugnen, daß das Leben und besonders das sociale eine Kunst und zwar eine sehr schwierige sei. Auf die bestmögliche Ausgestaltung des Gemeinlebens im Sinne des Christenthums hat nun aber offenbar die Kirche hinzuwirken. Wie könnte sie dieser Aufgabe genügen, ohne daß ihre Diener die Sociologie (wie es z. B. Lindner in seiner Psychologie wohl genannt) studirt und sich mit den Gesetzen, nach denen und innerhalb derer ein Gesellschaftskörper sich zu bewegen hat, näher vertraut gemacht haben. Alle die Ziele und Mittel, welche echte Volksfreunde (zu denen wir aus dem Alterthum so manchen Griechen, Römer, — Religionsstifter — Propheten zu zählen haben) in's Auge faßten, um ihres Volkes Wohlfahrt zu fördern,

Digitized by Google

alle die socialen Einrichtungen, die namentlich auch in der neueren und neuesten Geschichte in der alten und neuen Welt theils vorgeschlagen, theils in's Leben gerufen wurden, um mehr oder weniger berechtigten Bedürfnissen des Volkes oder auch nur einzelner Stände aus demselben abzuhelfen, alle die Persönlichkeiten, die besonders auch in der Gegenwart als Volksbeglücker in gutem und zweideutigem Sinne auftraten und noch wirken, müßten mit ihren Ideen und Bestrebungen gerade dem Prediger völlig bekannt sein. Fände er an ihnen ehrenhaft strebende Männer, so hätte er Ursache, sich mit ihnen zu gemeinsamem Wirken zu verbinden — (denn man hüte sich gerade in der Kirche vor hochmüthig aristokratischem Ablehnen jeder Gemeinschaft mit sogenannten nicht zünftigen Volksfreunden, man suche das Gute und Echte unbefangen auf und lasse es zur Geltung kommen, wo es sich immer zeigen mag) — oder im anderen Falle mit allen des gebildeten und besonnenen Gegners würdigen Waffen sie zu bekämpfen. Das Gesellschaftsstudium ist die unentbehrliche Ergänzung zu dem Studium der heiligen Schrift. Die lebensvollsten, tiefsten Wahrheiten der letzteren müssen doch in die Sprache jeder späteren Nation und Zeitepoche umgesetzt und hinübergeleitet worden. Im Lichte der heiligen Schrift soll der Prediger die Zustände und Bedürfnisse der Gegenwart beurtheilen und so viel an ihm ist, dieselben entweder corrigiren oder fördern und befriedigen helfen. Das kann er aber doch nur, wenn er die Diagnose der Gesellschaftskrankheiten, sowie die Bedingungen ihrer Heilung auch am Leben seines Volkes und anderer Völker gründlich studirte. Mit einem bloßen „Wehe euch", oder mit dem „du sollst" und „du sollst nicht", mit frommen Wünschen und Seufzern ist es im Felde der Förderung des allgemeinen Besten nimmermehr gethan — da gilt es vielmehr, das gesellschaftliche Gewebe mit seinen feinsten Fäden, — in seiner mannigfachen Verschlingung — zu betrachten, um u. a. das hochwichtige Causalitätsverhältniß in dem sittlichen Leben scharf herauszufinden und die Nachtseiten des Lebens, die

Digitized by Google

Physiologie des Lasters und Verbrechens in ihren Geheimnissen zu belauschen. Nicht das ist dem echten Prediger Gottes genügend, die Tugendideale zu kennen oder die Verirrungen der Menge aufzudecken und zu rügen — oder ein kaltes, nacktes Gebot nach altem Zuschnitt aus einem Pflichtencodex hervorzuholen, sondern er wird nicht eher ruhen, als bis er der Genesis des sittlichen oder auch des verlorenen Menschen nicht bloß in Bausch und Bogen, sondern auch in diesem speciellen Falle auf die Spur gekommen ist. Und da würde es ihm bei so redlichem Bemühen wie Schuppen von den Augen fallen, da würde ihm der Gesellschaftskörper in seiner Zusammensetzung und in seinen Theilen Wahrheiten, Erfahrungen, Erscheinungen predigen, von denen vielleicht die ganze wohlstudirte philosophische Ethik keine Ahnung verschaffte. Ueberzeugen würde er sich, daß vor Allem zur Predigt ein unablässiges thätiges Schaffen im Leben hinzutreten müsse und daß die Früchte schöner Menschlichkeit und Sitte wesentlich auf dem Boden realer Institutionen (wie bei Wichern, Werner in Reutlingen u. A.) gezeitigt sein wollen. Die Sonntagspredigt ist nur eben ein Stücklein von der Missionsarbeit unter der Gemeinde, die nirgends sicherer und besser gedeihen kann, als wo feste, wohl organisirte Gemeinschaften im Dienste christlicher Nächstenliebe in's Leben gerufen werden.

Natürlich wird auch jedes andere Bemühen um Förderung der äußeren und inneren Wohlfahrt des Volkes willkommen geheißen und unterstützt werden müssen — und wen könnte man naturgemäßer in diesen Bestrebungen antreffen, als eben den Prediger? Ihn müssen alle Wohlthätigkeitsanstalten auf das lebhafteste interessiren: sowohl diejenigen, welche die unmittelbare Armenpflege betreffen, als auch solche, die z. B. eine sorgfältige Hauswirthschaft und damit zugleich eine sittliche Förderung bedingen: Spar- und Vorschußvereine, Vereine zur Privatbelehrung von Jünglingen und Jungfrauen, Mägdeherbergen, Arbeitsnachweisungsbüreaus u. s. w. Das Auge des Geistlichen muß wie für

Digitized by Google

alle berechtigten Bedürfnisse des Volkes, so auch für alle Mittel, denselben abzuhelfen, geschärft werden. Dazu soll ihm das Studium der Socialpolitik und der sich mit demselben vielfach berührenden Nationalökonomie, dazu natürlich auch eine aufmerksame Beobachtung des wirklichen Lebens verhelfen. Wir müssen es tief beklagen, wenn man das Feld öffentlicher populärer Thätigkeit so vielfach falschen Propheten überläßt, indem man sich entweder für zu gut oder für zu beschäftigt hält, um in den Dienst der öffentlichen Wohlfahrt zu treten. Der Arbeit ist unendlich viel — und man meine nur nicht, daß man mit Strafpredigten und Ermahnungen da etwas erreichen werde, wo Alles zu einem realen, auch mit materiellen Mitteln arbeitenden Schaffen hindrängt. Wer Sitte, Häuslichkeit, Zucht in die Häuser und Familien bringen will, der helfe z. B. mit an der Beschaffung menschenwürdiger, saubrer, wenn auch noch so einfacher und kleiner Wohnungen, der trage mit dazu bei, daß der Menge edlere Genüsse, reinere Vergnügungen geboten werden, als man sie auf unseren Tanzböden und bei den Volksfesten gewöhnlich antrifft. Wer ein ordnungliebendes, auch auf Reinlichkeit bedachtes Volk haben will, der helfe mit zur Einrichtung von öffentlichen Wasch- und Badeanstalten u. dgl. m.

Und so könnte es auch nur dankbar anerkannt und hingenommen werden, wenn, wie wir oben bereits sagten, die Predigt selbst einen weiteren Umkreis von Stoffen in sich aufnähme, wenn sie namentlich auf alle Fragen des socialen Lebens einginge, um diese im Lichte der evangelischen Lehre zu erörtern.

Die Naturwissenschaft sollte dem Geistlichen wenigstens in ihren wichtigsten Forschungsgebieten und in so weit bekannt sein, daß er ihr nicht als Fremdling gegenüber stünde. Die Beziehungen zwischen den Resultaten der Naturforschung und den Lehren der Religion müßten ihm namentlich geläufig sein, denn er wird wiederum in seiner Predigt vielfach Gebrauch von solcher allgemeineren Bildung machen können. Um feindliche Angriffe abzu-

Digitized by Google

schlagen, muß man den Gegner in sein eignes Lager verfolgen können. Darum studirte z. B. Luther die Kirchenväter, um auch aus ihnen für seine Meinungen Waffen schmieden zu können. Und welches Gewicht legte u. A. Melanchthon auf das Studium der Realien!

Doch nicht bloß Kenntnisse, die über das engere Terrain der Theologie hinausgehen, werden dem Geistlichen ein reicheres Wirkungsfeld eröffnen, seine Predigt anziehender, seine praktische Thätigkeit mannigfaltiger machen. Es gilt auch, ihn mit der Kunst der Rede auszustatten, damit er durch die Macht des Wortes, wie durch die Gediegenheit seiner Persönlichkeit und durch die allseitige praktische Missionsthätigkeit an dem Werke der Volkserziehung mitarbeiten könne. Zwar kommt es uns nicht bei, rhetorische Künste für die Kanzel zu wünschen; es bleibt auch unsere Meinung, daß „Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vortrage" — dennoch kann die Vernachlässigung der äußeren Mittel, um den Herzen der Hörer beizukommen, auch zu weit gehen. Und sollte nicht mancher zu formlose Redner seine Kirche leer gepredigt haben! Wie wenig eine mit Wärme und Begeisterung vorgetragene, dabei gedankenreiche Predigt ihren Zweck verfehlt, wieviel sie beizutragen vermag, um lange verwaist gebliebene Gottestempel wieder zu füllen, davon haben wir mehr als ein Beispiel erlebt. Natürlich muß zu der Schulung im Kanzelvortrag seitens des homiletischen Seminars der Universität dann auch jener gewissenhafte Fleiß in Ausarbeitung der Predigt hinzukommen, vermöge dessen allein ein großer Hörerkreis von mehr oder minder Gebildeten auf die Dauer gefesselt werden kann. Wir haben noch in jüngster Zeit in einer berühmten deutschen Residenz mehr als eine Kirche völlig überfüllt gesehen — so daß Hunderte, die sich erbauen wollten, schon bei Beginn des Gottesdienstes fern bleiben mußten; wir haben von Predigern z. B. in London gehört, die sonntäglich Tausende von Zuhörern herbeilocken. Ist das nicht Beweises genug, daß es nicht bloß die Verstocktheit, Herzenshär-

Digitized by Google

tigkeit und der Stumpfsinn der großen Menge ist, welcher die Verödung der Gotteshäuser herbeiführte, sondern daß hier wesentlich auch die stiefmütterlich und kümmerlich gebotene Nahrung unendlich viel verschuldete! Predigten, die von weniger Begabten, wie man zu sagen pflegt, aus den Aermeln geschüttelt wurden und die nur zu wenig „nach der Lampe rochen", die weder nach Form noch nach Inhalt in die Herzen eindringen oder die Geister erleuchten und beleben, die Gewissen wecken konnten — — wie hätten sie namentlich mattere und schwerer zugängliche Seelen zu locken vermocht!

Wir würden indessen die pädagogischen Mittel der Kirche nur unvollständig anführen, wenn wir nicht auch von dem persönlichen Einfluß ihrer Diener auf die Gemeinden reden wollten. Freilich wirkt der Geistliche auch durch kirchliche Functionen des Cultus, wie der Predigt oder der Verwaltung der Sacramente durchaus persönlich auf die Gemeindeglieder ein; besonders die Art seiner Predigt als eines Zeugnisses seines inneren eigensten Lebens und seines Wissens wird unter Umständen auf eine gewaltige persönliche Einwirkung hinauskommen, nicht minder der Confirmanden-Unterricht, aus reichem Geiste und innigem Gefühl ertheilt. So wenig aber der Laie nur Hörer des Worts sein darf, so gewiß er vielmehr auch Thäter sein soll, so wenig darf es der Geistliche bei dem Worte, der Lehre, der Ermahnung ... bewenden lassen, so gewiß muß er vielmehr durch leuchtendes Vorbild in seinem ganzen Thun und Leben zu wirken bemüht sein. Im neuen wie alten Testament wird zur Genüge auf den Widerspruch zwischen dem Scheinpriesterthum (das viel fordert, aber wenig leisten will) und dem echten Hirtenamte (wie es ein Paulus unter unsäglichen Entbehrungen und Leiden ausübte) hingewiesen, und in dem herrlichsten Preisliede auf die christliche Liebe (1. Cor., 13) finden wir die ausdrückliche Weisung, daß „die köstlichste Predigt *ohne Liebe* eben ein Nichts sei". Zu nichts sind wir, nach menschlicher Schwäche, mehr aufgelegt, als andere zu richten, ihnen gute

Digitized by Google

Lehren zu geben — und überhaupt in hohen Worten einherzugehen, um damit Beifall zu ernten. Aber das bloße Wortpriesterthum thut es so wenig, als die bloße Ermahnung und Strafe in der Kindererziehung. Was alle Predigt, alles Wirken durch Worte, Sacramentsverrichtung weit hinter sich läßt, ist das unmittelbar wirkende persönliche Beispiel des Geistlichen (wie jedes zum Lehramte Berufenen). „Wir müssen sehen, um zu glauben", dies Wort läßt sich nicht bloß auf kindische Wundersucht und Trägheit des natürlichen Menschen im Glauben, sondern auch so anwenden und auslegen: Ihr, die ihr uns predigt, müßt uns durch euer eigenes Leben und Thun die Wahrheit und Ausführbarkeit eurer Ermahnungen beweisen, dann werdet ihr uns mit eurem eigenen Beispiele auch nachziehen. Das Große an Christus ist ja bekanntlich dieses In-einem-sein von Lehre und Wandel; seine Liebesthätigkeit hat wohl noch sicherer die Herzen der schwer zu Gewinnenden überwunden, als die gewaltige neue Predigt seines Mundes.

Es waren im Mittelalter und zu anderen Zeiten nicht nur Unwissenheit und dogmatische Ungereimtheiten, mit denen der Clerus unzählige Angriffe gegen sich heraufbeschwor: besonders auch durch seine Unsittlichkeit, die vom Oberhaupte der Kirche zu deren niedrigsten Dienern gedrungen war, wurde der Ruf nach Reform der Kirche an Haupt und Gliedern geweckt. Und was auch in unserem Zeitalter Tausende der Kirche entfremdete, war gewiß unter Anderem der Mangel an wahrhaft apostolischen Größen im Stil der ersten christlichen Jahrhunderte. Es würde freilich auf lächerlichen (?) Rückfall in mittelalterliche Askese und sittlichen Rigorismus hinauskommen, wollten wir von unserem evangelischen Clerus etwa das ja auch von Paulus empfohlene Cölibat oder die stricte Befolgung jedes christlichen Gebotes in Betreff des irdischen Besitzes oder der Passivität dem Beleidiger gegenüber erwarten und fordern. So wenig Christus in seinem eigenen Leben eigentliche Weltflucht geübt und so berechtigt auch

Digitized by Google

in seinen Augen der bescheidene Genuß irdischer Freuden erscheinen mochte, so wenig wird man vom geistlichen Stande puritanische Weltentsagung verlangen. Aber dennoch gesellt sich zu Jesu freundschaftlichem Verkehr mit Menschen der verschiedensten Art und zu seinem harmlosen Auftreten unter Juden, Samaritern und Heiden eine „weltüberwindende" Kraft. Etwas Anderes ist es, nur zeitweilig theilnehmen an geselligen Freuden und irdischen Genüssen, und wiederum sie zur Hauptsache machen und ganz darin aufgehen; etwas Anderes, sich freuen mit den Fröhlichen und an harmloser Kurzweil Geschmack finden und sich auch dem Uebermaß des Genusses hingeben, um sich selbst und seinen besseren Menschen darin endlich zu verlieren. Alles wahrhaft Menschliche und menschlich Schöne ist selbstverständlich auch dem Diener der Kirche zu gönnen, und ein gewaltsames Versagen von dergleichen müßte erfahrungsmäßig nur zu einem höchst mißlichen Versuchen führen (wir erinnern an die Folgen des Cölibats). Wir fordern vom Geistlichen nicht mehr noch weniger, als von jedem sittlich gediegenen, gefestigten, zuverlässigen Menschen, daß er — obwohl empfänglich für die edleren höheren und einfacheren Freuden dieses Lebens — doch nie ihr Sclave werde, daß er zu Menschen gern sich geselle, aber nie um ihr Knecht zu sein. Was von stärkeren irdischen Begierden und Leidenschaften den Menschen verunziert, wie Gier nach irdischem Gut und Genuß, Vergnügungssucht oder Unmäßigkeit und alles an Völlerei Grenzende: dem Apostel Christi, dem Lehrer der Gemeinde muß es schon darum doppelt übel anstehen, weil er ja das Salz der Gemeinde sein wollte, weil auf ihn die Augen unwillkürlich gerichtet sind, weil der von ihm gegebene Anstoß doppelt verletzt und den Glauben an sein Amt und seinen höheren göttlichen Beruf völlig erschüttern muß. Jeder Lehrer und so auch der christliche Lehrer vom Reiche Gottes steht und fällt in seinem Ansehen und Erfolge mit der sittlichen Hoheit, die er in sich darstellt, mit der Selbstzucht, die er sich auferlegt. Was zwischen abschreckendem Rigorismus der Tugend und un-

Digitized by Google

gezügelter Weltlust in der Mitte liegt, dürfte uns das Bild der Evangelien vom Meister selbst an die Hand geben.

Auch muß das ganze Hauswesen des Predigers mustergültig dastehen, und mit gutem Recht zweifelt der Apostel an der Fähigkeit dessen, einer ganzen Gemeinde vorzustehen, der seine Familie nicht wohl regieren könne. Es eigne ihm vornehmlich die gute Kinderzucht und ein inniges, an edlen Freuden reiches Familienleben. —

Gern begrüßen wir ihn bei allen gemeinnützigen Unternehmungen, wo er aber nicht den eigenen Ruhm suche, sondern lediglich fremdes Wohl im Auge habe. Die großen Angelegenheiten des Vaterlandes wie die Anliegen der einzelnen Gemeindeglieder müssen ihn eifrig beschäftigen und seine volle Theilnahme erwecken. Unermüdlich sei er im Aufsuchen der Hilfsbedürftigen sowie in Veranstaltungen zu ihrer Unterstützung oder Tröstung. Seinen Pflichtenkreis bestimme ihm nicht die hergebrachte gewohnheitsmäßige Thätigkeit der Mehrzahl der Amtsgenossen, sondern die nie ruhende Nächstenliebe. Stellt die Mehrzahl der Geistlichen in ihrem Privatleben, wie in ihrem gesammten Streben und Wirken das Bild eines in Thaten kräftigen christlichen Geistes dar, hält sie sich außerdem von dem schon anderen Orts gerügten confessionellen Zelotismus fern, sucht sie ihre Ehre in unermüdlicher allseitiger Berufstreue — sei es in reichen Gaben des Geistes oder in Spenden opferfreudiger Liebe —, dann wird sie auch mit diesen Gaben die pädagogischen Mittel der Kirche um ein Bedeutendes erweitern und sich die reichsten Erfolge sichern.

Und nun möchten wir noch auf eine, gewiß nicht zum Segen der evangelischen Kirche gereichende Erscheinung besonders hinweisen: das sind die endlosen Lehrstreitigkeiten und gegenseitigen Befehdungen im Lager der protestantischen Geistlichen selbst. Sowohl in der Presse, als in Versammlungen und in der Predigt gewinnt der Laie die niederschlagende Ueberzeugung, daß man in den leitenden Kreisen und an maßgebender Stelle sich sogar um

Digitized by Google

Cardinalpunkte der Kirchenlehre anfeindet. Jeder sucht dabei den Andern nach Kräften herabzuziehen, um seinen eigenen Standpunkt desto glänzender herauszustreichen; man wirft sich Unglauben, Religionsmangel, seichte Aufklärung nach der einen, blinden Autoritätsglauben, unvernünftige Orthodoxie u. dergl. nach der andern Seite hin vor. Welches Zutrauen kann das Volk zu einer Sache, einer Institution gewinnen, deren Führer sich in engherziger Polemik einander verfolgen. Man hat, gewiß nicht ohne Grund, so oft die Starrköpfigkeit Luthers gegenüber den Reformirten beklagt — und die Spaltung im Lager der Protestanten hat entschieden der katholischen Reaktion in die Hände gearbeitet. Hieß es nicht auch hier in pharisäische Silbenstecherei und engherzige Gesetzlichkeit zurückfallen, wenn man die höchsten Aufgaben: der inneren, Gesinnung bildenden und zu aller edlen Sitte belebenden Mission an den Seelen der Christengemeinde über den dogmatischen Rechthabereien und Nörgeleien vergaß. Je mehr man sich in das wirkliche Vorbild des Heilands, als des sittlich und geistig freien, in Werken schöner, nie zu ermüdender Nächstenliebe sich offenbarenden Menschenfreundes hineingelebt und vertieft hätte, desto sicherer hätte man inmitten einer freudigen, allseitigen, sittlichen und sittigenden, sowie auch aller materiellen Noth abhelfenden Liebesthätigkeit die Lust zu dogmatischem Gezänke und die Neigung zum Glaubenshochmuth verloren; man würde desto mehr selbst aus Christus heraus und für Christus gearbeitet haben, je weniger man lauerndem und richtendem Pharisäerthum gehuldigt hätte.

Es ist aber eben in den letzten Jahren in der evangelischen Kirche der konfessionelle Hader so häufig und in so unerquicklicher Weise hervorgetreten, daß man sich in der That etwas näher nach dem inneren Grund und Werth resp. nach der sittlichen und religiösen Berechtigung desselben umsehen möchte. Der Kampf zwischen den verschiedenen religiösen Standpunkten und Partheien ist freilich fast so alt wie die Menschheit. Namentlich innerhalb eines jeden Culturvolkes hat sich das religiöse Bewußtsein im Laufe der Jahr-

Digitized by Google

hunderte mannigfach gewandelt, und es fehlte besonders nirgends an dem größeren oder geringeren Gegensatz zwischen dem Volksglauben und dem hauptsächlich von Philosophen vertretenen religiösen Standpunkte. In Indien entbrannte u. A. der Kampf zwischen Buddhismus und Brahmaismus; in China haben wir neben Anhängern des Confutse zahlreiche Buddhisten; in Vorderasien und besonders in Palästina stießen die religiösen Gegensätze hart auf einander (nicht bloß zwischen Judenthum und Heidenthum, sondern auch zwischen den Sekten einer und derselben Volksreligion); in Griechenland muß ein Weiser den Giftbecher auch darum trinken, weil er „andere Götter einführe", und der größte Schüler eben desselben bekämpft die Unterweisung der Jugend in den kindischen Märchen eines Homer von dem Leben und den Eigenschaften der olympischen Götter; in Rom begegnen wir u. A. dem Euhemerismus gegenüber der ursprünglichen Staatsreligion; im Islam stoßen wir auf Sekten, deren Tendenzen zum Theil denen der christlichen parallel liegen; innerhalb des Christenthums selbst hat der Gegensatz oder doch die verschiedene Partheistellung in Hinsicht der Auffassung gewisser dogmatischer Punkte niemals gefehlt — und wohin wir auch in der Geschichte der Culturvölker blicken mögen, nirgends werden wir völligen dauerhaften Einklang in den religiösen Meinungen oder im Cultus oder in der Aufstellung ethischer Ideale und Principien vorfinden. Eine so erfahrungsmäßig immer und überall hervortretende Erscheinung wird nun aber eben damit auch ihre tiefere Begründung in der Natur des Menschen und in der Art seiner Entwicklung finden. Was so geschichtlich immer wiederkehrt, darf doch, um mit Hegel zu reden, eine Realität und Existenzberechtigung für sich beanspruchen.

Auch wird jeder Unbefangene den Kampf der Menschen um ihre höchsten Fragen und Angelegenheiten, den Kampf um die Wahrheit nur für wünschenswerth und heilsam erklären und wird mit Lessing das ewige Ringen nach Wahrheit dem vermeintlichen Besitz derselben vorziehen. Nur wo unabläßig gerungen und —

Digitized by Google

anständig freilich — gestritten wird, bleiben wir vor gefährlicher Stagnation und werthlosem Quietismus bewahrt, nur da kann mit der Zeit von verschiedenen Seiten her das Material zur Erkenntniß des Wahren herbeigeschafft werden.

Nun hat es aber auch nie und nirgends an Solchen gefehlt, die ihren Standpunkt, ihre Meinung, ihren Glauben nicht nur für den allein richtigen hielten (das thut am Ende Jeder), sondern sich zugleich zu einer Tyrannisirung und Vergewaltigung fremder Meinungen fortreißen ließen. Die „Ketzerverfolgung" können wir leider nicht minder überallhin verfolgen, als die Verschiedenheit der Meinungen. Im Judenthum verfolgte man die Propheten. Johannes der Täufer wird wegen seines sittlichen Freimuths enthauptet, Christus als Opfer wegen seiner Lehre und seines Lebens hingeschlachtet — und innerhalb der ersten apostolischen Missionsthätigkeit entbrannte die ruhelose Verfolgung namentlich des großen Heidenapostels. In jedem Zeitalter der christlichen Kirchengeschichte lesen wir von mehr oder minder blutigen Verfolgungen der von der „katholisch" genannten Lehre Abweichenden.

Nun dürfen wir einräumen, daß manche sogenannte „Irrlehrer" auch wirklich diesen Namen verdienten und eine für viele unselbständige und unreife Geister gefahrdrohende Richtung und Thätigkeit entfalteten. Aber wie völlig beruhigend lautet dem gegenüber das Wort Gamaliels: „ist die Lehre aus Gott, so wird sie bleiben"; das innerlich Ungesunde und nicht Lebensfähige wird untergehen und an seiner eigenen Werthlosigkeit zerfallen. Wir haben gar nicht nöthig, so ängstlich über gewisse eben auch religiöse Strömungen zu wachen und so gewaltsam gegen sie vorzugehen: das Echte wird sich trotz aller Feindschaft Bahn brechen.

Um solchen Glaubenseifer nach seiner etwaigen Berechtigung zu erproben, wird man sich da am besten Raths holen, wo der Protestant die Norm und den Ausgangspunkt seines religiösen Denkens und Lebens immer wieder zu suchen hat, also im Neuen

Digitized by Google

Testament. Wir wollen demgemäß hier eine Skizze von dem geben, was sich in den neutestamentlichen Schriften über den Glauben findet. (Wir citiren nach De Wette's Uebersetzung).

Eine eigentliche Definition des Glaubens finden wir Hebr. 11, 1: Glaube aber ist Zuversicht deß, was man hoffet, Ueberzeugung von Dingen, die man nicht siehet.

Den Gegenstand des Glaubens betreffend, so haben wir zuerst die Stellen anzuführen, in denen die Ausdrücke glauben, gläubig, ungläubig, Glaube, Unglaube absolut, ohne Angabe eines bestimmten Objects gebraucht werden. Diese Stellen sind:

Matth. 8, 10 solchen Glauben ꝛc. 9, 2, 22, 28, 29. 15, 28. 17, 17. 21, 21.

Marc. 9, 24. 13, 21 (glauben = für wahr halten) wie 16, 11, 13, 14. — 16, 16.

Luc. 17, 5. 22, 32.

Joh. 1, 7. 4, 48, 53. 5, 44. 6, 36, 64. 7, 38. 10, 25. 11, 15, 40, 45. 12, 37, 42, 47. 16, 30. 19, 35. 20, 8, 25, 27, 29, 31.

Apostelgesch. 2, 44. 3, 16. 4, 4, 32. 6, 5, 7. 8, 13, 37. 10, 45. 11, 21, 24. 13, 8, 12, 39, 48. 14, 1, 2, 22, 27. 15, 5, 7, 9. 16, 1, 5. 17, 5, 12, 34. 18, 27. 19, 2, 8, 18. 21, 20, 25. 26, 27. 28, 24.

Römer: 1, 5, 8, 12, 17. 3, 21, 25, 27, 28, 30. 4, 3, 11, 12, 13, 14, 18, 19, 20. 5, 1, 2. 9, 30, 32. 10, 4, 6, 10, 16. 11, 20, 23. 12, 3, 6. 13, 11. 14, 1, 23. 15, 13, 31.

1. Corinther: 1, 21. 2, 5. 3, 5. 7, 12, 14, 15. 10, 27. 12, 7. 13, 2, 13. 14, 22, 23, 24. 15, 2, 11, 14, 17.

2. Corinther: 1. 24. 4, 4, 13. 6, 14, 15. 8, 7. 10, 15. 13, 5.

Galater: 1, 23. 3, 2, 5, 7, 8, 9, 11, 12, 14, 22, 23, 24, 25, 26. 5, 5, 6. 6, 10.

Epheser: 2, 8. 3, 17. 4, 5, 13. 6, 16.

Philipper: 1, 25. 3, 9.

Colosser: 1, 2, 23. 2, 5, 7, 12.

1. Thessalonicher: 1, 3. 2, 13. 3, 2, 5, 6, 7, 10. 5, 8.

2. Thessalonicher: 1, 3, 4, 10, 11. 3, 2.

1. Timotheus: 1, 2, 4, 5, 13, 14, 19. 2, 15. 3, 9. 4, 1, 3, 6, 10, 12. 5, 8. 6, 10, 11, 12, 21.

2. Timotheus: 1, 5, 13. 2, 18, 22. 3, 8, 10. 4, 7.

Titus: 1, 1, 4, 5, 13, 15. 2, 2.

Philemon: 1, 5, 6.

1. Petrus: 1, 5, 7, 9, 21. 2, 7. 5, 9.

2. Petrus: 1, 1, 5.

Hebräer: 3, 12, 19. 4, 2, 3, 14. 6, 12. 10, 22, 23, 38. 11, 1, 3,

Digitized by Google

4, 5, 6, 7, 8, 9, 11, 13, 17, 20, 21, 22, 23, 24, 27, 28, 29, 30, 31, 33, 35, 39. 12, 12. 13, 7.

Jacobus: 1, 3, 6. 2, 5, 14, 17, 19, 20, 22, 24, 26. 5, 15.

Judas: 1, 3, 5.

Offenbarung: 2, 19.

Verschiedene Objecte des Glaubens:

Matth. 18, 6 an mich — Chr. 21, 25, 32 dem Johannes d. Täufer. 27, 42 an ihn — Chr.

Marc. 1, 15 an das Evangelium. 11, 22 an Gott.

Luc. 1, 20 den Worten des Engels. 24, 25 an das Wort der Propheten.

Joh. 1, 12 an Jesu Namen. 2, 11 an ihn. 2, 22 der Schrift und dem Worte Jesu. 2, 23 (s. 1, 12). 3, 15 an ihn. 3, 18 an ihn —, an den Namen des eingebornen Sohnes Gottes. 3, 36 an den Sohn. 4, 39 an ihn. 4, 50 dem Worte Jesu. 5, 24 dem, der mich gesandt hat. 5, 38 dem, den er gesandt hat. 5, 46 Mosen — seinen Schriften — meinen Worten. 6, 35 an mich — Chr. 6, 40 an den Sohn. 6, 69 daß du bist der Heilige Gottes. 7, 31 an ihn. 8, 24 daß ich es bin. 9, 35 an den Sohn Gottes. 10, 37 mir — Chr. —, den Werken, daß der Vater in mir. 11, 25 an mich. 11, 27 daß du bist Christus ... 11, 42 daß du mich gesandt. 11, 48 an ihn ... 12, 36 an das Licht. 12, 42 an ihn. 12, 44 an mich —, an den, der mich gesandt. 13, 19 an ihn. 14, 10 an das In eins sein von Vater und Sohn. 14, 11 mir, daß ich und der Vater eins sind; mir ... 14, 12 an ihn. 16, 27 daß Jesus von Gott ausgegangen. 20, 25 es sc. die Auferstehung. 20, 31 daß Jesus ist der Christus, der Sohn Gottes.

Apostelgeschichte: 3, 16 an seinen Namen. 5, 14 an den Herrn. 8, 12 dem Philippus. 8, 37 daß Jes. Chr. der Sohn Gottes. 9, 26 daß er ein Jünger wäre (für wahr halten). 9, 42 an den Herrn. 10, 43 an ihn. 11, 17 an den Herrn J. Chr. 14, 9 glauben geheilt zu werden. 14, 23 an den Herrn. 15, 11 glauben gerettet zu werden. 16, 15 gläubig dem Herrn. 16, 30 an den Herrn J. Chr. 16, 34 gläubig an Gott. 18, 8 an den Herrn. 19, 2 an den, der nach ihm (Johannes) kommt. 20, 21 an den Herrn J. Chr. 22, 19 an dich ... 24, 14 an alles, was geschrieben stehet. 24, 24 an Chr. 26, 8 unglaublich, ob Gott Todte erwecke ... 26, 18 an mich ... 26, 27 den Propheten.

Römer: 1, 16 an das Evangelium. 3, 21 an J. Chr. 3, 26 an Jesum. 4, 3 Gott (Abraham glaubte). 4, 5 an den, der den Gottlosen rechtfertigt. 4, 17 Gott. 4, 24 an den, welcher Jesum auferwecket. 6, 8 daß wir mit ihm leben. 10, 9 daß Gott ihn auferwecket. 10, 14 an den ...

1. Corinther: 1, 21 an Chr.

Galater: 2, 16 an J. Chr. 2, 20 an den Sohn Gottes. 2, 22 an J. Chr. 3, 6 Gott.

Epheser: 1, 15 im Herrn J. Chr. 3, 12 an ihn.

Digitized by Google

Philipper: 1, 27 an das Evangelium. 1, 29 an Chr., cf. 3, 9.
Koloſſer: 1, 2 Gläubige in Chr. 2, 5 an Chr.
1. Theſſalonicher: 1, 8 an Gott.
2. Theſſalonicher: 2, 11 der Lüge ... 12 der Wahrheit ... 13 an die Wahrheit.
1. Timotheus: 1, 14 in Chr. J. 1, 16 an ihn. 3, 16 Gott.
2. Timotheus: 1, 13 in Chr. J. 3, 15 in Chr.
Titus: 3, 8 an Gott gläubig.
Philemon: 1, 5 an den Herrn J. Chr.
1. Petrus: 1, 8 an J. Chr. 1, 21 an Gott.
1. Johannes: 3, 2 J. Chr. als im Fleiſch erſchienen bekennen ... 4, 15 bekennen, daß J. iſt der Sohn Gottes. 5, 4 glauben, daß J. der Sohn Gottes. 5, 10 an den Sohn Gottes; Gott; an das Zeugniß Gottes von ſeinem Sohn. 5, 13 an den Namen des Sohnes Gottes.
Hebräer: 6, 1 an Gott. 11, 6 daß Gott iſt und denen, die ihn ſuchen, vergelten wird.
Jacobus: 2, 1 an unſern Herrn der Herrlichkeit, J. Chr. 2, 19 daß Gott Einer iſt. 2, 23 Gott.

Das über den Urſprung, den Werth und die Wirkung des Glaubens Geſagte mögen die folgenden Stellen zeigen:

Matth.: 9, 2, 28, 29 durch Glauben kommt Heilung leiblicher Gebrechen. 10, 32 wer mich bekennet, den will ich bekennen ... 17, 17 Glaube als Vorausſetzung für vorzunehmende Heilungen; cf. 17, 20 wer Glaube hat als ein Senfkorn, kann Berge verſetzen ... 21, 21 Wirkung des gläubigen Gebets. 27, 42 wir wollen an ihn glauben, wenn er vom Kreuz herabſteigt.

Marcus: 9, 24 Herr hilf meinem Unglauben. 16, 16 wer glaubt, wird gerettet, wer nicht glaubt, wird verdammt 16, 17 und dieſe Zeichen werden die, ſo glauben, begleiten: in meinem Namen werden ſie Teufel austreiben, mit neuen Zungen reden, Schlangen tragen, und wenn ſie etwas Tödtliches getrunken, wird es ihnen nicht ſchaden; Kranken werden ſie Hände auflegen und ſie werden geneſen.

Lucas: 17, 5 Vermehre unſeren Glauben. Wenn ihr Glauben hättet, wie ein Senfkorn groß, ſo würdet ihr zu dieſem Maulbeer-Feigenbaum ſagen: entwurzele dich und pflanze dich ins Meer, und er würde euch gehorchen.

Johannes: 1, 7 durch ihn (Johannes den Täufer) glauben. 2, 11 glauben in Folge von Wunderzeichen; vergl. 2, 22, 23; 4, 39, 41, 42, 48 (hier tadelt Jeſus die nur der Zeichen wegen Glaubenden, ſ. dagegen 10, 37), 53; 7, 31; 11, 45; 11, 48; 12, 37 trotz der Zeichen glauben ſie nicht; 13, 19; 14, 11; 20, 25; 20, 27: Jeſus ſagt: ſelig, die nicht ſehen und doch glauben; 20, 31: die Zeichen als Mittel des Glaubens hingeſtellt, und ſo werden auch 10, 37 die Werke Jeſu als ſolche, ja als Gegenſtand des Glaubens ſelbſt bezeichnet: wenn ihr auch mir nicht glaubet, doch den Werken ... 17, 8, 20 glauben auf die Kunde ꝛc.

Digitized by Google

Als Hindernisse des Glaubens erscheinen bei Johannes: 1. die von Jesaja erlebte und zugleich geweissagte Verstocktheit des menschlichen Herzens 12, 38 ff.; 2. der Unglaube in Bezug auf Mose's Schriften 5, 46; 3. der nur auf Zeichen hin für den Glauben empfängliche Sinn 20, 25 ff.; 4. die Gleichgültigkeit auch selbst dem Zeichen gegenüber 12, 37; 5. das Haschen nach Ehre bei den Menschen 5, 44; 6. die mangelnde Zugehörigkeit zu Jesus 10, 25: ihr glaubt nicht, denn ihr seid nicht von meinen Schafen ...

Werth und Wirkung des Glaubens: 1, 12 Gottes Kinder werden. 3, 15 nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben. 3, 18 nicht gerichtet. 3, 36 wie 3, 15. 5, 24 das ewige Leben haben, nicht ins Gericht kommen. 6, 35 nimmermehr dürsten. 6, 40, 46 das ewige Leben haben. 7, 38 aus dem Leibe des Gläubigen fließen Ströme lebendigen Wassers; den Geist empfangen. 8, 24 die nicht Glaubenden werden sterben in ihren Sünden. 11, 25 leben, 11, 26 desgl. 11, 40 die Herrlichkeit Gottes sehen. 12, 46 nicht in Finsterniß bleiben. 14, 12 wer an ihn glaubet, wird die Werke thun, die er thut, und noch größere. 16, 9; 16, 27 von Gott geliebt werden. 20, 27 selig, die ohne zu sehen glauben. 20, 31 das Leben haben.

Apostelgeschichte: 3, 16 Glaube durch ihn. 4, 4 hören der Rede. 9, 42 Zeichen sehen. 13, 12 Zeichen. 13, 48 der Gläubige von Gott erwählt. 14, 1 wie 4, 4 und 15, 7. 16, 5 wie 13, 48.

3, 16 der Glaube bedingt Heilung von körperlichen Gebrechen. 8, 12, 13 empfangen die Taufe; vgl. 18, 8. 10, 43 Sündenvergebung. 13, 39 gerechtfertigt. 19, 2 heiligen Geist empfangen. 26, 18 vgl. 10, 43.

Werke der Ungläubigen: 13, 8 Verführung der Gläubigen zum Unglauben. 14, 1 und 17, 5 den Gläubigen Feindschaft erwecken. 19, 8 die Lehre lästern.

Römer: 1, 16 das Heil kommt aus dem Glauben an das Evangelium. 1, 17 der Gerechte lebt durch Glauben, vgl. 3, 21 Gerechtigkeit, vgl. 3, 26, 28, 30; 4, 5; 5, 1; 9, 30; 10, 6, 10; 4, 10 das Erbe kommt durch Glauben. 5, 2 Zutritt zur Gnade. 10, 9 gerettet werden durch Glauben an die Auferstehung. 10, 14 Bedingung des Glaubens an Jesum: daß man von ihm gehört; der Glaube kommt aus der Kunde. 13, 3 Gott theilt das Maß des Glaubens zu. 13, 13 dem Gläubigen die Rettung näher ... 14, 22 was nicht aus Glauben kommt, ist Sünde. 15, 13 durch den Glauben werden wir mit Friede und Freude erfüllt.

1 und 2. Corinther: I, 2, 5 Gott erwählet die Gläubigen. 3, 5 durch Paulus gläubig wie es jedem der Herr verliehen. 12, 7 Glaube verliehen durch den Geist. 15, 3 Glaube durch Verkündigung. II, 4, 4 der Gott dieser Welt macht Ungläubige.

I, 1, 2 Gott rettet die Gläubigen. 13, 2 Glaube ohne Liebe ist nichts. 13, 13 die Liebe ist größer, als Glaube und Hoffnung.

Galater: 2, 15 gerechtfertigt durch den Glauben. 3, 2, 5 den Geist em-

Digitized by Google

pfangen durch die Kunde des Glaubens. 3, 8 Gott rechtfertigt durch den Glauben. 3, 9 Segen empfangen. 3, 11 der Gerechte lebt durch den Glauben. 3, 14 Verheißung (des Geistes) empfangen, vgl. 22. 3, 25 frei vom Gesetz als Zuchtmeister. 3, 26 Söhne Gottes. 5, 5 harren im Geist der Hoffnung der Gerechtigkeit. 5, 6 Glaube durch Liebe wirksam.

Epheser: 2, 8 durch Gnade gerettet mittelst des Glaubens. 13, 12 Freudigkeit und Zutritt (zu ihm). 13, 17 Chr. wohnt in den Herzen; die Gläubigen in Liebe festgewurzelt.

Philipper: 1, 25 Freude im Glauben. 3, 9 Gerechtigkeit.

Colosser: 2, 7 durch Belehrung zum Glauben. 2, 12 durch Gottes Wirksamkeit.

1. und 2. Thessalonicher: II, 1, 11 Gott bringt das Werk des Glaubens zur Vollendung. 2, 13 Gott erwählte euch im Glauben.

Die innige Zusammengehörigkeit von Glaube und Liebe ist ersichtlich aus I, 1, 3. 3, 6. 5, 8. II, 1, 3.

1. und 2. Timotheus: I, 1, 14 Die Gnade unseres Herrn erwies sich mit Glaube und Liebe. 1, 16 Glauben zum ewigen Leben. 4, 10 der lebendige Gott ist Heiland sonderlich den Gläubigen. 5, 8 Glaube ist nichts ohne Liebe. II, 3, 15 Seligkeit durch Glauben.

Glaube und Liebe: I, 1, 5, 14. 2, 15. 4, 12. 5, 8. II, 1, 13.

Titus: 1, 1 Glaube der Auserwählten Gottes. 1, 16 Widerspruch zwischen Glauben und Werken (Gott mit Werken verleugnen). 2, 2 Glaube und Liebe. 3, 8 die an Gott gläubig Gewordenen sollen sich guter Werke befleißigen; vgl. 1, 16.

Philemon: 1, 5 Vereinigung von Glaube und Liebe. 1, 6 die Gemeinschaft des Glaubens beweist sich wirksam in Erkenntniß jegliches Guten.

1. und 2. Petrus: I, 1, 5, 9 Seligkeit. 1, 7 Bewährung des Glaubens. 2, 7 Herrlichkeit empfangen. II, 1, 5 im Glauben die Tugend erweisen.

1., 2. und 3. Johannes: I, 2, 3 Glaube mit Werken (Gottes Gebote halten) nothwendig verbunden. 3, 2 das Bekenntniß stammt von Gott. 4, 15 Gott bleibet in dem Gläubigen. 5, 4, 5 im Glauben überwinden wir die Welt. 5, 10 Gottes Zeugniß von seinem Sohn aufnehmen führt zum Glauben an den Sohn Gottes. 5, 13 im Glauben an den Namen des Sohnes Gottes haben wir das ewige Leben.

Hebräer: 3, 12, 19 der Ungläubige fällt von Gott ab, kann nicht zur Ruhe eingehen, vgl. 4, 3. 6, 12 die Verheißung erlangen. 10, 38 der Gerechte lebt durch Glauben. 11, 3 erkennen Gottes als Weltschöpfers ..... 11, 4 ff. Wirkungen des Glaubens an den Patriarchen. Zusammenfassende Schilderung der Wirkung des Glaubens. 4, 33 Königreiche bezwungen, Gerechtigkeit geübt, die Gefahren überwunden ... 12, 2 Jesus ist Anfänger und Vollender des Glaubens.

Jacobus: 2, 14 Glaube ohne Werke unnütz; der Glaube kann nicht

Digitized by Google

selig machen; vgl. 2, 17, 20, 24, 26. 5, 15 das Gebet des Glaubens hilft den Kranken.

Judas: 1, 5 der Herr vertilgt die Ungläubigen ...

Aus dem Vorstehenden lassen sich folgende Ergebnisse ableiten. Zuerst finden wir das Wort: Glaube, glauben, gläubig, ungläubig in zahlreichen Stellen völlig absolut gebraucht, so daß ein bestimmtes Object des Glaubens ergänzt werden muß. Das im einzelnen Falle zu ergänzende Object ist jedenfalls immer aus dem Zusammenhange zu entnehmen. Finden wir z. B. die Worte in den Synoptikern: „Dein Glaube hat dir geholfen" als eine Formel, um dem nach Heilung suchenden leiblich Gebrechlichen die erfolgte Heilung anzukündigen, so können wir unter dem hier bewährten Glauben die Zuversicht auf die in Jesus Christus wirksame göttliche Wunderkraft verstehen. Heißt es vom „Glauben", daß er Berge versetzen könne, daß dem „Gläubigen" nichts unmöglich sei, so werden wir unter dem Glauben zunächst wiederum vornehmlich die volle innere Hingabe an Gottes Absichten und Pläne mit der Menschheit oder mit einem bestimmten einzelnen Volke und Menschen, sowie das volle Vertrauen in seine Verheißungen und Offenbarungen an seine Auserwählten zu suchen haben. In diesem letzteren Sinne scheint uns der Glaube namentlich in dem 11. Capitel des Hebräerbriefes genommen zu sein, wo eine lange Reihe von Glaubenszeugen aus dem Alten Testament aufgezählt wird mit Beifügung dessen, was aus dem Glauben hervorging. Die wirklich angeführten Objecte des Glaubens sind theils persönliche Wesen, wie Gott, Jesus Christus, Johannes, Moses, die Propheten u. s. w., theils Sachen, wie das Evangelium, das Wort, die Predigt oder Ereignisse, wie: daß Jesus auferstanden, oder Eigenschaften der Personen, wie: daß Jesus der Sohn Gottes, der Christ sei u. s. w.

Es dürfte schwer fallen, ein bestimmtes bündig gefaßtes Glaubensbekenntniß aus dem Neuen Testament unmittelbar herauszustellen. Erst die Kirchenlehrer und Synoden haben es sich

Digitized by Google

angelegen sein lassen, ein solches aus der Gesammtheit der neutestamentlichen Schriften abzuleiten, wie es im Symbolum apostolicum u. a. enthalten ist. In einer noch weniger entwickelten Weise tritt die Sache des Glaubens in den Synoptikern auf, während das Johannes-Evangelium darin einen bedeutenden Fortschritt zeigt.

Besonders wichtig erscheint es uns, daß der Glaube nicht erst als eine Frucht des Christenthums hervortritt, sondern bereits von Abraham und anderen großen Vertretern des auserwählten Volkes gehegt wird und sich in diesen als höchst wirksam und bedeutsam erweist (s. Hebr. 11). Auch klagt ja schon Jesaja, daß man ihnen, den Propheten, nicht glauben wolle. Aehnliche Ergebnisse wie aus dem Glauben des Judenthums werden im Neuen Testament aus dem der Christen abgeleitet. Hier wie dort kann der Glaube Großes, ja Wunderbares wirken; hier wie dort wird er dem Menschen zur Gerechtigkeit angerechnet.

Besonders hervorzuheben ist aber für unseren Zweck jedenfalls, was im Neuen Testament über die etwaige alleinige Geltung und den alleinigen Werth des Glaubens gesagt ist, da wir ja in den gegenwärtigen Zeiten es immer von Neuem erleben müssen, daß Männer in erster Linie auf den Inhalt ihres Glaubensbekenntnisses angesehen — und wenn ungenügend befunden — vom geistlichen Amte zurückgewiesen werden. Zunächst könnten wir gegen solches Verfahren auf den Umstand verweisen, daß der Glaubensbegriff im Neuen Testament und so auch in der ursprünglichen protestantischen Fassung weit mehr ein göttliches Bestimmtsein des Gläubigen, überhaupt den gesammten frommen Zustand des gläubigen Gemüths, als die in Worten auszudrückende Annahme bestimmter, genau formulirter Glaubensobjecte bezeichne. Vielleicht ist es nicht zu gewagt, zu behaupten, die innere Kraft des Glaubens wachse in dem Maße, als man in demselben eben kein bloßes Fürwahrhalten bestimmter Glaubenssätze suche. Wo es sich um Seligpreisungen handelt, wie in der Bergpredigt, oder

Digitized by Google

um Erledigung der Frage nach den Hauptmerkmalen eines Christen oder eines Bürgers vom Reiche Gottes, eines echten Jüngers Jesu: da ist vielfach vom Glauben gar nicht, desto entschiedener von Erfüllung sittlicher Pflichten, in erster Linie der Gottes- und Nächstenliebe oder der Ueberwindung der Welt, z. B. in Form der freiwilligen Hingabe des eigenen irdischen Besitzes, die Rede.

Für die Unentbehrlichkeit mindestens einer Ergänzung des Glaubens durch die Liebe (und die davon nicht zu trennenden Werke) spricht 1. Cor. 13, 2 Glaube ohne Liebe ist nichts, 1. Cor. 13, 13 die Liebe ist die größte (neben Glaube und Hoffnung); Gal. 5, 6; Ephes. 13, 17; I. Thess. 1, 3; 3, 6; 5, 8; II. Thess. 1, 3; I. Tim. 1, 5, 14; 2, 15; 4, 12; 5, 8 Glaube ist nichts ohne Liebe. II. Tim. 1, 13; Tit. 1, 16 (Gott mit Werken verleugnen) 2, 2; 3, 8 (wie 1, 16); Phil. 1, 5, 6; I. Petri 1, 7; II. Petri 1, 5; I. Joh. 2, 3; Hebr. 11; Jakob. 2, 14, „der Glaube kann nicht selig machen", vergl. 2, 17, 20, 24, 26.

Und nun würde es uns ein Leichtes sein, auch sonst die Verwerflichkeit confessionellen Hochmuths und confessioneller Rechthaberei und Tyrannei aus dem Neuen Testament zu erweisen. Wiederholt wird zur Toleranz ermahnt, dagegen vor dem Richten, das wir Gott überlassen sollen, gewarnt. Ist das nicht auch hochmüthige Selbstüberhebung, wenn wir nicht etwa bloß einen gewissen christlichen Standpunkt für uns in Anspruch nehmen, sondern auch Anderen denselben aufzwingen wollen? Die Solches zu thun sich vermessen, sollten sich selbst vor Allem prüfen, ob erstlich ihr eigener Glaube ein in der Liebe (!) lebendiger sei und ob demselben ein göttliches Leben entspreche, ohne welches ja der Glaube todt und werthlos ist. Ferner aber sollten sie im Hinblick auf ihr eigenes doch gewiß vielfach durchlöchertes und gebrechliches Christenthum mit dem Zöllner beten; „Gott sei uns Sündern gnädig." Wollten alle confessionellen Eiferer ihr eigenes gesammtes Dichten und Trachten im Lichte der Lehre und des Lebens des Meisters in aller Ehrlichkeit und ohne jede Selbst-

Digitized by Google

täuschung betrachten, dann müßten sie vor Scham in die Kniee sinken und den gewaltigen Abstand bekennen, der ihr Christenthum von dem hohen Ideal christlicher Gebote trennt. So wenig wir die jüdische oder katholische Werkgerechtigkeit als Maßstab für ein rechtes Kind Gottes auffassen mögen, so gefährlich scheint es uns, auf ein in Worte zu fassendes und mit den Lippen abzulesendes Bekenntniß wie überhaupt für einen Christen so speciell für einen christlichen Prediger das Hauptgewicht zu legen. Wir halten das für einen Rückfall in die Werkgerechtigkeit selber, für einen Abfall von der Religion, „der Gesinnung und der aus ihr fließenden sittlichen Freiheit."

Anmerkungen.

1) Wie dies in dem evangelischen Gottesdienst in Württemberg der Fall ist, davon haben wir uns erst kürzlich in der Stuttgarter Johanniskirche überzeugen können.

2) Das Vorstehende haben wir theils in der Protestantischen Kirchenzeitung für das evangelische Deutschland (Nr. 19; 1879), theils in einer Preisschrift über „die religiöse Erziehung", abgedruckt in der „Erziehung der Gegenwart" November 1879, in größerer Ausführlichkeit dargelegt.

3) S. Deutsche Blätter für erziehenden Unterricht 1879 Nr. 31. Hier heißt es: „Durchweg leben die Lehrer mit den Geistlichen im besten Einvernehmen, wo sie können, reichen sie einander helfend die Hand. Nach amtlichen Ermittelungen haben im Laufe des verflossenen Jahres nicht weniger als 290 Geistliche auf kürzere oder längere Dauer, einige das ganze Jahr hindurch, Schule gehalten, und zwar theils für kranke Lehrer, theils in Ermangelung eines Lehrers, theils für beurlaubte oder zum Militär oder zum Lehrerkurse einberufene Lehrer, theils in Bei- oder Nachhilfe für überbürdete oder schwache Lehrer. Dadurch haben die betreffenden Herren den schönsten Beweis geliefert, daß ihnen das Wohl der Schule sehr am Herzen liegt und daß sie es nicht unter ihrer Würde halten, wo es Noth thut, selbst den Lehrer zu machen." (R. W. Schultze.)

4) Daher finden wir u. A. die Einrichtung von Reisestipendien in Württemberg für Candidaten der Theologie vortrefflich.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (E. Feicht) in Berlin.

(292)

Digitized by Google

Ueber

das Kunstgewerbe

der

alten und neuen Zeit.

Von

Theodor v. Huber-Liebenau,
Oberlandesgerichts-Rath in Nürnberg.

Berlin SW. 1880.

Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Digitized by Google

Unter den Mächten, welche unsere sozialen Zustände beherrschen, ist wohl eine der gewaltigsten und einflußreichsten das Gewerbe in seiner Verbindung mit den Wissenschaften, welche dasselbe durch ihre erstaunlichen Erfindungen und Fortschritte in der Neuzeit auf allen ihren verschiedenen Gebieten, namentlich auf jenem der Physik und Chemie, insbesondere in der Mechanik und durch die Dampfkraft, in technischer Beziehung in einer Weise unterstützen und fördern, wie solches noch vor einem Menschenalter kaum geahnt und noch weniger vorausgesehen wurde.

Allein zu welcher Höhe der Vollkommenheit auch die Erzeugnisse des Gewerbes in Beziehung auf Güte und Haltbarkeit des hiezu verwendeten Materiales, auf exakte und solide Ausarbeitung desselben, auf zweckmäßige Zusammensetzung und Verbindung der einzelnen Theile des Ganzen, sowie auf entsprechende Beschaffenheit desselben für seinen Gebrauchszweck bei schneller und billiger Fertigung, mittels der Technik allein gebracht werden können, so muß doch immer die Kunst noch die erhabene Dritte im Bunde sein, um das Gewerbe auf die höchste Stufe dadurch zu heben, daß sie seinen Produkten auch Schönheit in Form und Farbe verleiht, denn:

Schöne Form und Farbe sind die Waffen
Eine bessere Welt uns zu verschaffen.[1])

Die Kunst erhebt alles Irdische aus dem Staub der niederen

Digitized by Google

Regionen durch ihre höhere Weihe, indem ihre Aufgabe darin besteht, dasselbe zu verschönern und hiedurch zu veredeln; in der Schönheit tritt uns ja der in seiner äußeren Erscheinung verkörperte Begriff des Göttlichen und Guten selbst entgegen, weshalb auch die Sprache der in ästhetischer Hinsicht so feinfühlenden alten Hellenen die beiden Begriffe: schön und gut (*καλόν κἀγαθόν*) als mit einander innig verwandt überall verbunden sowie gewissermaßen synonym anführt, und ein tiefer Sinn ist in Schillers Worten enthalten:

„Was wir als Schönheit hier empfunden,
Wird uns als Wahrheit einst entgegengehen."

Die Schönheit alles Dessen, was den Menschen umgiebt, übt einen mächtigen Einfluß auf seine Veredelung namentlich in geistiger Beziehung aus, weshalb auch Göthe's Aufforderung in Wilhelm Meisters Lehrjahren ihre volle Berechtigung hat:

„Das Schöne muß befördert werden, denn Wenige nur stellen es dar, aber Viele bedürfen es."

Es ist sonach unsere Aufgabe, das Schöne auf allen Gebieten des Lebens, vornehmlich aber — was uns in gegenwärtiger Abhandlung zunächst interessirt — auch auf dem gewerblichen Gebiete zu pflegen, und zwar hier nicht blos wegen der oben angedeuteten ethischen und ästhetischen Seite der Sache, sondern nicht minder auch im hohen volkswirthschaftlichen Interesse des Wohlstandes der ganzen Nation.

Das nächste Ziel des Gewerbebetriebes, die eigentliche Triebfeder, welche das gesammte Räderwerk desselben in Bewegung setzt, ist die Erreichung materiellen Gewinnes, Schönheit der gewerblichen Produkte in Form und Farbe bildet nur das Mittel zur Erreichung dieses Zieles. So lange nun die Nachfrage nach einem gewerblichen Produkte dessen Produktion und Angebot übersteigt, mag jenes Ziel noch ohne Beistand der Kunst erreicht werden; allein wenn, wie heutzutage, nach dem Fallen der Zunftschranken, unter dem Banner des freien Gewerbebetriebes, insbe-

Digitized by Google

sondere durch die billigere und schnellere Massenproduktion der Maschine mit ihren mächtigen Kräften der fortgeschrittenen Mechanik und des Dampfes größere Konkurrenz, in Folge dessen aber eine Ueberfüllung des Marktes und durch dieses Ueberwiegen des Angebotes gegenüber der Nachfrage ein Hinabdrücken des Werthes der Arbeit entsteht, genügt die bloße Technik mit all' ihrer Vervollkommnung durch die Wissenschaften allein nicht mehr zur gewinnentsprechenden Aufrechthaltung der Industrie, sondern kann da nur die Unterstützung und Emporhebung derselben durch die Kunst solches noch bewirken, indem diese dem gewerblichen Produkte neue Eigenschaften verleiht, welche dessen Werth erhöhen, dasselbe allgemein anziehender und begehrenswerther gestalten, auf diese Weise aber allein der anderweitigen Konkurrenz wirksam begegnet.

Mit vollem Rechte spricht sich hierüber Terne in seiner oben citirten trefflichen Studie über die hohe Bedeutung von Form und Farbe für die Industrie folgendermaßen aus:

> „Die Kunst richtet sich an das Gesammtvermögen des Menschen, an Gefühl und Vernunft, an Seele, Sinn und Geist in ihrer Einigung; darum strebt sie nach dem Höchsten, darum prägt sie Allem, was unter ihrer Hand entsteht, ihre hohe Abkunft aus. Jeder nicht sittlich verwahrloste Mensch trägt die Empfänglichkeit für das Schöne in sich, aber nur Wenigen schenkt die Natur die Gabe, es außer sich zu gestalten," — oder, wie Göthe sagt: „„Wenige nur stellen es dar;"" — auf diese Empfänglichkeit der Mehrzahl und der Schöpfungsfähigkeit der Minderzahl beruht der Satz, daß die bildenden Künste den Werth der Industrieerzeugnisse zu erhöhen vermögen, indem sie dieselben weit über die Befriedigung blos physischer Bedürfnisse erheben;"

womit auch Göthes Worte übereinstimmen: „„daß Viele das Schöne bedürfen.""

Welche eminente Steigerung des Werthes eines gewerblichen

Digitized by Google

Produktes durch eine möglichst vollendete künstlerische Behandlung bewirkt wird, sehen wir an den Erzeugnissen des Kunstgewerbes aus der mittelalterlichen Blüthezeit desselben, an den Steinmetz-Arbeiten, den Bronce-, Eisen- und Zinn-Arbeiten, den geschnitzten und eingelegten Altären, Schränken, Truhen und sonstigen Behältnissen aus Holz, an den Thon-, Glas- und Steingut-Gefäßen, an den Majoliken, an den Goldschmiede-Arbeiten eines Benvenuto Cellini sowie eines Wenzel Jamnitzer, dessen bisher im germanischen Museum zu Nürnberg aufgestellter, kürzlich aber in eine auswärtige Privat-Sammlung verkaufter Tafelaufsatz der dortigen Familie Merkel seinem Kunstwerthe gemäß fast unschätzbar, jedenfalls aber nach mehreren Hunderttausenden, dem Materiale (Gold und Silber) nach aber nur nach Tausenden von Mark zählt, oder aus neuerer Zeit an den Arbeiten der berühmten Porzellan-Fabriken von Meißen und Sèvres, deren Rohmaterial, gewöhnliche Thonerde, nach Umständen gar keinen oder doch nur einen verhältnißmäßig höchst geringen Werth repräsentirt, während das vollendete Fabrikat selbst mit Hunderten und Tausenden von Mark bezahlt wird.[2])

In der Veredelung der rohen Naturprodukte durch ihre sie verschönernde Bearbeitung ist — entgegen den Irrthümern des früheren physiokratischen Systemes, welches nur die unmittelbare Arbeit auf Bebauung und Benützung des Erdbodens als produktiv erachtete, und zum Theile auch des in neuester Zeit zu unserem voraussichtlichen Schaden aus seinem Grabe, in welches dasselbe von der fortgeschrittenen Nationalökonomie gebettet worden war, wiedererstandenen Merkantil-Systems, welches lediglich, oder — nach seiner modifizirten Anwendung — doch vornehmlich, in der Vermehrung des Metallgeldes das beste Mittel zur Erhöhung des Wohlstandes eines Volkes erblickt, die unerschöpfliche Quelle des reichsten National-Wohlstandes enthalten, sonach nicht blos in der Vorzüglichkeit des Rohmaterials, in der Leichtigkeit und Genauigkeit der Fabrikationsmethode, der erfindungsreichen Anwendung neuer Materien, wie z. B. in neuester Zeit des Celluloid,

Digitized by Google

oder neuer Hilfsmittel, wie z. B. der neuen Zinkographie,[3]) sowie der Wohlfeilheit bei verhältnißmäßiger Güte, sondern nicht minder auch in der stilvollen Uebereinstimmung der Formen, der Eleganz und dem Schwunge der Linien, in der Harmonie und Energie der Farbentöne, im Reichthume und zugleich im Maße der flachen oder plastischen Ornamentirung ohne Beeinträchtigung der Silhouette der Hauptform des betr. Gegenstandes durch dieselbe, und überhaupt in der Lebendigkeit und Originalität der gesammten Erfindung.[4]) Gut und schön werde die nationale Arbeit, dann bedarf sie, von Ausnahmsfällen abgesehen, keiner künstlichen Fristung, keiner bloßer Armenspenden durch Schutzzölle, dann schützt sie sich hiedurch selbst am besten und eröffnet sich eine unbeschränkte Konkurrenz nicht blos im engeren Heimathlande, sondern auf dem ganzen großen Weltmarkte! — Ein lehrreiches Vorbild bieten uns in dieser Hinsicht die industriellen Verhältnisse Frankreichs, woselbst man nur in der Stadt Paris den Werth, der durch jene verschönernde Arbeit geschaffen wird, in runder Summe auf jährlich über 1500 Millionen Francs veranschlagt. In dieser Verschönerung und edleren sowie großartigeren Entwickelung des menschlichen Daseins ist jener Luxus zu erblicken, welcher einerseits als das vollendete Gedanken- und Stimmungsbild eines in der Kultur fortgeschrittenen Volkes, anderseits aber auch als der Vermögens-Ausdruck des Einzelnen oder einer Gesammtheit in die Außenwelt tretend und sich dadurch von der bloßen Mode unterscheidend, daß diese ohne bestimmte Prinzipien nur Neues in der Gegenwart, jener aber innerhalb der Grenzen des Schönen und in sich Werthvollen nur Selbstständiges und Charaktervolles erstrebt, auch vor dem Richterstuhle der Aesthetik wie der sittlichen Weltordnung überhaupt besteht, indem diese Art von berechtigtem Luxus ebenso im ganzen Reiche der organischen wie unorganischen Natur als ewiges Gesetz waltet und herrscht.[5])

Unsere Aufgabe, das Schöne auch im Gewerbewesen zu pflegen und zu befördern, ist eine generelle; sie ist auf kein besonde-

Digitized by Google

res Gebiet desselben beschränkt. Dieses gesammte Gebiet läßt sich in zwei große Hauptabtheilungen scheiden:

I. in jene des Nutzgewerbes, und

II. in jene des Kunstgewerbes.

Der selbstständige Begriff des letzteren gehört eigentlich erst der neueren Zeit an; früher, besonders im Deutschen Mittelalter, wo die erst später sich bildende Scheidewand zwischen Kunst und Gewerbe noch nicht bestand, welche erst unsere Zeit wieder abzutragen bemüht ist, wo die Maschine mit der vornehmlich durch sie in's Leben gerufenen Großindustrie noch nicht existirte, sondern wo es nur einen handwerklichen Gewerbebetrieb gab, da gingen Kunst und Gewerbe in allen Zweigen des letzteren — abgesehen von jenen die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse befriedigenden Branchen, bei welchen, wie z. B. beim Fleischer-, Müller-, Bäcker-, Brauer-, oder Bader-Gewerbe von Schaffung künstlerisch schöner Formen und Farben der Natur der Sache nach keine Rede sein kann — noch enge mit einander verbunden Hand in Hand, es gab noch keine strengscheidenden Grenzlinien zwischen beiden, ein Dürer, ein Holbein, selbst ein Raphael in Italien, arbeiteten neben ihrer hohen Kunst auch für das Gewerbe, die gewöhnlichsten gewerblichen Produkte, welche heutzutage die Maschine in völlig nüchterner, jedes eigentlichen Kunstwerthes entbehrender äußerer Erscheinung produzirt, z. B. ein Thürbeschlag, ein Schloß, ein Schlüssel, ein Eisengitter und dgl. mehr, erhoben sich da bereits in den heutigen Begriff des Kunstgewerbes. Allein nicht nur die sich später mehr und mehr vom Gewerbe zurückziehende, auf ihr ideales Gebiet zuletzt exklusiv beschränkende hohe Kunst, sondern hauptsächlich der totale Umschwung der Technik durch die gewaltigen Entdeckungen und Fortschritte der Neuzeit in Physik und Chemie, namentlich durch die Dampfkraft und die Maschine, bewirkten eine schärfere, prägnantere Scheidung der beiden Begriffe des Nutz- und des Kunstgewerbes in unserer Zeit.

Es ist schwer, den letzteren Begriff vollständig umfassend und

Digitized by Google

begrenzend zu definiren, und man wird diese Definition, wie es mitunter schon geschah, kaum exklusiv genug dahin fassen können: daß das Kunstgewerbe Gegenstände produzire, welche das ästhetische Bedürfniß befriedigen, während das Nutzgewerbe solche Produkte schaffe, welche dem Gebrauche dienend verbraucht werden, sondern vielmehr dahin:

> daß das Kunstgewerbe Dasjenige produzirt, was sich nicht blos Selbstzweck ist, wie das Produkt der hohen Kunst, sondern neben der Befriedigung des ästhetischen Sinnes auch zum Gebrauche dient und durch die Maschine allein, ohne freie künstlerische Mitwirkung des Menschen (welche z. B. auch beim Jaquard-Stuhle nöthig ist), nicht hergestellt werden kann;

denn nehmen wir auch die höchst vervollkommten und komplizirtesten Maschinen der Jetztzeit, so erfordern alle jene, welche künstlerisch schöne Produkte fabriziren, nicht ausschließlich blos einer mechanischen, manuellen Mitwirkung des Menschen durch Herbeischaffen, Ein- und Auslegen, Vereinigen, Trennen oder Sichten des rohen oder bearbeiteten Materiales u. dgl., sondern immer auch eine geistige Mitschaffung des Meisters, bei welcher die Maschine gleich dem einfacheren Stifte, Pinsel oder Meißel in der Hand des bildenden Künstlers, nur als bloßes, jetzt komplizirter als früher konstruirtes Werkzeug oder Instrument zur Realisirung des inneren Gedankens des Schaffenden erscheint.

Das Kunstgewerbe in diesem Sinne umfaßt das Kunsthandwerk, welches nicht blos für das eigene, sondern für das allgemeine, lokale Bedürfniß, und die Kunstindustrie, welche für einen unbegrenzten Markt arbeitet, und durch die größere Vervielfältigung sowie auch durch die Beihülfe der Maschine mit ihrer mächtigen Begünstigung einer erweiterten Arbeitstheilung zur Großindustrie wird.[6])

Insofern auch die durch die Maschine allein gefertigten Er-

Digitized by Google

zeugnisse eines gewissen ästhetischen Werthes nicht entbehren, darf man sagen:

> das Kunstgewerbe muß, das Nutzgewerbe aber kann dem ästhetischen Gefühle Rechnung tragen, beide aber treffen in jedem Falle darin zusammen, daß sie Gebrauchs- und beziehungsweise Verbrauchs-Produkte erzeugen, und trennen sich insofern vom Gebiete der hohen Kunst, als deren Werke keinen Gebrauchszweck im realistischen Sinne besitzen.

Ist demnach die Berücksichtigung des Schönen auch beim Nutzgewerbe nicht ausgeschlossen, so wird dieselbe doch in ungleich höherem Grade beim Kunstgewerbe erforderlich.

In richtiger Erkenntniß der großen ethischen wie nationalökonomischen Bedeutung des letzteren bildet denn auch die Pflege und Emporhebung desselben eine der wichtigsten Angelegenheiten der Gegenwart; denn wenn auch Gewerbe und Wissenschaften in unseren Tagen in reger und engster Wechselbeziehung und Wechselwirkung zu einander stehen, konnte Gleiches fast bis zur Mitte unseres Jahrhunderts nicht auch vom Gewerbe und der Kunst gesagt werden, ja beide hatten sich vielmehr seit dem Verfalle der mittelalterlichen Blüthezeit des deutschen Gewerbes mehr und mehr von einander getrennt, und wenn auch nach Ueberwindung der schwersten Folgen des verwildernden dreißigjährigen Krieges namentlich im vorigen Jahrhunderte, vornehmlich durch französischen Einfluß, wieder eine allmälige Annäherung sich anbahnte, so war doch von jenem früheren innigen Zusammenwirken, von jenem selbstlosen und unbewußten Aufgehen der Kunst im Gewerbe keine Rede mehr.

Nicht von jeher bestand — wie schon berührt — diese Abgeschiedenheit beider.

Sehen wir ab von den vom Nebel der Mythe verhüllten Urzuständen des noch unseßhaften, nomadisirenden Menschengeschlechtes, bei dem sich übrigens gewiß ebenso, wie wir dieses ja auch heutzutage an den von der Civilisation noch nicht beleckten

Digitized by Google

Menschenracen gewahr werden, schon ein gewisser, der menschlichen Seele angeborener, wenn auch allerdings mit der hohen Kunst noch Nichts gemein habender, Schönheitssinn, ein gewisses Bedürfniß nach schönen — oder von dem weniger ausgebildeten Geschmacke wenigstens für schön gehaltenen — Formen und Farben, durch Schmückung ihrer Person, ihrer Kleidung, Wohnung, Waffen und Geräthe, gezeigt hat, und wollen wir auch nicht näher auf jene, der von der Bibel angenommenen allgemeinen Sin- oder Sintfluth folgenden Vorzeiten nach den neuesten Ausgrabungen im Euphratthale sowie nach den Forschungen eines Botta, Layard, Rawlison, Smith und anderer Gelehrten eingehen, insofern Einige namentlich aus den auf Ziegeln eingegrabenen Keilschriften der in den Trümmern des alten Kahla (Niniveh) aufgefundenen Bibliothek der assyrischen Könige Assurnazipal, Vulinari, Assurwisan, Tyglatpileser, Sargon und Salmanassar — außer der gedachten Sintfluth — die wörtliche biblische Weltschöpfung trotz aller geologischen Forschungen, den biblischen Sündenfall, die Existenz Nimrods, und den jetzt „Birs Nimrud" geheißenen Thurm zu Babel, auf dessen Grundbau der von Herodot beschriebene Belus-Tempel errichtet worden sein soll, sogar mit einer Abbildung des ursprünglichen Thurmes bestätigt finden und selbst die Ueberreste der ächten Arche Noa's als zur Zeit Alexanders des Großen noch vorhanden nachzuweisen suchen, so ist doch so viel gewiß, daß wir schon bei den ältesten wirklichen Kulturvölkern der Erde ein kunstgewerbliches Schaffen nachgewiesen haben, welches ein inniges Zusammenwirken von Gewerbe und Kunst in jenen Zeiten in sich begreift, soweit man die damalige hieher bezügliche Thätigkeit überhaupt schon als eine gewerbliche im weitesten Sinne bezeichnen darf.[7])

Was haben uns in dieser Beziehung nicht alles die Obelisken, Pyramiden und sonstigen Grabstätten zu Ghizeh, Daischur, Meidun und Saccara, sowie die Wandgemälde und Hieroglyphen Egyptens enthüllt, dessen Geschichte bis in jene graue Vorzeit hin-

Digitized by Google

aufreicht, aus der von keinem Volke der Erde eine historisch zuverlässige Kunde zu uns gedrungen ist? Ihre gewöhnlichsten Geräthschaften und Kleidungsstücke, besonders aber auch ihre bereits mit Email verzierten Schmucksachen und ihre Tempelbauten, wie jene zu Abu Simbel (Ibsambul) im unteren Nubien, namentlich aber jene aus der späteren Epoche, welcher die Tempel auf Philae angehören, legen Zeugniß ab von ihrem Sinne für Formen- und Farben-Schönheit, wenn sich dieselbe auch — fast möchte man annehmen, nach den Traditionen und dem nachwirkenden Einflusse der vorhergegangenen, nur in gigantischen Gebilden auftretenden Schöpfungsperiode — im Ganzen und Großen noch in kolossalen und roheren Verhältnissen äußerte.[8])

Dasselbe gilt im Wesentlichen von den uralten Kulturvölkern Assyriens, von den Bewohnern der uralten Stätten der Kultur zu Niniveh (Kalah Assur), Babylon (Hillah), Khorsabad, Borsippa und Zergul, aus deren mit stilvollen Mustern reich verzierten Gewändern uns die schon zu jener Zeit hervorragende Webekunst des Orientes, und aus deren Wand- und Fußbodenverkleidungen die nicht minder stilvolle Flächendekoration der damals ebenfalls schon hochstehenden Teppichfabrikation Mesopotamiens entgegentritt, wie auch die auf uns gekommenen Waffen aus Bronce und die Goldschmucksachen einen fein ausgebildeten Schönheitssinn jener Völker bekunden, dessen schon Homer in seinen Gesängen rühmlichst erwähnt;[9]) ferner von den alten Medern und Persern, woselbst Alexander der Große bei seinem Eroberungszuge im Grabmale des Cyrus bei Murghab noch den goldenen Sarkophag, einen Tisch mit Trinkbechern, ein goldenes Ruhebett, verschiedene Schmucksachen und kostbare Teppiche vorfand, und die Gräber zu Persepolis interessante plastische Darstellungen enthalten,[10]) dann von den alten Indiern, deren Kunstfertigkeit übrigens nach den jüngsten Forschungen erst in das erste Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung fallen dürfte und hinsichtlich welcher besonders die Dumar-Leyna-Grotte zu Ellora zu erwähnen ist,[11])

Digitized by Google

und bei anderen Völkern, für deren vollständige Anführung hier der Raum mangelt.

Das alte Babylonien dürfte die Egyptische und Assyrische Kunstfertigkeit vermittelt haben, zweifellos aber hat wohl durch Vermittelung der Handel und Schifffahrt treibenden Phönizier die gewerbliche Blüthe Griechenlands zuerst von jenen uralten Kulturvölkern Afrika's und Asien's ihre erste Anregung erhalten. Allein geistig höher begabt und idealer angelegt, als jedes andere Volk der damaligen Zeit mußte dieses Samenkorn bei dem griechischen Volke zum mächtigen Baume emporwachsen, an dessen köstlichen Früchten wir noch heute zehren und uns erquicken. Alles erreichte bei den Hellenen die Höhe klassischer Vollendung, so daß Schiller mit Recht von jener idealen Zeit sagen konnte:

„Damals war nichts heilig als das Schöne,
Wo die keusch erröthende Camöne,
Wo die Grazie gebot!" —

Und dieses gilt sowohl von der griechischen hohen Kunst als auch vom griechischen Kunstgewerbe. Es würde zu weit führen, näher auf dasselbe einzugehen; wir wollen hier nur an die neuen Funde in Tiryus, Mykenä, Olympia, Pergamon und Tanagra verweisen, an welch' letzterer Stätte man in neuester Zeit in den dortigen Gräbern Statuetten — insbesondere tanagräische Mädchengestalten und Amoretten — entdeckte, welche von ungemeiner Schönheit in Gestalt, Haltung, Gewandung und Bemalung sind und ebenso wie die vorhergegangenen Ausgrabungen von Pompeji und Herkulanum, durch welche der Nachwelt die ächte antike Malerei, Dekoration und Ornamentik vor Augen geführt wurde, für das moderne Dekorationswesen durch Vorbild und Anregung epochemachend wirkten, eine ähnliche Wirkung für unsere moderne Kunstindustrie äußern werden, indem sie zum ersten Male an Originalwerken zeigen, wie die antike polychrome Skulptur, und zwar schon in frühester Zeit beschaffen war, denn während die pompejanischen Ausgrabungen mit ihren köstlichen gemalten, sowie in Mosaik aus-

Digitized by Google

geführten Wand- und Fußboden-Dekorationen und ihren anderweitigen Gemälden lediglich das Kunstleben der späteren römischen Kaiserzeit enthüllen, reichen die tanagräischen Werke bis in die griechische Kunstthätigkeit zur Zeit Alexanders des Großen hinauf[13]). Nur flüchtig wollen wir auch noch an die meisterhaften griechischen Arbeiten auf dem kunstgewerblichen Gebiete aus gebranntem Thon, von der gewöhnlichsten Lampe, von dem einfachsten Thränenfläschlein bis zu den mächtigen Vasen, Aufsätzen und Amphoren, an ihre Kunstprodukte aus Bronce und edlen Metallen für den Schmuck wie zum täglichen Gebrauche, an ihre herrlich verzierten Waffen, an ihre Gemmen und prächtigen Glasarbeiten erinnern.

Gleichwie die schon frühzeitig auf hoher Stufe angelangte Kunstfertigkeit der alten Etrusker die nächste Lehrmeisterin der durch die erwähnten uralten Kulturvölker bereits angeregten Hellenen war, so wurden diese die Lehrmeister der Römer, welche übrigens, wie jeder Militärstaat nach dem bewährten Sprichworte: inter arma musae silent künstlerisch weit weniger selbstschaffend waren und als Eklektiker ihre Kunstbedürfnisse vornehmlich aus dem reichen griechischen Borne befriedigten[13]). Selbst bis zu den barbarischen Völkerstämmen des Nordens gelangten Produkte des griechischen Kunsthandwerkes, wie uns der bekannte Hildesheimer Silberfund an prachtvollen Gefäßen und das Museo Gregoriano im Vatikan zu Rom an herrlichen Schmucksachen aus Gold beweisen, welche Kunstwerke wohl von plündernden Horden aus civilisirteren Orten an ihren Fundort gebracht worden sind.

Als diese ganze Welt von Anmuth und Schönheit im Sturme der das alte römische Kaiserreich zerstörenden Völkerwanderung unterging und die Musen im Geräusche der Waffen allerorten zu schweigen hatten, bot allein noch Byzanz für den Rest der antiken Kunsttechnik einen Zufluchtsort[14]), indem dasselbe die Phantasie, sowie den dekorativen Sinn aus der früheren Zeit rege erhielt und belebte. Im XI. Jahrhundert entstand auch aus der einfachen Basilikenform des späteren römischen Kaiserreiches der sog. roma-

Digitized by Google

nische Baustil, bis gegen Ende des XII. Jahrhunders derselbe bereits in die Gothik überging, welche die schwereren, mehr zur Erde strebenden Formen des romanischen Stiles in künstlerischer Verbergung der Wirkungen des Gesetzes der Schwere in freieren, leichteren Höhen gen Himmel führt. Der Stein ist da — wie Pfau[15]) sich ebenso schön als treffend ausspricht — Geist geworden, er sproßt und blüht vom Hauche des Menschen durchdrungen. Dieser Umwandlungs-Prozeß im Baustile ist so recht eine germanische Schöpfung; denn wenn die Gothik auch etwa im Jahre 1150 in Frankreich ihren Anfang genommen hat, so geschah dies doch nur im nördlichen Theile, bei den ursprünglich germanischen Normannen, und das allerdings erst später nachfolgende Deutschland bildete den Stil vollends aus.

In der Zeit unmittelbar nach dem Untergange der antiken Kultur war es zunächst die christliche Kirche, in welcher wenigstens ihre theilweise Pflege eine schützende Stätte fand. Es waren nicht blos die Klöster bis in das XIV. Jahrhundert die Refugien und Pflanzstätten gleichwie für Wissenschaft, so auch für Kunst und Gewerbe, sondern auch der Kultus der christlichen Kirche selbst, welche, nachdem dieselbe ihre anfängliche Scheu, durch eine Begünstigung der äußeren bildlichen Darstellung der inneren Gedanken und Gefühle der früheren Abgötterei wieder Vorschub zu leisten, beim Wachsen ihrer Macht und Ausbreitung allmählig verloren hatte, außer der damals besonders in musivischer Technik auftretenden Malerei, das Kunstgewerbe für ihren mehr und mehr sich entfaltenden äußeren Pomp in Anspruch nahm, und zwar vor Allem jenes der Gold- und Silberarbeiter, deren Kunstfertigkeit die Kirche für ihre Paramente und heiligen Gefäße, für die Ausschmückung ihrer Altäre und ihren ganzen, auf Einnahme und Erregung der Phantasie berechneten äußeren Gottesdienst hauptsächlich bedurfte. Allein wie es sich naturgemäß immer zunächst um Schaffung des Körpers handelt und erst in zweiter Linie dessen Ausschmückung erfolgen kann, und sonach auch von der

Digitized by Google

Kirche vor Allem der Tempel zu errichten war, welcher Erbauung erst die innere und äußere Verzierung und Einrichtung nachzufolgen hatte, so nahm auch die Architektur, und zwar nicht blos bei der vorbildungsweise voranschreitenden Kirche, sondern auch im Profanleben überhaupt, durch das ganze früheste und spätere Mittelalter hindurch unter den bildenden Künsten den ersten Rang ein. Während die Musik — nach Pfau's Ausspruch[16]) — die symbolische Entfaltung der Zeit im Raume ist, erscheint die Baukunst, deren Erzeugnisse man nicht unpassend schon gefrorene Musik genannt hat, als die symbolische Gestaltung des Raumes in der Zeit; ihr wird — nach der scharfsinnigen Ausführung dieses Gedankens a. a. O. — die Materie selber Vorbild und Stoff, nachdem sie keine schon in gewisser Weise künstlerisch entwickelte Materie zu verarbeiten hat; ihr ist dieselbe nicht blos Mittel zum Zwecke, sondern sie stellt vielmehr das Wesen der Materie, die Erfüllung des Raumes, in der synthetischen Form der Kunst dar, sie arbeitet demnach gewissermaßen wie die Natur selber, ohne Vorbild, als unmittelbare Gestalterin des Chaos und hat deshalb die Verwandtschaft mit dem Naturschönen, daß auch ihr die Zweckmäßigkeit zur Triebfeder wird. Die Architektur dient aber hiebei auch den unmittelbaren Bedürfnissen des Menschen, ihre namentlich in jener früheren Zeit der erst allmähligen Gestaltung und Ausbildung der Städte — vom X. Jahrhundert an — herrschende Präponderanz ist daher von selbst erklärlich. Diese Präponderanz äußerte aber nothwendig ihren Einfluß auch auf den allgemeinen Geschmack oder den Stil, den Pfau[17]) als den spezifischen Ausdruck jener ästhetischen Auffassung eines Gegenstandes, welche den Unterschied zwischen dem Naturschönen und dem Kunstschönen ausmacht, definirt, und als den in allen Einzelheiten übereinstimmenden, einer gewissen Empfindungsweise folgerichtig angepaßten Gebrauch der sinnlich-technischen Mittel bezeichnet, durch welche sich das Ideal verkörpert. Namentlich richtete sich die Kleinkunst — und zwar sowohl unter der Herrschaft des roma-

Digitized by Google

nischen als auch des gothischen Stiles fast nur nach der Architektur, obwohl dieser Kunstthätigkeit, gegenüber der Baukunst, eine ungleich größere Auswahl des Materials, und darunter viel bildsamere Stoffe zu Gebote stehen und sich in Folge dessen derselben auch, namentlich in der ornamentalen Verzierung ihrer Werke, ein weniger beschränktes Feld öffnet. Besonders zur Zeit der Entartung des gothischen Stiles im XV. Jahrhundert ahmte die Kleinkunst lediglich die zu jener formenarmen Zeit der Gothik in der Architektur zur Anwendung gekommenen, durch die reizlose Monotonie ihrer fortwährenden Wiederholung das Auge ermüdenden, wenigen ornamentalen Formen nach, welche anstatt der in voller Freiheit und Mannigfaltigkeit benützten Pflanzenornamente der blühenden Gothik sich zuletzt blos mit laublosen Aesten oder mit einem unsicher gewordenen geometrischen Ornamente begnügte. Mit Recht spricht sich aber Falke[18]) insbesondere hinsichtlich des sog. Maßwerkes dahin aus, daß es auf kleine Verhältnisse angewendet langweilig erscheine. Diese Geschmacksrichtung machte sich vornehmlich bei den Gold- und Silberschmieden geltend; diese vermochten allmählig all' ihren Gefäßen und Geräthen keine andere als eine architektonische Form zu geben, es entstanden lauter anfänglich romanische und später gothische Miniaturdome und Kapellen, und auch die ornamentale Verzierung brachte man ohne Rücksicht, ob solche an der betreffenden Stelle dem Zwecke und Gebrauche des Gegenstandes entsprach oder ihn erschwerte oder gar hinderte, beliebig da an, wo man sie wohl an der Façade oder an dem Thurme eines Bauwerkes, nicht aber an einem Gebrauchsgegenstande anbringen konnte. Dieselbe Richtung verfolgte auch die Kunsttischlerei; auch sie unterwarf sich blindlings der Architektur und fertigte anstatt dem Materiale und Gebrauchszwecke ihrer Arbeiten entsprechende Hauptformen und Ornamente nun hölzerne Modelle von Gebäuden, von Ritterburgen und Festungen. Gleiches fand auch in der Töpferei bei Anfertigung von Oefen statt. Die Dürftigkeit der ornamentalen Formen ver-

Digitized by Google

führte die Gold- und Silberarbeiter weiter auf den Abweg, der Phantasie dadurch neuen Reiz zu verleihen, daß sie ihren Gefäßen oder Tafelaufsätzen die Gestalt von Löwen, Elephanten, Rindern oder anderen Thieren, aus deren Rachen oder Schweifen die betreffenden Flüssigkeiten entflossen, oder von ganzen Schiffen mit vollständigem Takelwerke und darin herumkletternden Matrosen, oder von Ritterburgen mit Thürmen und Baumerken gaben, welche Formenbildung sich längere Zeit hindurch bis in die Renaissance-Zeit behauptete, welch' letztere ihre Formenmotive mit Vorliebe auch aus der damals in die Mode gekommenen mythologischen Götterwelt der klassischen Zeit entnahm, worin ihr die folgenden Geschmacksperioden folgten. Nur in der Technik leisteten die damaligen Gold- und Silberschmiede in der Profan-, hauptsächlich aber in der kirchlichen Kunst Ausgezeichnetes durch die reiche Ausschmückung ihrer Erzeugnisse mit dem schon von den Byzantinern vollendet behandelten Email, durch künstliches Fassen von edlen, einfachen oder geschnittenen Steinen, sowie durch Anbringung von Perlen und durch das bereits von den antiken Goldschmieden angewendete Filigran, wobei sich auch der in Deutschland, namentlich im Bronceguß, bereits mit dem XI. Jahrhundert beginnende Uebergang in der Metallarbeit von der byzantinischen Flächenverzierung zur plastischen Ornamentirung in glücklicher Weise vollzog[19]).

Zugleich kam die Holzschnitzerei in Aufschwung, welche vom Kleineren zum Größeren aufsteigend weniger für den Profan- als für den kirchlichen Gebrauch arbeitend zunächst jene Chorstühle fertigte, von welchen wir noch ganz ausgezeichnete Werke, z. B. in den Chorstühlen des Münsters zu Ulm von Jörg Syrlin (1469), besitzen, und in der Folge die mächtigen Altarschreine im XV. und Anfangs des XVI. Jahrhunderts aus den künstlerischen Händen der berühmten Bildschnitzer jener Zeit, wie eines Michael Wohlgemuth, eines Veit Stoß von Nürnberg, u. A., hervorgegangen sind. — Der gothische Baustil mit seinen durchbrochenen Fensterrosetten und jener ernste, religiöse Geist des Mittelalters

Digitized by Google

mit seinem Bestreben, alle Sinne des Menschen von der Außenwelt nach Innen zu konzentriren und durch äußere, feierliche Pracht zu fesseln, zu diesem Behufe aber auch das äußere Licht zu dämpfen und durch die im Innern der Dome magisch spielenden farbigen Lichtreflexe in der übrigen Düsterheit des Tempels ebenso die Phantasie mit höheren Bildern und Vorstellungen zu beschäftigen, als auch das Gemüth mit einer ernsten Stimmung zu erfüllen, rief die prachtvolle Glasmalerei mit ihrer in der Blüthezeit derselben stilvollen Dekoration in's Leben, deren intensiv leuchtende Farbentechnik wir erst in neuerer Zeit wieder allmählig erreichen.

Zur Höhe der Vollendung stieg aber bereits im XV. Jahrhundert die Webekunst, als deren Wiege der Orient erscheint, in welcher Beziehung namentlich die Kreuzzüge und die arabische Herrschaft der Mauren in Spanien vielfache Anregung und Vorbilder auch nach Deutschland gebracht haben, woselbst überhaupt die Weberei schon frühzeitig auch hinsichtlich der gewöhnlichen, künstlerisch nicht weiter ausgestatteten Gewebe einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangt hatte, und bereits im XII. Jahrhundert deutsche Scharlachtücher (ursprünglich: Scharlot, von Schar-Heer und Lot-Kleidung, genannt, weil sich in solches Roth die Kriegsleute zu kleiden pflegten), dann feine Leinwand (Leinwat) und Wollenstoffe, namentlich friesische Tücher, einen bedeutenden Handelsartikel mit dem Auslande bildeten, so daß man auch zur Zeit der Zünfte dafür Sorge trug, durch eigene Schau-Gerichte in den alten Tuchhallen und Gewandhäusern und durch Dokumentirung der gepflogenen Schau auf der Waare mittels Aufdrückung eines Stempels (häufig des Stadtwappens) für Aufrechterhaltung des Renommées der deutschen Waaren zu wachen. Selbst die höchsten Stände betheiligten sich an der Weberei; so war Kaiser Otto's I. Tochter Luitgart eine vorzügliche Spinnerin, die Gemahlin Heinrichs II., Kunigunde, eine ausgezeichnete Kunstweberin, wie auch Kaiser Karls des Großen Töchter sich mit Spinnen und

Digitized by Google

Weben vielfach beschäftigten. Gleiches geschah in den Klöstern, wo durch die Nonnen auch die Stickerei vorzüglich für kirchliche Gegenstände, als Altartücher, Meßgewänder und andere Paramente, besonders kultivirt war. So sehr sich auch das architektonische Ornament und der Naturalismus bei der übrigen Kleinkunst eingenistet hatte, so hielt diese doch die Webekunst — wohl wegen des hiefür durch den orientalischen Einfluß mehr geläuterten Geschmackes — vollständig fern und bewegte sich ihre Zeichnung strenge in den Grenzen stilisirter vegetabilischer und flacher Ornamentik. Zur Zeit der Gothik herrschten mit Vorliebe in der Seidensammet- und Leinen-Weberei stilisirte Pflanzenmotive vor, so das Granatapfel-Muster in Einfassungen umfangreicher Rosen mit einer Mehrzahl von Blättern, und die ausgezeichnete Harmonie in den Farben nach ihrer Zusammenstellung und räumlichen Vertheilung sowie die Beschaffenheit des Stoffes lassen die Gewebe aus jener Zeit auch heutzutage noch als mustergiltige Vorbilder erscheinen. Indessen bemerkt Pfau [20]) mit Grund, daß der Hauptvorzug jener Kunst in der Großartigkeit der Formen und Dessins bestand, während sie anderntheils mit ihrem stereotypen Charakter der feinen Kombination eine zu enge Grenze setzte, welche später die Renaissance glücklich überschritten habe, indem sie ihre Zierlichkeit in leicht beweglichen Mustern auch in die Gewebe-Arbeit übertrug, wobei allerdings die Gefahr der Entartung sehr nahe lag, welche indessen vor Allem Frankreich durch Gründung trefflicher Schulen und praktisch durch Errichtung ausgezeichneter Fabriken trefflich zu vermeiden verstand, und zwar zunächst durch den genialen Colbert, Minister Ludwigs XIV., welcher als eigentlicher Begründer des industriellen Wesens in Frankreich unmittelbar und schöpferisch in das dortige industrielle Leben eingriff, mit richtigem Blicke erkannte, daß das Gedeihen der Kunst im Gewerbe nur von einer kräftigen Entwickelung der Kunst überhaupt zu erwarten sei, und deren Pflege zur Staatsangelegenheit erhebend, Kunst- und gewerbliche Bildungsanstalten errichtete, geschickte Ausländer berief,

Digitized by Google

und namentlich den Grund zu der hervorragenden französischen Teppichwirkerei durch die berühmten Anstalten der Savonnerie, der Fabrik zu Beauvais und der Gobelins, sowie durch die, außer allen möglichen anderen Techniken, auch jene der Teppichfabrikation fördernde Anstalt am Bièvrebache legte.[21])

Einen gewaltigen Wendepunkt bildete auf allen Gebieten der Kunst und des Kunstgewerbes die Renaissance, welche in Italien, besonders auch in Venedig, als Früh-Renaissance in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts mit den Cinquecentisten, mit Raphael, Michel Angelo, Julio Romano, Rosso und Primatrice, durch die Wiedergeburt der antiken, klassischen Kunst auftrat, und namentlich auf dem Felde des Kunstgewerbes in der Weberei, Tischlerei, im Schmiedegewerbe, dann in der Gold- und Silberschmiedekunst — hier vornehmlich durch Benvenuto Cellini — das ganze Arbeitsschaffen durch zwei Jahrhunderte geistig reinigend und Kunst mit Gewerbe innig verbindend durchdrang, den Geschmack veredelte und wahre Meisterwerke hervorbrachte. Die gothischen Formen verschwinden auch im Innern der Wohnhäuser; anstatt der an den Wänden befestigten Bänke werden die Möbel nun wirklich mobil und erhalten an Stelle der früher blos darauf gelegten Decken feste Polsterung, die Gewebe werden stilvoller, die wie bisher mit Holz getäfelten Wände erhalten ebenso stilvolle Eintheilungen und Einrahmungen, die Decke und die Wände zieren Gemälde in prächtig geschnitzten Holzrahmen, Rüstungen und Waffenstücke, kunstvoll gearbeitet, dienen zur weiteren Ausschmückung der Gelasse, auf den Schränken und auf den farbigen Kaminen stehen zierliche Gefäße von Steingut und Zinn — Alles erfreut das Auge durch reiche und gleichwohl nicht übertriebene, sondern wahrhaft solide Schönheit.

Auch die Majolika-Fabrikation, welche ihren Namen von den arabischen Fabriken auf der Insel Majorka erhielt, von wo sie schon im XV. Jahrhundert nach Italien überging, von Lucca della Robbia (geb. im Jahre 1400) durch seine Erfindung des

Digitized by Google

glacirten Thonreliefs bereichert wurde, und zuletzt in Faenza ihren Sitz aufschlug, woher die französische Benennung „Fayence“ rührt, ist der italienischen Renaissance eigenthümlich.

Die starreren Formen der Architektur beherrschen nun nicht mehr die künstlerische Richtung der Zeit, sondern die Malerei nimmt derselben den Herrscherstab aus der Hand, worüber Prof. Dr. Lübke[22]) treffend sagt:

„daß wie das künstlerische Ideal des klassischen Alterthums in der Plastik und jenes des Mittelalters in der Architektur ausgesprochen war, so diese neuere Zeit nun in der Malerei ihr eigentliches Ausdrucksmittel gefunden hat, unter solcher Zeitströmung sich aber auch das Kunsthandwerk überwiegend malerisch entfalten mußte, und nun, von dem Hauche der Renaissance getragen, zu jener glanzvollen Blüthe gelangte, für welche das ganze Mittelalter nur die Vorbereitung gebildet hatte.“

Am eifrigsten trat Frankreich auf dem Gebiete der Renaissance auf, Frankreich wird hiedurch allmählig auch die Bestimmerin der Mode, es wird tonangebend für den Geschmack, und Colbert's denkwürdiger, prophetischer Ausspruch:

„Wir müssen Europa mit unserem Geschmacke bekriegen und durch die Mode uns die Welt erobern“,

wird nach und nach zur vollen Wahrheit.

Von größter Bedeutung erscheint es, daß dieser mächtige Aufschwung von der mittelalterlichen in die moderne Zeitrichtung eine bisher nicht bestandene Trennung des kirchlichen von dem seither viel weniger kultivirten weltlichen Kunstgebiete bewirkt und die nun selbstständige Pflege auch der Profankunst veranlaßt hat. Diese sich schon im XV. Jahrhundert in Italien rührende Bewegung überfluthete wie ein aus seinen Ufern tretender mächtiger Strom alle Länder und darunter auch Deutschland. Es ist bemerkenswerth, daß diese Läuterung im Bereiche der Kunst daselbst mit jener Zeit zusammenfällt, in welcher sich auch die Läuterung

Digitized by Google

auf religiösem Gebiete vollzog, denn vornehmlich in den Jahren 1510—1520 begann sowohl die Reformation als auch die italienische Renaissance die Geister zu bewegen, bis die Macht beider eine immer größere Bedeutung und einen immer weiteren Umfang gewann. Die Reformation suchte auf dem kirchlichen Gebiete überall das Geistige voranzustellen und alles Materielle zurückzudrängen, all' jener äußere Prunk des früheren mittelalterlichen Kultus der christlichen Religion, jene bis auf die Spitze getriebene äußere Ausschmückung des Gottesdienstes verschwand da, wo die reformatorischen Bestrebungen Boden gewannen. In Folge dessen sah sich auch das Kunstgewerbe nicht mehr ausschließend oder doch vorwiegend von den kirchlichen Aufgaben in Anspruch genommen, in Gegenden, woselbst die neue Lehre alleinige Geltung gewonnen hatte, sah sich dasselbe sogar genöthigt, fortan seine ganze Thätigkeit anderen Kreisen zuzuwenden, dem profanen Leben zu dienen, und es entfaltete dasselbe nunmehr auf einem neuen, höchst dankbaren und ausgebreiteten Felde jene Thätigkeit, welche die Erfüllung der in Deutschland im XVI. Jahrhundert beginnenden und bis in das erste Drittheil des XVII. Jahrhunderts reichenden Aufgabe bedingte, das deutsche Bürgerhaus verschönernd auszustatten, „zum Guten den Glanz und den Schimmer zu fügen", dasselbe mit jenem unvergleichlichen Reize gediegener; prachtvoller und doch zugleich heimlicher und gemüthlicher Schönheit auszuschmücken, welche uns auch jetzt noch in seinen erhaltenen Originalien wie in seinen gelungenen Imitationen so unendlich anmuthet und jene Häuslichkeit mit einem so poetischen Zauber umgiebt.

Nun begann die eigentliche Blüthezeit des deutschen Kunstgewerbes, die Zeit innigsten Zusammengehens der Kunst mit dem Gewerbe. Alle Zimmerdekorationen, alle Möbel, Gefäße, Geschirre durchdringt die Kunst und veredelt ihre Hauptformen und ihre verzierenden Ornamente. Die das vorwiegend feinere plastische Gefühl der Renaissance zeigende Kunstschreinerei, die den italienischen Arbeiten eines Benvenuto Cellini ebenbürtigen Werke der Gold-

Digitized by Google

und Silberschmiedekunst, wie eines Wenzel Jamnitzer von Nürnberg u. A., die reichen, stilvollen Schmiede- und Schlosserarbeiten, der Erzguß in seiner künstlerischen Vollendung, wobei Peter Vischer's Sebaldus-Grab und sein leider verschleudertes Bronce-Gitter im Nürnberger Rathhause hervorzuheben sind, während Vischer's Grabdenkmal des Erzbischofes Ernst von Magdeburg noch völlig gothisch erscheint, die besonders im Relief und in der Tauschirarbeit ausgezeichnete Kunst der Waffenschmiede, welche wir noch an der Rüstung Kaiser Rudolph's II. zu Wien bewundern, die köstlichen Arbeiten in Zinn, Steingut, Thon und Glas, nicht minder auch die Weberei, wofür Kunstheroen, wie in Italien Raphael, in Flandern — woselbst besonders auch die Teppichweberei eine hohe Stufe künstlerischer Vollendung erreichte — J. van Eyck und in Deutschland Holbein und Dürer Vorlagen und Zeichnungen lieferten, — Alles durchdrang der ideale Hauch der Kunst und schuf kunstgewerbliche Meisterstücke, wie wir sie, bezüglich Deutschlands, in der Schatzkammer, sowie in der sog. reichen Kapelle in München besitzen, und welche den strengsten Anforderungen der feineren Kunstbildung genügen.[23])

Da kam, nachdem der unter Karl V. bis zum Augsburger Religionsfrieden vom Jahre 1555 die deutschen Lande 20 Jahre lang durchtobende Religionskrieg Handel und Gewerbe auf das Tiefste geschädigt hatte, der furchtbare 30-jährige Krieg von 1618 bis 1648 und zerstörte all' jene so reichen Blüthen der bisherigen Kultur. Er vernichtete auf lange Zeit den Wohlstand Deutschlands bis zu seinem innersten Kerne durch die ungeheuren Zerstörungen, welche er angerichtet hatte, er lähmte aber auch jedes fernere innige Zusammengehen und Zusammenwirken, indem er neben allem materiellen Elende zwischen die Bevölkerung als trennende Schranke die traurigste von allen, jene des Religionshasses, des konfessionellen Fanatismus legte, er hatte für geraume Zeit jede heiterere Lebensanschauung, jene Freudigkeit und Heiterkeit der Gemüthsstimmung zur früher gepflegten Verschönerung

Digitized by Google

und Veredelung des Daseins, zugleich mit den hiezu erforderlichen finanziellen Mitteln aufgehoben, er hatte dem während seiner langen Dauer in Sitten und Gefühlen verwilderten Volke das äußere und innere Vermögen hiefür genommen. Es galt nunmehr vor Allem wieder das Nöthigste für das nackte Leben zu schaffen, so lange aber der Mensch, wie E. Herrmann[24]) richtig bemerkt, um die bloße Existenz für sich und die Seinigen sich plagen und abmühen muß, ist ihm die Welt eine fremde Herberge, wo man sich nur vorübergehend einlogirt und deshalb auch blos für das Allernothwendigste Sorge trägt; erst wenn dieses Stadium der wirthschaftlichen Entwickelung überwunden ist, wenn noch etwas übrig bleibt, sieht man sich um und findet, daß die Welt auch behaglich werden könnte, sobald nur einmal die echte Muße und die rechten Mittel zu Gebote stehen.

So kam es denn auch, daß man, als das Bedürfniß nach dieser behaglichen Einrichtung und reicheren Ausstattung des Daseins zuerst wieder in den regierenden Höfen in Folge der zunächst wieder hiefür zu ermöglichenden Mittel erwachte, in Ermangelung einheimischer Kräfte fremde Künstler und Kunsthandwerker, zumeist aus Frankreich und Italien, nach Deutschland kommen ließ, um es auch hier den dortigen Herrschern gleich zu thun[25]). Und so waren es größtentheils fremde Schmarotzerpflanzen, welche in dem damaligen allgemeinen Sumpfe von Verkommenheit an Gut, Geist und Gemüth zuerst wieder auf deutschem Boden ihre unproduktiven Blüthen trieben, allein gleichwohl wie in der Natur gleichsam die Dammerde zu bilden hatten, aus welcher in der Folgezeit sich wieder ein edleres, geläutertes Kunstleben entwickeln sollte. Jene ganze Zeitrichtung äußerte auch auf den allgemeinen Kunstgeschmack in allen Bevölkerungskreisen seine verderbliche Wirkung, und wie die Kunst auf ihrer höchsten wie auf jener niedereren Stufe, woselbst sie dem alltäglichen Gebrauche im Gewerbe dient, immer nur ein Spiegelbild ihrer Zeit und des gebildeten oder ungebildeten bezw. verbildeten Sinnes ihrer Zeitgenossen für das Schöne ist,

Digitized by Google

so entstand auch damals aus jenen Verhältnissen in logischer Folgerichtigkeit der sog. Barokstil unter der Regierung des prachtliebenden Ludwig XIV. in Frankreich, welches von jener Zeit an die Alleinherrschaft auch auf kunstgewerblichem Gebiete behauptete. Nach Falke[26]) leiten Einige die Benennung Barokstil von einem bekannten Maniristen jener Zeit, Namens Federigo Baroccio, ab, während Andere behaupten, daß »baroco« eine bestimmte Schlußformel schon in der mittelalterlichen Logik bezeichnet habe.

Während aber in der Kleinkunst, namentlich im Ornamente, noch die früher errungene Technik und manche trefflichen Erinnerungen nachwirkten, so daß vornehmlich in der Goldschmiedekunst, Tischlerei, besonders Holzschnitzerei und in Eisen- sowie Bronce-Arbeiten noch manches Gute geschaffen wurde, wie uns namentlich das grüne Gewölbe in Dresden, sowie die Wiener Schatzkammer zeigen, und speziell die damalige Spitzenfabrikation ganz hervorragend war, so beherrscht doch die ganze Richtung jener Zeit das Streben nach möglichst übertriebenem Effekte und pompösem Scheine unter äußerst baroken, d. i. unnatürlichen Formen, so daß die bald darauf in die Mode gekommenen monströsen Allongeperücken und die thurmhohen Haarfrisuren der Damen als die passendsten Symbole und Wahrzeichen dieser ganzen prunkvollen Uebertreibung erscheinen, bei deren Hervorhebung Falke a. a. O. zutreffend auch auf die damalige verschnörkelte Schrift hinweist, dieselbe passend mit einer Allongeperücke vergleichend, sowie auch auf die Art und Weise, wie die Künstler jener Zeit ihre Portraite insbesondere mit allerlei bombastischem Beiwerke — gegenüber der edeln, einfachen Darstellung eines van Dyck — ausschmückten und aufputzten. Der gedachte Gelehrte macht hiebei auch auf die eigenthümliche Erscheinung in jener Zeitperiode aufmerksam, daß bei der die damaligen Arbeiten mehr oder weniger charakterisirenden Rohheit und Leblosigkeit doch wieder auf handliche Geschicklichkeit, auf eine manuelle Virtuosität, ein großer Werth gelegt wurde, in Folge dessen jene Erstaunen erregenden Arbeiten in unseren Rari-

Digitized by Google

täten-Kabinetten entstanden, wie in einander beweglich herumlaufende Elfenbeinkugeln, in ihrer Höhle bewegliche menschliche Augen aus Elfenbein, aus Einem Stücke geschnittene feine sog. Venetianer-Ketten, Miniatur-Schlösser und Pistolen, ein ganzes Ameublement in einer Wallnußschale, ein Kruzifix in einer Haselnuß, das Vaterunser oder die ganze Leidensgeschichte Christi in einen Kirschenkern geschnitten, welche jedoch die einzige Wirkung auf den Beschauer zu äußern vermögen, daß ihm bei ihrem Anblicke und bei dem Gedanken an die darauf verwendete rasende Mühe und Geduld für einen Moment der Verstand stille steht[27]). Allerdings finden wir auch schon in früheren Zeiten derartige gewerbliche Seiltänzerkunststücke, wie z. B. nach einem Kataloge über eine interessante Ausstellung — der Urgroßmutter unserer heutigen Ausstellungen —, welche bereits im Jahre 1569 zu Nürnberg veranstaltet war, und welcher Katalog u. A. besagt, „daß die Stadtvoigtei im Rathhause zum Ergötzen und Verwundern für Jedermann und dem ehrenhaften Handwerkerstande zum Nutzen und zur vortrefflichen Lehre alle Neuerungen in den Handtirungen der Neuzeit aus der ganzen Welt und in Verbindung mit unseren Kunsterzeugnissen mit viel Verdruß und Mühe zum Begucken niedergelegt, was in keiner Stadt noch geschehen sei": Ein Ave Maria auf ein Pergamentflecklein, nicht größer als ein Silberpfennig, von Schreibmeister Hans Hinterhuber in Augsburg geschrieben[28]); allein derartige Spielereien traten damals blos sporadisch auf, nicht epidemisch wie in der gedachten früheren Zeitperiode. Es scheint hiebei, als habe sich das dem Menschen innewohnende instinktive Streben nach Vollkommenheit bei der nichtbefriedigenden Beschaffenheit der sonstigen Verhältnisse einen Erfolg und eine gewisse Befriedigung hinsichtlich jenes Vorwärtsstrebens wenigstens durch solche lediglich formale Vollendung verschaffen wollen, ähnlich manchem Musik-Virtuosen, der das, was ihm an Geist und innerem Gefühle abgeht, durch mechanische Fingerfertigkeit zu ersetzen sucht.

Als höhere — oder richtiger gesagt — als tiefere Potenz

Digitized by Google

des Barokstiles, welchem namentlich in Frankreich so viel nicht abzusprechen ist, daß er durch großartigen Apparat in der Totalität seiner Einzelheiten auch großartige und imponirende Effekte hervorzubringen verstand, schloß sich demselben der sog. Jesuiten-, auch Perücken- oder Zopf-Stil genannt, an, welcher an Unnatur und Uebertreibung, sowie an grob naturalistischer Effekthascherei das äußerst Mögliche leistete. Er hat seinen Hauptnamen von seinen Gönnern, den Jesuiten, erhalten, von welchen sogar ein Pater, Namens Andreas Pozzo, es unternahm, ein eigenes Lehrbuch darüber zu schreiben. Falke a. a. O. heißt dieses sehr bezeichnend: Methode in den Unsinn bringen und zeichnet den ganzen Kunstcharakter jener Periode ganz vortrefflich beiläufig mit folgenden kurzen Zügen, denen wir auch unserseits einige Bemerkungen beigefügt haben:

In der Malerei tritt uns die eklektische Imitation eines Hanibal Caracci, anderseits die rohe Naturalisirung eines Caravaggio oder die himmelnde Sehnsuchts-Halbfiguren-Darstellung eines Carlo Dolce entgegen; das ganze irdische Hofceremoniell wird auf den Himmel übertragen, heilige Mönche und Nonnen machen in Menuette-Attituden, mit zierlich gespreitzten Fingern und verdrehten Augen ihre Reverenz vor Maria mit dem Jesuskinde, küssen kavaliermäßig die Hände und wohl auch die Füße, und Pagen-Engel tragen den Himmlischen die Schleppen nach. In der Skulptur erblicken wir heidnische Götter und christliche Heiligen-Figuren als theatralische Koulissenreißer in verrenkten Stellungen, welche jedem Kautschukmann im Cirkus zum Vorbilde dienen können; marmorne Wolken, mit Lebensgefahr bei ihren zu kleinen Stutzflügelchen darauf herumkletternde, wohlgenährte, pausbackige Engel; in der Architektur lauter runde, sinnlos abgekappte und abgehackte Linien und Kapitäle, ewige Schnörkel und gedrehte Säulen, selten freistehend, meistens an der Wand und als Pfeiler; flache, umfangreiche Plafonds, um alle himmlischen Heerschaaren, Himmel und Hölle, darzustellen und eine über die

Digitized by Google

Wolken strebende gemalte Architektur darauf anzubringen, wobei dem Künstler die plastische Täuschung auf der Fläche nicht mehr genügt, sondern wobei er, um die Uebertreibung auf das Höchste zu steigern, noch plastische Arme und Beine, halbe Thierleiber, Hirschgeweihe u. dgl. aus seinem Bilde herabbaumeln läßt, so daß den untenstehenden Beschauer eines solchen Deckengemäldes, nachdem er sich bereits beim Suchen des richtigen Augenpunktes den Hals verdreht hat, unwillkürlich der Gedanke überschauert, welchen weiteren körperlichen Nachtheil er noch zu erfahren haben könnte, wenn diese ganze Geschichte da oben plötzlich ihren Halt verlöre; dazu Gefäße in den bizarrsten Formen und Gestaltungen, Monstranzen mit zuckenden Flammen, — kurz ein Konzert, wobei alle Instrumente im Fortissimo musiziren, so daß zuletzt ein sinnloser und sinnverwirrender Lärm entsteht. Die damalige Muschel- und Schnörkel-Ornamentation fand auch bei den Möbeln, Holz- und Porzellan-Rahmen, Geschirren und Tafelaufsätzen, bei den Wand-, Boden-, Fenster- und Thür-Verkleidungen, bei den Geweben zu Kleidern und zur Möbel-Tapezirung Anwendung, bis in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts die pompöse Großartigkeit mehr und mehr verschwunden und an deren Stelle die bloße Laune getreten war, die Monstreperücke zum Zopfe einschrumpfte und unter Ludwig XV. die Herrschaft des Rococo begann, dem zwar die Renaissance zu Grunde liegt und das allerdings weit zierlicher als der Barokstil eines gewissen Reizes nicht entbehrt, indessen von Friedr. Eggers[29]) mit Grund als die Ausartung der Renaissance bezeichnet wird, welche lediglich die in Manier ausgeartete Renaissance repräsentirt, wobei diesem Gelehrten übrigens auch darin beizustimmen ist, daß man gleichwohl auch das Rococo insofern als einen eigenthümlichen Stil bezeichnen kann, als dasselbe die Lebens- und die Geschmacksrichtung einer ganzen Zeitperiode mit einer gewissen Objektivität darstellt und trotz seiner Exzentrizität eine Art von Methode zeigt; immer aber erscheint das Rococo nur als ein völlig launenhaftes Kind

Digitized by Google

der Renaissance und folgt dasselbe in seinem Stile einzig und allein da, wo es seine eigene charakteristische Bahn verfolgen will, seinem systemlosen Eigenwillen. Alles wird zuletzt bei ihm prinzip- und regellos, Alles bäumt sich, überall nur geschweifte Linien, Muscheln, Festons, Bänder, Schnecken, Schnörkel und stillose, völlig naturalisirte Pflanzenornamente; alle Möbel, alle Geräthe, namentlich die Porzellan-Arbeiten, darunter jene bekannten, manirirten Nippes-Sachen, die einander anschmachtenden, gepuderten Schäfer und koketten, dekolletirten Schäferinnen in ihren theatralischen Stellungen, folgen dieser zügellosen Laune, an die Stelle der einfachen Schönheit lediglich der Willkür entsprungene Formenbildungen zu stellen. Von fremden Typen adoptirte man mit Vorliebe die chinesischen Bildnereien; war ja doch das Bizarre derselben dem herrschenden Geschmacke verwandt und darum auch sympathisch. Alles mußte sich dieser Laune unterwerfen; wie der menschliche Körper durch das Panzer-Corsette bis zur Wespentaille zusammengeschnürt wurde, so that man auch der übrigen Natur Zwang an, die willkürlichsten Gestalten anzunehmen. Man stutzte und schnitt die Bäume und Gesträuche zu Pyramiden, Kugeln, sogar zu thierischen und menschlichen Figuren, man bildete daraus ganze Architekturen, Wände, Arkaden, Säulen, man ließ sogar dem Wasser nicht mehr seinen natürlichen Lauf, sondern leitete es so, daß es allerlei Sprünge und Kunststücke ausführen mußte, man ordnete endlich die Blumen und die übrigen niederen Gewächse in Beeten, deren Schlangenwindungen und Schnörkel dem übrigen sinnlosen Geschmacke entsprachen. —

Auf jede übermäßige Erregung folgt Reaktion, und so folgte auch dem frivolen, überspannten Treiben der Rococo-Zeit eine Art von moralischem Katzenjammer in jener Zeit der Sentimentalität, welche der Hauptreaktion, der französischen Revolution voranging. Alles war nun voll Rührung und schmelzender, wehmüthiger Gefühle, man gab sich Stammbuchblätter mit Rosen und Vergißmeinnicht, mit Trauerweiden, Urnen und Ruinen; die

Digitized by Google

ganze Kleinkunst in ihren Ornamenten, besonders die Weberei und Stickerei, letztere vorherrschend mit Perlen, folgte dieser Richtung, in den Gedichten und sonstigen literarischen Produkten jener Periode drückt sich dieser allgemeine Weltschmerz, diese mit der Idylle kokettirende Sehnsucht nach Arcadien aus, bis der Menschengeist sich gewaltsam aufraffte und sich in seinen Elementen zu jener Höhe der aufgeklärten Reflexion schwang, auf welcher unsere großen Philosophen und Dichter jener Zeit stehen, in seinen unlauteren Schichten aber die ganze bisherige Weltordnung gewaltsam umänderte[30]).

Wie der dreißigjährige Krieg der edlen Kunstblüthe des Mittelalters, so machte die schreckliche Revolution der neunziger Jahre all' jenem Getändel des Rococo und der Empfindelei ein Ende und wollte man, wie sich stets die Extreme berühren, zu Beginn des XIX. Jahrhunderts unter dem Empire des I. Napoleon wieder zur klassischen Einfachheit der Antike zurückkehren; allein es mangelte hiebei dasjenige, was auch dem Rococo eine gewisse innere Berechtigung verleiht, es fehlte der originelle, aus dem Innern der Nation herausgewachsene, lebensvolle Zusammenhang dieser ganzen blos aufgewärmten alten Stilrichtung mit den inneren Anschauungen und Empfindungen des Volkes selbst, es war blos eine gesuchte Nachahmung, ein Kokettiren mit der einfachen antiken Schönheit ohne den Geist derselben. Und so sehen wir denn an Stelle der geschweiften die kerzengeraden Linien und den einfachen Kreisbogen treten, jene steifen, langweiligen Formen der Möbel und aller sonstigen Geräthe, jenen schalen Kasernenstil der Gebäude, jene nüchternen, dürftigen Ornamente und Verzierungen in der Textil-Industrie mit der überall angebrachten à la Grecque-Bordure, als das Höchste, wozu man sich noch zu versteigen vermochte, jene vollständige Armseligkeit aller Phantasie namentlich auch im kunstgewerblichen Schaffen.

Was die bisher schon öfter gedachte Form der geraden und der krummen Linie anbelangt, so sind die bei ihrer Anwendung

Digitized by Google

zu beobachtenden Grundsätze sowie die aus denselben abzunehmenden Fehler der besprochenen Stilarten am vortrefflichsten in folgenden Worten Pfau's [81]) ausgedrückt, welche wir deshalb folgen lassen zu sollen glauben:

„Die krumme Linie wird von Manchen für das Wesen der Schönheit gehalten und deshalb auch „„Schönheitslinie"" genannt. Sie ist — abstrakt betrachtet — der erste Schritt von der Nothwendigkeit zur Freiheit. Die zwischen zwei Punkten gezogene gerade Linie drückt das starre Gesetz aus; die krumme Linie ist die Abweichung vom Gesetze, drückt also dem Absoluten gegenüber das Relative aus und ist der Anfang des Individualismus. Dies wird sogleich klar, wenn man die Entstehung der krummen Linie bedenkt. Der Kreis, die Form des Weltkörpers, steht in Beziehung auf Nothwendigkeit der geraden Linie noch am nächsten, obwohl er dadurch, daß er in sich begrenzt ist, und einen bestimmten Durchmesser hat, bereits seine Individualität geltend macht. Die Ellipse jedoch, die Bahn des Weltkörpers, ist das Resultat des allgemeinen Gravitations-Gesetzes und der besonderen Beschaffenheit des Weltkörpers, welcher zwar der Nothwendigkeit gehorcht, dieselbe aber seiner Individualität gemäß modifizirt. Die Bewegung ist die Nothwendigkeit, die Form der Bewegung die Freiheit. Was nun die Schönheit der gebogenen Linie betrifft, so hängt diese von ihrer gleichmäßigen Biegung ab, die zwar zu- und abnehmen darf, dies aber in unmerklichen Uebergängen thun muß, — mit anderen Worten: sie muß eine krumme Linie im geometrischen Sinne sein und keine gebrochene, oder, wenn sie in Kreisbögen und gerade Linien übergeht, so muß dieser Uebergang mittelst einer krummen Linie bewerkstelligt werden, so daß nirgends ein Bruch entsteht. Da ferner die krumme Linie in der Architektur nur von ästhetischen Gesetzen bestimmt und nicht durch ein Naturgesetz begrenzt und

Digitized by Google

in sich zurückgeführt wird, so muß sie ihren Anfang, so zu sagen, aus sich selber spinnen, und muß mit ihrem Ende gewissermaßen in sich selbst zurückkehren, d. h. sie darf nicht plötzlich beginnen und aufhören, sondern sie muß gleichsam verklingen, indem sie durch harmonischen Schwung die Vorstellung von Ausgang und Rückkehr im Betrachtenden erweckt." —

Mit der Restaurationsperiode unter Ludwig XVIII. suchte das Rococo wieder zur früheren Herrschaft zu gelangen, allein die Zwischenzeit hatte jedes feinere Verständniß und Gefühl hiefür nach und nach verschwinden lassen, und so wurde aus diesem wiederbelebten Rococo nur eine Karikatur, eine Mißgeburt des früheren, welcher die inneren Bedingungen jedes lebenskräftigen, allgemein befriedigenden Fortbestehens mangelten. Wie indessen Frankreich bisher in Allem tonangebend war, so behauptete dasselbe — nachdem ihm die anderen Länder auch diese taube Nachblüthe des alten Rococo möglichst nachgeahmt hatten — auch nach dem baldigen Verwelken derselben fernerhin seine Oberherrschaft auch auf kunstgewerblichem Gebiete. Allein es sah hiebei vollständig ab von der klassischen Vorzeit; anstatt sich durch deren Vorbilder und Muster wieder auf den allein richtigen Weg führen zu lassen, strebten die Franzosen — ihrem unruhigen, leicht beweglichen, eine plötzliche Idee ebenso schnell und enthusiastisch erfassenden als sie wieder bei Seite schiebenden Charakter entsprechend — nur nach noch nie Dagewesenem, Pikantem, Originellem, ohne sich hiebei strenge an die Gesetze des Schönen zu binden, womit es ihnen auch gelang, Colberts oben gedachte Prophezeiung vollständig zu bewahrheiten und die Mode fast ausschließend an ihren Triumphwagen zu spannen. Allein die Mode ist keineswegs identisch mit dem guten Geschmacke, sondern häufig so himmelweit davon verschieden, daß wir uns oft wahrhaft davor entsetzen, was man noch vor einigen Jahrzehnten, z. B. in der Kleidertracht, für hübsch gehalten hat. Sie entsteht ohne Prinzip, wie eine schillernde

Digitized by Google

Seifenblase, deren Form von dem Hauche ihres Hervorbringers und deren Farben von zufälligen Lichtstrahlen bedingt sind; die verschiedenartigsten Motive und bei Weitem nicht immer der ewige Born der Schönheit sind die Quellen, aus welchen sie entspringt, ja sie kann und darf nicht einmal ihren Nacken — außer etwa nur vorübergehend einmal — unter das sich von jeher und für alle Folgezeit gleichbleibende Gesetz der wahren, idealen Schönheit beugen, denn ihr innerstes Wesen besteht eben in fortwährender Veränderung der Formen und Farben, sie ist ein Chamäleon, welches einem steten Wechsel in seiner äußeren Erscheinung unterworfen ist. Und so entstand denn unter Frankreichs Aegide ein vollständig systemloses, ganz sonderbar gestaltetes Kunstgewerbe, welches seine Formen und Farben ohne jede Wahl in einer Weise sich bildete und anwendete, wie sie eben die herrschende Mode verlangte oder eine neu zu begründende es anzeigen mochte.

Dabei aber kam den Franzosen jener feine, zartfühlende Takt, jenes instinktive Gefühl für Grazie und Eleganz zu statten, welche weitere Eigenschaften derselben bilden, und sie trotz aller Haschere nach Effekt denn doch noch immer davon abhielten, die äußersten Grenzen der Mäßigung und feiner Behandlung zu überschreiten, während die ihnen getreulich nachbetenden übrigen Nationen, und vornehmlich die — wir müssen es ja gestehen — gleichen Geschmackes entbehrenden und derber angelegten Deutschen, jene äußersten Schranken nicht ebenfalls einhielten und einem Naturalismus verfielen, welcher an des Dichters Worte erinnert:

„Ringe, o Deutscher! nach römischer Kraft und griechischer Schönheit —
„Beides gelang dir, doch nie glückte der gallische Sprung." —

Als dem deutschen Kunstgewerbe noch bis in die neuere Zeit, zum Theil noch heutzutage, anklebende Hauptmängel hebt Prof. Dr. Wilh. Lübke[32]) hervor, daß man bei uns das erste Gesetz alles tektonischen, d. h. geräthbildenden Schaffens, vergessen habe, wonach jeder gewerbliche Gegenstand seiner Bestimmung gemäß

Digitized by Google

und mit Berücksichtigung seines Materiales gestaltet werden soll, daher z. B. Krautblätter nicht als Gefäß zu bilden sind, daß unsere Flächendekorationen, anstatt linearer Komposition und stilisirter Vegetation, den Charakter der Fläche durch ihre naturalistische Ornamentation verleugnen, daß man die Stoffe verwechselt und so z. B. Porzellan als Holz, Blech als Porzellan, Stein, Holz oder Stroh, Gold als Leder darzustellen sucht, und ein Mißverhältniß zwischen der Gesammtform, dem Gesammtaufbau und der Dekoration herrscht, wodurch die reine Silhouette verloren geht.[33])

Die Londoner Weltausstellung vom Jahre 1851 deckte alle diese Schäden allgemein offenkundig auf und das praktische Volk der Engländer zog zuerst daraus reellen Nutzen. Sie sahen sofort ein, daß der Geschmack des Publikums ebenso als jener des Arbeiters durch mustergiltige Vorbilder der besseren Zeit geläutert und gebildet werden müsse und gründeten mit einem bedeutenden Aufwande von Mitteln das bekannte und berühmte South-Kensington-Museum, zugleich aber errichteten sie Filial-Museen, Zeichnungsschulen, Wander-Ausstellungen, veranstalteten öffentliche Vorträge durch Fachleute und Gelehrte, und schon die Londoner Welt-Ausstellung vom Jahre 1862 zeigte den Erfolg dieser Bestrebungen, denn Frankreich war damals bereits im Geschmacke von England eingeholt, ja in Manchem sogar übertroffen.

Auch bei den anderen Nationen rührte und regte es sich, besonders in Oesterreich, und auch bei uns in Deutschland herrscht seit dem bekannten, zwar harten, aber wenigstens zum Theile nicht ganz ungerechtfertigten Urtheile des Gelehrten Dr. Reuleaux gelegentlich der Philadelphia-Ausstellung vom Jahre 1876 über die deutsche Industrie: „daß ihre Produkte billig aber schlecht seien", welcher Ausspruch es allseitig zur vollen Erkenntniß brachte, daß Deutschland in der That jenen Ehrenplatz verloren habe, welchen es in der mittelalterlichen Blüthezeit auf dem Felde des Gewerbewesens, allen anderen Nationen voran, eingenommen hatte, sowie

Digitized by Google

gegenüber den Erfahrungen, welche wir bei der letzten Pariser Welt-Ausstellung gemacht haben, auf welcher Deutschlands Platz — allerdings theilweise aus Politik und übergroßer Bescheidenheit — leer und verwaist blieb, das lebendige Bestreben, wieder zu besseren gewerblichen Zuständen zu gelangen. Jener strenge Ausspruch hatte das Gute, daß er die bisherige Indolenz oder auch hie und da Ueberhebung so manches deutschen Industriellen zu vergleichendem Nachdenken, und hierdurch nach dem weisen Spruche:

Willst du dich selber erkennen,
Sieh', wie die Andern es treiben, —
Willst du die Andern versteh'n —
Blick' in dein eigenes Herz!

zur nothwendigen Selbsterkenntniß führte; er war für manche ein Donnerschlag, allein er hat als wohlthätiges Gewitter die Luft gereinigt und einen mächtigen Anstoß dazu gegeben, das Versäumte im beharrlichen Vorwärtsstreben möglichst bald wieder nachzuholen. Und in der That haben uns nun im Jahre 1879 zunächst die Berliner Gewerbe-Ausstellung, die Kunstgewerbe-Ausstellung in Leipzig, die gewerbliche Ausstellung in Offenbach, die vom Vereine deutscher Blecharbeiter zu Nürnberg veranstaltete Fach-Ausstellung und anderweitige gewerbliche Spezial-Ausstellungen den Beweis von einem höchst erfreulichen Fortschritte im deutschen Gewerbe, und namentlich im deutschen Kunstgewerbe, geliefert und die frohe Zuversicht bestärkt, daß Deutschland wieder auf dem besten Wege sei, seinen Rivalen auch auf gewerblichem Gebiete bald wieder ebenbürtig zur Seite zu stehen; während wir aber Gegenwärtiges schreiben, langt auch ein Telegramm desselben Dr. Reuleaux von der Welt-Ausstellung in Australien an, wonach Deutschlands Industrie dortselbst volle Anerkennung findet.

Wenn wir beim Mangel weiteren Raumes in Folgendem namentlich den beiden ersten der obengenannten Ausstellungen, und nur diesen allein noch eine eingehendere Besprechung widmen,

Digitized by Google

so geschieht solches deshalb, weil sie uns — wenn auch nur als Spezial-Ausstellungen, wie jene zu Offenbach, erscheinend — gleichwohl den ganzen gegenwärtigen Stand unserer deutschen Gewerbe- und speziell kunstgewerblichen Thätigkeit in allen möglichen Zweigen derselben zur Kenntniß und Anschauung zu bringen vermochten, da sich von einzelnen Theilen auch auf das Ganze ein Schluß ziehen läßt, und weil gerade diese beiden Ausstellungen sich als besonders hervorragend und bedeutend gezeigt haben.

A. Die Gewerbe-Ausstellung in Berlin im Jahre 1879.

Die Berliner Ausstellung ist nicht etwa von oben herab kommandirt und auf künstliche Weise in Scene gesetzt worden, sondern sie ging vom Volke selbst aus, indem Mitglieder der polytechnischen Gesellschaft zu Berlin im Verein mit dem für die Bau-Ausstellung vom Jahre 1874 konstituirten Komité, welche bei dem aus manchen Gründen wenigstens zur Zeit noch nicht ausführbaren Gedanken an eine Berliner Welt-Ausstellung, anderseits aber ermuthigt durch den guten Ausfall der vorhergegangenen Fach-Ausstellungen der Baugewerke, der Leder- sowie der Papier-Industrie, den Entschluß faßten, in einer reinen Lokal-Ausstellung alles dasjenige der allgemeinen Besichtigung vorzuführen, was Berliner Gewerbefleiß hier oder auswärts geschaffen oder Berliner Arbeit wesentlich veredelt und seiner schließlichen Bestimmung zugeführt hatte. Die zu einer Versammlung eingeladenen Fabrikanten und Gewerbsleute folgten auch in großer Anzahl der Einladung und wurde von dieser Versammlung ein geschäftsführender Ausschuß, mit Franz Kühnemann an der Spitze, aufgestellt, der das beabsichtigte Werk in glücklicher Ueberwindung der mannigfachen, sich demselben entgegenstellenden Hindernisse mit Einsicht, Energie und Ausdauer zum rühmlichen Ziele führte, wobei sich der Staat und die Stadtkommune bei Aufbringung der Unkosten nur insofern betheiligten, als ersterer der Gesellschaft hiefür das gesammte be-

Digitized by Google

nöthigte Areal ohne Entgelt zur Verfügung stellte, und letztere außer der Leistung eines Theiles der Auslagen für die Gartenherstellung, die Ausführung der Gasbeleuchtung sowie der ziemlich umfangreichen Wasserleitung übernahm.

Wenn der über die Ausstellung herausgegebene Katalog als Endziel derselben das Bestreben bezeichnet: „nicht nur das Interesse des Publikums zu erwecken, sondern zunächst der in weiteren Kreisen — gegenüber den Leistungen der uns bisher überflügelt habenden Nationen — schon um sich greifenden Entmuthigung ein Vertrauen erweckendes Gesammtbild der Leistungsfähigkeit der Industrie und der Gewerbe in Berlin entgegenzuhalten", so ist dieses Ziel in der That durch die fragliche Ausstellung vollständig erreicht worden, und was hiebei als besonders erfreulich sich darstellte, war, daß gleichwie in der Blüthezeit unseres deutschen mittelalterlichen Handwerks, eine Mehrzahl der hervorragendsten Künstler, und zwar Maler, Bildhauer und Architekten Berlins, ihre Kräfte dem Gewerbe geliehen und Hand in Hand mit ihm gehend wahrhaft mustergiltige Werke geschaffen haben.

Das ganze, von der Altmoabiter-Straße, dem Berlin-Lehrter-Eisenbahnhofe und der Invaliden-Straße in der Hauptform eines fast gleichschenkeligen Dreieckes begrenzte Ausstellungs-Areal betrug beiläufig 60,000 qm, von welchem die Ausstellungsgebäulichkeiten zusammen einen Raum von circa 24,000 qm, die gesonderten Restaurationslokalitäten aber einen solchen von circa 10,000 qm und die Restfläche der mit einem kleinen See, mehreren Fontainen und einer niedlichen Grotte geschmückte Garten, dessen Boden durch künstliche Anhöhen und Teraſſen, durch Blumenbeete, Baumpruppen und Topfgewächse, durch Steinobelisken und Pyramiden eine anmuthige Abwechselung erhielt, nebst mehreren Pavillons, kleinen anderweitigen Bauten und Zelten in verschiedenen Stoffen und Farben einnahmen. Die gedachten Pavillons und kleineren Bauten waren aus verschiedenem Materiale, als Eisen, Glas, Holz, auch Marmor und Terrakotta, gefertigt, während das Gros des Aus-

Digitized by Google

stellungsgebäudes aus Holz hergestellt wurde. Die mit doppelt getheerter Pappe bedeckten Dächer dieser Gebäulichkeit ruhten auf flachen, mit eisernen Zugankern zusammengehaltenen Bohlenbögen, die Fußböden bestanden aus Holz mit offenen Fugen. Oberlicht war selten angewendet, meistens erhielten die Räume ihr Licht durch hoch angebrachte Seitenfenster.

Der ganze Plan und die äußere Form der Gebäulichkeiten wurde theils dadurch bedingt, daß man die im Jahre 1878 zu Hannover der dortselbst veranstalteten Provinzial-Gewerbe-Ausstellung dienenden Gebäude ankaufte und nun zur Berliner Ausstellung verwendete, theils dadurch, daß deren Areal durch den auf freistehenden Pfeilern ruhenden Viadukt der Stadtbahn mitten durchschnitten wurde, wodurch nicht nur der ganzen Baulinie eine bestimmte Richtung angewiesen wurde, sondern auch keine unerheblichen Schwierigkeiten bereitet worden sind, welche man jedoch trefflich zu überwinden verstand. Man benützte nämlich die durch die besagten Pfeiler und die oben darauf ruhende Bahn gebildeten Räume zur Herstellung einzelner Lokalitäten, welche theils noch zur Unterbringung von ausgestellten Gegenständen, theils als Restaurationen, worunter namentlich die aus Terrakotta gothisch konstruirte Weinstube nebst zwei Stuben für bayr. und für Berliner Weißbier, sehr nett dekorirt, recht gemüthlich anmutheten, dann als Cafe bezw. Konditorei, sowie als Lesezimmer dienten, worin man auch alles Erforderliche zum Briefschreiben nebst einem Briefkasten vorfand, wie denn auch für Post und Telegraphie eine eigene amtliche Station in der Ausstellung eingerichtet war.

Vor und hinter dem Eisenbahn-Viadukte befanden sich überdachte Gänge. Man gelangte — außer einem zweiten Nebeneingange — von der Invalidenstraße zum nördlich gelegenen Haupteingange, einem triumphbogenartigen Portale, der in eine geräumige, längliche Vorderhalle, an beiden Enden sowie oberhalb des Portales mit thurmartigen Aufbauten geschmückt, einmündete, welche Vorderhalle drei Schiffe besaß, und ebenso, wie

Digitized by Google

jenseits des Viaduktes, durch gleich konstruirte, sehr geräumige Nebenhallen zu den gedachten Lokalitäten unter dem in gleicher Linie mit der Vorderhalle fortlaufenden Viadukte führte. Hinter diesen Nebenhallen, dem Haupteingange entgegengesetzt, waren in den sich an dieselben anlehnenden ziemlich großen Sälen mit An- und Nebenbauten die größtentheils in Thätigkeit befindlichen Maschinen aufgestellt. In den gedachten An- und Nebenbauten waren Ausgänge nach einem unregelmäßigen freien Platze angebracht, auf dem Eisenschienen für Maschinen von schwerem Gewichte und die elektrische Bahn verliefen, auch waren daselbst offene Hallen von Eisen errichtet und umschlossen diesen Platz die für die landwirthschaftlichen Maschinen, das kleine Poppenberger Restaurationslokal, Bierschenken, die Kesselhäuser hergestellten Baulichkeiten, sowie große Gerüste für verschiedenartigen Maschinen- und sonstigen Betrieb. Außerdem wurden noch für die wissenschaftlichen Instrumente sowie für die Sattler- und Wagnerei selbstständige Lokale erbaut.

Unter den Pavillons zeichnete sich besonders der zwar nicht große, aber in eigenthümlichen Formen vom Baumeister Felisch aus Holz erbaute, und wenn auch nicht luxuriös, aber mit solider, einfacher Schönheit eingerichtete Pavillon des Kaisers aus. Auf hohem Fundamente, an den Seiten durch wasserspeiende Löwenköpfe geschmückt und mit einer Freitreppe aus Kunstsandstein versehen, stehend, war dieser Bau im Stil der Schweizervillen gehalten und enthielt derselbe einen Vorplatz, drei in einer Flucht situirte Zimmer und hinter dem mittelsten derselben einen offenen Balkon. Erwähnenswerth ist auch der Pavillon der Stadt Berlin, welcher die interessanteren Modelle, Pläne und Ansichten der daselbst aufgeführten bedeutenderen Gebäude und öffentlichen Plätze enthielt.

Die einzelnen Gruppen der Ausstellungsgegenstände selbst waren im Ganzen und Großen folgendermaßen ausgeschieden, obwohl nicht streng exklusiv, indem man mitunter Gegenständen desselben Industriezweiges auch in verschiedenen Abtheilungen begegnete:

Digitized by Google

I. **Textil- und Bekleidungs-Industrie** (450 Aussteller).

Diese geräumige Abtheilung enthielt alle Arten von Zeugen und Stoffen aus Wolle, Baumwolle und Seide, im Stück gewoben sowie zu Bekleidungsgegenständen, Teppichen, Vorhängen und Möbelüberkleidungen verarbeitet, ferner die Erzeugnisse des Posamentier-, Kürschner-, Schuh-, Handschuhmacher-Gewerbes, der Blumenfabrikation und der Spitzen- sowie Stickerei-Manufaktur, Alles in solider, preiswürdiger Waare. So sehr auch Frankreich der übrigen Welt gegenüber bisher eine dominirende Stellung vornehmlich auf dem Gebiete der Textilarbeiten eingenommen hat, und mit seinen Gobelins und Lyoner Seidenfabrikaten auch in der That den ersten Platz zu beanspruchen hat, wie große Fortschritte ferner auch Oesterreich besonders in der Teppichweberei gemacht hat, und dasselbe mit Belgien, Frankreich und der Schweiz auch in der Weißstickerei und in den Spitzen den Vorrang behauptet, wozu in Oesterreich hauptsächlich die Stickereischule in Wien und die Errichtung von Fachschulen für die Spitzenarbeit beigetragen haben, so zeigten doch auch die betreffenden Berliner Fabrikate einen bedeutenden Fortschritt in den gedachten Branchen.

II. **Leder-, Kautschuk- und Guttapercha-Industrie** (41 Aussteller), wovon erstere theilweise durch Etuis u. dgl. auch in der Abtheilung der Kurz- und Galanterie-Waaren vertreten war und hervorragende Produkte des Portefeuilliers- und Buchbinder-Gewerbes zeigte, während die beiden letzteren die verschiedenartigen unverarbeiteten Rohmaterialien und die Fabrikate für technische Zwecke, Spielsachen u. s. w. repräsentirten.

III. **Die Papier-Industrie** (34 Aussteller),

welche zu der Erwartung berechtigte, daß wir auch hierin der französischen und englischen Vollendung in Bälde vollständig nahe gerückt sein werden.

Digitized by Google

IV. Die auch in der XIV. Gruppe vertretene Holz-Industrie (103 Aussteller).

Darunter ragten besonders die Meubel äußerst vortheilhaft hervor, und zwar gilt solches sowohl für die dem einfachsten Haushalte dienenden Tischlerarbeiten, als auch für die reicher ausgestatteten prunkvollen Geräthe. Ueberall war eine fleißige, sorgfältige Arbeit und ein künstlerischer Geschmack hinsichtlich der Grundformen wie auch der Verzierung in geschnitzten, stilvollen Ornamenten, in den Einlegungen aus verschiedenfarbigem Holze und Metall, sowie im Beschläge rühmlich anzuerkennen.

In Konnexität damit, die so eben besprochenen Gegenstände als Ganzes in sich schließend, können wir hier auch die completen Einrichtungen von Wohn-, Gesellschafts-, Arbeits-, Schlaf-, Bade- und Speise-Zimmern (ein solches namentlich in trefflicher Ausführung von den Industriellen Krieg und Görcke), ferner von Damen-Boudoirs (ein reizendes solches Boudoir hatte Bormann arrangirt), ja sogar von zwei mit allem Erdenklichen zum Entzücken einer wahren Hausfrau eingerichteten Küchen (von Thiede und dem Hoflieferanten Cohn) erwähnen, welche zunächst innerhalb des Haupteinganges in einem größeren Raum der Vorderhalle links sowie rechts derselben situirt waren und aus dem besonders glücklichen Gedanken entstanden, auf diese praktische Art die harmonische Zusammenwirkung aller für derartige Räume bestimmten Einrichtungsgegenstände dem Beschauer in ihrer vollständigen zusammengehörigen Totalität vorzuführen und auf diese Weise gleichsam wieder für sich bestehende Spezial-Ausstellungen zu bilden, hiedurch aber zur Anregung und Läuterung des allgemeinen Sinnes und Geschmackes für schöne, geschmackvolle und behagliche Wohnungs-Räume und Einrichtungen im gesammten Publikum um so mehr beizutragen, als hier nicht blos Prunkgemächer, sondern auch die einfacheren Wohnungsräumlichkeiten und Ausstattungen eines bescheideneren bürgerlichen Heims zu

Digitized by Google

sehen waren. Hier konzentrirte sich die zusammenwirkende Thätigkeit der mannigfaltigsten einschlägigen Gewerbebranchen in Tapeten-, Tapezier-, Teppich-, Posamentier-, Bronce-, Schlosser-, Tischler-, Glas-, Hafner-, Vergolder-, Bildhauer- und Dekorations-Maler-Arbeiten an den Holzdecken oder gemalten Plafonds mit prächtigen Lustres, an der Bekleidung der Wände mit Tapeten oder Holztäfelung und ihrem Spiegelschmucke, an der Fußbodenbedeckung, an den Portièren der schön gearbeiteten Thüren und der Fensterdraperien, an den herrlichen Möbeln und den mit farbiger Majolika überkleideten Kaminen. Besonders hier berührte uns höchst wohlthätig die Verbindung von Kunst und Gewerbe und die mächtige, segensreiche Wirkung dieses innigen Bündnisses.

Diese Art von Cojen bildeten mit Recht die am meisten besuchten und bewunderten Punkte der Ausstellung. Der in jedem dieser Räume durch sein ganzes Arrangement so entschieden ausgedrückte, seinem Zwecke vollständig entsprechende Charakter äußerte auf jeden Beschauer derselben eine gewaltige Wirkung; man empfand unbewußt die wohlthuende, packende Gewalt der Schönheit unserer äußeren Umgebung, wenn sie, wie dort, in harmonischer Uebereinstimmung aller einzelnen Theile uns entgegentritt. Die meisten dieser reizenden Gemächer wurden von der Vorderseite aus beleuchtet, einige hatten auch Oberlicht oder Fenster an den Seitenwänden, und fanden sich auch, je nach dem Charakter des Gemaches, Glasgemälde in den Fenstern angebracht. Parquetirte Fußböden waren den hell- oder dunkelfarbigen Teppichbekleidungen nachgesetzt und erhöhten letztere das Gefühl der wohlthuenden Wärme, welche ja in unseren nordischen Lüften zunächst zur Behaglichkeit in unseren Wohnungsräumen gehört. Die Wandbekleidungen bestanden theils in Papier-, theils in Seiden- und auch in imitirten, sehr dauerhaften Leder-Tapeten in den brillantesten, wie einfacheren Farben- und Formen-Mustern. Die Plafonds bestanden aus stilvoll in Felder getheilten Holztäfelungen, oder waren mit Stukatur-Arbeit geschmückt, oder auch mit Malereien ver-

Digitized by Google

sehen. An Oefen war auch der moderne aus weißem Porzellan zu finden, welcher indessen nur dann eine Duldung erfahren kann, wenn seine schale, eintönige, die übrige Farbenharmonie in schreiender Weise störende Wirkung wenigstens durch farbige Ornamentation einigermaßen gemildert wird; dagegen fanden sich sehr hübsche, grün- oder braunglacirte Oefen in Majolika-Manier vor, und leuchteten in prächtigen Salon-Räumen auch herrliche Kamine von Marmor oder anderen mit einander zu einem kunstvollen Ganzen verbundenen Steinarten hervor, denen durch Einlegen von Messing, Eisen oder Kupfer, sowie durch die zierlich gearbeiteten, metallenen Gitter ein erhöhter Schmuck und Reiz verliehen war. Besonders hervorragend stellten sich auch die der Beleuchtung dieser Räume dienenden Gegenstände, die Hängelampen und die Kronleuchter in ihrer einfachen, soliden Pracht und ihrem durch Glas und blankpolirte Metallflächen verhundertfachtem Glanze dar, wobei jene Ueberladung, z. B. unserer alten Glaskronleuchter, welche außer einigen Messing-Armen und Drähten lediglich eine Unzahl langweilig an einander gereihter Prismen enthielten, die ohne eine schöne, stilvolle Gesammtform zu bilden, lediglich einen Klumpen Gefunkels darstellten, glücklich vermieden war, so daß diese Funkelinstrumente nicht zur Hauptsache sondern nur zur dekorativen, maßvoll angebrachten Nebensache wurden.

Wir haben uns bei der IV. Gruppe, welche, wie schon oben bemerkt, auch in die XIV. hineinragt, etwas länger aufgehalten, weil ihre Erzeugnisse — die Möbel und Zimmer-Dekorationen — unser ganzes Leben hindurch uns am allgemeinsten berühren und dessen Annehmlichkeit mitbedingen, deshalb aber auch unser besonderes Interesse in Anspruch nehmen, anderseits aber, weil wir gerade hier der Pariser Weltausstellung gegenüber einen höchst anerkennenswerthen Fortschritt unserer deutschen Industrie zum Besseren zu konstatiren haben. Es ist ja nicht zu leugnen, daß in den besagten Industriezweigen bisher die Franzosen den ersten Rang behaupteten. Das Faubourg St. Antoine, wobei die Tischler

Digitized by Google

sich in zwei Klassen scheiden, in menuisiers oder Bautischler, welche auch größere Einrichtungen für Küchen, Geschäftslokale u. dergl. anfertigen, und in ébenistes, welche nur Möbel fabriziren, bildet dort den Brennpunkt namentlich der letzten Art von kunstgewerblichem Schaffen, welches sowohl hinsichtlich der feinen Zeichnung in der den Franzosen eigenen graziösen und genialen Nachbildung früherer Stilarten, als auch hinsichtlich der Eleganz und Akkuratesse in der technischen Ausführung, der geschmackvollen Kombinirung der verschiedenartigen Holzarten, der in richtigem Verhältnisse angewendeten Ornamentirung und Ausschmückung durch Einlegung von anderweitigen Materialien, als Perlmutter, Achat, Malachit, Karneol, Elfenbein u. dgl. sich in der neuesten Periode des Kunstgewerbes vor allen anderen Nationen auszeichnet. Mit Recht wurde aber hieran schon getadelt, daß in Frankreich im Großen und Ganzen allzusehr dem italienischen Renaissancestil, und zwar bis zu dessen Extremen auch in Gegenständen, welche nicht blos zum Prunke in fürstlichen Gemächern, sondern auch zum gewöhnlichen Gebrauche des wohlhabenderen Bürgers bestimmt sind, gehuldiget wird. Die desfallsigen Erzeugnisse auf der Pariser Weltausstellung zeigten in allzu genauer Nachahmung allzu reichliche architektonisch-dekorative Ausstattung mit Gesimsausladungen, Auszackungen, Säulen, Konsolen, Nischen und Karyatiden, wie Sphinxe, Greife und menschliche Figuren, welch' letztere oft gar nichts zu tragen haben, aber mit ihren herausstehenden Kanten, Spitzen und Winkeln den Gebrauch hindern und erschweren, indem sie den spärlichen, für die eigentliche Benützung des Möbelstückes reservirten Raum so verstellen, durchschneiden und untertheilen, daß er für den bequemen Gebrauch mitunter nahezu unanwendbar, zugleich aber das betr. Möbelstück unnöthig vertheuert wird, weshalb man im Ganzen denjenigen Recht geben muß, welche dem einfachen Möbelstile des Mittelalters, als unseren Verhältnissen sich praktischer anpassend, den Vorzug geben. Auch die von Italien ausgestellt gewesenen Möbel mit ihrer überreichen Bildhauerarbeit

Digitized by Google

trifft dieser Vorwurf, während die österreichische Möbelfabrikation die wohlthätige Wirkung des in Wien bestehenden ausgezeichneten Museums für Kunst und Gewerbe im vollen Lichte zeigte. Es ist nun erfreulich, daß die Berliner Möbelindustrie nur theilweise den gleichen Tadel verdient haben dürfte, großentheils aber hievon freizusprechen ist, und was die technische Ausführung anbelangt, die französischen Fabrikate auf der Pariser Ausstellung nahezu erreicht hat. Ein besonderer Vorzug der Berliner Ausstellung vor jener zu Paris bestand aber in der schon hervorgehobenen Anordnung, in der systematischen Zusammenstellung der verschiedenen Möbel und Zimmer-Dekorationen nebst allem zur wohnlichen Ausstattung der mannigfachen häuslichen Gemächer Gehörigen und Wünschenswerthen zu einem vollständigen Ganzen, während die General-Kommission zu Paris die betreffenden Ausstellungs-Produkte ohne Rücksicht auf Stilarten und sonstiges Zusammenpassen im Gebrauche wie Kraut und Rüben zusammenstapeln ließ.

In jedem Gemache war das hiefür passende Ameublement enthalten, überall in reichlicher Menge, allein nirgends in Ueberfülle und Regellosigkeit, wie sich solche schon in unseren Salons einzubürgern begannen, und in dem Bestreben, die frühere soldatenmäßige Aufstellung der Möbel in Reih' und Glied, wonach alle Gegenstände eines Gemaches lediglich streng geometrische Formen bildeten, wie solche im ersten Drittheile unseres Jahrhunderts vorherrschte, in eine mehr malerische Freiheit der Gruppirung umzuwandeln, auch in dieser Beziehung schon in Gefahr kam, des Guten zu viel zu thun. Es wurde und ist fast noch Mode, möglichst viel Geräthe, alle möglichen zusammenpassenden und nicht zusammenpassenden Dinge, und zwar in möglichster Unordnung in einem Zimmer zusammenzuhäufen, so daß dasselbe zuletzt eher einem Trödelmarkte gleichsieht und man hiebei unwillkürlich auf den Gedanken kommt, ob hier nicht etwa ein Ein- oder Auszug im Werke sei; allein „um der Pedanterie los zu werden," wie Goethe sagt, „zerstört man die Ordnung überhaupt", auch in der

Digitized by Google

Füllung muß Maß gehalten werden und nicht in der bloßen Unordnung und regellosen Mannigfaltigkeit ist die Schönheit enthalten, sondern in der malerischen Freiheit und in der gleichzeitigen Harmonie der Zusammenstellung, welch' beides ebenfalls seine bestimmten, nicht zu überschreitenden Gesetze und Grenzen hat.

Was das Material der ausgestellten Möbel anbelangt, so bestand dasselbe in der großen Minderheit aus den früher allein salonmäßigen Holzarten, dem Palisander- und Magahoni-Holze, und waren vorherrschend die anderen einheimischen und fremden Holzarten verwendet.

Wie überhaupt die Schreiner-Arbeiten überall, was bereits oben anerkannt wurde, mit größter Akkuratesse und Nettigkeit gearbeitet waren, so zeigte sich dieses besonders an jenen ohne Politur, Firniß oder Lack, welche in ihrer Naturfarbe, besonders in Wohn- und Eß-Zimmern, mit alter ächtdeutscher Gemüthlichkeit anheimelten, während die mit künstlichem Glanze oder in Schwarz und Weiß dargestellten Gegenstände durch reiche Eleganz im Aufbaue, Ausschmückung und Färbung unsere volle Anerkennung verdienten. Gleich anerkennenswerth waren auch die Tapezier-Arbeiten in Polsterung der Möbel, in den Decken, Ueberzügen, Fenster- und Thürbehängen. Dabei wurde jedes einzelne Gemach noch durch jene zahlreichen Nebensachen, Gefäße und Geschirre aus Glas, Bronce und anderen Metallen, durch Spiegel und Bilder in prächtigen stilvollen Rahmen aus Holz oder anderem Stoffe, in Naturfarbe oder vergoldet, durch vortrefflich gebundene literarische Werke auf Tischen oder in Schränken, sowie durch Gegenstände plastischer Kunst und Pflanzen in geschmackvollen Gefäßen, Ständern und Blumentischen geschmückt und geziert.

V. Die Thon-, Porzellan-, Kunststein- und Glas-Industrie (75 Aussteller),

im mittleren Quergebäude, mit weißem und fein gemaltem Porzellan, Fayence, Steingut, Oefen, weißen, farbigen und iridisirenden

Digitized by Google

Glassachen, zwei kolossalen Spiegeln, von einer Größe, wie sie bisher nur die französische Fabrik von St. Gobain gegossen hat, künstlichen Blumen aus Porzellan, französischen und deutschen Mühlsteinen sowie Glasröhren, woselbst ein von der Frank'schen Gesellschaft für Glashüttenbetrieb aus ordinären Flaschen sehr hübsch konstruirter Eingang auffiel, und sich zunächst die k. Manufaktur in Porzellan durch ihre den französischen gleichkommenden Fayence-Sachen und sonstigen keramischen Leistungen auszeichnete. Aber auch die mit der berühmten österreichischen Firma Lobmeyer & Ulrich würdig konkurrirenden Etablissements von Fritz und Karl Heckert mit ihren herrlichen Kronleuchtern, mit den Prachtgefäßen von grünlich gelbem Schimmer und durch emaillirte Ornamente verziert, mit ihren mächtigen deutschen und sogen. venezianischen Spiegeln vom reinsten Schliffe und Wasser, dann die keramischen Produkte der Firmen Titel und Timm verdienen die rühmlichste Erwähnung, während namentlich in der Glasbranche als tonangebende Länder bisher lediglich England, Frankreich, Oesterreich und theilweise auch Italien erschienen, obwohl letzteres die traditionellen Gestalten der sog. Venezianer-Gläser zuweilen bis zur Unschönheit verkünstelte, sowie auch Belgien in geblasenem Tafelglase nächst St. Gobain der Vorrang gebührt. Als eigentliche Fortschritte waren in der Berliner Ausstellung besonders jene in der künstlerischen Formgebung und Verzierung zu erkennen. Daß indessen die deutsche Industrie jetzt schon die Meisterwerke von Sèvres oder jene japanischen Porzellan-Fabrikate aus der Provinz Kanga übertreffen sollte, unter welch' letzteren zu Paris besonders die Prachtstücke in Roth, Gold und Schwarz auf blendend weißem Grunde eine große Rolle spielten, und ein Paar solcher Kanga-Vasen mittlerer Größe immer 1000 Francs kosteten, sowie auch das Porzellan aus Imari — blaue Blumen auf weißem Grunde —, oder die Fayencen aus Rioto und Satsouma — erstere mattgelb mit Bouquets und Insekten in Naturfarben, letztere grauweiß mit Göttergestalten und reicher Vergoldung — sehr ge-

Digitized by Google

schätzt wurden, welche Fabrikate eine gewisse Craquelure besitzen, d. h. von Sprüngen, gleich einem Spinnennetze überzogen sind, welche durch Hinfahren mit einem heißen Eisen während des Brennens über das Email erzeugt werden, kann billiger Weise noch nicht verlangt werden.

VI. **Kurz- und Galanterie-Waaren-Industrie** (83 Aussteller).

Sind auch auf diesem Gebiete die geschmack- und phantasiereichen französischen und selbst die Wiener Fabrikate noch nicht allseitig erreicht, so läßt sich doch auch hier ein wesentliches Vorwärtsschreiten zum Eleganten, Zweckmäßigen, Geschmackvollen und zugleich Soliden keineswegs verkennen. Wir finden hier jene Masse der verschiedenartigsten Gegenstände aus weichem und erhärtetem Holze, Kork, Papier, Stroh, Guttapercha, Metall, gewöhnlichem Bein und Elfenbein, Perlmutter, Meerschaum und Bimstein, welche man unter obiger Bezeichnung gewöhnlich zusammenzufassen pflegt, insbesondere Kinderspielsachen aller Art, Billards, alle möglichen Arbeiten aus Borste und Haar, wie Bürsten, dann Rauchutensilien, Korkschnitzereien, Rahmen und Rähmchen, Aufsätze für Tafeln und Buffets, Ofenvorsetzer, Sonnen- und Regenschirme, Brieftaschen, Briefbeschwerer, Reise-Necessaire und Koffer jeder Größe, insbesondere feinere Elfenbein- und Meerschaumschnitzereien, Stöcke und Bucheinbände u. dergl. mehr.

VII. **Die Metallindustrie** (149 Aussteller),

welche die vordere Ecke des Ausstellungsgebäudes zur rechten Hand an den Wänden, auf Gestellen, in Fachabtheilungen oder in Pavillons und Glasschränken vollständig in Anspruch nahm. In dieser Industrie ragte unter den Kunst-Arbeiten der Pariser Weltausstellung, außer Japan, dessen Bronce-Industrie nach allgemeinem Urtheile einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hat, besonders Frankreich ebenfalls in der Bronce-Branche, sowie in der

Digitized by Google

Imitation der Broncen im Zinkgusse, nach Modellen, Form, Guß, Ciselirung und farbiger Ausschmückung der Oberfläche hervor. Dasselbe beschäftigt in der Bronce-Industrie zur Zeit 7500 Arbeiter, produzirt jährlich einen Werth von 80 Millionen Francs an Gegenständen, und exportirt hievon um circa 12 Millionen Francs, während der Zinkguß 75 Fabriken mit über 1300 Arbeitern, einer Werthproduktion von ca. 9 Millionen Francs und einem Exporte von ca. 6 Millionen Francs beschäftigt und der jährliche Verbrauch von Rohmaterial, Kupfer und Zink über 1½ Millionen Francs entziffert. Aber auch in dem vorzüglich in der mit trefflichen Erzen und besonders geeignetem Formensand versehenen Champagne betriebenen Eisenguße, in welchem Gurenne und Val d'Osne in figürlichen Darstellungen die höchste Vollendung zeigten, sowie in Schmiedearbeiten stellte Frankreich Ausgezeichnetes aus, während auch England, Spanien und Oesterreich, letzteres besonders in Gittern, vortrefflich getriebene, tauschirte, eingelegte und ciselirte Eisenarbeiten ausstellten. Um so erfreulicher ist es auch hinsichtlich der Berliner Ausstellung konstatiren zu können, daß die daselbst vorhandenen Metallarbeiten sowohl nach Zeichnung als auch nach Ausführung im Rohguße und der feineren Ausarbeitung und Ciselirung mit zum Theile durch Tauschirung, Aetzung und Bronce-Platinirung hergestellten Verzierungen in den neu ausgestellten Gegenständen, wie Thür- und Fenster-Beschläge, gehämmerte Gitter, Portale, Kamine, Waffen, Tische, Schränke für Geld und Juwelen, Beleuchtungs-Utensilien, als Lampen u. dgl., dann in einer Menge kleinerer Gebrauchs- und Luxus-Gegenstände, insbesondere sog. Nippes-Sachen, in den verschiedensten Eisenarbeiten, den Messing-, Bronce- und Zink-Güssen, den gesteigertsten Anforderungen genügten, und ist neben den Firmen von M. Fritze, Gladenbeck, C. Krammer und O. Schulz, hier auch noch ganz besonders des köstlichen, aus Eisen und Bronce bestehenden Geschmeideschrankes von Beneke zu gedenken, dessen Entwurf die Künstler Stegmüller und Ihne ge-

Digitized by Google

fertigt haben, und dessen auf 7000 M. bestimmter Preis nicht zu hoch erscheint, wenn man bedenkt, daß nur für einen Fuß von feinstem Stahl und mit den elegantesten Metall-Einlagen an Arbeitslohn 600 M. aufgewendet werden mußten, und die Anfertigung eines Schlüssels zu den prachtvollen künstlichen Schlössern einem gewandten Arbeiter 10 Tage lang vollauf zu thun machte; namentlich in Bronce-Arbeiten scheint uns Berlin die renommirten Hollenbach'schen Erzeugnisse in Oesterreich bereits übertroffen zu haben.

Was die Gold- und Silber-Waaren betrifft, so zeigten besonders die Arbeiten von Sy und Wagner, von Friedländer, Vollgold & Sohn, Humbert und Heylandt durch die Berücksichtigung des Charakters des Metalls bei dessen Verwendung, durch das richtige Verhältniß zwischen der Gesammtform, dem feinen Total-Aufbau und der ornamentalen, die Silhouette nicht beeinträchtigenden Dekoration, sowie durch die ächt plastische Behandlung der Schmuckgegenstände, namentlich aber auch dadurch, daß bei den Silbersachen häufig der häßliche, kalte Schimmer des blanken Silbers durch Oxydation und Vergoldung höchst wohlthuend und fein abgetönt ist, ein Weiterschreiten auf der künstlerischen Bahn, welche uns den alten Meisterwerken auf diesem gewerblichen Felde erheblich näher gebracht hat.

Es ist in dieser Abtheilung vor dem Beschauer in einer Mehrzahl von Schränken ein ungeheurer Werth von Gegenständen der betreffenden, die Grenzlinie der hohen Kunst mehr als jeder andere Gewerbszweig nicht selten überschreitenden kunstgewerblichen Branche ausgebreitet gewesen, deren Produkte sich von solchen der hohen Kunst — unserer obigen Definition entsprechend — oft nur dadurch unterscheiden, daß sie sich nicht blos Selbstzweck sind, sondern einen Gebrauchszweck verfolgen. Wir erwähnen hievon nur die silberne Gedenksäule zum 60jährigen Dienstesjubiläum des deutschen Kaisers, die silbernen Reitergruppen, das von den Veteranen zum 70jährigen Dienstjubiläum gestiftete

Digitized by Google

goldene Schwert, die trefflichen galvanoplastischen Nachbildungen des Hildesheimer Silberfundes, die mannigfachen, zum Theile großartigen Tafelaufsätze aus edlen Metallen, die Statuetten, Trinkgefäße, die Toilette- und Schmuck-Gegenstände in reicher Auswahl und Verschiedenartigkeit, in welchen Schmucksachen, als Diademe, Ohrgehänge, Hals- und Uhr-Ketten, Brochen, Bracelettes, Ringe u. s. w. sich Brillanten bis zu 33 Karat, sowie andere prachtvolle Edelsteine, weiße und gelbe Perlen von bedeutender Größe, theilweise von jener sog. Kinderschußer, en jour und mit Folie gefaßt, befanden, Brillant-Halsbänder im Werthe bis zu 50 000 *M.*, ein aus einer Schnur grauer Perlen gebildetes Collier im Werthe von 80 000 *M.* Auch sahen wir eine vollendete Brillant-Kollektion, welche uns die kunstgewerbliche Genesis dieses Königs der Edelsteine, oder — wenn man will — der Kohlen, aus welchem Stoffe er ja bekanntlich besteht, vom rohen Zustande desselben, das verschiedene Schleifen und Vollenden, sowie zuletzt die Fassung vor Augen führte. Zugleich waren aber auch imitirte Edelsteine vorhanden, welche von einem Nichtkenner von den ächten Steinen kaum unterschieden werden konnten und den Beweis lieferten, zu welch' hoher Stufe man es nicht blos früher und jetzt in Böhmen, sondern auch dermalen bei uns in derartigen Imitationen gebracht hat, welche wir nicht, wie es mitunter schon geschehen, verwerfen möchten, indem man ja auch gar Manchem oder Mancher, welchen es nicht vergönnt ist, sich mit dem kostbaren Aechten zu schmücken, die Freude an diesem Ersatze gönnen kann, welcher zuletzt denselben Zweck erfüllt, ohne ein größeres Kapital todt und nutzlos liegen lassen zu müssen.

VIII. Die graphischen Künste

sind durch nicht weniger als 135 Aussteller sowohl im Buch-, Kupfer- und Stahldrucke, als auch in der Litho-, Photo- und Xylographie, sowie im gesammten Gebiete der Kartenfabrikation, Schriftgießerei, Stempel- und Stanzen-Schneiderei in würdigster

Digitized by Google

Weise vertreten gewesen; aber auch die damit verbundenen dekorativen Zeichnungsarbeiten für kunstgewerbliche Schöpfungen enthielten viel Hervorragendes und Geschmackvolles.

IX. Die in unmittelbarer Nähe ebenfalls in der Mittelhalle sehr reich vertretene **chemische Industrie** zählte 62 Aussteller mit allen möglichen, von dem beschauenden Laien ohne nähere sachverständige Untersuchung selbstständig nicht weiter zu würdigenden Fabrikaten für technische und pharmazeutische Zwecke, Destillations-Apparate auf trockenem Wege, Fett- und Farbewaaren. Eine kleine Fontaine, mit feinen ätherischen Oelen gespeist, erfüllte hier die Luft mit Wohlgeruch und durch eine Masse in einem Glasschrank brennender Kerzen von Motard wurde ad oculos demonstrirt, wie billig dieser Beleuchtungsstoff in Folge ihres langsamen und doch eine intensive Helle verbreitenden Brennens sei.

X. Einen größeren Kreis von Kennern und Sachverständigen konnte die in einem Bogen des Viaduktes untergebrachte Abtheilung der **Nahrungs- und Genußmittel** (109 Aussteller) finden, worunter sich Produkte von vorsintflutlichen Dimensionen, z. B. ein ächter westfälischer Pumpernickel von 400 Zollpfund, ein Pfefferkuchen von 250 Zollpfund, befanden, und welche zunächst alle möglichen Artikel aus Chokolade, Mehl und Zucker enthielt, dann verschiedene Spirituosen in Liqueuren, Bier, Essig und Spriten, sowie eine Unzahl sog. Konserven von verschiedenen Gemüsen, Obst und anderen Früchten, kolossale Spargel ꝛc., welche sowohl in Farbe als Gehalt Nichts von ihrer ursprünglichen Beschaffenheit verloren hatten und namentlich für nautische und militärische Zwecke von Wichtigkeit sind. Unter fremder Flagge segelte hier eine Mehrzahl fleischlicher Gegenstände, indem sich Gothaer und Braunschweiger Cervelatwurst, Veroneser Salami, Bayonner Blasenschinken, Hamburger Rauchfleisch, Mortadell, ungarische farcirte Schweinsköpfe und Auerhahn, Straßburger Gänseleberpasteten, holländische Aspic-Fleischwaaren, Wiener Würstchen als meisterhaft imitirte Berliner Schöpfungen darstellten.

Digitized by Google

Endlich gab es daselbst noch Cigarren, Cigaretten, Rauchtabak, selbst sog. ungarischen und türkischen.

XI. Die Eckrotunde auf der äußersten Linken mit hohem Oberlichte, den Fenstern im Fächerbaue, mit hohen schlanken Säulen des Mauerwerks, das Quergebäude bis zu den Bogen hatten die **wissenschaftlichen Instrumente** von 95 Ausstellern, 700 Etablissements mit mehr als 3000 Arbeitern angehörig, aufgenommen, zu welchen man durch ein breites phantastisch ornamentirtes Portal eintrat. Diese Ausstellung imponirte wahrhaft durch die elegante, feine und exakte Ausführung ihrer Erzeugnisse, wofür ein eigener Spezialkatalog angefertigt wurde, während indessen auch von einer Mehrzahl Ausstellern illustrirte Einzelkataloge mit Preislisten für ihre Fabrikate ausgegeben worden sind. Dieses ist das Feld, auf welchem der menschliche Geist durch unermüdliches Forschen und Denken in unserem Jahrhunderte die erstaunlichsten Fortschritte gemacht und auf das ganze Leben und Treiben dadurch einen so mächtigen Einfluß ausgeübt hat, wie man solches noch vor einem Menschenalter, ja vor Dezennien nicht einmal zu ahnen vermochte. Nichts konnte besser davon überzeugen, als die Besichtigung dieser reichhaltigen XI. Ausstellungsgruppe für Astronomie, Nautik, Optik, Medizin, Chirurgie, Meteorologie, Geometrie, Krystallographie, Chemie, Analyse — in specie Spektral-Analyse und Polarisationen, Mikroskopie, Maß- und Gewichtsbestimmung, dann Reißzeuge und andere Zeichnungs-Instrumente, darunter der Barometer von der Zeit seiner Erfindung durch Toricelli im Jahre 1643 bis zum neuesten Aneroidbarometer, durch Berg, und der in 40 erlei Arten ausgeführte Augenspiegel durch Dörffel ausgestellt. Besonder hervorzuheben sind das Universalburchgangs-Instrument für die Berliner Sternwarte von Bamberger, sowie dessen Theodoliten, Tubuse, Perspektive, Sextanten und Chronometer, die Barometer, Thermometer, Barographen, Windgeschwindigkeitsmesser, Deklinometer und die photographische Camera für die Sternwarte in Potsdam, Mikroskope

Digitized by Google

und alle möglichen Dünnschliffpräparate von sämmtlichen Mineralien von Fueß, die Spektralanalysen-Apparate mit den dazugehörigen Prismen, Würfeln und Rhomboedern aus Kalkspath von Niendorf, Waagen von der unglaublichsten Empfindlichkeit, mit Hebel und kleinsten Gewichten aus Aluminium, mittels welchen man z. B. ein Menschenhaar mit fünf Gewichtchen wägen kann, endlich die 148 ausgestellten Produkte der Firma Simens & Halske, insbesondere auf dem Gebiete der Elektrizität und hier der Telegraphie sowie des elektrischen Lichtes.

Aber auch die Abtheilung der Uhren und der chirurgischen Instrumente, einschlüssig der Zahnheilkunde, der künstlichen Gliedmaßen, Bandagen, orthopädischen und pneumatischen Instrumente, zeigte ausgezeichnete Arbeit, welche ihren Produzenten alle Ehre machte und zu deren detaillirten Aufzählung hier der Raum mangelt.

XII. **Die Musik-Instrumente** (52 Aussteller),

im linken Königsbaue hinter den Bogen, bestanden aus sehr schön gearbeiteten Streich- und Blas-Instrumenten, letztere aus Holz und Blech, vorzüglich aber aus einer Mehrzahl, theils reich und luxuriös; theils einfacher, aber fast durchgehends geschmackvoll ausgestatteter Flügel und Pianinos neuester Konstruktion, sowie aus nicht minder trefflich gearbeiteten Orchestriums und Harmoniums.

XIII. Reich vertreten war das **Maschinenwesen** einschlüssig der Transportmittel (246 Aussteller), welches nicht nur die Maschinenhalle mit ihren Nebenbauten, sondern auch einen Theil des rechten hinteren Querbaues sowie die theils gedeckten, theils ungedeckten Hallen auf dem freien Platze hinter dem Ausstellungs-Gebäude einnahm. Diese Räume enthielten eine große Auswahl von Maschinen für Arbeit und Arbeitsinstrumente, namentlich Motoren von der einfachsten bis zur komplizirtesten Zusammensetzung, dann die verschiedenen Gasbeleuchtungs- und Wasserversorgungs-Anlagen, nebst Einrichtungen für Lüftung und Beheizung, die neuesten Maschinen für Oekonomie und Hausbedarf, und zwar

Digitized by Google

sah man die Mehrzahl der Dampfmaschinen in voller Betriebsthätigkeit. So trieb eine Dampfmaschine von Schwartzkopf zu c. 50 Pferdekräften die ganze Transmission der Maschinenhalle, oder es waren Maschinen, welche der Arbeiter durch seine eigene Kraft in Bewegung zu setzen hat. Man hatte ganze Werkstätten für Chokolade-Fabrikation, Anfertigung von Kleiderstoffen, Nadeln, Bilder, Männerhüte und Goldschmuck errichtet und erhielt sie in vollem Betriebe; man konnte deren Erzeugnisse ankaufen, wie auch der täglich erscheinende Ausstellungs-Anzeiger dortselbst auf einer Cylinderdruckpresse gedruckt und gratis vertheilt wurde. Auch hier ist es nicht möglich in das Detail einzugehen.

XIV. In der rechten Vorderhalle war das durch 126 Aussteller vertretene **Bau- und Ingenieurwesen** placirt, wobei sich jedoch — wie schon erwähnt — auch Manches daselbst vorfand, was eigentlich in andere Gruppen, so in die IV. Gruppe der Holz-Industrie gehört hätte. Hier sah man neben allen möglichen Bau-Materialien die zum Innenbau erforderlichen Dinge, ferner die verschiedenartigsten Bade-Vorrichtungen, vollständige Zimmer und Küchen, sowie das nach Joh. Otzen's Entwurf für alte Berliner Kunstsachen erbaute Museum, in der Art einer gothischen, mit Glasmalereien in den Fenstern und mit Wandgemälden geschmückten Kapelle konstruirt. Auch war daselbst aus den Sammlungen des deutschen Kaiserhauses sowie aus dem märkischen Provinzial-Museum in Wandschränken und auf Tischen eine durch alle früheren Perioden der Entwickelung von Kunst und Gewerbe führende reiche Auswahl von hier einschlägigen Gegenständen, namentlich aus der mittelalterlichen Zeit, zur Ansicht dargeboten.

XV. Die Abtheilung für **Garten-Anlagen, Produkte des Gartenbaues und Gartengeräthe** endlich war durch 50 Aussteller vertreten und enthielt auch sie viel des Schönen und Anerkennenswerthen. —

Erwägt man nun die große Anzahl von Ausstellern und den Umstand, daß wohl eine mindestens ebenso große Zahl erst später

Digitized by Google

sich meldender Industriellen wegen der bereits angefüllten Räumlichkeiten nicht mehr zugelassen werden konnte, erwägt man ferner, daß man nach dem Vorworte des Kataloges: „um durch die Ausstellung lediglich einen Ueberblick über die gewerbliche Produktion Berlins zu geben," nur die dortigen selbst produzirenden Fabrikanten und Gewerbetreibenden zuließ, alle blos Handel treibenden Berliner Firmen aber ausschloß, welcher Grundsatz allerdings nicht vollständig strenge durchgeführt wurde, und zieht man auch das noch in Erwägung, daß wir in dieser Ausstellung nirgends jene mit besonderem Aufgebote aller verfügbaren Mittel eigens hiezu fabrizirten Paradestücke erblicken, sondern überall eben nur das, was im gewöhnlichen Verkehr gefertigt und gekauft wird, so muß man über die schon jetzt so bedeutende gewerbliche Leistungsfähigkeit jener Einen deutschen Stadt erstaunen und erfreut hiebei namentlich die Höhe, welche das deutsche Kunstgewerbe wieder erreicht hat, jene eigentliche Blüthe aller Industrie und jener Veredlung unseres äußeren — ja in gewisser Wechselwirkung auch unseres inneren — Lebens.

Wir erblicken aber auch an dieser hohen Leistungsfähigkeit und ihren Erzeugnissen um so klarer die Verfehltheit des Bestrebens, der vaterländischen Industrie, der nationalen Arbeit, vornehmlich durch künstliche Schutzzölle wieder auf die Beine helfen zu wollen. Es ist ja richtig, daß das Extreme hienieden nirgends zum Gedeihen führen kann, sondern der goldene Mittelweg regelmäßig überall der beste ist, und so wird auch dem Freihandel bis zu seinen äußersten Konsequenzen kaum zu folgen und es namentlich angezeigt sein, auf dem Wege des gemäßigten Freihandels oder der Handelsvertragspolitik der vaterländischen Industrie durch Schutzzölle da unter die Arme zu greifen, wo gewisse einzelne Industriebranchen, entweder weil sie erst im Entstehen begriffen oder durch temporäre Verhältnisse dem Auslande gegenüber im Nachtheile sind, und sie so durch einen Zoll vor der erdrückenden Konkurrenz des Auslandes zu schützen. Allein ebensowenig als

Digitized by Google

dem extremen Freihandelssysteme darf auch dem extremen Schutzzollsysteme gefolgt werden, da dasselbe der dem Auslande gegenüber gleich kräftigen inländischen Industrie jeden Sporn der Konkurrenz benimmt, der Schutzzoll eine Prämie für die Indolenz und den faulen Stillstand des privilegirten inländischen Produzenten bildet, und das Publikum zwingt, von ihm schlechter und theurer seinen Bedarf sich zu verschaffen, als vom Auslande. Es ist hier nicht der Ort zu einer eingehenderen nationalökonomischen Abhandlung hierüber, allein es drängt sich einem der Gedanke hieran auf, wenn man in der besprochenen Ausstellung sieht, wie ausschließend nur die eigene gewerbliche Tüchtigkeit, der rege Fortschritt im Gewerbe selbst, uns wieder jenen Ehrenplatz verschaffen kann, welchen Deutschland früher auch auf gewerblichem Gebiete unter den anderen Nationen behauptet hat. Man sollte doch begreifen, daß, wenn unsere Industrie fortan jene Ueberschrift nach Dr. Reuleaux: „billig aber schlecht!" in vollberechtigter Weise verdienen würde, keine auch noch so exorbitante, den Produzenten zuletzt wie den Konsumenten unfehlbar ruinirende Hinaufschraubung von Zöllen und keine doppelt so hohe Mauer, als bei den Chinesen, uns wieder konkurrenzfähig mit dem gewerbetüchtigeren Auslande machen könnte; man sollte doch erkannt haben, wie Berlins Gewerbestand ohne jene zweifelhafte Unterstützung in wenigen Jahren nur deshalb so erstaunlich fortgeschritten ist, weil er in reger Weiterbildung an innerer Tüchtigkeit, Solidität und Geschicklichkeit erheblich zugenommen hat, so daß es uns mit wahrer Wehmuth erfüllen muß, wenn dieses schöne, erhebende, eifrige Emporstreben etwa durch jene sogenannte Unterstützung erlahmt und gehemmt, und namentlich Berlins gegenwärtige Industrie, wie wir ja schon den Klageruf hierüber von dort her aus den hervorragendsten gewerblichen Kreisen erschallen hörten, hiedurch wieder in Bewahrheitung des alten Sprichwortes geschädigt werden sollte:

„Gott schütze mich vor meinen Freunden, — mit meinen Feinden kann ich schon selber fertig werden!"

Digitized by Google

B. Die Kunstgewerbeausstellung zu Leipzig im Jahre 1879[84]).

Auch hier begegnen wir einem nicht vom Staate künstlich in Szene gesetzten, sondern aus dem Volke selbst hervorgegangenen und von demselben aus eigener Kraft zu Stande gebrachten Unternehmen, welches uns unsere gegenwärtige deutsche Industrie — und zwar auf dem eigentlichen kunstgewerblichen Felde, in nicht minder günstigem Lichte zeigt, als die Ausstellung zu Berlin, wenn sie uns auch ebenfalls nur die gewerbliche Thätigkeit eines Bruchtheiles der ganzen Nation, nämlich vornehmlich der sächsischen, zur Anschauung brachte. Die nächste Veranlassung zu dieser Mitte Mai 1879 eröffneten Ausstellung ging von der in Leipzig zur Beförderung vaterländischer Industrie bestehenden Gesellschaft aus und enthielt das hiefür bestimmte, am Königsplatze von Baurath Lipsius hergestellte Gebäude drei lange geräumige, innere Hallen, welche mit einer Gallerie ihren Abschluß fanden und vor welchen sich das Eingangsportal in eine Vorhalle mündete. An der Langseite der Wände waren außen einzelne, völlig zimmerartig eingerichtete, kleine Gelasse angebaut. Man verfolgte bei dieser Ausstellung den doppelten Zweck, zunächst einen Totalüberblick über die gesammten kunstgewerblichen Leistungen der Industriellen und Gewerbetreibenden Sachsens zu geben, den Fachleuten aber auch durch Gegenüberstellung der verschiedenen Produkte nicht nur der Jetztzeit, sondern auch aus früheren Zeitperioden Gelegenheit zu geben, ihre Arbeiten mit denen ihrer Konkurrenten, sowie der Vorzeiten zu vergleichen und hieraus Anregung zu weiterem Verbessern und Fortschreiten zu veranlassen.

Aus diesem Grunde sahen wir denn dort inmitten der Ausstellungslokalitäten eine sehr reichhaltige und interessante Anzahl kunstgewerblicher Arbeiten vom XV., XVI., XVII. und XVIII.

Digitized by Google

bis zu unserem Jahrhunderte, in Gold- und Silbersachen, Majoliken, Thon- und Steingut-Fabrikaten, Eisenarbeiten, besonders prachtvollen Waffen und Ausrüstungs-Gegenständen, Büchereinbänden, Möbeln und sonstigem Hausrathe bestehend, welche Sachen von Vereinen und einzelnen Persönlichkeiten zu diesem Zwecke hergeliehen worden waren, zur Ansicht ausgestellt.

Die neuen gewerblichen Erzeugnisse waren in 5 Klassen geschieden, nämlich:

I. in die Textil-Industrie,
II. Glas-Industrie und Keramik,
III. Holz-, Elfenbein-, Stein- und Stuk-Arbeiten,
IV. Metallarbeiten, und
V. in die graphischen Künste,

welchen sich dann noch in besonderer Ausstellung die Schularbeiten anschlossen.

I. Die Textilindustrie zeichneten namentlich Webereien, von Leipzig und Dresden, in Leinen für Tafelgedecke aus, welche durch ihre gefärbten Säume und Borten alte gediegene Muster vorführten, wie solche die verdienstvolle Künstlerhand eines Friedrich Fischbach, Professors an der k. Kunstakademie zu Hanau, des genialen Beförderers und Pflegers unseres alten, mustergiltigen Kunstgewerbes — namentlich im Textilfache — für unsere gewerbliche Thätigkeit in reizenden Kompositionen zeichnet.

Wie Sachsen in Textilgegenständen ja bekanntlich äußerst thätig und rührig ist, sehen wir denn auch die Gardinenfabrikate der sächsischen Fabriken umfangreich vertreten, sowie die sehr schönen, als Hand- wie auch als Maschinen-Arbeit sich präsentirenden Stickereiarbeiten in Weiß und in Gold. Dasselbe gilt von den Zeugen für Möbelüberzüge, sowie von den Posamentirarbeiten, während die Ausstellung der sächsischen Spitzen zwar weniger reichlich, dafür aber durchgehends äußerst anerkennenswerth ausfiel, und auch in Wachstuchen nur zwei Firmen, indessen gleichfalls mit mustergiltigen Fabrikaten sich betheiligt haben,

Digitized by Google

dagegen aber die Firma Schütz & Juel, Teppichfabrik zu Wurzen, eine ganz für sich abgeschlossene Exposition veranstaltete, von welcher man wohl behaupten darf, daß sie mit jeder anderen in- wie ausländischen Fabrikation in diesem Genre kühn in die Schranken treten kann.

Man hat zu den Textilarbeiten als dekorative Annexa der Stoffe auch die künstliche Blumenfabrikation, bei welcher heutzutage vornehmlich auch das Porzellan mit sehr gutem Effekte angewendet wird, sowie — allerdings aus noch weiterer Ferne — dekorative Gegenstände für Einrichtung von Gemachen, mannigfache hiezu dienende Stoffe, gemalt und blank, sogar lackirte und sonst farbig verzierte Fabrikate aus Blech gewiesen; hievon vermochten jedoch die imitirten Blumen ihre Konkurrentinnen zu Wien und auch zu München, sicher aber jene zu Paris, noch keineswegs an Vollendung und Natürlichkeit in Form und Farbe zu erreichen, während die Tapeten aus Papier, wie sie z. B. Konrad & Consmüller von Leipzig, vor Allen aber Schütz daselbst ausgestellt hat, ausgezeichnet waren.

II. Daß in der zweiten Gruppe „Keramik und Glaswaaren" die altberühmte Meißener Porzellanfabrik, wie dieselbe in Deutschland den ersten Rang in der Porzellan-Industrie einnimmt und mit jener zu Sèvres energisch um die Palme ringt, auch hier würdig vertreten sein werde, ließ sich schon a priori erwarten. Und in der That zeigten uns auch die zwischen der Abtheilung für alle Kunstgegenstände und der Bibliothek im mittleren Theile der Ausstellungshalle situirten Produkte dieser Fabrik von den prachtvollsten Schaustücken bis zu alltäglichen Gebrauchs-Gegenständen, nebst den rühmlichst bekannten Meißener Nippes ungemein viel Schönes und Ausgezeichnetes. Manches Treffliche boten auch die Fabriken von Selle in Leipzig, Kister in Scheube, während die Fayance-Branche weniger entwickelt erschien, dagegen aber wieder die Ofenfabrikation, sowohl was die geschmackvolle Bauform, als auch die den mittelalterlichen Muster-Vorbildern

Digitized by Google

entsprechende farbige Glasur und dekorative Ausstattung neben guter innerer Wärmeleitung, ebenso reichhaltig als vortheilhaft von der Ofen- und Chamotten-Waaren-Fabrik Cölln bei Meißen, von der durch die Magdeburger Bau- und Kreditbank betriebenen Thonwaarenfabrik von Seidel & Sohn aus Dresden, Schmidt aus Weimar u. A. vertreten war. Weniger hervorragend stellten sich die sonstigen kunstgewerblichen Arbeiten in Thon und in Steingut dar.

Die in technologischer wie in künstlerischer Beziehung so interessante Glas-Industrie wurde zunächst durch die in der Petersdorfer Fabrik von Heckert gefertigten Glassachen von in's Gelbe spielendem grünlichen Tone, sowie durch gemalte und — wie von Wüste aus Magdeburg — sehr schön geschliffene Glasfenster für kirchliche und Profan-Gebäude, in großem und kleinem Maßstabe, sowie durch kleinere Zimmer-Ausstattungsgegenstände repräsentirt.

Ebenso erfreulich wie in der Berliner Ausstellung traten uns auch in Leipzig die in der III. Abtheilung enthaltenen Gegenstände, namentlich die Holz-, Stein-, Stuk- und Elfenbein-Arbeiten entgegen und gilt solches besonders auch für die Möbeltischlerei. Es wurde in dieser Beziehung von Fachgelehrten mit Recht schon hervorgehoben, daß die bloßen Luxusmöbel, worin Türge in Dresden hervorragt, auf dieser Ausstellung gegenüber einer mehr in bescheidenen Grenzen sich haltenden Gebrauchs-Industrie auffallend zurücktraten, was die Annahme rechtfertige, daß diese Art Industrie bereits einen festen Boden unter sich habe. An Material herrschten Nußbaum und Ebenholz mit matten Holzfarben, polirten Profilen und Stäben vor, hinsichtlich des Stiles fand man eine Vorliebe für die Formen der Renaissance vorherrschend, mitunter auch die gothische Zeit und die Prunkperiode Ludwig XIV. in vorzüglich erfundenen und zeichnerisch durchgeführten, schön geschnitzten oder gravirten Exemplaren vertreten, hinsichtlich der dekorativen Ausstattung waren alle möglichen Einlegungen von Holz und von Metall, Perlmutter und Bein zu sehen. Es lassen

Digitized by Google

sich von den vielen Ausstellern nur die bemerkenswerthesten Städte, als Altenburg, Dresden, Halberstadt, Halle, Leipzig, Magdeburg, Weimar, Zeitz und Zittau besonders erwähnen.

Perlmutter- und Elfenbein-Schnitzereien bewiesen in ihrer Mehrzahl eine fleißige und exakte Arbeit, desgleichen auch die Arbeiten aus Sandstein, Marmor, Cement und Stuko.

Bekanntlich hat die Pianoforte- und Pianino-Fabrikation vornehmlich auch in Leipzig ihren Sitz, es kann daher nicht überraschen, daß dieselbe sich auf dieser Ausstellung auch von der reichsten und vortheilhaftesten Seite dem Beschauer präsentirte, wie in erster Linie durch Blüthner in Leipzig, während aus Dresden Rosenkranz sich auszeichnete, übrigens auch noch manche andere Firmen Vortreffliches leisteten, ohne daß es der bemessene Raum gestattet, weiter in das Detail hier einzugehen. Zwar war es dem Beschauer mit Rücksicht auf die Gehörorgane der übrigen Anwesenden nicht möglich, an allen diesen Instrumenten auch den inneren Gehalt, den Ton vollständig zu prüfen, allein die äußere Ausstattung ließ sich als eine vortreffliche erkennen, sowie man auch die angenehme Wahrnehmung machen konnte, daß der seitherige Modegeschmack für lediglich schwarze Färbung solcher Möbel nunmehr auch jenem für andere Holzfarben weicht, und nicht selten äußerst gelungene Einlagen von Holz oder Metall Anwendung gefunden hatten.

Unter den sonstigen Holzarbeiten zeichneten sich außer den elegant und egal gefertigten Parquet-Fußböden auch die verschiedenen geschnittenen und gedrechselten Galanteriewaaren aus, welche durchaus feiner und solider ausgeführt waren, als die sonst so häufig plump und mit nachlässiger Flüchtigkeit gearbeiteten Sachen dieser Art, wie man sie gewöhnlich in den Verkaufsläden vorfindet, und welche Reuleaux's Prädikate: „billig, aber schlecht!" mit vollem Rechte verdienen.

Wie in Berlin hat man auch in Leipzig ganze Gelasse als Wohn- und Gesellschafts-Zimmer oder Salons, als Boudoirs,

Digitized by Google

Speise-, Bade- und Schlaf-Gemache zur rechten und linken Seite der Ausstellungshalle in einzelnen Abtheilungen mit allem dazu Gehörigen bis in das kleinste Detail ausgestattet und leistete namentlich Magdeburg hierin am meisten, indem es eine ganze Reihe einander zur Totalität des vollständigen Inneren eines eleganten Wohnhauses ergänzender Gelasse, als Wohn-, Schlaf-, Speise-, Herren-, Damen-Zimmer, Badegemache und äußerst geschmackvoll dekorirte Salons, herstellte, wodurch ebenso hier wie in Berlin der in vielfacher Hinsicht äußerst vortheilhafte Zweck erreicht wurde, sowohl dem Gewerbetreibenden als auch dem Publikum die desfallsigen Leistungen der betreffenden Gewerbezweige zur harmonischen Gesammtanschauung und hiedurch zur richtigen Würdigung ihres Effektes und ihrer Zweckmäßigkeit an ihrer eigentlichen Stelle zu bringen.

Die IV. Gruppe der Metallarbeiten bildete einen besonderen Glanzpunkt der Ausstellung. Zunächst machte sich hier die Eisenbranche durch ebenso treffliche künstlerische Behandlung in Zeichnung und Dekorirung, als auch durch meisterhafte technische Ausführung, insbesondere mittels Einlegungen von edeln Metallen, Gravirung, Aetzung u. dgl., wie bei den Gewehren, von welchen man wahrhaft prachtvolle Exemplare erblickte, sowie die in der gräflich Stollberg-Wernigerodischen Fabrik zu Ilsenburg gegossenen Gegenstände geltend, während in Bronce, Zink, Zinn und Kupfer weniger eigentlich kunstgewerbliche Produkte ausgestellt waren.

Ganz vorzüglich präsentirten sich die Leipziger und Dresdener Goldschmiedearbeiten mit ihrer im schönsten klassischen Stile ausgeführten Ausschmückung mit edeln Steinen und Email. Auch in Silber und in Neusilber waren ganz preiswürdige Erzeugnisse vorhanden.

Es ließ sich erwarten, daß Leipzig als Mittelpunkt des Buchhandels in Deutschland auch in den graphischen Künsten Ausgezeichnetes für die Ausstellung bieten werde, und so sah man denn auch in Kupferdruck, Litho-, Xylo- und Photographie, be-

Digitized by Google

sonders aber im Buchdrucke, weniger in der modernen Zinkographie, die schönsten und elegantesten Erzeugnisse, deren Fortschritte an der zugleich veranstalteten Kollektion von Leipziger Drucksachen, vom Jahre 1481 angefangen bis zur Neuzeit (sog. Bibliothek), deutlich wahrgenommen werden konnten.

Mit Stolz konnten auch die Buchbinder Dresdens und Leipzigs — wie Pachtmann aus ersterer, Bösenberg, Fritsche, Hager, Herzog aus letzterer Stadt — auf ihre so geschmackvollen, durch einfaches Pressen oder durch Filoten, mit Ledermosaik trefflich gefertigten und meisterhaft beschlagenen Arbeiten schauen, welche sich den Musterwerken früherer Zeit, gleich den modernen englischen und französischen Fabrikaten, kühn an die Seite stellen dürfen.

Während wir auch dieser im großen Ganzen ein so hocherfreuliches Gesammtbild unserer heutigen deutschen kunstgewerblichen Industrie zeigenden Ausstellung gegenüber unsere der Besprechung der Berliner Ausstellung beigefügten Erwägungen hieher beziehen möchten, können wir nicht unterlassen, die Betrachtung dieser beiden Ausstellungen durch folgende, namentlich die hohe Bedeutung der gewerblichen Museen mit ihren permanenten Ausstellungen und Vorbildern sowie der Schulen in der umfassendsten Begriffsbestimmung derselben überhaupt, welche hohe Bedeutung zuerst die praktischen Engländer nach ihrer Londoner Welt-Ausstellung vom Jahre 1851 und nach ihnen Frankreich und Oesterreich mit richtigem Blicke sofort erkannten und bestens verwertheten, hervorhebende Worte des an dem durch Dr. Stegmann mit allseitig anerkannter Auszeichnung geleiteten bayr. Gewerbe-Museum zu Nürnberg im Verein mit Dr. Seelhorst und Dr. v. Schorn durch reiche Kenntnisse und Erfahrung auf die verdienstlichste Weise wirkenden Dr. Stockbauer a. a. O. hier zur allgemeinen Beherzigung zu schließen:

„Quantitativ und qualitativ das Beste haben Leipzig, Dresden und Weimar eingesandt, und bei Stücken von hervorragender

Digitized by Google

Bedeutung ist in der Regel bemerkt, daß sie unter dem Einflusse eines der beiden sächsischen Gewerbemuseen oder der damit zusammenhängenden Schulen entstanden sind. Diesem Einfluß haben sich ganze Industriezweige und gerade solche, die hier hervorragend vertreten sind, unterworfen, und der Segen dieses Einflusses macht sich bereits in einer Weise geltend, daß selbst der Blinde ihn nicht mehr übersehen kann. Was in England, Frankreich und Oesterreich die Museen und Schulen für die Kunstindustrie geleistet, Das ist bereits durch allgemeine Welt-Ausstellungen dokumentirt und der Geschichte einverleibt. Eine Geschichte des deutschen Kunstgewerbes aber wird in gleicher Weise die Gewerbemuseen und die mit ihnen wirkenden Schulen und Kräfte als jene Brennpunkte bezeichnen, von denen aus ein neues Leben und neue Lebenswärme in alle Pulse unseres industriellen Schaffens drang."

Fassen wir nun Alles zusammen, was uns die neueste Zeit, und namentlich die besprochenen beiden deutschen Ausstellungen, in kunstgewerblicher Hinsicht zur Anschauung und Kenntniß gebracht haben, so dürfen wir. sagen, daß es seit jener früheren Aeußerung Jakob Falkes gelegentlich der letzten Wiener-Ausstellung:

„die deutsche Industrie ist es vorzugsweise, welche immer noch für den Ungeschmack der Menge und für das ästhetische Verderben des Hauses arbeitet, die Grazien sind eben ausgeblieben, allein im Kunsthandwerke sind dieselben ein unentbehrliches Erforderniß,"

sowie seit Rouleaux's oben gedachtem, viel citirtem Ausspruche vom Jahre 1876 in unserem deutschen Kunstgewerbe schon unendlich viel besser geworden ist. Wenn Julius Lessing bei Gelegenheit jener Wiener-Ausstellung bezüglich Frankreichs sich ganz richtig dahin geäußert hat:

Digitized by Google

„dasselbe steht nach wie vor an der Spitze der kunstgewerblichen Arbeit; die altererbte Geschicklichkeit der Handwerker und das anerzogene Bedürfniß nach geschmackvoller und sogar künstlerisch durchgebildeter Einrichtung läßt den Franzosen jede durch die Mode bedingte Stil-Nuance, selbst jede Modethorheit mit einer gewinnenden Anmuth und Sicherheit behandeln, so daß die groben Verirrungen, in welche ihre Nachahmer verfallen, dort nicht zu Tage treten,"

so kann es uns zum Troste gereichen, daß jene früher auch bei uns geübte grobe Nachahmung nunmehr nahezu gänzlich verschwunden und Deutschland in so mächtigem Fortschreiten auf der richtigen Bahn im Gebiete des kunstgewerblichen Schaffens begriffen ist, daß bei einer künftigen Welt-Ausstellung sein Platz auch neben Frankreich würdig und ehrenvoll ausgefüllt sein wird.

Hiezu aber ist es nöthig, ohne Aufenthalt muthig und freudig auf dieser Bahn des Guten und Schönen auch fernerhin vorwärtszuschreiten und alle jene Mittel vorzukehren und zu pflegen, welche sowohl auf die Veredlung der Geschmacksrichtung beim Produzenten wie beim Konsumenten, beim Arbeiter wie beim Publikum, einzuwirken geeignet sind, und den ersteren in technischer und wissenschaftlicher, wie auch in sittlicher Beziehung auf jene Höhe zu heben, welche unbedingt erreicht werden muß, wenn Deutschland wieder seinen früher behaupteten Ehrenplatz auch auf dem kunstgewerblichen Felde unter den übrigen Nationen des civilisirten Europas einnehmen soll.

Es kann — abgesehen von einer nicht zulässigen noch weiteren Ausdehnung gegenwärtiger Erörterung — nicht deren Aufgabe sein, auch all' jene Mittel und Wege noch zu besprechen, welche zu jener höchsten Vollkommenheit unseres Kunstgewerbes zu führen vermögen[35]) und die hierin bereits gemachten Fortschritte bei uns noch ausführlicher zu beschreiben, als es bereits geschehen konnte, sondern diese Abhandlung, welche nach dem Zwecke der vorliegenden

Digitized by Google

Blätter bestimmt ist, einen die Gegenwart besonders beschäftigenden Gegenstand, nämlich die Pflege und Emporhebung des deutschen Kunstgewerbes, in einer den Tag überdauernden Form und in allgemein verständlicher Behandlung in weiteren Kreisen, besonders in Familien und Vereinen, zum näheren Verständnisse durch eine gedrängte Darstellung der früheren und der jetzigen Zustände desselben zu bringen, soll nur versuchen, auf diese Weise zugleich zu Einem — und wahrlich nicht zu dem geringsten jener Mittel beizutragen.

Alles Gedeihen der Kunst und des kunstgewerblichen Schaffens kann nämlich nur vom ganzen Volke selber ausgehen. Der Sinn dafür muß im Volke selbst seine Wurzeln schlagen, und auf daß er auch zum lebenskräftigen Baum emporwachse und seine vollen Blüthen entfalte, ist es nothwendig, daß dieser Sinn, der Sinn für das Schöne und Gute durch Auge und Ohr bei ihm gepflegt und angeregt werde, indem dasselbe zunächst zur Erkenntniß und Vergleichung der früheren und der gegenwärtigen Verhältnisse gelange; denn nur wenn das Publikum selbst zum vollen Verständnisse gebracht und sein Geschmack geläutert wird, so daß es sich vom Gewerbe nur Schönes und Gutes bieten läßt, wird auch dieses sich — ohne anderweitige Nöthigung in dieser Beziehung etwa durch Zwangsinnungen zu bedürfen — in dieser besseren Sphäre bewegen müssen, und sich auch auf gewerblichem Gebiete jene volle und großartige Entwicklung des Daseins im Reiche des Schönen vollziehen, welche als die eigentliche Blüthe des Lebens erscheint, der Centifolie gleichend, bei der sich jeder Staubfaden in ein duftendes, schimmerndes Blüthenblatt verwandelt.

Und zu dieser Bewegung beizutragen, aufzufordern zur vollen Erfüllung der hohen Pflicht, welche uns Allen auf dieser Erde eine gemeinsame ist, zur Erfüllung der idealen Pflicht eines Jeden, je nach seinen Kräften das Schöne überall, und namentlich im Gewerbe zu pflegen und zu befördern, einzustimmen in des Dichters Zuruf:

Digitized by Google

„Laß mich für die Erde
Sinnen, daß sie werde
Durch und durch verschönt,
Laß mich sie verklären,
Daß im Chor der Sphären
Sie mit Freude tönt," —

das ist die Aufgabe dieser Abhandlung gewesen, auf deren Gegenstand die tiefempfundenen Worte Göthe's, welche wir im Münchener Kunstausstellungs-Palaste in goldenen Lettern wieder gelesen haben, ihre Anwendung finden dürften:

„Zwischen dem Alten,
Zwischen dem Neuen
Hier uns zu freuen
Schenkt uns das Glück;
Und das Vergangene
Heißt mit Vertrauen
Vorwärts uns schauen —
Schauen zurück!"

Digitized by Google

Anmerkungen.

1) Vgl. C. H. Lerne: Form und Farbe; Chemnitz, 1839.

2) Friedrich Fischbach: Die Pflege der deutschen Kunstindustrie; Hanau, im Selbstverlage, S. 1 ff.

Mascher: Das d. Gewerbewesen von der früheſten Zeit bis auf die Gegenwart; Potsdam, 1866, VI. Abschn. 3 cap.

3) Es darf hier auch auf eine noch wenig bekannte, von Chemiker A. F. Eckhardt in Nürnberg erfundene und „Eidographie" benannte neue plastische und graphische Technik aufmerksam gemacht werden, welcher bei weiterer Vervollkommnung eine kommerzielle Zukunft offen stehen dürfte.

4) Pfau: Kunst und Gewerbe.

5) Emanuel Herrmann: Die Launen der Pracht; Halle, 1876.

6) Fischbach: a. a. O. S. 32.

7) v. Döllinger: Heidenthum und Judenthum, S. 429 ff.

8) Lepsius: Kgl. Museen, Egyptische Alterthümer, Berlin 1855.

J. C. Gau: Neuentdeckte Denkmäler in Nubien.

Dr. W. Lübke: Denkmäler ꝛc.; 1864, S. 3 f.

Derselbe: Das Kunsthandwerk in Vergangenheit und Gegenwart; Stuttgart, 1878, S. 4 f.

9) Kugler: Geschichte der Baukunst I, 85, 88, 89.

J. Braun: g. W. I, 164 ff., 216 ff.

Botta: Les monuments de Niniveh; Paris, 1849.

Layard: The monuments of Niniveh; London, 1849.

Lübke: Kunsthandwerk S. 4.

10) Lübke: Denkmäler, S. 5.

11) Lübke: Denkmäler, S. 7.

12) Reinh. Kekulé: Griechische Thonfiguren aus Tanagra; 1878, Verlag von Spemann in Stuttgart.

Lützow's Zeitschr. f. bild. Kunst, 13. Bd. 1878.

Dr. Schliemann: Mykenä, bei F. A. Brockhaus, Leipzig 1878.

Dr. Adler: Olympia i. d. d. Bauzeitung, 1879.

L. Pietsch i. d. freien Presse, 1880 und Dr. Zacher im Daheim, 1880: Pergamon.

Digitized by Google

13) Lübke: Denkmäler, S. 8 ff.

Müller und Osterley: Denkmäler der alten Kunst.

Meyer: Geschichte der bildenden Künste.

Zahn: Ornamente aller klassischen Kunstperioden.

Derselbe: Die schönsten Ornamente und merkwürdigsten Gemälde von Pompeji, Herkulanum und Stabiä.

Dr. J. Overbeck: Pompeji; Leipzig, 1856, S. 429 ff.

Emil Presuhn: Die pompejan. Wanddekorationen, Leipzig, Weigel, 1877.

Derselbe: Die neuesten pomp. Ausgrabungen v. 1874—1878, Leipzig, Weigel, 1878.

J. v. Falke: Hellas und Rom; 1879, W. Spemann, Stuttgart.

Karl Böttticher: Tektonik der Hellenen; Friedr. Bruckmann's Verlag, München.

14) Lübke: Das Kunsthandwerk 2c., S. 11.

15) Pfau: Kunst und Gewerbe; S. 326 ff., S. 331.

16) Derselbe: a. a. O. S. 292 ff.

17) Derselbe: a. a. O. S. 311.

18) Falke: Geschichte des modernen Geschmacks; Leipzig, 1866, Weigel's Verlag.

19) Näheres hierüber, namentlich die Anführung hervorragender Werke aus damaliger Zeit s. bei Lübke: Das Kunsthandwerk, S. 11—16.

20) Pfau: a. a. O. S. 25.

21) A. Frhr. v. Dumreicher: Ueber den französischen Nationalwohlstand als Werk der Erziehung; A. Hölders Verlag, Wien.

22) Lübke: Das Kunsthandwerk 2c., S. 19.

23) Derselbe: a. a. O. S. 24—28.

Vgl. auch hinsichtlich der deutschen Renaissance das ausgezeichnete illustrirte Werk von Lübke: „Geschichte der deutschen Renaissance", Stuttgart, bei Ebner und Seubert, 1872.

24) Em. Herrmann: Die Launen der Pracht; Halle a. S., 1876.

25) Lübke: Das Kunsthandwerk, S. 28 u. 29.

26) Falke: a. a. O. „Der französische Kunstgeschmack zur Zeit Ludwig XIV."

27) Derselbe: a. a. O. „Die Barockzeit und die naturalistische Periode des XVI. und der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts.

28) J. C. Ackermann's: Illustrirte Gewerbezeitung, 1879, Beil. zu Nr. 5.

Digitized by Google

29) Friedr. Eggers: Blick auf die Kunstrichtung der Gegenwart, ein Vortrag.

30) Falke: a. a. O. „Die Antike der Revolution und die Entwickelung im XIX. Jahrhundert."

31) Pfau: a. a. O. S. 305—307.

32) Lübke: Das Kunsthandwerk, S. 32 ff.

Derselbe: Die kunstgewerblichen Bestrebungen ꝛc., Stuttgart, 1877, S. 6.

33) Vgl. auch: Gottfried Semper: „Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten"; Fr. Bruckmann's Verlag, München.

34) Vgl. hiezu die vortrefflichen Ausstellungsberichte über die Leipziger Kunstgewerbeausstellung im Jahre 1879 von Dr. Stockbauer, Custos am bayr. Gew.-Museum in Nürnberg; Fränkischer Kurier, Nürnberg, Jahrg. 1879.

35) Vgl. in dieser Beziehung das Betreffende in den voraufgeführten Werken von Lübke, Falke, Eggers und Lerne, sodann auch:

Dr. R. Th. Richter: Das Kunstgewerbe, II. Aufl., Wien, 1869.

v. Steinbeiß: Die Elemente der Gewerbebeförderung; Stuttgart, 1853;

Dr. Seelhorst: Die Philadelphia-Ausstellung und was sie lehrt; Nördlingen, 1878.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

(364)

Digitized by Google

Das

Römische Recht

in Deutschland.

Von

Dr. **Carl Stammler,**
Landgerichts-Direktor in Gießen.

Berlin SW. 1880.

Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Digitized by Google

Vorwort.

Alsbald nach Gründung des neuen Deutschen Reichs erkannte dasselbe als eine seiner ersten Aufgaben die Schaffung eines gemeinsamen Civilgesetzbuchs. Zu ihrer Lösung sind die tüchtigsten Kräfte berufen und mit hoffnungsvoller Erwartung sieht das deutsche Volk in seiner überwiegenden Mehrheit den Resultaten ihres Schaffens entgegen, wenn auch der theoretische, im Anfange unseres Jahrhunderts nach dem Befreiungskriege entbrannte Streit, ob das Bedürfniß einer Codification vorliege, ob unsere Zeit den Beruf dazu habe, noch fortdauert. Um aber die Bedeutung dieses Streites und insbesondere die Gründe für die praktische Entscheidung zu Gunsten der Codification richtig würdigen zu können, erscheint es nothwendig, näher in's Auge zu fassen, wie es gekommen ist, daß wir in Deutschland eine solch' mannigfaltige Gestaltung des Rechts erhalten haben, daß namentlich ein fremdes Recht sich bei uns eingebürgert hat. Möge hierzu die nachfolgende Abhandlung beitragen.

Digitized by Google

Die Reception des römischen Rechts in Deutschland ist eine so eigenthümliche, einzig in der Geschichte dastehende Erscheinung, daß es nicht nur für den Juristen, sondern für jeden denkenden Menschen von Interesse ist, sie in nähere Betrachtung zu ziehen.

Nicht das Machtgebot eines Selbstherrschers hat eine das heimische Recht vernichtende Gesetzgebung erlassen, noch ein erobernes Volk dem unterjochten seine Gesetze aufgezwungen. Ohne Gewalt, in aller Stille und langsam fortwuchernder Ausbreitung hat sich ein fremdes Recht in Deutschland eingeschlichen.

Müssen wir da nicht irre werden an dem Satze, daß das Recht, wie die Sprache, Sitte und Verfassung eines Volkes, aus dessen innerstem Leben herauswächst? Das in der Sammlung Justinian's codificirte Recht ist doch auch das Recht, wie es sich in dem römischen Volke im Laufe vieler Jahrhunderte seit der Gründung Rom's entwickelt hatte und wie es dem Rechtsbewußtsein und den politischen und socialen Verhältnissen des römischen Volks zur Zeit der Sammlung entsprach. Wie kommt es nun, daß dieses Recht nach tausendjährigem Schlafe wieder erwacht und wieder Geltung erlangt? Die Entwicklung der Völker und mit ihr die Rechtsentwicklung war doch in diesem langen Zeitraum nicht stehen geblieben oder nach den welterschütternden Ereignissen dieser Periode wieder auf dem alten Standpunkt angelangt. — Und wie ist es nun gar gekommen, daß ein anderes Volk, als dasjenige, für welche die Gesetze gegeben waren, das deutsche, diese Gesetze angenommen hat? Die politischen und socialen Verhältnisse Deutschlands im 16. Jahrhundert hatten doch auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit denjenigen des römischen Reichs zur Zeit Justinian's und ganz besonders hatte sich das deutsche Recht in seiner besonderen, national-eigenthümlichen Weise zu ganz anderen Anschauungen und Rechtssätzen entwickelt, als solche in dem römischen Recht enthalten sind. Das römische Recht war ein ent-

Digitized by Google

schieden fremdes, mit dem einheimischen im feindseligsten Gegensatze stehendes, dazu noch in einer fremden Sprache geschriebenes Recht und doch ist es eingedrungen. Das deutsche Volk lag damals auch nicht in Lethargie versunken, vielmehr herrschte überall eine hohe geistige Thätigkeit, ein reger Forschungstrieb, ein Kampf gegen überlieferte Autorität — nicht bloß auf religiösem Gebiet — ein Ringen selbst der unteren Schichten des Volks nach geistiger Hebung und dennoch fand das deutsche Recht keinen Schutz gegen das fremde.

Erklärung dieser räthselhaften Erscheinung hat man auf verschiedenen Wegen gesucht. Offenbar keine Berechtigung hat die Ansicht, das deutsche Recht sei unvollkommen, so sehr der Entwicklung unfähig gewesen, daß das Volk im Ganzen oder wenigstens die Blüthe desselben freudig ein dargebotenes fremdes Recht acceptirt habe[1]). Damit verwandt ist die Anschauung, daß das deutsche Recht zwar reich an Rechtssätzen und Rechtsquellen gewesen sei, daß es aber den veränderten Zeitverhältnissen nicht mehr genügt und ein tief empfundenes Bedürfniß in Verbindung mit anderen Umständen zur Annahme des römischen Rechts geführt habe[2]). Andere finden den Grund hierfür darin, daß diejenigen, welche auf italienischen und deutschen Universitäten das römische Recht kennen gelernt, dasselbe dem deutschen Volke wider seinen Willen aufoctroyirt hätten[3]), und wieder Andere sehen die Aufnahme des römischen Rechts nur als eine nothwendige und naturgemäße Folge der Anschauung an, daß das deutsche Kaiserreich eine Fortsetzung des römischen sei[4]). Die s. g. historische Schule, hauptsächlich durch Savigny vertreten, geht von dem Princip der Nationalität des Rechts aus und deducirt, der eigentliche Sitz des Rechts sei das gemeinsame Bewußtsein des Volks, allein bei steigender Cultur sonderten sich alle Thätigkeiten des Volks immer mehr und was sonst gemeinschaftlich betrieben worden sei, falle jetzt einzelnen Ständen anheim. Als ein solcher abgesonderter Stand erschienen nunmehr auch die Juristen. Das Recht lebe, wie vorher im Bewußtsein

Digitized by Google

des gesammten Volks, so im Bewußtsein der Juristen fort. Diese hätten das römische Recht als das gültige und allgemein anzuwendende anerkannt und dadurch sei es deutsches Recht, d. h. national geworden[5]). Dem entgegnet Ihering gewiß mit Recht, durch das Thor der Nationalität komme das römische Recht nie in unsere Wissenschaft hinein; denn als es zuerst an unsere Pforte geklopft, sei es doch ein Fremdling gewesen und gerade die historische Schule hätte ihm als Eindringling ohne jede Legitimation die Thüre weisen müssen. Im Gegensatz davon findet er den natürlichen Erklärungsgrund für die Reception des römischen Rechts in dem universellen Charakter desselben. Wie in allen anderen Gebieten die geistigen und materiellen Erzeugnisse der Völker einem beständigen Austausch ohne Rücksicht auf nationale oder politische Grenzen unterlägen, so auch im Gebiete des Rechts. Gerade im Mittelalter sei der Gedanke der Universalität in der civilisirten Welt lebendig gewesen und habe vorzugsweise auch das römische Recht erfaßt[6]).

In diesen verschiedenen Ansichten kann man wohl Motive dafür finden, warum, wenn einmal das einheimische Recht durch ein fremdes ersetzt werden mußte, gerade das römische Recht recipirt worden ist, aber nicht dafür, warum das einheimische Recht überhaupt verdrängt wurde.

Halten wir fest an dem Grundsatz, daß das Recht mit dem Wesen und Charakter des Volkes organisch verbunden ist und sich aus diesem heraus entwickelt, nehmen aber bei dem deutschen Volke eine entgegengesetzte Erscheinung wahr, so tritt uns der Gedanke nahe, daß irgend ein krankhafter Zustand vorhanden sein mußte, der den naturgemäßen Entwicklungsgang gehemmt hat, und ein Blick in die Geschichte des Mittelalters zeigt uns auch das sehr unerfreuliche Bild der Zersplitterung des deutschen Reichs in unzählige mehr oder weniger unabhängige Territorien und der Ohnmacht der deutschen Kaiser den Landesherren gegenüber, welche den nachtheiligsten Einfluß auf dem Gebiete des Rechts äußerte.

Digitized by Google

Hierin lag der Mangel einer kräftigen Fortbildung des einheimischen Rechts und eines energischen Widerstands gegen das Eindringen des fremden Rechts begründet. Mit dem Wegfall dieser ungesunden Zustände bewährt der obige Satz wieder seine Gültigkeit. Das deutsche Volk hat bereits angefangen, die fremden antinationalen und seiner Rechtsanschauung widersprechenden Rechtsgrundsätze und Institute auszustoßen und das Recht seinen Bedürfnissen entsprechend selbständig fortzubilden.

Um dies anschaulich zu machen, müssen wir auf die Art der Pflege des Rechts, insbesondere auf die Gerichtsverfassung und deren Entwicklung bis zur Zeit der Reception näher eingehen.

Grundanschauung der germanischen Völker war, daß das Recht von Alters her überkommen sei, für alle Zeiten und alle Verhältnisse des Lebens feststehe und durch das Bewußtsein des Volks getragen werde. Es konnte deshalb bei Streitigkeiten nur darauf ankommen, den anzuwendenden richtigen Rechtssatz aufzufinden. Der Ausspruch darüber stand darum lediglich dem Volke zu. Dessen Urtheile enthielten also nicht die durch Abstraction gefundene Anwendung eines zweifellos anerkannten Rechtssatzes auf den bestimmten Fall, sondern den Ausspruch, daß ein angezweifelter Rechtssatz richtig sei, also die Kundgebung des im Volksbewußtsein ruhenden Rechts[7]).

Die Regierungsgewalt vereinigte in sich auch die Gerichtshoheit und bestellte kraft dieser die Richter, d. h. diejenigen Personen, welche die Gerichte zu berufen und zu leiten und die Urtheile zu vollstrecken, „Recht zu stärken und Unrecht zu kränken" hatten. Von der Mitwirkung bei der Urtheilsfällung waren sie aber streng ausgeschlossen und man darf ihre Stellung deshalb nicht mit derjenigen der Richter im neueren Sinne verwechseln.

Zur Zeit des Tacitus war auch bei den Völkerschaften, welche Könige hatten, die Staatsgewalt nicht in den Händen der Könige, sondern in denjenigen der Völkerschaften selbst, welche sie in ihren Versammlungen ausübten. Als einen Act dieser Versammlungen

Digitized by Google

(concilia) nennt uns Tacitus (Germ. c. 12.) auch die Wahl der principes, qui jura per pagos vicosque reddunt, mit dem Anfügen: Centeni singulis ex plebe comites, consilium simul et auctoritas, assunt. Die Völkerschaftsversammlungen bildeten den politischen Körper, die kleineren Unterabtheilungen — pagi vicique, Hundertschaften — waren die Bezirke für die Gerichtsversammlungen, in welchen das Volk unter der Leitung eines princeps alle Rechtssachen verhandelte und aburtheilte[8]).

Im Laufe der Jahrhunderte erstarkte die Königsgewalt. Die verschiedenen Völkerschaften schlossen sich während der Völkerwanderung unter einem Führer an einander an und verloren ihre Selbständigkeit, während die Macht der Führer, der Könige, denen bei dem fortwährenden Kriegszustand die Militärgewalt übertragen wurde, naturgemäß wuchs. In Folge davon fielen die Völkerschaftsversammlungen als souveräne Körperschaften weg und die früheren Functionen derselben, die zur Ausübung der Regierungsrechte erforderlichen Personen zu bestellen, gingen auf die Könige über. Dabei wurden die alten Völkerschaftsverbände insofern beibehalten, als sie nunmehr Dienstbezirke der königlichen Beamten wurden. Es wurde auf sie der Namen Gau (pagus) übertragen und der ihm vorstehende Beamte hieß Graf. Die ursprüngliche Bedeutung dieses Wortes wird wohl grade die eines Dieners, eines Beamten gewesen sein, weßhalb wir dieselbe Bezeichnung auch für die Inhaber anderer weniger einflußreicher Stellen finden (Centgraf, Dorfgraf, Holzgraf, Deichgraf u. a.). Hier interessirt uns nur der Gaugraf, dessen Stellung allmählig fester und wichtiger und zuletzt in den meisten Fällen erblich wurde. Sein Bezirk ist also nicht der Taciteische Gau, sondern ein größerer oder kleinerer Complex mehrerer alter Gaue. Diese selbst sind dabei aber ihrem Umfange und ihrem Zwecke nach intact geblieben und die Functionen des princeps sind nach und nach — sicher seit Chlodwig — auf den Grafen übergegangen, jedoch ausgedehnt auf alle alten Gaue — Hundertschaften — innerhalb des neuen Gaus.

Digitized by Google

Als Regierungsbeamter des ganzen Gaus ist der Graf seit dieser Zeit auch für den ganzen Gau der Richter im alten Sinn des Worts. Der Gerichtssprengel ist dadurch erweitert, aber an dem Grundsatz, daß immer nur die freien Männer einer Hundertschaft unter Vorsitz des Richters ein wahres Gericht bildeten, ist nichts geändert. Der Graf beruft also zur Bildung eines Gerichts nicht etwa eine Gauversammlung, sondern eine Hundertschaftsversammlung. Die Folge der Erweiterung des Gerichtssprengels ist aber, daß jedes Grafengericht, gleichviel in welcher Hundertschaft es abgehalten wird, das Gericht für die ganze Grafschaft ist und jede Rechtssache aus dem ganzen Gau vor ihm vorgebracht und entschieden werden kann. Ja selbst die verschiedenen Termine eines und desselben Processes können bei verschiedenen Hundertschaftsgerichten verhandelt werden[9]).

Eine weitere Folge dieses Princips war, daß die Gerichtsversammlungen in den einzelnen Hundertschaften vermindert wurden. Früher fanden dieselben im Zusammenhang mit der altdeutschen Gerichtsfrist von 6 Wochen — wie es nach der dabei üblichen Berechnungsweise hieß, von 40 Nächten — von 6 zu 6 Wochen[10]), nach Einführung der Grafengerichte aber nur zweimal jährlich in jeder Hundertschaft statt. Es zeigte sich jedoch bald die Nothwendigkeit, neben diesen regelmäßigen, je drei Tage dauernden[11]) Gerichtsversammlungen je nach Bedürfniß noch andere abzuhalten. Dieselben hatten zwar gleiche Functionen, wie jene, trugen aber immer den Charakter von der Regierungsgewalt berufener Gerichte im Gegensatz der im Volksrecht beruhenden an sich, waren nicht an die bei letzteren zu wahrenden starren Regeln in Bezug auf Ort, Zeit und Förmlichkeiten gebunden und unterlagen auch Abänderungen durch die Regierungsgewalt. Sie mußten immer besonders angesagt werden und hießen darum „das gebotene Gericht". Am Wesentlichsten unterschieden sie sich von dem Gericht nach Volksrecht, dem „echten Ding" oder „Ungebot", dadurch, daß diesem der Graf als der ordentliche Richter vorsitzen

Digitized by Google

mußte, während bei jenen die Leitung auch einem Andern übertragen werden konnte[12]).

Ehe der Gaugraf der Gerichtsbeamte wurde, also vor Chlodwig, stand einer jeden Hundertschaft ein vom Volke gewählter Beamter — centenarius oder thunginus — als Leiter des Gerichts vor und dem Grafen lag nur die Vollstreckung der Urtheile und die Erhebung der königlichen Einkünfte, insbesondere der an den König zu entrichtenden Bußen, im Gau ob. Für die gleichen Functionen waren bei den einzelnen Hundertschaften gleichfalls vom König ernannte Beamte bestellt, die sog. Sacebaronen. Die richtige Ableitung ist wohl die von „Sache" im Sinne von Bußsache, Strafe, Composition, und von „barian" = barlegen, offenbaren, einfordern. — Nachdem der Graf der ordentliche Vorsitzende des Gerichts geworden und der vom Volk gewählte thunginus verschwunden war, erschien der sacebaro als der alleinige Hundertschaftsbeamte unter dem Namen centenarius, Centgraf oder Schultheis (d. h. Forderer der Schuld, gleichbedeutend mit sacebaro, lateinisch exactor publicus und in wörtlicher Uebersetzung causidicus). Derselbe war zwar auch noch königlicher Beamter, aber Unterbeamter des Grafen, der ihn einsetzte und ihn auch absetzen konnte, und es war ein natürlicher Verlauf, daß er, wie in der Exekution, so auch in der Leitung des Gerichts, jedoch nur des gebotenen Gerichts, die Stelle des Grafen vertreten konnte[13]).

Bei beiden Arten von Gerichten, den gebotenen wie den ungebotenen, stand die Urtheilsfällung dem Volke zu. Bei beiden mußten deßhalb sämmtliche freie Männer der Hundertschaft zufolge der allgemeinen Dingpflicht erscheinen, beim echten Ding, weil es das Volksrecht gebot, beim gebotenen Gericht, weil es die Unterordnung unter die öffentliche Gewalt erforderte. Der Ausbleibende verfiel in eine an den Richter zu zahlende Strafe („Gewedde"), die, weil der Graf an Königs Statt richtete, bei den von ihm geleiteten Gerichten höher war, als bei den von dem Centenar abgehaltenen[14]).

Digitized by Google

Erklärlicher Weise konnte die Entscheidung der abzuurtheilenden Streitigkeiten nicht aus einer unmittelbaren Berathung einer so vielköpfigen Versammlung hervorgehen, vielmehr war der Verlauf der Art, daß sieben von dem Volk gewählte Vertrauensmänner, die Rachimburgen, sich über das zu erlassende Urtheil beriethen und dasselbe dem umstehenden Volke zur Annahme, „zur Ertheilung der Vollbort", vorschlugen, unbeschadet des Rechts eines Jeden aus dem Volke, dem vorgeschlagenen Urtheil zu widersprechen und ein anderes einzubringen, sowie des Rechts der Parteien und aller Dingpflichtigen, den Urtheilsvorschlag zu schelten, wovon unten weiter die Rede sein wird[15]).

Das Recht des Grafen, das Volk, so oft es ihm beliebte, zur Malstätte zu entbieten und mit der Rechtspflege des ganzen Gaues eine Hundertschaft zu beschweren, führte schon an und für sich eine ungemeine Belästigung der Dingpflichtigen herbei, indem diese nicht nur stets erscheinen, sondern auch für den Unterhalt des Richters und seines Gefolges sorgen mußten.

Jenes Recht wurde aber außerdem vielfach von den Grafen nachgrade zu dem Zwecke mißbraucht, sich durch die von den Ausbleibenden zu zahlenden Strafen zu bereichern und die kleinen freien Grundbesitzer, namentlich in der Gauhauptstadt oder deren Nähe, durch die Strafen oder durch die mit Erfüllung ihrer Dingpflicht verbundenen Zeitversäumnisse zu ruiniren und deren Güter alsdann zu acquiriren. Um dem einen Damm entgegen zu setzen und die Belästigung des Volks zu mindern, führte Karl der Große außer dem leider nur zu früh wieder in Verfall gerathenen Institute der Sendboten, der missi dominici, denen namentlich auch die Ueberwachung der Rechtspflege und Controlirung der Grafen oblag, eine neue wesentliche Aenderung ein.

Er bestimmte nämlich, daß die gebotenen Gerichte nicht mehr Vollgerichte sein sollten, nicht mehr die ganze Hundertschaft dabei zu erscheinen und das Urtheil gutzuheißen habe, sondern von ihm, dem König, oder an seiner Statt von dem Grafen ehrenfeste

Digitized by Google

Männer zwar unter Mitwirkung des Volkes, aber als königliche Beamte auf Lebenszeit zu Schöffen ernannt und von diesen jedesmal sieben das Urtheil nicht, wie seither die Rachimburgen, bloß vorschlagen, sondern ertheilen sollten.

Für die ungebotenen Gerichte, deren Zahl er auf jährlich drei auf jede Hundertschaft erhöhte, blieb allerdings die alte Einrichtung bestehen, nur daß die ständigen Schöffen dabei die Stelle der Rachimburgen vertraten, also als die ein für allemal gewählten Vertrauensmänner galten.

Vor sie gehörten vorzugsweise die peinlichen Gerichtsfälle und die freiwillige Gerichtsbarkeit. Die Privatrechtsstreitigkeiten dagegen konnten sowohl bei den ungebotenen als bei den gebotenen Gerichten angebracht und auch bei den einen oder den anderen ausgetragen werden, gleichviel wo sie ihren Anfang genommen hatten[16]). Es beruht dies auf dem Prinzip der Mündlichkeit, wonach, wie auch im neuen Civilprozeß, in jedem Termin das Wesentliche des Falls wiederholt werden muß.

Auf das Gerichtsverfahren selbst kann hier nicht weiter eingegangen werden, als nöthig ist, um die Thätigkeit der Schöffen dabei anschaulich zu machen.

Nachdem die Parteien in der öffentlichen Gerichtssitzung ihre Angelegenheit vorgetragen hatten — in der Regel durch Vorsprecher — forderte der Richter einen der Schöffen nach seiner Wahl auf, das Urtheil zu finden. Stimmten die übrigen Schöffen und bei dem ungebotenen Gericht die Umstehenden dem vorgeschlagenen Urtheil bei und wurde es auch nicht von den Parteien oder einem sonst dazu Berechtigten gescholten, so wurde es von dem Richter ausgegeben. Es war alsdann constatirt, daß der ausgesprochene Rechtssatz in der That bestehendes Recht war. Allein nicht immer fiel es dem Gefragten leicht, Urtheil zu finden und er mußte dabei um so vorsichtiger zu Werk gehen, als er leicht die Feindschaft des Unterliegenden sich zuzog und ein Urtheilschelten ihm persönlich Nachtheil brachte. Er konnte sich darum auch zuvor mit den

Digitized by Google

übrigen Schöffen berathen und sich selbst Frist erbitten, innerhalb welcher er das Urtheil unter den Bürgern oder wo er es sonst fand, einholen mußte. Nach dem Sachsenspiegel sollten, wenn der Gefragte — und zwar eidlich, weil er sich nicht leichtsinnig seiner Pflicht entziehen durfte — versicherte, das Urtheil nicht finden zu können, die übrigen Schöffen nach einander gefragt werden und der Letzte gehalten sein, das Urtheil im nächsten Termin einzubringen.

Nach dem Grundsatz, daß das Urtheil nicht direct darauf hinzielte, den betr. Rechtsstreit der Parteien zu entscheiden, sondern den gültigen Rechtssatz zu finden, lag die Erlangung eines richtigen Urtheils nicht nur im Interesse der Parteien, sondern des ganzen Volks. Deßhalb konnte Jeder, der zur Urtheilsfindung mitzuwirken berufen war, auf die Frage des Richters nach der Vollbort oder der Folge des Urtheils dem gemachten Vorschlag widersprechen, womit aber die Verpflichtung verbunden war, ein anderes seiner Meinung nach richtiges Urtheil einzubringen. Beim echten Ding stand diese Befugniß jedem Dingpflichtigen zu, beim gebotenen Gericht nur den übrigen Schöffen. Der Richter hatte alsdann festzustellen, welchem der beiden Urtheile die Mehrheit des Umstands bezw. der Schöffen beistimmte. Den Parteien in gleicher Weise ein solches Widerspruchsrecht einzuräumen, hätte keinen Zweck gehabt, da es ihnen freistand, das Urtheil, welches sie für das richtige hielten, schon bei ihren Anträgen zu formuliren, die Abstimmung der Urtheilsfinder also nicht ohne Prüfung jenes Vorschlags erfolgen konnte und immer eine Annahme oder eine Verwerfung desselben enthielt[17]).

Außer dieser milderen Form, einem Urtheil die Folge zu versagen, gab es noch eine schärfere, das Urtheilschelten. Dieses stand vorzugsweise den Parteien zu, deren einziges Rechtsmittel es war. Aber aus dem oben erwähnten Grundsatz, daß jedes Urtheil ein Bezeugen des im Volke geltenden Rechts sei, konnte auch jeder Andere, der Urtheil zu finden berechtigt war, ein vor-

Digitized by Google

geschlagenes Urtheil, bevor es die erforderliche Zustimmung der Uebrigen erhalten und auch nachher schelten. Beim Ungebot war dazu jeder Dingpflichtige berechtigt, beim gebotenen Gericht aber nur ein Schöffe, sei es, daß er bei der betr. Gerichtsverhandlung mitwirkte oder sonst anwesend war, und ein Schöffenbarfreier, d. h. ein den Schöffen Ebenbürtiger, der die Fähigkeiten zum Schöffenamt besaß. Das Schelten mußte aber sofort und mit genauer Beobachtung der vorgeschriebenen Formalitäten geschehen, stehend und mit den dafür hergebrachten Worten. Sodann mußte der Schelter ein anderes Urtheil einbringen und beim gebotenen Gericht, wenn er nicht schon ohnedies als Schöffe dabei fungirte, die Berechtigung hierzu erst dadurch erlangen, daß er sich den Stuhl des Schöffen, welcher das gescholtene Urtheil vorgeschlagen hatte, einräumen ließ. Denn nur sitzend auf seinem Stuhle konnte der Schöffe ein Urtheil finden.

In dem Schelten des Urtheils lag nicht nur die Versagung der Folge, sondern zugleich der vor versammeltem Gericht erhobene beleidigende Vorwurf gegen den Finder, daß er durch den Vorschlag eines unrechten Urtheils seine beschworene Pflicht verletzt habe. Es entstand deßhalb ein Zwischenstreit zwischen Schelter und Finder, während dessen der Rechtsstreit zwischen den ursprünglichen Parteien ruhte. Zur Entscheidung jenes Streits, der nur die Frage zum Gegenstande hatte, welches der beiden Urtheile das rechte sei, wurde ein anderes Gericht angegangen, bei welchem dasselbe Recht galt, dem man aber eine bessere Kenntniß desselben zutraute. — Bei der Wahl dieses Gerichts waren verschiedene Rücksichten maßgebend. Oft — namentlich in älterer Zeit — war sie nur bestimmt durch die Berühmtheit gewisser Malstätten wegen ihrer örtlichen Lage in Hainen oder unter Bäumen, die für heilig gehalten wurden. Meist aber wandte man sich von den Dorfschaften an die benachbarten Städte, von kleineren Städten an größere, vom Schultheißengericht an den Grafen, von diesem an den Landesherrn und zuletzt an den König. Auch die weiteren

Digitized by Google

Urtheile konnten ohne Beschränkung in der Zahl wieder gescholten werden, selbst die des Königsgerichts. In diesem Fall wurde die höchste Entscheidung durch ein Gottesurtheil — nach Sachsenrecht durch Zweikampf des Schelters selbsiebent mit dem Finder selbsiebent — angerufen. Mit der Zeit wußten die Städte und die Fürsten Beschränkungen in der Zahl der Urtheilsschelten und in der Wahl der anzurufenden höheren Gerichte einzuführen.

So lange das Verfahren noch mündlich war, wurden im Falle des Urtheilsscheltens von dem Richter zwei Boten aus den Dingpflichtigen — Schöffen oder Schöffenbarfreie —, welche die Stelle des Gerichtszeugnisses über die Verhandlungen vor dem zuerst und vor dem weiter angerufenen Gericht zu vertreten hatten, mit dem Finder und dem Schelter abgesandt, und finden sich genaue Bestimmungen über die Zahl der Knechte und der Pferde, welche sie mitnehmen durften, und die Kosten der Verpflegung. Diese hatte der Richter vorzulegen, der Unterliegende aber demnächst zu ersetzen. — Nachdem das schriftliche Verfahren mehr und mehr Eingang gefunden hatte, trat Actenversendung an die Stelle der Sendung von Boten, Finder und Schelter erschienen nicht mehr bei dem höheren Gericht und die Verhandlung vor diesem sah man nicht mehr als einen Streit über persönliche Beleidigung des Finders, sondern als eine Fortsetzung des Streits zwischen den Parteien an[18]).

Für die weitere Entwicklung oder vielmehr Nichtentwicklung des Schöffeninstituts war nun die fernere politische Gestaltung Deutschlands von dem wesentlichsten Einfluß.

Das Lehnwesen, welches das ganze Mittelalter in allen Verhältnissen bis ins Kleinste beherrschte, brachte es mit sich, daß die Grafen sich in erbliche Vasallen verwandelten und die Macht der Herzöge und Markgrafen, deren Functionen vorzugsweise militärische waren, immer mehr wuchs. Die unglückselige Einrichtung, daß Deutschland ein Wahlreich war, die verhängnißvolle Anschauung, daß die deutschen Könige römische Kaiser seien, die häu-

Digitized by Google

sige Abwesenheit derselben in Italien, ihre Kämpfe mit der Kirche, die beständigen Kriege mit auswärtigen Feinden, freilich auch mit solchen, die erst im fernen Orient aufgesucht werden mußten, begünstigten und beförderten das allgemeine Streben nach Machterweiterung, Befreiung von höheren Einflüssen und möglichster Unabhängigkeit. Durch den Kriegsdienst und das Anwachsen des Beamtenthums schied sich der Adel in seinen verschiedenen Abstufungen immer schärfer von dem Volke und brachte dies in immer weiterem Umfange in Abhängigkeit, so daß sich die Zahl der Gemeinfreien stets verminderte. — Auch die Kirche blieb nicht zurück, Bischöfe und Aebte suchten mit Erfolg ihre weltlichen Machtbefugnisse zu vergrößern und sich von der weltlichen Obrigkeit zu emancipiren. Endlich kamen auch noch die aufblühenden Städte hinzu und gewannen vielfach eine große Selbständigkeit.

So war das Deutsche Reich in eine unzählige Menge einzelner Territorien zersplittert, welche zwar den Kaiser theils als ihren alleinigen unmittelbaren, theils als mittelbaren Herrn anerkannten, ihm aber so viel Rechte als möglich abzuringen suchten.

Ganz besonders nachtheilig war diese Zersplitterung für die Gerichtsverfassung. An die Stelle der alten Centgerichte waren unzählige kleinere Gerichte getreten. Vor Allem hatten sich die Städte aus dem Centgerichtsverband losgelöst und das Recht erworben, eigne Stadtgerichte zu haben, wenn auch unter der Gerichtshoheit des Landesherrn oder unmittelbar des Kaisers. Die früher damit verbundenen Dörfer bildeten dann Landgerichte. Diese Scheidung, wiewohl nur aus politischen Gründen hervorgegangen, hatte doch noch ihre innere Berechtigung wegen der wesentlich verschiedenen rechtlichen Verhältnisse in den Städten und auf dem platten Lande. Von zersetzenderer Wirkung war die vorzugsweise durch das Lehnwesen geförderte territoriale Zersplitterung in Verbindung mit der altdeutschen Anschauung, daß, wie die Rechtsprechung bei dem Volke liege, die Gerichtshoheit dem Herrn des Grund und Bodens zustehe und zwar als eine Quelle

Digitized by Google

von Einkünften. In Folge davon schieden die Dorfschaften, welche die Kirchen, Klöster und Stifter oder die Adligen erwarben, wenn auch nur als Lehen, von dem bisherigen Gerichtsverband aus und bildeten eigne Gerichte, oft nur aus einem Dorfe bestehend. Durch Erbtheilungen, Kauf, Tausch und Schenkung einzelner Theile ging dann die Aufspaltung weiter und wo diese reell nicht mehr ausführbar war, wurde sie ideell vollzogen, so daß an einem Gericht mehrere Gerichtsherrn zu verschiedenen Bruchtheilen betheiligt waren. Die Gerichtshoheit einschließlich des Rechts, die Beamten zu ernennen und die Einkünfte zu erheben, konnte auch — sei es für sich allein oder mit dem Grund und Boden — verpfändet werden und diese Verpfändungen in beiderlei Gestalt kamen so häufig vor, daß es wohl kaum einen Landestheil und ein Gericht giebt, die nicht einmal verpfändet gewesen wären[19]).

Diese Zersplitterung war um so unheilvoller, als sich die Zeiten geändert hatten, die Organe für die Rechtspflege aber nicht mit ihnen. Was für ein vorzugsweise Ackerbau treibendes und seßhaftes Volk angemessen war, war es nicht mehr einige Jahrhunderte später, wo die steigende Cultur, ein starker Verkehr, ein lebhafter Handel vielseitig neue privatrechtliche Verhältnisse nicht nur zwischen Deutschen, sondern auch zwischen Deutschen und Ausländern hervorrief, wo das Aufblühen der Städte die alten rechtlichen Grundsätze von der Untheilbarkeit der Immobilien, von der Zurücksetzung der Töchter bei Beerbung der Eltern, von der Unstatthaftigkeit, durch letztwillige Verfügung über sein Vermögen zu verfügen, und so viele andere nicht mehr duldete. Der Kosmopolitismus des Handels und Verkehrs vertrug den Particularismus der Beurtheilung nach einseitig localen Anschauungen nicht. Da war es denn natürlich, daß die Schöffen nicht ein noch aus wußten. Sie waren eben ihrer Aufgabe nicht mehr gewachsen. Sie selbst, Männer aus dem Volke, die nur aus ihrer Erfahrung sprachen, waren nicht dazu gemacht, aus dem Vorhandenen durch Reflexion Schlüsse auf neue Verhältnisse zu ziehen. Nirgends fanden sie

Digitized by Google

eine Anleitung durch wissenschaftliche Bearbeitungen, nirgends half ihnen die Gesetzgebung über Schwierigkeiten hinaus.

Wäre Deutschland nicht so zerrissen gewesen, hätte ein starker Kaiser die Gerichtshoheit im ganzen Reiche an sich gezogen und allein die Gerichtsbeamten zu ernennen gehabt, so hätten die Klagen über die Mangelhaftigkeit des Schöffeninstituts, welche ja überall laut wurden, Gehör finden und zur Abhülfe führen müssen. Es hätte die große Mannigfaltigkeit des Rechts nicht aufkommen können oder verschwinden müssen.

Im Grunde genommen trat dieselbe vorzugsweise in Einzelheiten und Aeußerlichkeiten hervor. Die Hauptgrundzüge waren überall dieselben. Der herrschende Particularismus, dieser Charakterzug der Deutschen, ließ nur selbst dies nicht gelten. Auch die allgemein in Deutschland gleichmäßig gehandhabten althergebrachten, dem Volksbewußtsein entsprungenen Rechtsgrundsätze wurden nicht etwa als gemeinsames, als deutsches Recht anerkannt, sondern von jeder Stadt, von jedem Gerichtsbezirk als das speciell dieser Stadt, diesem Bezirk eigenthümliche Recht angesprochen und ausgegeben[20]).

Mit der Beseitigung dieser particularistischen Auffassung und Creirung eines aus den Gebildeten der Nation hervorgehenden Beamtenthums zur Förderung der Rechtspflege und unter einheitlicher Leitung würde auch eine wissenschaftliche Bearbeitung des Rechts sich entfaltet und der Praxis helfend zur Seite gestanden haben. Nach der wirklichen Lage der Dinge war dies rein unmöglich, fehlte es doch an der ersten Voraussetzung, an allen Mitteln, auch nur einen kleinen Theil der Rechtsübung in ihren verschiedenen Modificationen, wie sie sich in den Urtheilssprüchen der zusammenhanglosen Schöffengerichte kund gaben, kennen zu lernen.

Endlich wäre unzweifelhaft auch die Gesetzgebung fixirend und nachhelfend eingeschritten, während in Wirklichkeit die Reichsgesetzgebung sich mit Privatrecht so gut wie gar nicht beschäftigte, die Gerichtsherren als solche keine gesetzgebende Gewalt hatten

Digitized by Google

und die Landesherren, welche solche im Laufe der Zeit erwarben, gar nicht oder jedenfalls nur local und zu spät eingriffen.

Das Bedürfniß nach einer eingreifenden Gesetzgebung wurde sehr lebhaft gefühlt und dasselbe zu befriedigen, wäre die Aufgabe und zwar eine dankbare Aufgabe einer starken Centralgewalt gewesen. Statt dessen rief jenes Bedürfniß im 13., 14. und vorzugsweise im 15. Jahrhundert unzählige Rechtsaufzeichnungen hervor: Rechtsbücher, Weisthümer, Stadt- und Landrechte u. s. w. Diese wurden zwar, wenn es gleich reine Privatarbeiten waren, wie Gesetze angesehen, waren auch theilweise — wie vor allen der Sachsenspiegel — höchst verdienstliche Werke und für Erhaltung deutscher Rechtsgrundsätze von wesentlichem Einfluß. Allein sie enthielten doch immerhin nur das in dem betr. Bezirk geübte und durch Schöffenurtheile als gültig anerkannte Recht und konnten darum wohl zur Erhaltung eines stabilen Zustands, nicht aber zur Fortentwicklung des Rechts verhelfen. Noch weniger dienten sie zur Herbeiführung einer Einheit auf dem Gebiete des Rechts, beförderten hier vielmehr gerade die particularistische Richtung durch Abgrenzung des Geltungsbereichs[21]).

Zu alledem kam, daß dem deutschen Proceßverfahren der Instanzenzug fremd war, also sich der Einfluß eines obersten Gerichts auf gleichmäßige Entscheidung und Fortbildung des Rechts nicht geltend machen konnte.

So fehlte es dem deutschen Recht an allen Bedingungen zu einer gesunden Entfaltung. Es war als ein kräftiger Baum empor gewachsen, der starke und gesunde Aeste hätte treiben, dessen Schatten und schirmendes Dach behagliche Ruhe und Sicherheit hätte gewähren können[22]). Allein es fehlte die Grundbedingung dazu, der geeignete Boden. Da war es denn erklärlich, daß er erkrankte und Schmarotzerpflanzen ihn überzogen.

Das Recht wächst nur aus dem Volke heraus. Krankt aber das Volk selbst, verliert es seine nationale Einheit und zerfällt in einzelne nur lose zusammenhängende Bestandtheile, wie das

Digitized by Google

deutsche, so kann sich auch das Recht nicht in gesundem Entwicklungsgang fortbilden.

Mit diesem ungesunden Zustande traf nun die merkwürdige Erscheinung zusammen, daß die Gesetzescompilation Justinian's aus dem Dunkel, in welchem sie Jahrhunderte lang geruht, wieder an's Tageslicht gezogen und das Studium derselben zu einem Cultus erhoben worden war. Es ist zwar seit Savigny nicht mehr zu bezweifeln, daß die Kenntniß des römischen Rechts nie verloren gegangen war, ja es ist nach neueren Forschungen, namentlich Stintzing's und Fitting's wahrscheinlich, daß die fortdauernde Bekanntschaft mit dem römischen Recht größer war, als Savigny angenommen[23]).

Nach der Vernichtung der Ostgothen durch Narses im Jahre 554 ließ Justinian seine Gesetze von Neuem in Italien verkünden und wenn auch deren Gültigkeit nicht lange danach wieder eingeschränkt wurde, indem schon 568 die Longobarden unter Albion ganz Italien mit Ausnahme des Exarchats mit Ravenna und des Ducats mit Rom eroberten, so wurde doch von diesen der germanische — auch von den Ostgothen befolgte — Grundsatz von der Persönlichkeit des Rechts festgehalten, so daß die Römer nach wie vor nach römischen Gesetzen behandelt wurden. Schon dadurch erhielt sich die Kenntniß derselben. Dazu kam, daß bei allen geistlichen Gerichten nach römischem Recht erkannt wurde. Wenn dasselbe auch hier durch die kirchliche Gesetzgebung stets den Bedürfnissen entsprechend weiter entwickelt wurde, so war doch eine Bekanntschaft mit den Quellen Voraussetzung. Es ist aber auch constatirt, daß schon frühe Rechtsschulen in Italien bestanden, namentlich in Pavia und Verona, auf welchen das langobardische Recht wissenschaftlich behandelt wurde, und daraus ist zu folgern, daß das römische Recht, welches ja daneben immer Anwendung finden mußte, nicht unberücksichtigt bleiben konnte.

Es ist deßhalb eine Fabel, was Hostiensis, ein Schüler des 1234 gestorbenen Glossators Jacob Balduini erzählt: ein Pro-

Digitized by Google

fessor der Theologie habe den Grammatiker Irnerius zu Bologna um Erklärung des Wortes »as« in Cap. 10, V. 29 des Evangeliums des Matthäus: »nonne duo passeres asse veneunt« befragt und denselben dadurch veranlaßt, die römischen Rechtsquellen eingehend zu untersuchen und in Folge davon eine Rechtsschule zu gründen. Ohne Zweifel hat diese schon vorher bestanden, ist aber allerdings durch Irnerius zur Blüthe gekommen und zwar schon am Ende des 11. oder in den ersten Jahren des 12. Jahrhunderts. Denn er muß da schon ein berühmter Rechtslehrer gewesen sein, da er bereits in Urkunden über öffentliche Geschäfte aus den Jahren 1113 bis 1118 als Zeuge und zwar stets an erster Stelle vor den übrigen gegenwärtigen Personen genannt wird und von 1116 bis 1118 im Gefolge des Kaisers Heinrich V. war und von diesem zu wichtigen Staatsgeschäften verwendet wurde. Er hatte also wahrscheinlich zu dieser Zeit die Schule schon verlassen und sich practischem Dienste gewidmet[24]).

Darum verdient auch die Annahme keine Billigung, daß die Rechtsschule zu Bologna erst nach 1136 gestiftet worden sei. In diesem Jahre belagerte nämlich Kaiser Lothar II. auf seinem Feldzug gegen den normännischen Herzog Roger von Apulien, welcher den vom Kaiser beschützten Pabst Innocenz II. vertrieben hatte, Amalfi. Die mit ihm verbündeten Pisaner erstürmten die Stadt und sollen hierbei die einzig vorhandene Handschrift der Pandecten gefunden und von dem Kaiser zum Dank für ihre Hülfe geschenkt bekommen haben. Nun ist aber nachgewiesen einerseits, daß die in Pisa aufbewahrte und in hohen Ehren gehaltene Handschrift sich schon früher dort befunden hat und andererseits, daß auch andere Handschriften zu jener Zeit schon bekannt waren. Die Pisaner Handschrift ist aber allerdings die berühmteste geworden und bis auf den heutigen Tag geblieben. Sie befindet sich eben in Florenz, wohin sie nach der Unterwerfung Pisa's unter die Herrschaft von Florenz im Jahre 1406 gebracht wurde, und ist unter dem Namen der Florentina bekannt[25]).

Digitized by Google

Sicher ist, daß vom Anfang des 12. Jahrhunderts an unter Irnerius und seinen Nachfolgern das römische Recht, wie es in der Compilation Justinians enthalten ist, eine tiefe wissenschaftliche Erforschung gefunden hat. Die Autorität jener Rechtslehrer als Interpreten war so groß, daß die Gesetze nicht schlechthin deßwegen Gesetzeskraft erlangten, weil es Gesetze waren, sondern deßhalb, weil jene Rechtsgelehrten sie ihrer wissenschaftlichen Betrachtung unterzogen und mit einer Glosse versehen hatten. Die Gesetzesstellen, bei denen dies nicht der Fall war, sind nie als verbindlich anerkannt worden, obwohl alle übrigen Bedingungen die gleichen waren. Es ist dies um so auffallender, als die Glossirung nicht immer aus inneren sachlichen Gründen, sondern zu einem großen Theile deßhalb nur unterblieben ist, weil die betr. Stellen den Glossatoren nicht bekannt oder wegen ihres griechischen Textes nicht verständlich waren. Als maßgebend gilt die glossa ordinaria, welche Accursius vom Jahre 1220 an aus den Glossen und anderen Schriften der früheren Glossatoren und eignen Zuthaten zusammengestellt hat.

Wie ein electrischer Funke zündete die Kunde von der neuen Lehre auf der Rechtsschule zu Bologna, wie eine Entdeckung von weltbeglückender Bedeutung wurde sie aufgenommen. Bald folgten gleiche Schulen in fast allen größeren Städten Italiens. Aus ganz Europa strömten Lernbegierige dort zusammen, so daß deren Zahl allein in Bologna unter Azo, einem der berühmtesten Glossatoren um das Jahr 1200, gegen 10000 betragen haben soll.

Ganz besonders wurde das Studium des römischen Rechts von den deutschen Kaisern begünstigt. Consequent damit, daß sie sich schon seit Karl dem Großen als Nachfolger der römischen Kaiser ansahen, verlangten sie auch für deren Gesetze Anerkennung ihrer Gültigkeit und Kraft. Doch war diese ideelle Anschauung nicht die alleinige Triebfeder dazu. Ein vorzügliches Wohlgefallen fanden sie an der Compilation Justinians wegen der darin sehr prägnant betonten Lehre von der absoluten Gewalt der Kaiser,

Digitized by Google

wegen der Grundsätze: der Kaiser steht über dem Gesetz und der Wille des Kaisers hat Gesetzeskraft (Princeps legibus solutus est. Quod principi placuit, legis habet vigorem).

Hatten schon seit Otto III. die Kaiser sich öfter in Sachen des öffentlichen Rechts, namentlich in ihren Streitigkeiten mit der Kirche, wie in Sachen des Privatrechts auf Bestimmungen des römischen Rechts berufen, so war dies nach dem Aufblühen der Rechtsschulen in noch erhöhtem Maße der Fall.

Friedrich I. umgab sich mit den berühmtesten Rechtslehrern und wandte nach deren Rath römisch rechtliche Grundsätze an, oft zum Nachtheil des deutschen Rechts. Auch sandte er einzelne Verordnungen nach Bologna und ließ sie in den Codex aufnehmen. Eine derselben (Authent. in Cod. IV. 13) enthält ein Privileg für die Schule zu Bologna, durch welches er die dorthin reisenden Scholaren in seinen Schutz nahm und ihnen einen besonderen Gerichtsstand bewilligte. Wie sehr er von der Idee der römischen Kaiserwürde durchdrungen war, erhellt daraus, daß er bei seinen Verhandlungen mit Saladin die von Crassus und Pompejus, „den Feldherrn seiner Vorfahren", eroberten Provinzen in Anspruch nahm.

Sein Enkel Friedrich II. verfuhr in demselben Sinn. Auch er ließ seine Gesetze unter die Constitutionen aufnehmen und ertheilte den Studirenden ausgedehnte Privilegien.

Ueberhaupt hatten die Scholaren und insbesondere die deutschen auf den italienischen Universitäten, namentlich in Bologna und Padua, viele Vorrechte[26]).

Von der Mitte des 14. Jahrhunderts an wurden auch in Deutschland Universitäten gegründet, die erste im Jahre 1348 zu Prag durch Karl IV., welcher selbst in Paris studirt hatte und die Rechtsgelehrten sehr begünstigte, insbesondere auch einen in den Adelstand erhob, so daß von da an die Gleichstellung der Doctores juris mit dem niederen Adel, der nobiles propter scientiam mit den nobiles ex genere begann.

Digitized by Google

Der Universität zu Prag folgten die zu Wien (1365), Heidelberg (1386), Köln (1388), Erfurt (1398), Würzburg (1402), Leipzig (1409) u. s. w.[27]).

Uebrigens war das Studium des römischen Rechts für die practische Rechtspflege in Deutschland vorerst bedeutungslos. Mochte auch Jeder, der von einer Rechtsschule zurückkehrte, gleichviel, ob er sie besucht hatte, weil es Modesache geworden war oder weil ihn wissenschaftlicher Drang getrieben hatte, ob er wirklich in den Geist des römischen Rechts eingedrungen war oder nicht, die Vorstellung mit nach Haus bringen, daß das römische Recht das vollkommenste, allein kennenswerthe Recht sei, die Idee hatte Niemand, daß man Recht studire, um Recht sprechen zu können. Das würde die bewußte Berechnung voraussetzen, die deutsche Grundanschauungen umzugestalten, daß das Recht im Volke ruhe, die Rechtsprechung nur ein Zeugniß über dieses im Volksbewußtsein begründete Recht sei und Männer aus dem Volke dieses Zeugniß auszustellen hätten. In die Rechtsprechung einzugreifen, an die Stelle der bisherigen Organe derselben, der Schöffen, sich selbst mit besserer Rechtskenntniß zu setzen, daran dachten die römisch Gebildeten nicht. Eben so wenig aber strebten sie danach, in die bestehen bleibenden Organe der Rechtsprechung einzutreten, d. h. Schöffe zu werden. Deren Amt bot weder an Ehren noch an Einkünften verlockende Aussichten. Außerdem vertrug sich dasselbe nicht mit der socialen Stellung derjenigen, welche eine Universität besucht hatten. Denn die hierzu erforderlichen nicht unbedeutenden Mittel konnten nur Söhne adliger oder großstädtischer Patricierfamilien aufwenden. Deren reeller Zweck bei dem Studium des römischen Rechts hatte eine ganz andere Richtung. Vor allen Dingen waren es, bis zum Schluß des 15. Jahrhunderts, vorzugsweise Theologen, welche dieses Studium — nicht seiner selbst willen, sondern als Grundlage des canonischen Rechts — betrieben. Wenn diese nachher auch häufig in weltlichen Stellungen, besonders in solchen, in denen die noch wenig verbreitete Schreibkunst erforderlich war,

Digitized by Google

fungirten, wie z. B. als Notarien, Gerichtsschreiber u. dgl., so war dies doch nur nebensächlicher Natur und ohne Einfluß auf die Rechtsgestaltung. Die Kenntniß des römischen Rechts verschaffte ihnen aber einflußreiche und einträgliche Kirchenämter und, da das kirchliche Gebiet von dem weltlichen nicht so scharf geschieden war, die Diener der Kirche von weltlichen Functionen nicht so streng ausgeschlossen waren, wie später, auch hohe weltliche Stellungen. — Auch denjenigen, welche nicht im Interesse des Kirchendienstes das römische Recht studirt hatten, standen die höchsten Beamtenstellen sowohl in kaiserlichen, als in landesherrlichen oder städtischen Diensten offen[28]).

In Folge solcher materiell günstigen Aussichten — abgesehen von dem sich auch vielfach regenden ideellen Interesse — steigerte sich der Zudrang zu den Universitäten. Leider hielt jedoch damit in den ersten Jahrhunderten nach Gründung der deutschen Universitäten die Förderung des Studiums der Rechtswissenschaft durch Verschulden der Lehrer wie der Lernenden nicht gleichen Schritt. Die Lehrer vergeudeten die Zeit mit rabulistischen Spitzfindigkeiten, Aeußerlichkeiten und Erörterungen von practisch bedeutungslosen Streitfragen. Allein zur Vorlesung über die Institutionen wurden öfter 5 bis 6 Jahre verwendet. Vorlesungen über deutsches Recht zu halten, daran dachte Niemand. Man war überhaupt geneigt, es nicht für ein Recht, sondern nur für Willkür zu halten. — Den Scholaren war unter solchen Umständen ein gründliches Studium außerordentlich erschwert. Zum größten Theil konnten sie die Zeit und die Mittel nicht aufwenden, welche erforderlich waren, um alle Vorlesungen bis zu Ende zu hören, und wenn sie es konnten, so war die Lehrmethode nicht geeignet, sie in den Geist des Rechts eindringen zu lassen. So bildete sich denn eine unendlich große Zahl Halbgelehrter, welche nur eine lückenhafte Kenntniß und unklare Begriffe von dem römischen Recht mit nach Haus brachten und keine Ansprüche auf einflußreiche Stellen erheben konnten, aber sich den Schein der Gelehr-

Digitized by Google

samkeit gaben und ihre Kenntnisse zu verwerthen suchten. Sie traten dann im öffentlichen Leben als Schreiber, Notare u. Rathgeber auf und gewannen beim Volke, welches ja die Tiefe der juristischen Bildung und die Richtigkeit der aufgestellten Behauptungen nicht prüfen konnte, ein gewisses Ansehen und einen für das deutsche Recht höchst unheilvollen Einfluß[29]).

Durch sie befördert fand das schriftliche Verfahren immer mehr Eingang. Anfangs wurden nur zur Hülfe des Gedächtnisses durch den Geschichtsschreiber Aufzeichnungen über den Gang der Verhandlung oder einzelne Acte derselben gemacht, später dictirten die Parteien oder ihre Vorsprecher dem Gerichtsschreiber ihre Erklärungen zum Gerichtsbuch und endlich reichten sie ihre Schriftsätze, häufig mit Citaten aus dem römischen Recht reichlich gespickt, als Anlagen zum Gerichtsbuch ein[30]).

Nun denke man sich dieser Verbreitung der Lehre des römischen Rechts gegenüber die Schöffengerichte. Auf der einen Seite sollten sie das Recht finden, wie es im Bewußtsein ihres Volkes ruhte und auf der andern Seite machte sich der von oben genährte und unangezweifelte Glauben geltend, daß ein ihnen unbekanntes Recht, schon durch sein Alter geheiligt und bewährt, das allgemeine Recht sei. Auf der einen Seite konnten sie bei dem Ausspruch von Rechtsgrundsätzen auf die Zustimmung ihrer Volksgenossen rechnen, auf der andern Seite wurde die Richtigkeit dieser Grundsätze von Personen bestritten, welche den Nimbus besserer Kenntnisse um sich verbreiteten. Früher wurden ihnen die Thatsachen klar und lebendig durch mündliche Rede vorgetragen, jetzt sollten sie dieselben aus weitläufigen Schriften voller Deductionen aus einem fremden Recht mit lateinischen Belegstellen entnehmen. Dazu kam, wie oben erwähnt, der bedeutende Umschwung der socialen Verhältnisse, der neue Rechtsgrundsätze nothwendig machte. Naturgemäß wären solche aus dem bestehenden Rechtszustand durch Fortbildung desselben zu schöpfen gewesen, was freilich den Schöffen, von der Wissenschaft und Gesetzgebung verlassen, isolirt in unzäh-

Digitized by Google

ligen Territorien, nicht möglich war. Statt dessen aber wollten die rechtsgelehrten Vertreter der Parteien Rechtsgrundsätze angewandt haben, welche im römischen Recht begründet waren, ohne Rücksicht darauf, ob sie den deutschen Zuständen entsprachen.

Das Alles mußte die Schöffen auf's Aeußerste verwirren und sie zu dem Bekenntniß bringen, daß sie in vielen Fällen das richtige Urtheil weder aus sich, noch aus einer Umfrage bei den Gerichtsangehörigen zu finden wüßten. Häufig waren sie dann nur blinde Werkzeuge in den Händen der halbgelehrten Gerichtsschreiber, die sie, wie Melanchthon in seiner oratio de legibus sagt, wie das liebe Vieh an der Nase herum führten[31]). Wollten sie sich aber diesen nicht preisgeben, so suchten sie sich auf andere ihrer Autorität eben auch nicht förderliche Weise zu helfen.

Ein gewöhnliches Mittel war, daß sie ein benachbartes Schöffencolleg um Rath fragten. Es war dies in der Regel dasselbe Gericht, welches auch zur Entscheidung im Falle des Urtheilsscheltens angerufen wurde und welches deshalb als Oberhof galt[32]).

Ein anderes Mittel war seit dem 13. Jahrhundert die Einholung des Gutachtens Rechtsgelehrter, s. g. Consilien, woraus später vom Schlusse des 16. Jahrhunderts an die Actenversendung an Juristenfacultäten sich entwickelte[33]).

Und ein drittes sehr gebräuchliches Mittel war die Verweisung an einen Schiedsrichter, der übrigens häufig auch direct von den Parteien angegangen wurde, ohne daß die Sache erst an das Schöffengericht gebracht worden war[34]).

Alle diese Auswege waren die deutlichsten Beweise dafür, daß die Schöffen nicht nur das nöthige Selbstvertrauen, sondern auch die Fähigkeit, schwierige Rechtsfragen zu entscheiden, verloren hatten und sich nicht mehr im Stande fühlten, ihre Aufgabe, als Vertreter des Volks selbst das Recht zu schöpfen, Zeugniß darüber abzulegen, was als Recht im Bewußtsein des Volkes ruhe, zu erfüllen.

Der erste Weg, die Befragung der Oberhöfe, war an und

Digitized by Google

für sich nicht von Nachtheil für das deutsche Recht, förderte vielmehr geradezu die Gemeinschaft des Rechts für größere Bezirke. Denn diese Aussprüche wurden gesammelt und auch späteren Urtheilen zu Grunde gelegt. Allein die Oberhöfe krankten an demselben Uebel, wie die niederen Schöffenstühle. Auch sie wußten aus den nämlichen Gründen wie diese das Recht nicht zu finden und wiesen häufig die Anfragen zurück oder gaben sie weiter an ihre Oberhöfe, bei denen wieder die gleichen Verhältnisse herrschten. Es war darum natürlich, daß diese Art, sich Kenntniß des Rechts zu verschaffen, nicht auf die Dauer bestehen konnte. Schon vom 16. Jahrhundert an hörte die Thätigkeit der Oberhöfe allmählich auf, zumal auch zu den in der Natur der Sache gelegenen Gründen noch ausdrückliche Verbote der Landesherren kamen[35]).

Das zweite Mittel, die Einholung von Consilien, später von Urtheilen der Juristenfacultäten, enthielt ein vollständiges Aufgeben der eigentlichen Functionen der Schöffen und ein Beugen unter die Herrschaft des römischen Rechts. — Die Consilien waren aber auch vielfach für das materielle Recht der Parteien von dem größten Nachtheil. Denn sie wurden häufig von einer der Parteien eingeholt, in deren Interesse erstattet und vorgelegt und ohne Berücksichtigung dieses Umstandes von den Schöffen, welche ihre Richtigkeit zu prüfen nicht im Stande waren, dem Urtheil zu Grunde gelegt.

Das dritte Mittel endlich, die Verweisung an einen Schiedsrichter, war das einfachste, um die Entscheidung verwickelter Sachen von der Hand zu weisen und wurde darum immer üblicher, je mehr die Schwierigkeiten der Findung des richtigen Urtheils wuchsen, also namentlich, je weiter sich die Kenntniß des römischen Rechts verbreitete und je häufiger sich auf dasselbe berufen wurde. Unter dem Schiedsrichter ist nun, ausgehend von dem Gedanken, daß die Gerichtshoheit dem Gerichtsherrn zustehe, dieser bzw. sein Beamter zu verstehen.

In den größeren Territorien hatten die Landesherren für ihre

Digitized by Google

Verwaltungsangelegenheiten Amtmänner (auch unter dem Namen Droste, Landvögte, Pfleger), für ihr Rechnungswesen Rentmeister (auch Kastner, Keller) und für die Gerichtspflege Schultheisen (auch Centgrafen, Vögte, Richter). In kleineren Gebieten fielen diese verschiedenen Functionen öfter in einer Person zusammen, ja für ganz kleine ließ die Herrschaft ihre Angelegenheiten durch Beamte eines benachbarten Gutsherrn besorgen und lieh sich mit dem Beamten auch wohl zugleich die Schöffen[36]).

Zu den Functionen der Beamten gehörte auch die Ausübung der Gerichtshoheit. Wenn auch der Natur der Sache nach zunächst der Schultheis und dann der Verwaltungsbeamte der dazu Berufene war, so hing es doch von den Umständen ab, ob der Vorsitzende und Leiter eines Gerichts Verwaltungsbeamter oder Rechnungsbeamter oder eigentlicher Gerichtsbeamter war. Gewöhnlich stand den größeren Gerichten der Amtmann, den mittleren der Rentmeister und den kleinen der Schultheis vor. Der Amtmann war der angesehenste Beamte, hatte einen höheren Rang und einen größeren Dienstbezirk und war dem Herkommen gemäß ein Adliger. Bürgerliche wurden erst zu Amtmännern bestellt, als das Ritterwesen seine Bedeutung verlor und für ihre Dienstobliegenheit Rechtskenntnisse erforderlich wurden. Die Rentmeister dagegen waren von Anfang an aus dem bürgerlichen Stand und schon frühe aus solchen, welche sich mit dem Studium des Rechts befaßt hatten, hervorgegangen. Deshalb kam es vielfach dahin, daß einerseits die gerichtlichen Functionen der Amtmänner und auch der Namen „Amtmann“ auf sie übertragen wurden und daß sie andererseits an die Stelle der Schultheisen traten oder wenigstens eine diesen vorgesetzte Stellung einnahmen. Aus demselben Grunde waren sie auch vorzugsweise geeignet, als Schiedsrichter zu fungiren, sei es, daß sie direct von den Parteien angerufen wurden oder daß die Schöffen die Parteien an sie verwiesen oder daß der Gerichtsherr sie mit der Entscheidung beauftragte.

Allmählig gewöhnten sich die Rechtsuchenden so daran, den

Digitized by Google

Beamten anzurufen, daß die Mitwirkung der Schöffen an der Rechtsprechung immer geringer wurde. Allein auch da, wo sie als Gericht unter Vorsitz des Beamten mitwirkten, brachte es doch das geistige Uebergewicht desselben und die wachsende Macht der Gerichtsherrschaft dahin, daß der altdeutsche Grundsatz, wonach nur das Volk bezw. seine Vertreter, die Schöffen, das Urtheil zu finden hatten, der Richter (im alten Sinne des Worts) aber sich nicht dabei betheiligen durfte, verschwand und der Beamte nicht nur an der Rechtsprechung Theil nahm, sondern die entscheidende Stimme dabei hatte. Es kam sogar bald dahin, daß es rein in seinem Belieben stand, ob er Schöffen zuziehen wollte oder nicht und ersteren Falls, wie viele. Die Vollgerichte waren schon früher im Laufe der Zeit außer Uebung gekommen.[37])

So entstand im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts der gelehrte Richterstand, nicht aus den Schöffengerichten, sondern neben ihnen und sie allmählig verdrängend. Es war dies eine Uebertragung der Gerichtsbarkeit auf die Verwaltungsbeamten. Erst im Laufe dieses Jahrhunderts hat man die Justiz von der Administration wieder getrennt. Aber als Zeichen ihres Ursprungs blieb in vielen Ländern und bezw. nach der neuen Gerichtsorganisation in ganz Deutschland für die unteren Justizbehörden die Bezeichnung als Justizamt, Gerichtsamt, Amtsgericht. Auch der Unterschied schwand mit der Zeit, daß die Beamten anfangs ihre Urtheile „von Amtswegen" erließen im Gegensatz zu den Urtheilen der Schöffen, welche „von Rechtswegen", das hieß ursprünglich „von Gerichtswegen", erlassen wurden.[38])

In analoger Weise wie dem Volksgericht nahm auch dem Hofgericht die Verwaltungsbehörde die Rechtspflege häufig aus der Hand. Die Hofgerichte waren, wie schon ihr Name besagt, zunächst zur Entscheidung der Lehnstreitigkeiten (Hof, curia, = Lehnhof) und der Streitigkeiten der Rittermäßigen und zum Hof gehörigen Personen bestimmt. Nach dem Aufkommen des Instituts der Appellation aber wurden sie als zweite Instanz den unteren

Digitized by Google

Gerichten vorgesetzt, vielfach veranlaßt durch den Particularismus der Landesherrn, welche nicht dulden wollten, daß Rechtsangelegenheiten ihrer Unterthanen an auswärtige Oberhöfe oder Universitäten zur Entscheidung gebracht würden.

Die Hofgerichte hatten jedoch nicht die Organisation der heutigen Gerichte zweiter Instanz. Sie waren vielmehr, der deutschen Anschauung huldigend, daß die Rechtsprechung von dem Volke auszugehen habe, gleichfalls Schöffengerichte, bei denen — dem weiteren Grundsatze gemäß, daß Jeder nur von Seinesgleichen Recht zu nehmen brauche — die Urtheiler, gewöhnlich 12, aus den Lehnsmannen, dem späteren niederen Adel, für jeden einzelnen Fall ausgewählt wurden. Sie waren also keine Gerichte mit ständigen Beisitzern und noch weniger waren sie immer versammelt, wurden vielmehr nur in selteneren Fällen je nach Erforderniß zusammen berufen. Von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an wurden zwar von vielen Landesherrn die Hofgerichte neu organisirt, ständige Beisitzer ernannt und zu solchen auch Rechtsgelehrte neben Nichtgelehrten bestellt. Aber auch danach traten sie nur zu gewissen Zeiten, gewöhnlich viermal im Jahr, zusammen. Die Verwaltungsbehörde, die Kanzlei, dagegen war, wie das ihre Hauptfunctionen mit sich brachten, eine ständige Behörde und immer zugänglich. Die Rechtsuchenden zogen es deshalb vor, sich an diese zu wenden und setzten so selbst, wie die niederen Schöffengerichte, so auch die Hofgerichte außer Thätigkeit.

Die Stelle des Dirigenten der Kanzlei, des Kanzlers, war nun, wie schon oben bemerkt, grade diejenige, welche überall zuerst mit römischrechtlich Gebildeten besetzt war, und das Bedürfniß veranlaßte häufig, daß auch noch gelehrte Räthe dabei angestellt waren.

Ausnahmsweise erhielten sich die Hofgerichte in Thätigkeit und wo dies der Fall war, zeigte es sich, daß die rechtsungelehrten Beisitzer neben den gelehrten mit der Zeit eine untergeordnete und

Digitized by Google

unbehagliche Rolle spielten und allmählig von diesen verdrängt wurden.[39])

Ebenso verhielt es sich mit dem Reichskammergericht. Nicht lange nach dem Regierungsantritt Maximilians I. wurde auf dem Reichstage zu Worms im Jahre 1495 in Verbindung mit dem daselbst beschlossenen allgemeinen ewigen Landfrieden dieses oberste Gericht für das ganze Reich eingesetzt und in § 1 bestimmt, daß von den 16 Urtheilern die Hälfte der Rechte gelehrt und gewürdigt, die andere Hälfte mindestens aus dem Ritterstande sein sollte. Allein schon durch die Kammergerichtsordnung von 1521 wurde dies dahin erläutert, daß die zweite Hälfte aus der Ritterschaft auch der Rechte gelehrt sein solle, freilich mit dem Zusatz: „sofern man die haben kan. So man aber der nicht genug bekommen möcht, die von der Ritterschaft, die sonst gerichtlicher Uebung erfahren und gebräuchig." Damit war das Princip, daß das römische und das einheimische Recht gleichmäßig vertreten sein solle, aufgegeben und dem ersteren ein entschiedenes, zur Unterdrückung des anderen führendes Uebergewicht eingeräumt.[40])

Endlich sind auch vielfach in größeren Städten die ordentlichen Gerichte, die Schöffengerichte, durch Besetzung mit Rechtsgelehrten in gelehrte Gerichte umgewandelt wurden. Es hatte dies seinen Grund einerseits in der erfolgreich behaupteten möglichst großen Unabhängigkeit von dem Kaiser oder dem Landesherrn und deren Beamten und andererseits in der höchst fühlbar hervortretenden Unzulänglichkeit rechtsungelehrter Schöffen.[41])

Von diesen drei Ausnahmen abgesehen wurden die zur Rechtsprechung berufenen Organe nicht durch Einführung des gelehrten Elements den Bedürfnissen der Zeit gemäß umgestaltet, sondern von den Verwaltungsbeamten bei Seite geschoben. Ob sich dies schneller oder langsamer vollzog, hing vorzugsweise davon ab, ob die Unfähigkeit der Schöffen zur Erfüllung ihres Berufs früher oder später zu Tage trat, sowie davon, ob die Landesherrn und ihre Beamten eine größere oder geringere Macht zu entfalten im

Digitized by Google

Stande waren. Darum wurde die gerichtliche Thätigkeit der Schöffen früher bei den Gerichten auf dem Lande als bei denen in Städten und bei kleineren Städten früher als bei größeren eingeschränkt und zuletzt beseitigt.

Dagegen existirten die Schöffen auch nach ihrer vollständigen Enthebung von aller Civilrechtspflege und zwar unter dem Namen „Gerichte" noch lange fort, an den meisten Orten bis in dieses Jahrhundert hinein. Allein sie hatten nur geringere Strafsachen abzuurtheilen, die s. g. Rügesachen, zu denen aber auch Injuriensachen und nachbarliche Grenz- und Baustreitigkeiten gerechnet wurden. Es war dies der letzte Rest des ungebotenen Dings. Die Verpflichtung aller Insassen des Gerichtsbezirks, dabei zu erscheinen und bei Geldstrafe jeden Frevel, von dem sie Kenntniß erlangt, zur Anzeige zu bringen, war freilich weggefallen, bzw. auf besondere Beamte (Forst- und Feldhüter u. s. w.) übergegangen. Auch dieser Rest der früheren Funktionen verlieh den Schöffen neben materiellen Vortheilen Ansehen und Ehrenrechte. So genossen sie z. B. Freiheit von Frohnden, hatten besondere Kirchenstühle, trugen eine auszeichnende Kleidung (schwarze Mäntel) u. dgl.[42])

Nach und nach wurden sie indessen auch hier durch das Amt verdrängt. Zunächst wurde es dabei belassen, daß die Rügegerichte zu den hergebrachten Zeiten an der alten Malstätte mit den Schöffen als Urtheilern abgehalten wurden, aber der Beamte übernahm den Vorsitz und drückte den Schultheisen in die Stelle eines ersten Schöffen zurück. Dann wurde auch die Verhandlung der Rügesachen an den Amtssitz verlegt und endlich die Mitwirkung der Schöffen ganz beseitigt oder wenigstens ihre Zahl sehr, etwa bis auf zwei, beschränkt.[43]).

So ist die Schöpfung Karl's des Großen nach tausendjährigem Bestande auch in ihren letzten Resten in Verfall gerathen und trotzdem scheint ihre Lebenskraft noch nicht gebrochen. Die neue Justizgesetzgebung hat sie wieder angefacht. Die Zukunft

Digitized by Google

wird lehren, ob es ein Erwachen aus dem Schlafe zu neuer ersprießlicher Thätigkeit oder nur Folge der Induction eines galvanischen Stromes ist.

Indessen hängt die Frage nach der Reception des römischen Rechts nicht mit der Dauer der Existenz der Schöffen überhaupt zusammen, noch mit ihrer Beseitigung von der Mitwirkung bei der Civilrechtspflege, welche im Allgemeinen erst während des dreißigjährigen Krieges stattfand, vielmehr wird sie nur bedingt durch das Eintreten der rechtsgelehrten Beamten in die Rechtsprechung, gleichviel ob dieselben allein oder mit Zuziehung der Schöffen urtheilten. Denn sie wandten das römische Recht als geltendes Recht an und in dieser thatsächlichen Ausübung liegt eben die Reception. Sie ist das großartigste Beispiel von der Entstehung eines Rechtes in einem Volke nicht durch die gesetzgebende Gewalt, sondern durch Gewohnheit. Darum kann man auch nicht von einem bestimmten Zeitpunkt sprechen, zu welchem die Reception erfolgt sei. Eine große Summe zeitlich und örtlich getrennter Facta war erforderlich, ehe man sagen konnte, es hat eine Rechtsanschauung von solch' umwälzender Wirkung durch praktische Ausübung allgemeine Geltung erlangt. Wohl hundert Jahre, die zweite Hälfte des 15. und die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts, gingen darüber hin, bis die Reception überall in Deutschland als eine unbestreitbare Thatsache feststand. In Süddeutschland war sie früher vollendet, als in Norddeutschland. Süddeutschland hatte länger unter römischer Herrschaft gestanden, es hatte engere Beziehungen zu Italien, woselbst das römische Recht stets gelehrt und geübt worden war, und hatte die ersten deutschen Universitäten. In Norddeutschland dagegen hatte ein nationales Rechtsbewußtsein sich erhalten und durch den Sachsenspiegel, der in weiten Kreisen als Gesetz galt, eine kräftige Stütze gefunden[44]).

Mit dem Eindringen des gelehrten Richterstandes in die Rechtspflege war es naturgemäß verbunden, daß nun auch — vom Ende des 15. Jahrhunderts an — das römische Recht behufs Anwen-

Digitized by Google

bung in der Praxis der weltlichen Gerichte auf den Universitäten gelehrt wurde und daß von da an der Zudrang zum Studium desselben immer mehr zunahm. Seinen Höhepunkt erreichte er in den letzten drei oder vier Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts.

Allein Niemand hatte dabei die Idee, daß das römische Recht ein fremdes Recht sei. Grade zur Zeit seiner Aufnahme blühten die humanistischen Schulen. Die Strömung der Zeit ging dahin, die literarischen Schätze des alten Griechenlands und Roms nach Deutschland zu verpflanzen, ohne daß man darin einen Verstoß gegen die Nationalität erblickte. Ein gleiches Bestreben bezüglich des römischen Rechts hatte darum nichts Auffallendes, vielmehr befanden sich Humanisten und römisch gebildete Juristen in vollster Harmonie.

Sodann brachte die Idee, daß das deutsche Kaiserreich eine Fortsetzung des römischen Kaiserreichs sei, es als eine natürliche Folge mit sich, auch das von den römischen Kaisern ausgegangene Recht für noch gültig anzusehen. Es galt für das Kaiserrecht, das Recht, welches überall anzuwenden sei, wo nicht das Landrecht entgegenstand. Dem particularistischen Sinn des Volkes war es nicht fremder als ein in irgend einem Theile Deutschlands einheimisches Recht. Wie die Schöffen von jeher, wenn die Gewohnheiten ihres Bezirks zur Entscheidung eines Falles nicht ausreichten, bei benachbarten Gerichten anfragten und deren Recht acceptirten, so fand es auch an sich keinen Widerspruch, wenn in gleicher Verlegenheit die Entscheidung aus dem römischen Recht genommen wurde. Man nahm eben das Recht, wo man es fand und war froh, wenn man es nur überhaupt fand[45]).

Endlich konnte das römische Recht auch schon deshalb nicht als fremdes gelten, weil es von jeher in ganz Deutschland an den geistlichen Gerichten angewendet worden war und sich große Sympathien erworben hatte. Freilich war es hier den praktischen Bedürfnissen entsprechend fortgebildet worden; allein das blieb außer Berechnung.

Digitized by Google

Allerdings fand auch die Einführung des römischen Rechts aus naheliegenden Gründen vielfach Opposition. Schon weil es etwas Neues war, widerstrebte es dem Charakter des gemeinen Mannes, der von Natur aus conservativ und mißtrauisch gegen alles Neue ist. Es brachte ihm aber auch materielle Nachtheile. Weil es ihm selbst in vielen Stücken unverständlich war, sah er sich oft genöthigt, seine Rechtsangelegenheiten einem fremden Vertreter anzuvertrauen und dazu Kosten aufzuwenden, und noch schlimmer war, daß er sich in seinem Rechtsbewußtsein schwer gekränkt finden mußte, wenn ihm das, was er nach den seitherigen Anschauungen mit vollem Fug für sein gutes Recht gehalten hatte, auf Grund neuer Rechtssätze, deren Richtigkeit er nicht begreifen konnte, abgesprochen wurde. Allein im großen Ganzen fügte sich das Volk, da es überdies das Vertrauen zu den Schöffen verloren, hinein, Recht nach einem ihm unbekannten Gesetz von Personen zu nehmen, zu denen es Vertrauen hatte.

Energischere Opposition ging aus von den Ständen in Baiern und Würtemberg schon seit der Mitte des 14. Jahrhunderts, und sie erlangten auch auf verschiedenen Landtagen willfährige Zusagen. Das Hauptmotiv hierbei war aber nicht Widerwille gegen das fremde Recht, sondern die Befürchtung, durch das Eindringen fremder Rechtsgelehrten in ihren ständischen Interessen geschädigt zu werden.

Am entschiedensten endlich wurde die Beseitigung der Doctoren im Bauernkrieg verlangt, namentlich vermittelst der s. g. Reformation Friedrich's III., einer erst im Anfang des 16. Jahrhunderts in der Form einer angeblich von Kaiser Friedrich III. im Jahre 1441 erlassenen Verordnung abgefaßten Urkunde. Allein auch diese Angriffe waren theils gegen wirkliche Mißbräuche halbgelehrter und eigennütziger Schreiber gerichtet, theils aus socialdemokratischen Ansichten hervorgegangen[46]).

Nach dem vorher Bemerkten waren es also keineswegs die Gelehrten, welche dem deutschen Volke wider dessen Willen das

Digitized by Google

römische Recht aufgedrungen haben, vielmehr hat das Volk selbst den wesentlichsten Schritt zur Aufnahme desselben gethan, indem es sich zur Entscheidung seiner Rechtsfälle nicht mehr an die Schöffen, sondern an die römisch gebildeten Beamten wandte oder indem die Schöffen die Rechtsuchenden an die Beamten verwiesen.

Die Landesherren haben alsdann das vollführt, was vor Allem Aufgabe einer starken Reichsgewalt gewesen wäre, an Stelle der ihrer Aufgabe nicht mehr gewachsenen Schöffen gelehrte Beamte bestellt, denen sie auch dann, wenn dieselben nicht direct von den Parteien angegangen wurden, die Rechtsprechung übertrugen. Das deutsche Königthum dagegen (sagt Sohm mit Recht) hat, dem Traume der römischen Kaiserkrone nachjagend, auch in der Sorge für Fortbildung des Rechts seine Pflicht versäumt[47]).

Nur in der politischen Zersplitterung Deutschlands, nicht in der Mangelhaftigkeit des deutschen Rechts liegt der nächste Grund der Reception des römischen Rechts. Der Mangel einer einheitlichen Gerichtsorganisation und eines gegliederten Beamtenthums unter einer starken Staatsgewalt ließ keine gleichmäßige Rechtsentwickelung durch die Praxis, keine deutsche Rechtswissenschaft und keine einheitliche gesetzgeberische Thätigkeit aufkommen, und so griff man nothgedrungen zu dem Rechte, welches einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht, eine tiefe wissenschaftliche Behandlung erfahren, sich überall ein großes Ansehen erworben hatte und den Beamten bekannt war[48]). Wären jene Grundelemente vorhanden gewesen, dann würde nicht ein fremdes Recht recipirt, sondern das einheimische Recht mit — vielleicht ausgiebiger — Benutzung des fremden fortgebildet worden sein. Dafür sprechen wenigstens die Beispiele Italiens, Frankreichs und Englands, wo diese Voraussetzungen vorhanden waren und jener Erfolg eingetreten ist.

So aber war nicht nur die Fortbildung der deutschen Rechtsinstitute gehemmt, sondern ihre Existenz selbst stets bedroht. Zwar war es anerkannter Grundsatz, daß das römische Recht nur in

Digitized by Google

subsidium, da anzuwenden sei, wo landesrechtliche Bestimmungen fehlten, und dieser Grundsatz, richtig durchgeführt, hätte allerdings manche Inconsequenzen im Gefolge gehabt, jedoch im Ganzen nur zum Heile gereichen können und nirgends Widerspruch gefunden. Allein das Landrecht hatte in diesem Kampfe mit dem römischen Recht eine zu ungünstige Position. Denn Diejenigen, welche entscheiden sollten, welches von beiden in den einzelnen Streitfällen den Sieg habe, waren für das römische Recht voreingenommen. Dem deutschen Recht, dessen Grundideen kennen zu lernen sie nicht der Mühe werth erachteten, gestanden sie keine Gleichberechtigung, sondern nur die Kraft eines Gewohnheitsrechtes zu, welches das römische Recht modificirt und in einzelnen Lehren außer Uebung gesetzt habe. Sie verkehrten also geradezu das wirkliche Sachverhältniß, wonach doch das deutsche Recht das ursprüngliche war und das römische nur durch Gewohnheit Geltung erlangt hatte[49]). Widerwillig ließ man das, was von deutschem Recht im Volke zu fest wurzelte und nicht auszurotten war, als bloße Irregularität zu und erfand die beliebte Unterscheidung zwischen guten und vernünftigen und bösen und unvernünftigen Gewohnheiten. Zu letzteren zählte man willkürlich Institute, welche nicht in das römische Rechtssystem paßten und verwarf sie ohne Weiteres oder verlangte wenigstens Beweis ihrer Geltung, der dann immer mit Schwierigkeiten verknüpft war und häufig nicht erbracht wurde, wenn gleich die Richtigkeit des betr. Rechtssatzes dem Bewußtsein des Volks nicht zweifelhaft war. In der gezwungensten Weise wandte man das römische Recht auf Verhältnisse an, für welche es nicht bestimmt war, und leistete das Erstaunlichste im Auffinden von Analogien auf Fälle, welche mit den im Gesetze vorgesehenen auch nicht die mindeste Aehnlichkeit hatten.

Wie weit man in der Geringschätzung des deutschen Rechts und der Vergötterung des römischen Rechts ging, zeigt z. B. eine Stelle in der Vorrede zur Uebersetzung der Institutionen von Fuchs-

Digitized by Google

berger (1535), wo die Ansicht ausgesprochen ist, wenn man zum alten deutschen Recht zurückkehrte, würde wieder die erste viehische Wildheit hervorbrechen, darin die Menschen einsam in den Wäldern sich mit Eicheln speis'ten, ein jeder Stärkere den Schwächeren bezwang. Ein anderer Rechtsgelehrter, Vigelius (1529—1600), prophezeite, das deutsche Reich werde ein Raub der Türken und dem muhamedanischen Recht unterworfen werden, wenn man sich vom römischen Recht lossage. Eben so schwarz sah Melanchthon, wenn er sich auch nicht so stark ausdrückte, wie die vorher Genannten. In seiner oratio de dignitate legum erklärte er, ihn schaudere bei dem Gedanken, welche Verwirrung, Barbarei und Tyrannei einreißen würde, wenn Deutschland einmal das corpus juris verlieren sollte.

Auch die Particulargesetzgebungen des 16. Jahrhunderts gingen von gleichen Anschauungen über die Bedeutung des deutschen Rechts aus, wie die Rechtslehrer und die rechtsgelehrten Richter. Sie erkannten zwar im Princip die subsidiäre Natur des durch die Praxis schon recipirten römischen Rechts an. Allein unter dem Titel der Subsidiarität wurden bald mehr bald weniger deutsche Rechtsinstitute verdrängt und durch römische ersetzt. Vielseitige Opposition dagegen half nichts. So protestirte die Stadt Freiberg in Sachsen im Jahre 1573 gegen Einführung der constitutiones Saxonicae, weil dieselben mit ihrem Stadtrecht vielfach in Widerspruch ständen. Allein vergebens. Der kurfürstliche Rath Dr. Cracow, der zu den wohlmeinendsten und gebildetsten Männern seiner Zeit gehörte, erklärte, das Freiberger Recht enthalte grobe, viehische, unmenschliche, unbillige Rechte, so auch wider die Natur seien; es wäre wider der wilden Thiere Recht, selbst die Katzen thäten solches nicht[50]).

So war denn allerdings — abgesehen von den vereinzelten Reichsgesetzen — ein gemeines Recht für ganz Deutschland entstanden. Aber ein einheitliches Recht war damit nicht geschaffen. Keine gemeinsame Gesetzgebung regelte das Verhältniß des römi-

Digitized by Google

schen Rechts zum deutschen nach gleichmäßigen Principien, die Praxis vollends wußte sich in dem Wirrwarr, der durch die Vermischung von einheimischem und fremdem Recht entstanden war, nicht zurecht zu finden und die wissenschaftliche Behandlung, welche das römische Recht allerdings erfuhr, wurde einestheils ohne Vergleichung mit dem deutschen Recht und ohne Anerkennung der Gleichberechtigung desselben vorgenommen und beschränkte sich anderntheils vorzugsweise auf Untersuchung und Entscheidung von Controversen. Das Volk verlor hierdurch das Interesse an einem seiner heiligsten Güter. Das Recht, welches es verstand, wurde nicht anerkannt und dasjenige, welches angewandt wurde, verstand es nicht. Zwei Jahrhunderte lang hat es unter diesen Zuständen schwer gelitten. Erst allmählig hat sich die Wissenschaft von der Tyrannei des römischen Rechts losgerungen. Sie hat den Geist desselben in sich aufgenommen, aber auf den gegebenen realen Grundlagen weiter gebaut. Sie hat die nur mit den nationalen Institutionen des römischen Rechts zusammen hängenden, in die neuere Zeit aber nicht mehr passenden Lehren über Bord geworfen und nur das beibehalten, was sich mit den nationalen Eigenthümlichkeiten des deutschen Volkes verträgt oder durch die lange Anwendung der betreffenden Rechtssätze und ihre Zweckmäßigkeit ein Bedürfniß oder, wenn man will, national geworden ist, den Kampf mit urdeutschen Principien aber als ungerecht vollständig aufgegeben.

Möge sich das Axiom, daß das Recht sich aus dem Volke heraus entwickelt, auch in der Richtung bewähren, daß das deutsche Volk nunmehr nach seiner politischen Einigung auch ein gemeinsames Recht erhalte und gemeinsam an dessen stetiger Fortbildung Theil nehme.

Digitized by Google

Anmerkungen.

Selbstverständlich kann ein in den Rahmen dieser Sammlung passender Vortrag die Lehre von der Reception nicht erschöpfen. Man verweist deßhalb bezüglich des Näheren auf die nachfolgenden Belegstellen.

1) Schäffner, d. r. R. in Deutschl. S. 17. Dagegen Sohm in Grünhut's Zeitschr. I (1874) S. 246 ff.

2) Stobbe, Gesch. d. deutschen Rechtsqu. I. S. 611, 624, 633 ff. Derf. in d. krit. Vierteljahrsschr. XI. S. 18 ff. (Kritik von Schmidt's Rec.). Dagegen Franklin, Beitr. z. Gesch. d. Rec. S. 120.

3) C. A. Schmidt, d. Rec. d. r. R. § 9—11.

4) Brinz, Pand. I. S. 2 f.

5) Savigny, Beruf unf. Zeit f. Gesetzg. S. 8 ff. Derf. in der Zeitschr. f. gesch. Rechtsw. I. S. 6.

6) Ihering, Geist d. r. R. S. 7—9.

7) Planck, d. deutsche Gerichtsverf. im Mittelalter I. S. 256, 283, 297, 311 ff.

8) Die Benennung bestimmter Abtheilungen nach runden Zahlen findet man allgemein bei Völkern in ihrer Entwickelungsepoche.

Waitz, Verf.-Gesch. I. S. 147 f., 154 ff. Thudichum, Gau- und Markverfassung S. 32 f.

Ad „Tacitus" Waitz l. c. I. S. 220 ff., 239, 246, 317.

9) Gau, Cent, Graf. Sohm, Altdeutsche Reichs- und Gerichtsverf. S. 295, 330, 74 ff., 146—181.

Siegel, Gesch. d. d. Gerichtsverf. S. 96—101. Thudichum, l. c. S. 3—27, 45—48, 80. Grimm, Rechtsalt. S. 752—754. Waitz l. c. I. 248, II. 362 bis 380, 460, 467—484, IV. 312, VII. 24—27. Savigny, Gesch. d. r. R. I. c. 4. § 79, 80.

10) Gerichtsfrist. Sohm l. c. 392. Waitz l. c. IV. 309.

11) Dauer des Gerichts. Sohm l. c. 363. A. M. Thudichum l. c. 62 f. Siegel l. c. 104. Waitz l. c. I. 321, II. 490. Anders dagegen VIII. 52. Grimm l. c. 813.

12) Ungebotenes und gebotenes Gericht. Sohm l. c. 360—372, 419—443. Thudichum l. c. 53—61, 77—80. Grimm l. c. 763, 791—828, 839 f. Waitz l. c. I. 322—325, II. 460 ff., 486, VIII. 47—50, 54.

Digitized by Google

13) Centenar, Schultheis, Sacebaro. Sohm l. c. 84—97, 213 bis 272, 409—418. Waitz l. c. I. 334 f., II. 317—330, 350—355, 467—479, III. 332—335, 342, IV. 315 ff, VII. 36 f., 317—320, VIII. 75—77. Planck l. c. 91—94.

A. M. über die Functionen der Sachibaronen und Ableitung von »baro« = vir und „sagen", Grimm l. c. S. 783 f., Endemann de scabinis S. 3 Savigny Gesch. d. d. r. R. I. c. 4 § 78, 81, 84, 85.

14) Dingpflicht. Sohm l. c. 333—359. Planck l. c. 51—86, 145. Waitz l. c. I. 333, II. 463 f.

15) Rachimburgen. Sohm l. c. 102, 106. Grimm l. c. 293—295, 774 f. Waitz l. c. I. 333, II. 36, 213, 464 f., 485, IV. 325 f Endemann l. c. 9—18. Savigny l. c. I. c. 4 § 61, 62.

16) Schöffen. Sohm l. c. 374—390. Stölzel, die Entwicklung d. gelehrten Richterthums 137, 235 f. Planck l. c. 98—111. Thudichum l. c. 96—103. Endemann S. 18 ff. Grimm l. c. 775 ff. Waitz l. c. IV. 307 bis 341, VIII. 56—60. Savigny l. c. I. c. 4, § 53, 68—77.

17) Folgen des Urtheils und Widersprechen. Planck l. c. 170, 262—268. Grimm l. c. 770, 864.

18) Urtheilschelten. Planck l. c. 104, 268—300. Grimm l. c. 778, 791 f., 865 f., 151. Sohm l. c. 130, 374. Siegel l. c. 147—152. Kries, der Beweis im Strafproc. d. Mittelalt. S. 25, 33 f.

Thomas, Oberhof zu Frankf., Vorr. v. J. Grimm VIII. ff., S. 6 ff. Waitz l. c. II. 493.

19) Zersplitterung der Gerichte. Sohm l. c. 208—211. Stölzel l. c. 26 f. Thudichum l. c. 28 f., 86 f.

Einkünfte. Planck l. c. 138 ff., Waitz l. c. II. 589, 628 f., 642 f., VII. 27—33.

20) Particularistischer Sinn. Stölzel l. c. 38. Sybel's histor. Zeitschr., Recension des Stölzel'schen Buchs von Stintzing, Bd. 29, S. 411.

21) Rechtsbücher. Stobbe l. c. (s. 2)), I. 269 ff., II. 1 ff.

22) Fülle des Deutschen Rechts. Sohm in Grünhut's Zeitschr. I. 246 ff. Stobbe l. c. I. 611. Franklin l. c. (s. 2)), 120, 122.

23) Das römische Recht vor den Glossatoren. Savigny l. c. I. c. 6, II. c. 11—14 i. sp. § 93, 94, c. 15, III. c. 18 § 35, IV. c. 26. Stintzing, Gesch. d. popul. Liter. 2c. S. 90. Moddermann, D. Rec. d. r. R., übersetzt v. Schulz S. 14 ff. Stobbe l. c. I. 625.

24) Irnerius. Savigny l. c. IV. c. 27.

25) Florentina. Savigny l. c. III. § 35—37, 164. Hugo, Gesch. d. r. R. seit Justinian S. 81, 88.

26) Italienische Universitäten. Stobbe l. c. I. 609 ff., 464 f.

Digitized by Google

II. 9 ff. Stölzel l. c. 51 ff. Savigny l. c. III. § 60 ff., i. sp. 63 f., 76. Franklin l. c. 124. Hugo l. c. 114, 118, 124.

27) Deutsche Universitäten und Doctores juris. Stobbe l. c. I. 623, 633, II. 44—63 Stölzel l. c. 79—111. Franklin l. c. 169. Rodbermann l. c. 37 ff. Muther, Aus dem Univers.- und Gelehrtenleben ꝛc. 9 Vorträge.

28) Studium der Jurisprudenz. Stobbe l. c. I. 625 ff., II. 16, 44—63. Stölzel l. c. 34 f., 44. Stintzing l. c. XX. Franklin l. c. 126.

29) Halbgelehrte. Stobbe l. c. II. 31. Stintzing l. c. XXII, XXVII.

30) Stölzel l. c. 175—186.

31) Sybel's Zeitschr. Bd. 29, S. 415.

32) Oberhöfe. Stölzel l. c. 203 — 219. Sybel's Zeitschr. Bd. 29, S. 419. Stobbe l. c. I. 278, II. 74, 80 f. Stobbe in d. Krit. Vierteljahrschrift XI. 22 f. Grimm l. c. 834—837. Thomas l. c. (s. [18])) S. 4 f., 53—56. Thudichum, Rechtsgesch. d. Wetterau I. 33.

33) Consilien. Actenversendung. Stölzel l. c. 187 — 203, 219 bis 231. Stobbe l. c. II. 75—80.

34) Schiedsrichter. Planck l. c. 333 ff. Muther, Zur Gesch. der Rechtswiss. u. der Univ. Gesamm. Aufsätze, 1876, S. 131, auch in Zeitschr. f. Rechtsgesch. IV. 380—445. (Rec. v. Stobbe, Rechtsqu.) Grimm l. c. 838 f.

35) Z. B. Solmser Landesordn. v. 1571 I. 32 §. 5.

36) Beamte. Stölzel l. c. 142 — 165, 549. Sybel's hist. Zeitschr. Bd. 29, S. 413 f.

37) Absterben der Vollgerichte. Stobbe l. c. II. 109. Sohm in Grünhut's Zeitschr. I. 254. Endemann l. c 37 f. Thudichum, Wetterau I. 32.

38) Uebergang der Justiz an die Verwaltung. Stölzel l. c. 142—165, 236 ff., 332 ff. Sohm in Grünhut's Zeitschr. I. 256 f. Thudichum l. c. 39.

39) Hofgerichte. Stölzel l. c. 247 — 273, 399 f. Sybel's Zeitschr. Bd. 29, S. 420 f. Muther l. c. 139 f.

40) Reichskammergericht. Stobbe l. c. II. 84 f. Muther l. c. 132, 141 ff. Stölzel l. c. 392—398. Thudichum l. c. 34.

41) Städtische Gerichte. Stölzel l. c. 276—314.

42) Materielle Ehrenrechte der Schöffen. Stölzel l. c. 365 f. Sybel's Zeitschr. Bd. 29, S. 415. Grimm l. c. 764. Ausschreiben der Reg. zu Darmstadt v. 27. April 1811 in Eigenbrod's Samml. d. Verordn. I. 179 f.

43) Rügegerichte. Stölzel l. c. 364—385. Sybel's Zeitschr. Bd. 29 S. 422. Planck l. c. I. 58 f. Thudichum, Wetterau I. 38 f., 340, 152 f.

44) Vollzug der Reception. Stobbe l. c. I. 272, 362, 646; II. 4—7. Stölzel l. c. 315 ff. 361. Franklin l. c. 107, 127.

Digitized by Google

45) Kaiserrecht. Stölzel l. c. 39. Sybel's Zeitschr. Bd. 29 S. 409. Stintzing l. c. XVIII. Stobbe l. c. I. 277, 612 ff., 639 f.; II. 7. Franklin l. c. 123 f., 127—133. Thomas, Oberhof, Vorrede S. XI.

46) Opposition. Stintzing l. c. XXIII ff. Stobbe l. c. II. 50 ff. Muther l. c. 69 ff. Franklin l. c. 19—26, 29 f., 121.

47) Ohnmacht der Kaiser. Stölzel l. c. 24, 331, 319. Sohm l. c. 543. Grünhut's Zeitschr. I. 251, 260.

48) Politische Zersplitterung Deutschlands. Mobdermann resp. Schulz l. c. (s. 23)) 54—59, 68. Stobbe l. c. I. 552 ff.; II. 39 ff. Sybel's Zeitschr. Bd. 29 S. 409. Franklin l. c. 27.

49) cf. z. B. das Publ. Patent zur Solmser L.O. v. 1571.

50) Geringschätzung des deutschen Rechts. Stobbe l. c. I. 650 f.; II. 81, 110 ff., 226. Muther l. c. (s. 34)) 34, 141 ff. Savigny, Beruf 162.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (E. Feicht) in Berlin.

Digitized by Google

Biblische und profane Wunderthäter.

Von

Amort dem Jüngeren.

Johann Nepomuk Sepp

Berlin SW. 1880.

Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Digitized by Google

„Viele Wunder giebt es, doch das größte Wunder ist der Mensch". Diesen Ausspruch that kein geringerer als Sophokles Antig. 334. Der Mensch ist sich selber ein Räthsel und kann auch ohne Glauben an Wunder nicht leben. Wie fühlt er sich von Anfang schwach im Kampf mit der Natur! eine höhere Hand muß ihn aufrichten; er ist dankbar für die gewordene Hülfe, der erbarmende Gott ist sein Retter, die Vorsehung waltet. Aber auch Sterbliche steigern ihre Kräfte, um helfend und heilend einzugreifen. Der Wunderglaube erheischt Aufhebung der Naturgesetze zum Vortheil einzelner oder einer größeren Gesammtheit. Jedoch auch Strafwunder begeben sich, denn Gott läßt seiner nicht spotten und er ruft seine Werkzeuge, das zeitliche Gericht zu vollziehen. Er straft aber nicht bloß aus Rache oder zur Sühne der Gerechtigkeit, sondern um zu bessern. Dabei kommt allerdings der Standpunkt zur Geltung, daß der Landesgott für sein Volk gegen die anderen Menschen Partei nimmt, und diesen nach dem Wunsche seiner Anbeter das möglichste Leid zufügt, wenn er sie am Ende nicht gar vernichtet.

Es war längst an der Zeit, eine Zusammenstellung der Wunderberichte zu treffen! Daß es nicht geschehen, hat wohl seinen Grund in der Besorgniß, Moses und den Propheten zu nahe zu treten. In der That reicht an sie kein Menschenkind hinan, da sie unbedingt sogar die Elemente beherrschen? Was geht über die zehn Plagen Aegyptens, welche der hebräische Gesetzgeber über Land und Volk verhängt! Sein Stab wirkt wie der Arm

Digitized by Google

des Herrn, der über den Wolken thront. Es gehört bereits zu unserer ersten Lektüre in der Kindheit, daß der weder sünd- noch irrthumlose jüdische Gesetzgeber gleich dem Allmächtigen geschaltet und gewaltet, die Natur umkehrte und z. B. den Nil in einen Blutstrom verwandelte, ungefähr wie er nach einem Papyrus eine Zeit lang ganz voll Honig geflossen — was dem Leben des Volkes keinen Eintrag that? Der Sterbliche sehnt sich über die engen Grenzen seines Machtgebietes hinaus und möchte auch einmal unsern Herrgott spielen. Die Künstler fanden darin zur Abwechslung mit den klassischen Mythen eine reiche Bilderfolge und ihre anschaulichen Darstellungen gehen förmlich in's Volksbewußtsein über. Entsetzlich ist es freilich, daß diese Schreckensthaten Mosis in Aegypten eine Hauptstütze für den Aberglauben an wettermachende Zauberer und Hexen abgeben mußten und so unmenschliche Folgen gehabt. Die Scheiterhaufen hätten nicht so viele Opfer verschlungen, daß die Christenheit im Mittelalter, Juristen wie Theologen, vor Heiden, Juden und Muslimen erröthen muß, wären nicht die Vorstellungen gerade aus der Bibel den Leuten in's Gehirn gedrungen, um Groß und Klein zu verwirren. Der rasende Fortschritt, den unser Volk im Religionsleben machte, besteht dem heidnischen Alterthum gegenüber darin, daß wir die Macht des Allerhöchsten einem gleich uns sterblichen Menschenkinde zuschreiben.

Was sagen wir! Der Weltumzug des „zweigehörnten" Dhulkarnain oder arabischen Dionysos verschwimmt nicht bloß mit dem Eroberungszug Alexanders, sondern ist schon in die Schilderung des Wüstenzuges der Israeliten dichterisch mit verflochten. Sind doch bekanntlich beide Hörner als Symbole der Kraft gleichfalls auf Moses übergegangen; beide führen ihr Gefolge trockenen Fußes durch das Rothe Meer. Josephus Antiq. II. 16, 5, vergleicht diesen Bericht mit dem wunderbaren Durchgang Alexanders durch das Pamphylische Meer, wovon auch Kallisthenes schreibt. Natürlich ist es der sagenhafte Alexander Dhulkarnain, der wie der Gott von Nysa auch Quellen aus dem Felsen erweckt, und

Digitized by Google

Moses soll dieß sogar an einer Stelle thun, wo im Texte schon vorher Ueberfluß an Wasser ist?

Welche Isabellenfarbe und welch' übernatürlichen Geruch mögen die Kleider der Israeliten an sich gehabt haben, wenn es richtig ist, daß sie die ganzen vierzig Jahre in der Wüste nicht geschliffen, so wenig als in der langen Zeit die Schuhe gerissen? (Deuteron. XXIX, 5). Justin, der älteste Kirchenvater, noch dazu aus Sichem gebürtig, bekräftigt gegenüber dem Juden Trypho sogar: das Gewand sei mit den Kindern Israel gewachsen, bis sie groß geworden; und Hieronymus, von welchem wir diese Nachgiebigkeit gegen rabbinischen Aberglauben kaum erwarten, fügt Ep. 38 bei: auch Bart und Nägel hätten sich diese Lieblinge Gottes nicht zu schneiden gebraucht! Dieß geht doch gegen den Mann! Das äthiopische Adambuch beschränkt solch ein Privilegium wenigstens auf Vater Noah, dessen Kleider und Schuhe nie morsch und mürbe geworden, so daß er sie auch in der Arche nicht zu wechseln brauchte, und da sein Alter auf 940 Jahre sich belief, hat er jedenfalls unter allen Menschenkindern dem Schneider und Schuster am wenigsten zu lösen gegeben.

So offenbare Apokryphen für Gottes Wort zu deuten und auszubeuten ist nicht erlaubt! Maimonides und Aben Esra haben längst dagegen geeifert und sich deshalb verketzern lassen. Wir unsererseits wollen gar nichts gesagt haben, sondern überlassen es dem Propheten Jeremias VIII, 8 zu verantworten, wo er ausruft: Wie seit ihr geschreibt und sagt: „wir haben Jehovas Gesetze bei uns". Ei doch! Der trügerische Griffel der Schriftgelehrten hat es gefälscht!

Hier wäre das Credo quia absurdum am Platze, aber bei aller Achtung vor Augustinus, und daß dergleichen in der Bibel steht, fällt uns nicht ein, dieß für Ernst zu nehmen, mag immerhin das Vatikanische Concil die Norm aufstellen, die heilige Schrift sei so zu fassen, als ob sie Gott mit eigenem Finger geschrieben. Früh genug tritt Irenäus für den gesunden Menschenverstand ein und erklärt observ. in Epiph. I, 205: „Gar

Digitized by Google

Manches ist von den sehr heiligen Vätern wenig wahr und aufmerksam geschrieben, wofür einzustehen vielleicht Sache eines religiösen, aber nach meiner Meinung nicht eines klugen Mannes wäre. Derlei vertheidigen hieße soviel als ihre Fehler zur Nachahmung aufstellen."

Wunder ist legitime Zauberei, erzielt durch himmlische Kräfte, Magie dagegen ein illegitimes Wunder, gewirkt mit Hilfe des Abgrunds. Damit kommen die ägyptischen Magier gegen Moses nicht auf. Nur im Quellenerwecken thun es die Heiligen ihm nach, daß es eine Freude ist. Die Rebellen Korach, Dathan und Abiram werden durch ein Gottesurtheil auf sein Geheiß von der Erde verschlungen, wie Ritter Curtius auf dem Forum zu Rom. Was ist das Alles, wenn wir denken, daß der Brahmane auf der höchsten Stufe über die Gottheit selber Macht hat, ihr Einhalt thut, sie entkräftet oder entmannt, und so ganz von sich abhängig macht, daß im Gegensatz zu dem Ciceronianischen primos Deos fecit timor — Gott vor den Menschen sich zu fürchten hätte.

Was ist ferner Moses, wenn er auch ganz Aegypten verdirbt und unglücklich macht, Hagel und Pest verhängt und alle Erstgeburt tödtet, mithin Gott ins Handwerk greift — im Vergleich mit dem Heerführer Josua! Wo ist Einer heute wie er im Stande, daß er gleich der Sonne Stillstand gebietet, also die Weltharmonie unterbricht und das himmlische Uhrwerk einstellt! und zwar zu dem löblichen Zwecke, damit er genügend Zeit gewinne, die Amorrhiter ganz und gar zu vernichten? Und auf die Autorität der Juden hin sollen wir Kinder der Heiden das glauben? Daß beim Trompetenstoß der Leviten, wie vor den Posaunen des jüngsten Gerichtes die Mauern von Jericho einstürzen, ist Nebensache! Nach Gregor von Tours hist. Franc. II, 37 erfolgte dasselbe Ereigniß dem Frankenkönige Chlodwig zulieb mit den Zinnen von Angouleme (Encolisma), und Mauern und Thürme des festen Pampelona fallen nach Turpin (Vita Car. M. c. 3) bei der Belagerung durch Karl den Großen

Digitized by Google

von selber in Trümmer[1]). Aber lasse man sich's gesagt sein! daß der Weltregent, die Sonne und seine weibliche Hälfte, der Mond, am Firmament, seinem Machtgebot sich fügten, und daß Galilei wegen seines Unglaubens daran ins Gefängniß kam, verschuldet niemand als — der göttliche Homer!

Was ist gewisser, als daß die Hebräer nicht bloß die goldenen und silbernen Gefäße der Aegypter auszuführen, sondern auch fremde Ideen sich anzueignen und in baare Münze umzusetzen wußten! Sie handelten nicht bloß mit alten Kleidern sondern auch mit kaum mehr stichhaltigen Glaubensartikeln. Juvenal warnte zwar längst davor Satyr. VI, 546 Aere minuto Qualiacunque voles Iudaei somnia vendunt.

Wir haben seit Jahrhunderten willig ihren billigen Kram und altbiblischen Trödel ihnen abgenommen und ließen sie ein gutes Geschäft an uns machen.

Im ägyptischen Märchen aus dem XVI. Jahrhundert v. Chr., welches Ebers uns mitgetheilt, hält Ra der Sonnengott verwundert inne, um das Dichten und Treiben der Sterblichen sich näher anzusehen. In den Bauten des Ramses Sesostris entzifferte schon Champollion die Inschrift: „Ich habe bekämpft alle Regionen der Erde, die Welt ist stille gestanden vor mir." In der Parsisage ist es Ouschiderma, Zaratuschtra's Sohn von einer reinen Jungfrau, welcher von der Erde aus den Lauf der Sonne einstellte, um die Welt von der Wahrheit seiner Lehre zu überzeugen (Tavernier Itin. IV, 8). Bei den Arabern führt der strahlende Planet Venus mit der Lyra den Reigen der Gestirne an; einmal hält er jedoch die Bewegung ein, um einer Schlacht unter den Erdensöhnen zuzuschauen (Herbelot s. v. Zoharah). Darum ist den Arabern auch die Sage von einem Sonnenstillstand auf Ali's Geheiß geläufig, da er zu Hilla am Euphrat mit den Feinden des Propheten den Kampf bestand. Die Priorität behauptet indeß der Prophet von Mekka; denn da er einmal einer Offenbarung gewärtig auf Ali's Mantel entschlummerte, ging die Sonne unter; beim Erwachen frug der Prophet: „Ali, hast Du

Digitized by Google

Dein Abendgebet gesprochen?“ Ali versetzte: „Ich wollte nicht Dein geweihtes Haupt von meinem Mantel heben.“ Da bat der Prophet, daß die Sonne zurückkehrte; und sie stand am Himmel, bis sie ihr Gebet vollendet hatten und dann ging sie wieder unter. (Arnold, Der Islam, 259.) Natürlich ist die Sonne hier nur als Laterne am Firmament betrachtet.

Israelitische Rachgier zu befriedigen soll Gott ihrem Feldherrn den Eingriff in die Weltordnung erlaubt, oder für 24 Stunden, wie das Buch Jesus Sirach XLVI, 5 besagt, das Regiment in unserem Sonnensystem abgetreten haben? Wie erhaben faßt dagegen der Grieche das Bild, wenn er Helios beim Anblick der Thyestischen Gräuel vor Schauder am Himmel sein Viergespann wenden läßt! Das Ereigniß hat sich, um für wirklich zu gelten, nur gar zu oft ereignet. So theilt Müller aus der „Amerikanischen Urreligion“ S. 113 den Fluthmythus der Apalachiten mit, wonach die Sonne einmal ebenfalls 24 Stunden ihren Lauf inne hielt: da trat das Wasser des großen Sees Theomi aus, so daß es die Gipfel der höchsten Berge bedeckte, ausgenommen den Olaymy mit dem Sonnentempel. — Die Samariter nahmen ihren Olymp, den Berg Garizim von der Verunreinigung durch die Fluth aus, die Juden den Tempelberg Sion.

Mit Vorliebe gebraucht der jonische Sänger im großartigen Style seines ägyptischen Vorgängers Pentaur die poetische Hyperbel. So läßt er Ilias II, 412 Agamemnon flehen:

> Nicht, o Zeus, laß sinken die Sonn' und das Dunkel heraufziehn,
> Bis ich hinab von der Höhe gestürzt des Priamos Wohnung.

Here läßt XVIII, 239 f. zu Gunsten der mit zweifelhaftem Erfolge kämpfenden Achäer den Helios rasch in Okeanos Fluthen verschwinden. Anderseits weilt Odys. XXIII, 241 f., 347 Athene die Nacht am Ende der Bahn und Eos schirrt nicht das Gespann schnellfüßiger Rosse, damit Odysseus nach Ermordung seiner Nebenbuhler bei der treuen Penelope ausruhe.

Malern und Sängern vergönnt Horaz beliebig zu wagen; aber gefährlich ist's derlei Gedichte in Geschichte zu über-

Digitized by Google

setzen. Nach dem Babylonischen Exil vernahm auch die hebräische Sibylle oder rechtgläubige Muse homerische Gesänge, es entstanden Nachklänge in apokryphen Siegesliedern wie „Milchamoth Jehova (Num. XXI, 14)," den „Kriegen des Herrn", worin der Zug durch die Wüste, und Sepher Jaschar, wo der siebenjährige Krieg Israels unter Josua mit den Kananäern vom Jordanübergang bei Jericho an in überschwenglichster Weise geschildert ward. Ist Dhulkarnain, welcher siegreich Flüsse und trockenen Fußes das Meer durchschreitet, der Vorläufer des Moses und Iskander oder Alexander, so tritt Josua wie ein homerischer Held seine Laufbahn an, und ruft X, 12: „Sonne stehe still über Gabaon und Du Mond über Ajalon! Steht das nicht im Buche des Gerechten geschrieben?" fragt der Verfasser selber bedenklich — ob so ein Siegeslied als historische Quelle sich verwerthen lasse! Genug! erst Esra hat den alttestamentlichen Kanon geordnet und so wurde das Unmögliche möglich. Die Phantasie ließ den Hebräer zur Verherrlichung seines Stammes nicht im Stiche; übersetzt doch Hieronymus nach dem Munde seines Lehrers Rabbi bar Chanina selbst den Vulgärnamen Jokim[2]) mit qui stare fecit solem. Weiter treibt noch die Legende ihr Schwungrad: bei Jhuda Hakkadosch oder dem Heiligen, welcher als letzter Nasi d. h. Fürst der Juden starb, so daß mit ihm Hillels Geschlecht erlosch, wiederholt sich das Sonnenwunder als eine Kleinigkeit. Damit Abba Techanna der Barmherzige sein frommes Werk vollenden möge, gebot Gott der Sonne Stillstand — so wird im Midrasch Coheleth f. 91, 2 bezeugt. Nebenbei lassen die Rabbinen, freilich ohne an eine Erdrotation zu denken, zur Abkürzung des Weges dem Elieser, Abrahams Knecht, wie auch dem Patriarchen Jakob auf der Reise nach Haran, und dem obskuren Abisua die Erde ordentlich entgegenspringen!

Vor dem Paulsthore in Rom stand noch Ausgangs des XV. Jahrhunderts eine Säule zum Andenken, daß, nachdem Gregorius der Große St. Peters Münster geweiht hatte, er desselben Tages auch noch St. Paulskirche benediciren wollte. Da neigte die

Digitized by Google

Sonne sich zum Untergange; allein der Papst warf sich auf die Kniee und bat Gott im Himmelreich um Verlängerung des Tages. Das geschah und er vollbrachte die Weihe. Im Vorbeigehen sah er auf der seitdem sogenannten Engelsburg, über der Engelsbrücke, den Engel der Pest sein Schwert einstecken, wie David auf Moria. (II. Sam. XXIV, 16). Im Rolandsliede stößt der todwunde Held noch einmal ins Horn Olifant, daß Karl mit seinen Getreuen zurückkehrt; aber die Dämmerung kommt den Heiden zu statten. Da wandelt sich auf das Flehen des Monarchen die Nacht in hellen Tag, bis er den Streit mit den Feinden der Christenheit vollends ausgefochten. Auch Arioſt erhebt sich im Orlando furioso II, 47 zu dem Bilde:

Daß bei dem herben Klageton des Armen
Die Sonne möchte weilen vor Erbarmen.

Am Fuße des Parnaß empfingen die Töchter Griechenlands 1845 im Jahre meiner ersten Reise in Hellas Ihre Majestät Amalia mit dem Triumphliede:

O Königin mein Augenlicht, thust mit der Krone prangen,
Du hast den Glanz des Morgensterns auf Lippen und auf Wangen.
Als wir von ferne Dich erblickt an unsres Dorfes Grenzen,
Verdunkelte die Sonne sich und Du begannst zu glänzen. —

Das ist, wenn man will, orientalischer Bombast; wir Abendländer aber sind so blöde, derlei schwülstige Ausdrücke wörtlich zu nehmen. Man kann nicht genug klagen, daß der liebe Gott so viele dumme Menschen erschaffen hat; aber zum Davonlaufen ist es, daß man in Rom das Copernikanische System an einer biblischen Hyperbel aus der beigefügten Apokryphe scheitern lassen wollte. Der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich noch eines Gymnasialbuches zum Lehrvortrage, worin das Wunder Josuas auf Hemmung der Achsendrehung der Erde beschränkt war — damit es glaubhafter erschien und nicht gleich der ganze uranische Mechanismus in Stillstand gerathen müßte. Wie wird vollends in deutschen Schulen mit so altjüdischen Wunderabenteuern unserer Jugend der Kopf verwirrt!

Digitized by Google

Man stelle nur die noch ursprünglicheren Wundersagen der Heidenvölker neben die altjüdischen, und der Werth oder Vorzug der letzteren schwindet.

Wie doch die alten Juden sich einbildeten, Gott sei für sie allein da und die Welt ihretwegen geschaffen! Wie nothwendig war die Erscheinung Jesu, um ihnen begreiflich zu machen, daß der Vater der Menschen alle Völker zu seinen Kindern habe, alle gleich liebe und keine Nation der andern zum Zornopfer vorbestimme! Doch das ganze alte Testament, soviel es mit fremden Stämmen sich beschäftigt, und nicht am wenigsten die Rachepsalmen, athmen jenen unchristlichen Geist. Wie mußte Paulus seinen Stammgenossen oft einschärfen: „Was hat der Jude für einen Vorzug? Ist Gott nicht auch für die Heiden da?“ Röm. III, 1, 29.

„Für den Menschen ist es kein Glück die Götter leibhaftig zu schauen“, schreibt Pausanias X, 32. Samuels Vater Manoah spricht zu seinem Weibe: „Wir müssen des Todes sterben, denn wir haben Jehova gesehen.“ Richt. XIII, 22. Wahrlich der schrecklichste der Schrecken ist die Bundeslade. Jede Annäherung zieht den Tod nach sich, doch steht sie darin nicht allein: das gleiche Schutz- und Schreckbild bietet das Allerheiligste der klassischen Völker. Am Wege von Gibea nach der Davidsstadt bei der Tenne Nachon berührt Uza die von einem Rinderpaar gezogene Lade des Zeugnisses und fällt sogleich todt um (II. Sam. VI). Dagegen erblindet der Pontifex Metellus, als er beim Brande des Vestatempels 512 u. c. und der Flucht der Vestalinen das trojanische Palladium mit Lebensgefahr aus dem Heiligthum rettete, bei dessen Anblick (Plin. VII, 45). Das zufällige Anschauen des vom Himmel gefallenen Palladium macht den Ilos erblinden, wie der Medusenkopf versteinerte. Nach Ilions Fall erhielt Eurypylos den Kasten, worin Dionysos Bild sich befand, das Hephäst gefertigt und Zeus dem Dardanos geschenkt. Da er die Lade öffnend das Bild des Gottes sah, kam er augenblicklich von Sinnen, so daß er meist rasend war (Paus. VII, 19).

Digitized by Google

Wer das von Oreſt geſtiftete Heiligthum der Eumeniden betrat, wurde wahnſinnig. Schrecken geht aus von der Lade des Erichthonius. Mit Raſerei ſtraft Pallas die Herſe und Aglauros, weil ſie wider das Verbot in die geheimnißvolle Lade den Blick geworfen. Aepytos betrat den Poſeidontempel in Mantinea, der bis auf Pauſanias Tage, VIII, 5, 2, für jedermann unzugänglich war, erblindete aber ſofort und ſtarb bald darauf. Als ein Legionär die ἄῤῥητα oder secreta Chaldaeorum im Tempel des Baal Chon zu Seleucia öffnete, ergriff die Peſt das ganze Lager des L. Verus, was bei der Plünderung des Tempels des Anaitis unter Pompejus ſich wiederholte (Am. Marcell. XXIII, 6). Weil die Athener den Dionyſos nicht gehörig ehrten, wurden ſie mit einer Krankheit an den Schamtheilen geſtraft, wie die Skythen aus dem Tempel der Urania zu Aſkalon die weibliche Krankheit davontrugen. (Herod. I, 105.)

Mit Schreckwundern hält auch die chriſtliche Paläſtinaſage den Vorwitz der Ungläubigen zurück heilige Orte zu betreten. Der Engel des Herrn treibt den Heliodor aus dem Tempel, und zu Nazaret, Bethlehem und St. Johann in der Wüſte holt jeder Moſlem ſich den Tod. Doch die myſtiſche Kiſte der Goim entladet nicht entfernt die elektriſche Kraft der Bundeslade, wenn wir I. Sam. VI, 19 leſen: 50070 Einwohner von Bethſemes ſeien vom bloßen Anblick derſelben todt geblieben. Wir werden dabei faſt hindugläubig, wo Schiwa Mahadewa mit Einem Blick Myriaden tödtet. Wollte die Sage nur den Namen Goron Chidon, die Tenne des Todes, und Perez Uſa erklären (I. Chron. XIII, 9), ſo iſt es doch zu arg, ſolchen Inhalt für Offenbarung hinnehmen zu ſollen. Leſſings Frage im Nathan: „Iſt denn nicht das ganze Chriſtenthum aufs Judenthum gebaut?“ müſſen wir abſolut verneinen. Wer kennt ein Buch wie die Bibel, worin und worüber mehr Widerſpruch herrſcht? Wer kennt nicht den Spruch:

Hic liber est in quo quaerit sua dogmata quisque,
Invenit et pariter dogmata quisque sua.

Digitized by Google

Israel will in Allem als Mandatar Jehovas gehandelt haben: Gott ist für keinen anderen Stamm als für die Hebräer, die kein Völkerrecht anerkannten, und der ärgsten Menschenschlächtereien sich schuldig machten, wie gegen Bundesvertrag noch nach Jahrhunderten wider die Gibeoniten (II. Sam. XXI, 2). Wir beklagen den Abgang einheimischer Berichte mit demselben Rechte, wie das jüngst rücksichtlich der Eroberung Galliens und Belgiens geschah, da Cäsar oft handgreiflich unrichtig schreibe und einseitig übertreibe.

Im Religionsgebiete stirbt nichts ab, und Aberglaube heißt nur der Ueberrest (superstitio) vom früher anerkannten Glauben. Wie sehr die Juden nach der assyrisch-babylonischen Gefangenschaft gegen mythologische Elemente sich abzusperren meinten, war deren Einfluß doch unabweisbar. Mosis Enkel Jonathan steht selber als Priester dem Kälberdienst zu Dan vor, und wenn man das Aergerniß durch Transskription des Moses in Manasses Richt. XVIII, 30 zu beseitigen dachte, so erklärt Raschi dieß für frommen Trug. Der lydische Herakles hat in Simson, dem Sonnenmann sein Gegenbild; dieser übernimmt das Zwölftagewerk, steigt auch zu seiner Omphale nieder, und trägt die Stadtthore von Gaza statt die Säulen nach Gades. Er greift endlich, als sein Lichthaar gewachsen und die Kraft wiederkehrt, wie zum Vorbild des jüngsten Gerichtes in die Solstitialsäulen, daß der Weltbau in Trümmer stürzt und alle Philister mit ihm begraben werden.

Die Juden haben allerdings die älteste Weltgeschichte, aber nur weil sie auch Mythen so schön historisch zu umschreiben wußten. So ist das Bild des Propheten Elias auf den Hintergrund des kananäischen Donnergottes gemalt, der mit feurigen Rossen durch den Himmel fährt. Wo immer ein Baalcirkel bestand, fährt er durch die Wolken. Die vorisraelitische Naturreligion erfaßte den Herrn des Himmels dahinschwebend unter dem Firmamente auf, wie Michel Angelo in der Sixtina, Cornelius in der Ludwigskirche zu München den Weltschöpfer darstellten. Vorbildlich wurzelt schon im Glauben der Urein-

Digitized by Google

wohner des gelobten Landes die Ascensio des Baal, des Donnergottes Elias, wie die Assumptio der Baaltis oder Himmelskönigin unter dem Namen Melecheth Haschamain. Nirgends giebt es mehr Flugstätten als um Jerusalem her, und die Idee ist so unaustilgbar, daß Juden, Christen und Muslimen immer neue Träger aufstellten und im alten Nimbus erscheinen lassen. Vom nahen Mar Elia soll der „Prophet" nach früher bestandener Legende seine Himmelfahrt mit feurigen Rossen ausgeführt haben. Habakuk wird vom Erbsenfelde vor Bethlehem am Haupthaar vom Engel durch die Lüfte zu Daniel bis Babel getragen. Auch Ezechiel macht, III, 12 f., diese Luftreise, nach Tell Abib am Wasser Chabor; nur, entschuldigen die Rabbinen, geschah es im Geiste — also auf dem Hypogryphen der Poesie. Mit Babylon, der zweiten Heimat der Nation, verkehren die Propheten im Fluge, eine höhere Hand vermittelt gerne den raptus. Leibhaftig gemeint ist zuletzt noch der Witz, daß der Geist den Diakon Philippus (ἥρπασε Apstg. VIII, 39) vom Taufplatze des Aethiopen, in der Straße nach Gaza, entführte, und dieser in Azot wiedergefunden wird.

Am Tempelberg hatte Baal seinen Cult, so daß noch die Philister dahin seltsame Votivopfer sandten (I Sam. VI, 4), und Ezechiel darüber seinen Jammer aufschlägt. Wahrscheinlich gehört die Fußspur im heiligen Fels schon dem Elkadr, d. i. Henoch oder Elias, an: in der gleichnamigen Nacht legt der Prophet von Mekka hieher seinen Ritt mit dem Elborak zurück und steigt von da direkt im Nu zum Himmel empor. Enthielt das Hebräer-Evangelium als „Wort des Herrn": „So eben ergriff mich meine Mutter der hl. Geist und trug mich an einem Haar meines Hauptes auf den hohen Berg Tabor" — so ist bei dieser sonderbaren Fassung der Verklärte an die Stelle des Zeus Atabyrios getreten.

Auffallend erklärt sich gerade Christus gegen den jüdischen Wunderglauben, so Joh. VI, 32 „Moses hat euch kein Brod vom Himmel gegeben." III, 13 „Niemand ist noch in

Digitized by Google

den Himmel hinaufgefahren.“ Damit lehnt er die Legende vom Manna und von Henochs und Elias Himmelfahrt ab. Allerdings stellt die Bibel des Elias Hinwegnahme auch nur als Vision des Eliſa dar, wie wenn der mit dem Geſicht begabte Prophet ſeinem Jünger den Berg voll feuriger Roſſe und Wagen zeigt (II. Kön. II, 10. IV, 17). Wunderlich leſen wir daneben I. Kön. XVIII, 42, daß, genau wie die Baalspfaffen, „Elias knieend den Kopf zwiſchen die Beine ſteckt, und zwar ſiebenmal: da zieht eine Regenwolke herauf und befruchtet das Land. Die Kehrſeite bieten gefürchtete Wettermacher und Zauberhexen, welche feindſelig Sturm erregen und ſchreckliche Hagelſchauer heraufbeſchwören. Elias führt als der erſte in Paläſtina einheimiſche Himmelsgott die Himmelsſchlüſſel, er hat Gewalt über Regen und Sonnenſchein, wie im chriſtlichen Volksglauben Petrus. Vergebens will Chriſtus, Luk. IV, 25, ſeine Zuhörer zur Vernunft zurückbringen und erklärt, daß in den Tagen des Propheten Elias der Himmel drei Jahre und ſechs Monate verſchloſſen war. Schon Jakobus V, 17 fällt in den alten Aberglauben zurück, und ſchreibt: „Elias, obwohl nur ein Menſch und Paſſionen unterworfen wie wir, betete, daß es nicht regnen ſollte, und es regnete vierthalb Jahre im Lande nicht.“ — „Was nützt das Gebet des Hohenprieſters um Regen, wenn der Rabbi Chaninaber Doſa es rückgängig machen kann,“ ſo frägt der Talmud, Joma Fol. 53, Taanith. 24. — Hier ſtehen wir wieder ganz auf der Stufe prähiſtoriſchen Wahnglaubens.

Wir werden im Verlaufe aller Religionen nur zu oft an Horaz erinnert: naturam ejice furca tamen usque redibit. Um es kurz und von vornherein zu ſagen: wir hätten viel zu thun, wollten wir für all die altteſtamentlichen Wunderberichte einſtehen. Seien wir radikale Häretiker in Bezug auf die überwuchernden Mirakel. Auguſtinus de bapt. IV, 3 ſpricht: „Viele, die man Ketzer nannte und noch nennt, ſind beſſere Chriſten, als die ſich ſo heißenden Rechtgläubigen.“ Wir legen Verwahrung gegen den überſpannten, und gerade in dieſen unſeren Tagen wieder zuneh-

Digitized by Google

menden Wunderglauben ein, und — haben dabei Christus auf unserer Seite, welcher Joh. XIV, 12 erklärt: „Wer an mich glaubt, wird die Werke, die ich wirke, auch thun, ja noch größere verrichten.“ Christus hebt den Widerspruch zwischen altem und neuem Glauben hervor. Er wollte nicht das zerrissene alte Netz ausflicken, um mit seinen Jüngern Fische zu fangen, nicht einen frischen Fleck auf das alte Gewand setzen, noch neuen Wein in alte Schläuche gießen (Mark. II, 21 f.). Er setzte sich über die Wunder Mosis und Elias hinweg, und erlaubt uns darin noch weiter zu gehen.

Für Elisäus sind Thaten göttlicher Allmacht nur eine Spielerei; der Wundereifer mit Todtenerweckungen und was ihm in den Wurf kommt, ist phantastisch übertrieben, ja II. Kön. XIII, 21 erwacht ein Todter, der nur an die Gebeine des Sehers streift, in dessen Grab man ihn in Eile warf. Man nenne dieß nicht Unsinn über Unsinn, denn auch darin steckt ein religiöser Kern: dem Schwachen dient Milch zur Nahrung, und dem Krüppelhaften soll man die Krücken nicht nehmen. Das Volk Israel sank von El, dem starken Gott, auf Elias und Elisa, wie die Schiiten von Allah auf Ali herab. Der gemeine Mensch betet lieber in einer Kapelle, da sein Geist sich nicht zum hohen Dom erschwingt.

Allerdings kommt die „Hand des Herrn“ (Ezech. I, 3. XXX, 20, 40) zur Sprache, und mancher Vorgang ließe sich, wie im Dienste der Isis und des Serapis, auf magnetische Manipulation deuten, wodurch Hellsehen oder prophetische Verzückung und Heilwunder erfolgten. Montfaucon und Denon wollen auf Mumienhüllen den Magnetiseur erkennen, worauf auch die Fünffingergötter der Alten hinweisen. Gab es in den Prophetenschulen etwa narkotische Tränke? In Phönizien schrieb man dem Genuß der Pflanze Theangelis am Libanon, die auch am Berge Diktys auf Kreta und in Babylon vorkam, die Kraft der Prophezie zu. In Aegypten ist die Arzneikunde daheim, der Arzt selber war für einen Künstler angesehen, wie noch das Wort (artista) sagt. Als die primitive medicinische Wissenschaft in Verfall gerieth, kamen

Digitized by Google

Zauberei und Besprechung auf. Die an berühmten Heiligthümern des Esmun Asklopios geübte priesterliche Diätetik in Verbindung mit dem Trunk aus der Heilquelle, der erzielte Tempelschlaf zur Offenbarung von Heilmitteln beruhten wohl auf uralter Praxis. Indem dann die Erfahrungen der Asklepiaden in Thessalien, zu Epidavros, auf Kos, in Knidos u. s. w. auf Weihetafeln zur Aufzeichnung gelangten, woraus Hippokrates und Galenus die ersten Elemente des mediciniſchen Studiums schöpften, kann man diesem selbst einen religiösen Ursprung zuschreiben. Wunderkuren bildeten jedenfalls den Anfang.

Die Nachbarn der Israeliten waren darin vernünftiger, daß sie die Macht über Leben und Tod in die Hand Gottes legten, und nicht gleich durch Sterbliche abgeschiedene Seelen zurückrufen ließen. Asklepios, der Heilarzt, welcher auch den göttlichen Beinamen Soter oder Erretter, Erlöser führt, hat vom Tode zum Leben erweckt den Hippolytos, Tyndareos, Pherekydes, Kapaneus, Glaukos, Hymenäos, Lykurgos, Orion, die Proitiden und Phineiden, dazu Ungenannte, die in Delphi starben. Auch hat mit seiner Hilfe Diana ihren Liebling Endymion aus der Unterwelt heraufgeholt. Sind diese Wunderwirkungen etwa weniger urkundlich beglaubigt als jene des Thesbiten und seines Jüngers, dem er mit dem Mantel eine Art Fetisch hinterließ?

Cicero divin. I, 20 f., 25, 30 theilt mit, wie Herakles, in dessen Tempel zu Athen eine goldene Schaale entwendet ward, dreimal dem Sophokles im Traume erschien, bis dieser dem Areopag den bezeichneten Dieb angab, der sofort geständig war. Die Traumsymbolik gehört ins Gebiet der Weissagungen und wird auch in der Bibel nicht anders behandelt, bei Matthäus II kommen zu vier Prophetenstellen in elf Versen allein vier Traumauslegungen und einer geht I, 20 noch voraus. Das Zusammentreffen auf den Moment, das Zutreffen auf bloßes Commando ist das Wunderbare, sonst hat die Natur genug der Mirakel und Orakel. Celsus meint (Orig. IV), die Vögel haben

Digitized by Google

auch Weissagung, von ihrem Flug nehme man Vorzeichen, das Augurium, wofür eigene Priester bestanden. Origenes stellt keineswegs in Abrede, daß heidnische Priester Wunder thäten, nur geschehe es mit Hilfe böser Engel, welche in Götterbildern ihre Wohnung aufschlügen; auch Laktantius beanstandet nicht mirakulose Götter und Orakel; aber ihnen mangele das Zeugniß der alten Propheten, meint ein christlicher Vater.

Celsus brachte den Einwurf (Orig. VII): „Die Christen verachten alle Aussprüche der Götter von Delphi und Dodona, alle Antworten des Clarischen Apollo, der Branchiden, des Jupiter Ammon u. s. w., die doch veranlaßten, daß Colonisten in alle Welttheile wanderten. Allein was im jüdischen Lande derlei verlautete, was die Leute in Phönizien und Palästina noch reden, das sollen lauter Wunderdinge und ewige Wahrheiten sein?“ — Der letztberühmte Arzt des griechischen Alterthums, Alexander von Tralles, machte dem christlichen Wunderglauben ohne Weiteres Concessionen. Jedoch sein Bruder Anthemius, der Baumeister der Sophienkirche, erschütterte das Haus eines feindseligen Nachbars mit Dampfkraft, daß dieser an Erdbeben glaubte.

Beschränken wir uns auf die synoptischen Wunder, so könnte man ein Buch schreiben, um die Aehnlichkeit all der heidnischen und jüdischen, christlichen und muslimischen Mirakel darzustellen. Als Perikles die Propyläen bauen ließ, stürzte sein Lieblingssklave beim Klettern über den Giebel mehr als vierzig Fuß herab und zerschmetterte sich dermaßen, daß die Aerzte am Aufkommen verzweifelten. Da erschien dem großen Staatsmann die Schutzgöttin Pallas Athene im Traume und wies ihm das am Abhang der Akropolis wachsende, fortan Parthenion genannte Kraut, das den Verwundeten schnell und leicht herstellte. Zum Dank gelobte er der göttlichen Jungfrau ein Bild, und da er bald starb, brachten die Athener sein Gelübde in Erfüllung. Aelius Aristides, Sohn eines Zeuspriesters aus Bithynien, geb. 117 v. Chr., war siebzehn

Digitized by Google

Jahr epileptisch: da befahl der Gott ihm mitten im Winter bei Nordwind im Flusse zu baden. Darnach befand er sich wunderbar leicht und den ganzen Körper in gleichmäßiger Wärme, in unaussprechlichem Wohlbefinden fand er sich ganz bei Gott. Der Heiland Asklepios und die jungfräuliche Athene hatten ihn sichtbarlich gerettet[3]).

Livius berichtet II, 36, wie Jupiter dem Römer Atinius im Traume eingab, den Consuln die Wiederherstellung der großen Cirkusspiele aufzutragen. Allein er zögerte aus Scheu vor der Obrigkeit, den Auftrag auszurichten; da starb sein Sohn und das Traumgesicht kehrte wieder. Auf weiteres Zaudern befiel ihn zur Strafe eine allgemeine Gliederlähmung, worauf er nach wiederholter Erscheinung und Drohung der zürnenden Gottheit sich endlich in einer Sänfte auf das Forum vor die Consuln tragen ließ, und von da vor die versammelten Väter in der Curie gebracht, zur Verwunderung aller seinen Bericht erstattete, nun aber, qui captus omnibus membris delatus in curiam, plötzlich gesund auf die Füße trat und heimkehrte.

Die Römer waren allzeit stark in der Religion, in Beten, Opferschau und Augurenglauben. Als Flaminius nach der Schlacht an der Trebia Consul wurde und Hannibal vorrückte, schrie ein sechs Monate altes Kind auf dem Gemüsemarkte „Triumph“, auf dem Viehmarkt stürzte sich ein Ochse vom dritten Stock eines selbst erstiegenen Hauses, am Himmel erschienen feurige Schiffe, der Blitz schlug in den Tempel der Hoffnung, ein heiliger Speer rührte sich, ein Rabe flog in den Junotempel und setzte sich auf's Kissen der Göttin, es regnete Steine, ein Wolf riß einem Wachtposten das Schwert aus der Scheide u. s. w. u. s. w. Am Schlachttage bei Bedriacum ließ sich ein Vogel von nie gesehener Art nieder und weder von Menschen noch anderen Vögeln verscheuchen, bis Otho sich selbst getödtet, dann verschwand er. Hierbei erwähnt Tacitus noch das Schicksal des Königs Herodes Agrippa, welchem eine Eule in Rom seine Thronerhöhung, aber als Unglücksbote durch ihre Erscheinung auch

Digitized by Google

sein nahes Ende vorbedeutete. Dagegen waffnete sich schon frü zeitig der nüchterne Verstand. Hannibal frug den Prusia welcher die Lieferung einer Schlacht von der Besichtigung der Eingeweide abhängig machen wollte: ob er einem Stück Kalbfleisch mehr Glauben schenke, als einem alten Feldherrn?

Wunder in Aegypten thun hieß Eulen nach Athen tragen doch mußte solche Vespasian in Alexandria nolens volens verrichten, indem er einem notorisch Blinden durch Benetzung des Augapfels mit seinem Speichel das Gesicht wie dergab, dann einem Lahmhändigen oder nach Sueton Lahmfüßigen, welcher auf Serapis Geheiß ihn um Heilung flehte, vor einer aufmerksamen Menge mit Füßen trat, worauf beide gesund sich entfernten. Auch Hadrian bethätigte die „Hand des Herrn", und nicht umsonst heißt der Mittelfinger medius, Herakles der Daktyl aber medius fidius: er läßt an frühere probung des Magnetismus denken. Wer kennt nicht die Heilung von Kröpfen durch die Könige von Schottland, England und Frankreich bis auf den unglücklichen Karl I. und Ludwig XVI. herab, so daß die Monarchen über die gläubige Zumuthung und den wirklichen Erfolg sich selber verwunderte.

Ein von Uebeln besessenes Haus δόμος δαιμονᾶ κακοῖς bringt Aeschylus zur Sprache, was zu den merkwürdig vielen Malmaison oder unwohnlichen Geisterbehausungen stimmt. Schon die assyrischen Keilinschriften behandeln die Heilung von Beherzung, und auf einer der Tafeln heißt Izdubar ein Herr über die Bannsprüche der Welt, 1600 v. Chr.[4]). Dämonenbesessenheit bei Mondsüchtigen mit ekstatischen wie apoplektischen Anfällen kannten namentlich die Griechen. Homer läßt schmerzgequälte Männer vom feindlichen Dämon geplagt sein (στυγερὸς δὲ οἱ ἔχρας δαίμων). Bei Pythagoras sind luftbeherrschende Geister die Krankheitsursache von Menschen und Thieren. Epilepsie heißt Ergriffen sein, nämlich von übermenschlichem Einflusse, so Nympholepsie „die Verzückung". Wahnsinnig sein hieß einen bösen Geist haben. Alexander der Große

Digitized by Google

schrieb dem Einfluß des beleidigten Dionysos die wilde Trunkenheit zu, in welcher er seinen Freund Kleitos tödtete. Rasende Tollheit war *κακοδαιμονία*; der Römer hieß Wahnsinnige larvati, larvarum pleni, geistererfüllt. Die Krämpfe der Pythia rührten von göttlicher Besitznahme her. Die Juden hatten für jede Krankheit einen eigenen Teufel als Urheber, Schafriri für Blindheit, Cordiakos für Rausch; Uzick hieß der verführerische Lockgeist in Frauenhaaren, der Dämon Schibta kam über die Ungewaschenen, Lilith verfügte über die Hysterie und machte die kleinen Kinder sterben. Der Asmodi des Buches Tobias bewirkte die Verknüpfung bei Brautleuten u. s. f. Entgegengesetzte Heilige mußten dem Uebel steuern wie noch heute, und so war die göttliche wie satanische Weltregierung für Gut und Bös organisirt.

Mit lauter Gewährenlassen und Nachgiebigkeit gegen Versuchungen des Aberglauben bildete sich unter der nüchternsten und speculativsten Race eine hebräische Mythologie aus, und wer weiß, ob man in tausend Jahren nicht auch von einer christlichen sprechen wird, wenn Phantasmen wie sie gegenwärtig wieder in Schwang kommen nur nicht auf den Widerspruch von Männern stoßen, die das odium aller Denkfaulen auf sich nehmen.

Josephus Flavius führt Ant. VIII. 2, 3 namentlich den Fall mit einem Magus Eleazar an, welcher vor Vespasian und Titus und ihrem Heerstabe einem Pythonischen seinen Ring mit der verborgenen Zauberwurzel unter die Nase hielt, worauf der Teufel unter dem Versprechen, nie mehr wiederzukehren, in ein Gefäß Wasser fuhr und es umstürzte. Der Name Salomons, des weisen Königs, dem die Geister unterthänig, spielt dabei eine Hauptrolle.

Es ist staunenswerth, was das gebildete Jahrhundert der ersten römischen Kaiser an Wunderglauben leistete. Suetonius, gewiß kein unfähiger und im Legendenstyl sich gedankenlos ergehender Autor, theilt über das Leben des Augustus Schlag auf Schlag unter Angabe von Zeugen mit: „Julius Marathus erzähle ein Wundereregniß auf öffentlichem Platze in Rom, wodurch we-

Digitized by Google

nige Monate vor seiner Geburt verkündet wurde, die Natur gebäre einen König des römischen Volkes. In Asklepiades Auszug aus Mendes Buch von göttlichen Dingen sei zu lesen: Atia, Oktavians Mutter, war um Mitternacht zu einem feierlichen Gottesdienst in den Apollotempel getragen, schlief aber in der Sänfte ein, als plötzlich ein Drache zu ihr schlüpfte, der auch sein Bild auf ihrem Leibe hinterließ. Nach dem Erwachen habe sie sich gereinigt wie nach der Begattung und nach zehn Monaten den Augustus geboren, welchen sie darum für einen Sohn Apollos hielt. Vor der Niederkunft träumte sie, wie ihre Eingeweide sich bis an die Gestirne erhoben und über Erde und Himmel im ganzen Umkreise sich ausbreiteten. Der Vater Oktavius hatte einen Traum, als sei ein Sonnenstrahl aus ihrem Körper hervorgegangen. An seinem Geburtstage berathschlagte man in der Curie über Catilina's Verschwörung, und da Oktavius wegen der Niederkunft seiner Frau zu spät im Senate erschien, weissagte, wie allgemein bekannt, Nigidius Figulus, der Welt sei ein Beherrscher geboren. Als Oktavius später ein Orakel des Bacchus in Thrazien über seinen Sohn befrug und die Priester Wein auf den Altar gossen, sei eine Flamme über den Giebel des Tempels hinaus bis an den Himmel gestiegen — was beim Opfer am selben Altar nur Alexander dem Großen begegnet war.

Gleich in der folgenden Nacht erblickte Oktavius seinen Sohn in übermenschlicher Gestalt mit dem Triumphgewand des obersten Jupiter und dessen Blitz, Scepter und Strahlenkrone auf lorbeerbekränztem Wagen, von zwölf Schimmeln gezogen. Cajus Drusus schreibt, die Amme habe ihn einmal in Windeln auf den Boden gelegt, aber am folgenden Morgen nach langem Suchen oben auf dem Dache gefunden, das Gesicht gegen Sonnenaufgang gerichtet. Als er sprechen lernte, gebot er den Fröschen am Landgut seiner Väter bei Rom, nicht mehr zu quacken, und seitdem hielten sie das Maul. Einmal, da er vier Meilen von Rom auf der Campanischen Straße in einem Haine speiste, raffte ein Adler ihm unversehens das Brod aus der Hand, flog in die

Digitized by Google

Lüfte, senkte sich aber sanft wieder herab, es ihm zurückzubringen. Q. Catulus hatte nach der Einweihung des Capitols zwei Nächte hinter einander Träume, er sehe diesen Knaben im Schoße des Jupiter sitzen. Er habe ihn früher nicht gekannt und bei der ersten Begegnung am folgenden Tage ihn voll Verwunderung betrachtet. Andere erzählten den Traum so, als habe Jupiter mehrere Knaben, die ihn um einen Vormund baten, an Augustus gewiesen, dessen Mund mit seinen Fingern berührt und geküßt. Cicero theilte, da er einst den Cäsar nach dem Capitol begleitete, seinen Traum in voriger Nacht mit, ein Knabe von edler Gestalt sei an einer goldenen Kette vom Himmel vor die Thüre des Capitols herabgelassen und Jupiter habe ihm eine Geißel in die Hand gegeben. Als er darnach einmal den Augustus erblickte, der bis da den Meisten unbekannt vom Oheim zum Opfer gerufen ward, behauptete er, dies sei der Knabe, der ihm im Traum erschienen. Als der vergötterte Cäsar zum Lagerschlagen einen Wald aushauen hieß, aber einen Palmbaum zum Vorzeichen des Sieges stehen ließ, trieb sogleich ein Schößling aus dessen Wurzel hervor, der binnen wenig Tagen sich zur Höhe des Mutterstammes auswuchs, ja ihn überdeckte und sich trotz seiner rauhen Blätter mit Taubennestern bevölkerte. Hauptsächlich durch dies Vorzeichen bewogen, habe Cäsar den Enkel seiner Schwester zum Nachfolger erkoren. Während seines Aufenthalts in Apollonia habe Augustus die Sternwarte des Mathematikers Theogenes bestiegen. Als dieser dem Agrippa unglaubliche Dinge vorhersagte, schwieg Augustus, um nicht hinter ihm zurückzustehen, da er aber seine Geburtsstunde gleichwohl offenbarte, fiel ihm Theogenes zu Füßen und gab ihm sein Horoscop bekannt.

Bei seinem Einzug in Rom nach Cäsars Ermordung umgab sich die Sonne bei heiterem Himmel mit einem Kreis, gleich dem Regenbogen; darauf schlug der Blitz in das Grabmal der Julia, und beim Antritt seines ersten Consulates erschienen ihm, wie dem Romulus, zwölf Geier, alle Opferthiere wiesen günstige Zeichen. Den Ausgang aller Kriege wußte er

Digitized by Google

vorher. Als bei Bononia die Truppen der Triumvirn sich vereinigten, stürzte ein auf seinem Zelt sitzender Adler sich auf zwei Raben, die ihn von der einen und andern Seite angriffen, und warf sie zur Erde — was das ganze Heer auf die künftige Uneinigkeit unter den Triumvirn und den Ausgang des Streites deutete. Bei Philippi sagte ihm ein Thessalier im Namen des vergötterten Cäsar, dessen Bild ihm in einer abgelegenen Gasse erschien, den Sieg voraus. Da er bei Aktium ins Treffen gehen wollte, stieß er auf einen Eseltreiber, Namens Eutychos, „gut Glück!" dessen Thier Nikon, „Sieger" hieß. Nach erlangtem Siege stellte er die ehernen Standbilder beider im Tempel auf. Seine Vergötterung nach dem Tode wurde durch deutliche Zeichen vorher erkannt. Bei einem feierlichen Reinigungsopfer auf dem Marsfelde flog ein Adler wiederholt um ihn herum und dann zum nahen Tempel, wo er sich auf den Buchstaben A setzte. Durch einen Blitz schwand an der Aufschrift seiner Bildsäule das C und blieb noch Aesar übrig, was etruriſch Gott heißt, man erkannte daraus, daß er noch hundert Tage bis zu seiner Apotheose leben werde. Da man seinen Leichnam am Marsfelde verbrannte, fand sich ein vormaliger Prätor, welcher eidlich bekräftigte, er habe sein Bild zum Himmel aufsteigen sehen.

Vielleicht ist die Natur beim Tode von Weltregenten empfindlicher. Wenigstens nahm Napoleon I. dies an, denn als man kurz vor seinem Scheiden ihm die Erscheinung eines Kometen meldete, rief er erregt: Dieser bedeutet mich, auch bei Cäsars Tod erschien ein Komet (oder erblaßte die Sonne). Die Vorzeichen von Augustus Hingang wiederholten sich ganz ähnlich bei Karl dem Großen. Procopius de reb. Goth. I, 24 schreibt von einem Mosaikbild König Theodorichs in Neapel, von dem bei seinem Tode die Steinchen ausfielen, welche sein Haupt bildeten, der Unterleib sich auflöste, da Athalarich starb, die Lenden bei Amalasuinthas Mord, der letzte Rest aber zerfiel, als 536 Witiges den Belisar in Rom belagerte. Derlei Thatsachen lassen sich kaum anfechten.

Dies ist, sollen wir sagen, ordentlich im edlen messianischen

Digitized by Google

Style der Evangelien erzählt, wie Virgil mit seiner vierten Ekloge an Jesaias erinnert, welche, als Weissagung von den ersten Christen gewürdigt, viel zur Bekehrung Constantins beitrug. Der Mensch ist Herr der Schöpfung, warum sollte diese nicht seine Einwirkung empfinden? Das Seelenvermögen ist eine Macht, und der Geist weht, wo er will, (Joh. III, 8), aber wer kennt die Grenze von Natur und Geist?

Wir können kaum bessere Zeugen zur Beglaubigung wünschen, als die angeführten, aber lassen wir die Angaben als historische Thatsachen gelten oder nicht, es kommt gleichviel heraus. Diese Wunder und Weissagungen verlieren um so mehr an Werth, je öfter sie sich ereignen; fassen wir sie aber als Mythen und Legenden, so beweisen sie eben die dem Volksgeiste inhärirende Neigung an geheimnißvollen Offenbarungen und Bethätigung überirdischer Mächte festzuhalten, ja diesen Glauben zu provociren.

Die Wahrheit des Christenthums beruht nicht auf dem Wunderbeweis. Christus straft die Israeliten seiner Zeit mit der Rüge: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, glaubet ihr nicht.“ Wie geringe Meinung der Heiland von all den Mirakeln hatte, sagt sein Ausspruch Matth. VII, 22: „An jenem Tage (des Gerichtes) werden viele sagen: Herr, haben wir nicht in deinem Namen geweissagt, Teufel ausgetrieben und Wunder gewirkt? Ich aber werde ihnen erklären: Ich habe euch nie gekannt, weichet von mir ihr Uebelthäter.“ Paulus kannte seine Landsleute, da er I. Kor. I, 272 schrieb: „Die Juden verlangen nach Wunder, die Griechen nach Weisheit“ — wir halten es mit den Hellenen. Pflogen die alten Prophetenschulen weiße Magie, so ergeben sich die Pharisäerjünger vielmehr der schwarzen Kunst. Scheint es doch, als ob die Synoptiker den Heiland in Kampf mit ihnen versetzen, wie den Moses mit den Zauberern Aegyptens. Sie erfahren darum am ehesten Anfechtung — Johannes lehnt alle Teufelaustreibungen ab und schweigt die profanen Dämonengeschichten lieber todt. Die Jünger versuchten es wohl mit

Digitized by Google

Krankenbesprechung, wenn auch nicht immer mit Erfolg. Celsus schuldigt indeß (Orig. VI) die Christen an: „Ich habe bei einigen Presbytern Bücher getroffen, worin die Namen von Geister- und Beschwörungsformeln eingezeichnet waren". Derlei talismanische Versuche kommen auch heute noch bei Priestern vor.

Paläſtina, wie Italien, ist ein ständiger Wunderschauplatz, es giebt wenig Orte, wo nicht solche geschehen sein sollen. Hieronymus erzählt im Leben Hilarions, ein Christ Italicus sei zu diesem Mönche mit der Bitte gekommen, seinen Pferden beim bevorstehenden Wettrennen in Gaza zu helfen, damit nicht immer der heidnische Duumvir siege. Er erhielt einen Krug Wasser, damit besprengt flogen die Rosse nur so dahin, die des Heiden erlahmten, viele bekehrten sich. Hier sind Heiden- und Christenthum verquickt. Jemand das Unmögliche zumuthen faßt der Hebräer in dem Sprachbilde „Berge versetzen." Aber dieser wortgetreue Ausdruck im Munde Christi mußte für die Möglichkeit herhalten, daß Gregor der Wunderthäter Berge entwurzelte.

Die römische Kirche wird wissen, warum sie die Bibel den Laien lieber vorenthielt. Welche Vorstellungen nimmt die Jugend von der Lektüre aus der Schule mit ins Leben, welche falsche Eindrücke bleiben im Gehirne unvertilgbar? Die Buhlschaft der Söhne Gottes mit den Erdentöchtern Genes. VI, wie wirkte sie auf Glauben und Leben, selbst auf die Gesetzgebung ein! Teufeleien durch incubi wie succubi nahm man auf die Autorität des Buches Henoch hin, das der Brief Judas 14 wie kanonisch citirt. Tertullian hielt es für gut biblisch, und Augustin faßte die auf den Hermon oder kananäischen Blocksberg zum Verkehr mit den Evatöchtern herabsteigenden Engel als Teufel auf. Origenes, welchen der greise Hieronymus für den bedeutendsten Kirchenlehrer seit dem Hingange der Apostel erkärt, hat uns glücklich von dem Engel am Bethesda befreit, welcher jedesmal vom Himmel stieg und den Heilbrunn aufwallen machte. Hätte er doch auch die Gerasener Schweinegeschichte ausgemerzt. Genug daß sie eine Parallele an Muhammed hat, welcher beim Zeltdorf Gurtuk vierzig Schweine in den Strudel des Euphrat ge-

Digitized by Google

trieben haben soll, wofür Allah den Gläubigen sichere Ueberfuhr gewährte. Woher mögen die gläubigen Autoren dieses Kapitel eingeschaltet haben, wenn es sich nicht um die Sage von einem See- oder Stromopfer handelte? Als Strafwunder der Gottheit und ihres Gesandten unwürdig war es als symbolischer Vortrag etwa für das jüngste Gericht zu verwerthen. Der Nekromantische (oder deren zwei) kommt aus den Grabhöhlen, und die ihm einwohnende Legion Teufel bittet bei der Vornahme des Exorcismus durch Jesus von Nazaret, nachdem dieser eben einen Seesturm überstanden, in die benachbarte Schweineheerde fahren zu dürfen. Darauf stürzen sämmtliche Stücke sofort ganz besessen dem Abgrund zu, um mit ihren Cadavern natürlich den ganzen See verpesten, woraus die Umwohner ihr Trinkwasser bis heute schöpfen. Auf den Jammer des Hirten kommen die Stadtbürger von Gadara heraus und weisen den Propheten von Nazaret über die Grenze.

Laktantius trägt nach, was die Evangelisten nicht mitzutheilen wagten, daß Jesus sich über das mosaische Verbot des Schweinefleisches hinwegsetzte (divin. inst. IV, 17). Natürlich, da er überhaupt die Lehre von einer ahrimanischen Schöpfung und reinen oder unreinen Menschen- und Thierwelt abschaffte (Apstlg. X, 10 f.), kann er nicht wohl die eingefleischten Diws bestätigen und sich ihrer Austreibung annehmen. Im Contrast damit stünde so ein Racheact, wenn er im Sinne der Juden den schweinezüchtenden Heiden recht Schaden zufügte, und seine Sendung ging doch, da vielmehr Israel ihn abwies, an die Hellenen (Luk. IV, 24 f.). Wie gestraft wären gleichwohl auch die jüdischen Strandanwohner gewesen, die mit dem Wasserbedarf auf den See angewiesen, vor der Menge Cadaver keinen koscheren Trunk thun konnten!

In Bezug auf dieses Schweinewunder rechnen wir uns zu den völlig Ungläubigen, es stünde uns besser im Koran als im Evangelium. Man sollte auf der Kanzel es nicht mehr vorlesen oder gleich nach dem altägyptischen Glauben der Muhammedaner ergänzen, daß die Seelen der Auserwählten zeitweise in Vögel übergehen, wie die der Verdammten in Vor-

Digitized by Google

stenvieh, wenigstens nach der Seelenwanderungslehre der alten Aegypter und Inder. Die Seelen der Märtyrer nehmen ihren Aufenthalt in den Kröpfen grüner Vögel, welche die Früchte und das Wasser des Paradieses kosten, lehren die Koranausleger. Wir finden diese Meinung auch in der Legende von St. Brandan, der auf einen Baum voll Vögel stößt, welche Gott lobsingen und ihm erzählen, daß sie an allen Festtagen der Kirche in derlei Creaturen schlüpfen. Schon das im Original aus Helenas Zeit stammende Relief der hl. Grabkapelle mit dem Lebensbaum stellt diese guten Vögel dar. Dieselbe Vorstellung der pickenden Vögel kommt vielleicht hundertmal an Sarkophagen und Gräbern vor, aber sie ist, wie der Fisch mit Jonas eben symbolisch. Hieroglyphisch wird die Seele durch einen Vogel mit Menschenkopf bezeichnet, und ebenso nachwirkend ist der Glaube der Hindu vom hl. Pipalabaum, woran Vögel nistend die Frucht der Unsterblichkeit kosten, dabei Loblieder zum Preise ihres Antheils an der Ewigkeit singend. Der Colibri war in Mexiko das Bild der Auferstehung. Taxiren wir den Werth des einen Mährlein nach dem andern, so verdiente dieses noch den Vorzug.

Die vermeinte Glaubenspflicht an ein solches Wunder könnte die Menschen verrückt machen. Aber schon Matthäus läßt die Zahl der Schweine aus Markus seinem Vorgänger bedenklich weg, so wie XV, 19 den Spruch vom bösen Auge (Mark. VII, 12). Man muß das religiöse Bewußtsein nach dem Standpunkt der Wissenschaft zu jeder Zeit beurtheilen.

Der aufgeklärte jüdische Geschichtschreiber Josephus ist bell. VII. 6, 3 überzeugt, daß die Seelen Lasterhafter in die Körper lebender Menschen einfahren, dieselben krank machen oder tödten. Von wem anders haben die Juden diesen Glauben wieder angenommen, als von den Persern, denn im Zendaveſta II, 337 steht: „Auf den Todtenfeldern hausen die Daewas, da laufen sie in Masse zusammen.“ Die chaldäisch-persische Dschinnlehre geistert durchs ganze Evangelium. Ein Nekromantischer, der von allen Teufeln geplagt sich in Grabhöhlen aufhielt, wirft sich Jesu entgegen, und dieser befreit ihn von seinen Insassen,

Digitized by Google

wie es Izeschne IX, 46 heißt: „Du o Zoroaster, machtest, daß sich alle Daewas in die Erde verbargen, die vorher in Gestalt von Männern herumgelaufen.“ Buchstäblich lesen wir dasselbe im Talmud Jer. Chittin f. 70; zugleich warnt Sanhedr. 65, 2. 66, 2 vor dem Geiste der Gräber und daß das Schlafen auf Leichenäckern dämonische Träume verursache. — Die Juden haben ein gut Theil Dämonologie aus dem Exil heimgebracht und der Teufel spukt nicht bloß im Gehirn, sondern im Bauche thierischer und menschlicher Wesen fort. Soll uns Christen bleibend der Vorwurf treffen, den der Weltlehrer so oft seinen Jüngern macht: „Ihr habt ja Augen und seht nicht, Ohren und hört nicht. Versteht ihr denn gar nicht, was ich meine?“ Solch ein Spektakel für ein glaubhaftes Mirakel ausgeben, heißt für die abgenützte Puppe der Menschheit eine neugekleidete bieten, damit das Kind ein Spielzeug behält und nicht weint, wenn man ihm es wegnimmt im Glauben es sei bereits mündig.

Pythagoras und Plato, Xenophon, Chrysippus und Posidonius bildeten den auch in den orphischen und eleusinischen Mysterien hergebrachten Geisterglauben weiter aus: er war Gemeingut der alten Welt. Der Philosoph Philostratus erzählt im Leben des Apollonius III, 38 den ähnlichen Fall: „Zu den indischen Weisen (dem Brahmanen Jarchas) trat ein Weib, das sie wegen ihres Sohnes anflehte, und angab, er sei sechzehn Jahre alt und seit zwei Jahren besessen. Das Wesen des Dämons, der Gewalt über ihn übe, sei höhnisch und lügenhaft. Da nun einer der Weisen fragte, woher sie das zu behaupten wisse? sagte sie: Der Dämon liebe ihn wegen seiner besonders einnehmenden Gestalt und treibe ihn in öde Gegenden hinaus. Auch seine eigene Stimme habe der Knabe nicht, sondern spreche im tiefen und hohlen Ton der Männer, und schaue mehr mit fremden Augen. „Mich kennt er nicht, und da ich im vorigen Jahre hierher zu gehen beschloß, sprach der Dämon durch die Gestalt des Knaben, er sei der Geist eines Mannes, der im Kriege geblieben. Er hat mein Haus allein in seiner Gewalt, droht mit Felsen und Abgründen und will meinen Sohn ermorden.“

Digitized by Google

„Seelen, die wahnsinnig umherschweifen, hängen sich an jede Gestalt“ versichert Apollonius VIII. 6, 7. Die trunkenen Seelen stürzen sich auf Vieles und nichts hält ihr Springen auf, wenn sie auch alles tränken, was wie der Mandragoras Schlaf bewirkt. Es bedarf eines Mannes, der für ihren Kosmos sorgt; sie auch vom Morde abzuhalten ist einem solchen vielleicht möglich, sie aber davon zu reinigen vermag selbst Gott der Schöpfer des Alls nicht.“ Die Abgeschiedenen suchen sich wieder menschlicher Körper zu bemächtigen, die bösen aber werden verurtheilt, in Thieren fortzuleben, und die verdammte Seele hat bei Darstellungen des Todtengerichts auf ägyptischen Wandgemälden den Körper eines Schweines[5]).

Hesiod rechnet drei Myriaden Unsterblicher rings um den Erdkreis. Er meint von den Verstorbenen des goldenen Alters: Werden sie fromme Dämonen der oberen Erde benannt? Gute, des Wehs Abwehrer, der sterblichen Menschen Behüter. Nach Pythagoras ist die Luft voller Seelen, es füllt sie nach Philo ein heiliger Chor unkörperlicher Geister. Paulus nimmt eher bösartige Luftgeister an. Die atmosphärischen Veränderungen hängen von ihnen ab, denn „Gott macht seine Engel zu Winden, seine Diener zu Feuerflammen.“ Dieser ängstliche Wahn steckt in manchem Indianerstamme so stark, daß sie nur unter Vorkehrung aus einem Flusse trinken, um nicht von einem Geiste besessen zu werden, während mittelafrikanische Stämme bei wiederholten Unglücksfällen mit ihren Beschwörern förmliche Treibjagden veranstalten, um ihre Plagegeister los zu werden. Die Luft von Ceylon ist voll Fahardets, d. h. bösen Dämonen. Krankheitsgeister verscheucht der Wilde durch Hornblasen oder Klappern (Lubbock 444). Die christlichen Missionäre lassen die amerikanischen Wilden jämmerlich von Teufeln geplagt sein, und gewiß ist der träumerische Naturmensch ohne Denkkraft und Willensenergie in ganz anderer Abhängigkeit von der Naturgewalt, als wer im Vernunftgebrauche sich selbst beherrscht. „Die Teufel ziehen aus,“ sagen die Tungusen, wenn der Schamane in heftigen Zuckungen am Boden liegt.

Digitized by Google

Porphyrius ließ die Dämonen nur gelten, weil das Volk an sie glaubte. Ernsthaft trieben dagegen die Pharisäer und ihre Schüler die Ruachs aus den Besessenen mit dem Niddui und Cherem oder großen und kleinen Bann. Die Seelen von 974 Generationen fuhren in Labans Schafe, heißt es im Jalkuth Rubeni, von da wurden sie wieder in Menschenleiber versetzt, daher waren die Israeliten in Aegypten so fruchtbar. Glaubte doch noch der berühmte Kabbalist, einer der Weisesten seines Volkes, R. Isaak Luria, Simon ben Jochai, der angebliche Verfasser des kabbalistischen Buches Sohar, habe seine Seele wieder in ihm inkarnirt. Er hinterließ den Ruf als Messias und soll sich selber dafür gehalten haben, da die Danielischen Zeitmaße erfüllt seien. Schon seine Wiege ist verklärt, er wird nach Aegypten geführt, erlangt Umgang mit höheren Geistern, übt nach der Rückkehr im gelobten Lande Wunder, erweckt Todte zum Leben. Er versteht die Stimme der Vögel, z. B. eines Raben, welchen er seinen Jüngern als einen Publikan aus Safed bekannt giebt, der nun büße und seine Unbarmherzigkeit bei der Zollerhebung zur Strafe ausschreie. Er beschwört den bösen Geist, der auf den Fluch einer Frau in selbe gekommen, daß er in eine Kuh, und als diese zerplatzt, in den Kohen von Sichem (den Priester der Samariter) fährt, dessen Leib bald eine Menge unreiner Geister erfüllte. Darauf flog der Geist nach Zephat in eine Frau, bis der Rabbi Messussen an seine Thüre heftete; u. s. w.

Der Talmud läßt herkommen Pesachim f. 112, 2. Ursprünglich war den Dämonen erlaubt, täglich die Handlungen der Menschen zu beeinflussen. Einst begegnete einer dem R. Chanina ben Dosa und sprach: hätte man uns nicht befohlen, dich und deine Wissenschaften hoch zu achten, wir fügten dir Uebles zu! Genieße ich solche Gunst im Himmel, entgegnete dieser, so befehle ich dir, daß du für immer aus der Welt verschwindest! Da bat ihn der Dämon, ihm nur einen kleinen Platz zu gönnen, und er ließ ihm zwei Nächte in der Woche. — Dies ist die Atmosphäre, in welcher nahe um dieselbe Zeit und von ebenso gebildeten Verfassern die ersten drei Evangelien geschrieben wurden.

Digitized by Google

Den größten Ruhm trägt übrigens R. Meir mit dem Beinamen Baalhannes, der Wunderherr, wie unser Gregor von Pontus der Thaumaturg heißt. Meir hat in Tiberias den bedeutendsten Grabtempel und kommt den jüdischen Frommen, die von weither Beter entsenden und Stiftungen machen, so theuer zu stehen, wie uns der heilige Antonius; gerade in neuester Zeit ist die Verehrung zu ihm gestiegen. Beim Tode des Eleasar ben Abuza fiel Feuer vom Himmel und setzte sein Grab in Brand, worauf Baalhannes den Preisgesang erhob. Es liegt so in der Menschennatur. „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid und ich will euch erquicken," dieses Wort des Weltheilandes steht am Eingang der Kapelle in der moscheeartigen Kuppelkirche des heiligen Antonius von Padua. Er hilft für Alles, was das Herz begehrt, und stiftet auch Ehen: „Wer Wunder sucht und Zeichen will, bei Sankt Antoni findt er viel," beten seine Ordensbrüder, wenn es heißt: Verlorenes wiederfinden, ja das Meer selbst soll vor ihm zurückgewichen[6]) sein.

Nur weil der religiöse Glaube an Kraft verloren hatte und die Geistesmacht der Wissenschaft zurücktrat, konnte damals das ganze römische Reich von Zauberern und Todtenbeschwörern wimmeln, welche Verstorbene citirten, verborgene Dinge zu offenbaren. Auch heute droht der Spiritismus die Menschheit auf die Stufe der Wilden herabzudrücken. Die sibirischen Schamanen mögen Geisteransprache verstehen. Soll der Rückschlag erfolgen und der Volkswahn den maßgebenden Fortschritt verdrängen, soll all' das, was wir nicht aus dem Naturgrunde verstehen, stets auf Wunderkräfte oder einwirkende Dämonen zurückgeführt werden, dann sind auch Hexenprozesse und Hinrichtungen wieder am Platze. Das Reich Gottes auf Erden müßte ein Pandämonium werden, wenn diese Zauberpraxis und Teufelbeschwörung neu an die Tagesordnung käme.

Digitized by Google

II.

So eingefleischt war im Zeitalter der Religionswende der Glaube an eine Theilung des Weltregiments zwischen Gott und satanischen Dämonen, daß Biographen die Gestalt ihres Helden durch die Berührung mit Teufeln und den Bericht von deren Austreibung zu heben meinten, während sie in unseren Augen ihn unglaublich herabsetzen. So erging es dem Reformator des Heidenthums, der sich eifrig der Heiligung seines Wandels und Besserung des Volkes befliß. Er hatte wie Franziskus die Armuth zur Braut, dazu die Weisheit zur Herrin genommen und wandelte wie ein ascetischer Heiliger und Wunderthäter durch die ganze alte Welt, so zwar, daß er von sich sagen konnte: „Unter allen Menschen bedarf ich vielleicht allein weder Genitalien noch Wein." (Philostr. V, 27). Wir sind weit entfernt, ihn mit einem Franziskus zu vergleichen, bei welchem der Index das Uebermaaß der Wunder einschränken mußte; aber darin ist Apollonius ihm ähnlich, daß er schon als Jüngling vom Reichthum sich abkehrte, sein glänzendes väterliches Vermögen, nachdem er es nur einen Tag besessen, seinen Brüdern, Freunden und armen Verwandten hinterließ und mit Freuden leer ausging.

Apollonius von Tyana sah sich von Eleusis durch den Hierophanten zurückgewiesen, weil er durch den Verkehr mit Dämonen (die Beschwörung des Achilles an dessen Todtenhügel u. a.) sich befleckt habe. Als er nun in Athen zahlreiche Vorträge hielt und ein lasciver Jüngling wegen seiner Lehre über die Spendung des Opfertranks laut lachte, erklärte er diesen für besessen. Wirklich stieß der Dämon Töne aus, wie einer der gequält wird, jammerte und schwur auszufahren und keinen Menschen wieder anzufallen. Voll Zornes befahl ihm Apollonius, wie einem heimtückischer Knechte, sich mit einem sichtbaren Zeichen zu entfernen. Er antwortete: ich will also dort das Standbild bei der königlichen Halle umwerfen! — und machte es wanken, bis es zum allgemeinen Erstaunen fiel. Der Jüngling aber rieb sich wie ein aus dem Schlafe Erwachender die Augen, und schämte sich,

Digitized by Google

da alle auf ihn blickten, legte seine weichlichen Kleider ab und gab fortan sein sybaritisches Leben auf. (Philostr. IV, 16. f. IV, 42. VII, 4. VIII, 6, 3).

Folgendes Sonderbare begegnete ihm mit dem Lycier Menippus, einem Schüler des Cynikers Demetrius. Menippus galt für den Liebhaber einer fremden Frau, deren schöne Gestalt ihn am Wege nach Cenchreä bezaubert hatte. Wie er so allein hinwandelte, trat die angebliche Phönizierin auf ihn zu, erfaßte seine Hand, und warb um ihn; er besuchte sie auch, ohne ihre gespenstische Natur zu ahnen. Da ihn Apollonius sah und durchschaute, sprach er von der Schlange, die jener am Busen nähre. Doch ließ er andern Tages sich zur Hochzeit laden, wobei Tafel und Gemach von Silber und Gold und anderem Schmuck strotzten. Aber All' das hatte, wie die Gärten des Tantalus nur den Schein der Wirklichkeit und verschwand auf Apollonius Wort vor den Augen sammt den Köchen, Mundschenken und Dienern in den Wind, die edle Braut aber erkärte er für eine der Empusen, die man Lamien oder Grauengestalten nenne. Sie trachte nicht sowohl nach Lebensgenuß als nach Fleisch, und verlasse die, welche sie verzehren wolle. — Nun bat das Phantom, ihm die Qual der Prüfung zu erlassen und es nicht zu weiterem Geständniß zu zwingen; endlich gestand es doch, eine Hexe zu sein, welche die Wohllust nähre, um schöne junge Leiber zu verspeisen. Viele kennen zwar diese Geschichte, schreibt Philostratus IV, 25. VIII, 6, 9., da sie mitten in Hellas leben, haben aber nur im Allgemeinen von der zu Korinth entdeckten Lamia gehört. Sie wird von Damis erzählt und ist eine der denkwürdigsten im Leben des Apollonius.

Lucian entlarvt in der Schrift „Alexander der Lügenprophet" einen zu Mark Aurels Zeit in Paphlagonien aufgetretenen Wunderthäter, meldet aber, Philopseudes 16.: „Ich möchte dir wohl die Frage aufwerfen, was du sagst, daß es Personen giebt, welche die Besessenen zu befreien und böse Geister mittelst ihrer Sprüche vor ihren Augen auszutreiben vermögen? Ich brauche nicht erst an den Meister in dieser Kunst, den berühmten Syrer aus Palästina zu erinnern; alle kennen ja den merk-

Digitized by Google

würdigen Mann, welcher Leute, die beim Anblick des Mondes umfallen, die Augen verdrehen und Schaum vor dem Munde haben, aufstehen heißt und gesund und für immer frei von ihrem Uebel nach Hause schickt, wofür er sich jedesmal eine schöne Summe zahlen läßt. Er stellt sich nämlich vor den zu Boden liegenden Kranken und fragt, woher er in diesen Leib gefahren sei? Auf das spricht der Kranke selbst kein Wort, aber der böse Geist antwortet auf griechisch oder in irgend einer ausländischen Sprache, wo er eben zu Hause ist, wie und woher er in diesen Menschen gekommen. Sofort rückt der Mann mit Beschwörungen, und wenn der böse Geist nicht gehorchen will, mit Drohungen heraus, und treibt so den Unhold aus dem Leibe. Ich selbst sah einmal einen solchen Geist ausfahren, der ganz schwarz und rauchig aussah!" — Ein wunderthätiger Syrer Eunus „der Prophet von Enna" entzündete den Sklavenaufstand in Sizilien und eroberte die ganze Insel.

Nach Plutarch (Sulla 21) wurde ein gefangener Satyr vor Sulla gebracht, dessen Stimme bald dem Wiehern eines Rosses, bald dem Blöken eines Bockes ähnlich war. Wer an den Asmodi im Buche Tobias glaubt, welcher sieben Freiern den Tod gebracht, bis ihn der Engel Raphael gefangen nahm und in der Wüste Oberägyptens festband, darf auch die Erzählung Philostr. VI, 27 nicht beanstanden, daß der Weise von Tyana in einem Dorfe Aethiopiens die Weiber zehn Monate von einem Satyr heimgesucht fand, der schon zwei von ihnen ermordet hatte. Wir können uns denken, wie Apollonius hinter manches Geheimniß kam; denn in einer Quelle mit Wein gefüllt ließ er den Satyr sich unversehens berauschen, worauf dieser in der Grotte der Nymphen einschlief. Wir ergänzen den Bericht aus der Salomonischen Zaubersage, wonach der Künstler Benaja auf einem Berge (dem Kaukasus!) einen Brunnen voll Wein versiegelte, den der Asmodi austrank, um mit einer Kette gefesselt, den Ort des Wundersteines Schamir zu verrathen. So überlistet Midas den lüsternen Silen; in den Alpen fängt sich gleichfalls der Waldmann (Silvan) und verräth das Mittel wider die Pest, oder den Karfunkel im Neste des Raben, überhaupt den

Digitized by Google

Stein der Weisen. — Uns ist es lehrreich, wie die Legende auch zur Verherrlichung des kappadocischen Propheten allen Sagenstoff aufnahm, und daß derlei am Kaiserhofe zu Rom noch im zweiten Jahrhundert Glauben fand. Ich fürchte mit Grund und habe eben mit einem Beispiele aus dem Parsischen Religionskreise belegt, daß die Synoptiker es zur Ergänzung ebenso machten. Seltsam spielen ein paar der vornehmsten Wunder an einstigen Baalsstätten.

Umsonst verbot Buddha seinen Schülern sich auf Wunderthun einzulassen; von seinen Lieblingsjüngern und Brahmanensöhnen heißt Sariputtra, der von der rechten Hand, vorzüglich mit Weisheit begabt, Maha-Maudgaljajana, der von der Linken, besonders mit Wundergabe ausgestattet. Vergebens sträubte sich Muhammed dagegen, daß er ein Wunderthäter sei, wie Buddha wider die Existenz Gottes. Diesem wurde selber die Ehre der Gottheit zuerkannt, und der Prophet von Mekka mußte Wunder verübt haben, ob er wollte oder nicht, das Volk konnte ihn anders nicht brauchen. Wie sollte es einem Apollonius besser ergehen — um nicht von einem ungleich höher stehenden zu reden! Man schlug die Irminsul oder eine Donnereiche, das Bild der gefunden Naturkraft nieder, um ein Querholz, wie die Jakobiner den Freiheitsbaum ohne Wurzel, dafür aufzupflanzen.

Ausnahmsweise ereignet sich selbst das Unglaublichste und ist doch kein Wunder! Bringen wir nur gleich das natürliche Wiederaufleben zur Sprache. Die Griechen lassen rührend den Helden Protesilaos vor Troja sterben, aber aus Liebe zu seiner trauernden Gattin Laodamia in Phtia neu aufleben, und zum zweitenmal mit ihr vereint zu Grabe gehen. (Philostr. Heroid.) Am zähesten ist unter förmlichem Stillstand der Lungenthätigkeit das Ganglienleben im Lande der ascetischen Hindu.

Rundschid Singh ließ einen indischen Yogi auf dessen Begehren einmauern, und dieser lebte, nachdem er den Athem an sich gezogen, die Zunge hinabgeschlungen, ohne Luft von außen wie im Winterschlaf. Als man die Mauer aufbrach, lag er wie eine Leiche, kam aber zu sich, kostete Speise und Trank und lebte fort. Dieser mit Namen bekannte Fakir Haridas ließ sich,

Digitized by Google

in Scheintod versetzt, mehrmals in einen Sack stecken, in eine feste Kiste einschlagen, wobei der genannte Maharadscha von Lahore einmal den Sarg eigenhändig schloß, und nun wurde er in einem ausgemauerten Gewölbe beigesetzt. Nach vierzig Tagen ging die Ausgrabung unter den Augen des Generals Ventura und zahlreicher Zeugen vor sich, wie Dr. Mac Gregor berichtet. Haribas war starr und kalt, kam aber wieder zum Leben. Einmal hielt er es vier, ein andermal sogar zehn Monate aus, in die seligsten Träume gewiegt, wie er erzählte. Bart und Nägel wuchsen ihm dabei nicht. Aus Furcht vor Termiten ließ er die Kiste im Grabe aufhängen.

An der Akademie der Wissenschaften in Paris hielt Dr. Blandet Vortrag über den vom Ostertage 1862 bis in den März 1863, also ein Jahr andauernden Schlaf einer 25 jährigen Dame bei völliger Lethargie, Unempfindlichkeit und Erstarrung der Muskeln, bei blühender Hautfarbe und etwas Puls und Athem. Das Erwachen geschah allmählich und die Sinne kehrten einer nach dem andern zurück. Der schon früher auf kürzere Zeit bestandene Schlaf war von physiologischer Bedeutung und indessen Krankheiten überstanden. Es gemahnt an die lange Schlafsucht des Ulanen Gurs in Potsdam. — Aber wie sollte das Außerordentliche gerade unter Jesu Augen vorgefallen sein?

Daß die Phärisäerschüler Teufel austrieben, wissen wir aus des Herren Mund Matth. XII, 27. Selbst wo es die Apostel nicht vermochten, gelang es andern im Namen des Herrn (Mk. IX, 37) und Jesus litt dieses. Der Talmud selbst räumt ein Jer. Schabbat f. 14, 4. Aboda sara 40, 4: „Den Neffen des R. Josua ben Levi befiel eine Kehlkrankheit. Da kam zu ihm ein Mann und flüsterte ihm zu: Im Namen Jesu, des Sohnes Pandira! und sogleich wurde jener gesund." Dieser ben Levi that auch Aussprüche über das jüngste Gericht in der Zukunft des Messias. Midrasch thillim f. 25, 4. „R. Eliezer ben Dama war von einer Schlange gebissen, da kam zu ihm Jakob von Kaphar Sama (der Apostel), um ihn in Jesu Namen zu heilen. R. Ismael ließ es aber nicht zu, und so starb der Kranke."

Digitized by Google

Die Evangelisten führen auch eine Reihe symbolischer Wunder vor. Zu Kana verwandelt Jesus das Wasser des Täufers in den begeisternden Wein des Evangeliums, zugleich setzt Johannes selber das wunderbare Leben des Heilands in sechs Krügen oder Abschnitten uns vor. So bedeuten die 38 Jahre der Krankheit des Mannes am Bethesda ebenso viele Jahrhunderte der Menschheit, bis sie aufhörte, Gesetzeskrüppel zu sein. Der Wassersüchtige und Handlahme oder Contracte an Händen und Füßen, den der Herr am Sabbat heilt, bezeichnet die überflüssigen pharisäischen Waschungen und die Lähmung jeder freien Regung in Folge des Religionsgesetzes. Jenes eingekrümmte Weib, das Jesus aufrichtet, stellt die Einseitigkeit des Frauengeschlechtes überhaupt dar, das man aufrichten und nicht durch pharisäische Religiosität noch einseitiger machen oder deprimiren soll.

Philostratos, der Athener, läßt Apol. III, 39 einen Lahmen von 30 Jahren, dem beim Anfall eines Löwen der rechte Schenkelknochen ausgewichen, daß sein Bein kürzer war, vom Streicheln mit der Hand durch Jarchas, das Haupt der Brahmanen, seinen Gang wieder erhalten. (Die gleiche chirurgische Behandlung üben noch arabische Scheche.) Einer, der sein Auge verloren, wurde mit voller Sehkraft entlassen, und ein Lahmhändiger ging geheilt von dannen.

Damis der Assyrer, welcher den Apollonius nach Indien begleitete, behauptet fest, er habe Brahmanen zwei Ellen über der Erde durch die Luft wandeln gesehen (Philost. III, 14) — was von so vielen christlichen Gottesmännern ausgesagt wird. Apollonius kommt VI, 10. 11 darauf zurück, daß die Gymnosophisten in der Luft schweben: „Die irdischen Götter lieben Gruben, der Träger der Sonne aber ist die Luft, und die ihn angemessen preisen, müssen sich von der Erde erheben und mit dem Gott in der Höhe wandeln. Dies wollen alle, die Inder allein aber können es."

„Die Weisen der Inder oder Brahmanen kämpfen nicht in Schlachten gegen anrückende Feinde, sondern treiben sie als heilige und gottgeliebte Männer durch Lufterscheinungen und Blitz-

Digitized by Google

strahlen ab," schreibt Philostratus II, 33. Es erinnert an die Vertreibung der Gallier von Delphi durch den von den Einwohnern angerufenen Apollo. (Justin XXIV, 6 f.) So fest stund der Glaube an die Wundermacht der indischen Fiki's oder Sanyasi's. Auf einem Pfeil erhebt sich der Hyperboräer Abaris in die Luft. Die Wahrsager der Tao-Sekte lassen einen Bleistift von selbst schreiben, wie die Schamanen Fische in der Luft spazieren.

Lucian meldet von der syrischen Göttin zu Hierapolis (10. 32. 36): „Hier giebt es viele Wunder, geschnitzte leibhafte Ebenbilder der Götter und diese erscheinen ihnen ganz sichtbarlich; denn diese Bilder schwitzen, ja bewegen sich sogar und weissagen. Oftmals sind im Tempel, wenn er schon verschlossen war, laute Töne vernommen worden, so daß sie viele hörten. .... Was besonders merkwürdig ist: die dortige Here trägt auf ihrem Haupte einen Stein, von welchem Nachts ein so heller Glanz ausstrahlt, daß der ganze Tempel wie von Lampen erleuchtet ist. Am Tage ist dieser Schein schwächer, hat aber doch eine stark feuergelbe Farbe. Ein anderes Wunder an diesem Götterbilde ist, daß es dir, wenn du ihm gegenüber stehst, gerade ins Gesicht schaut, und mit seinem Blicke dir nachfolgt, wie du immer deine Stellung veränderst, zu gleicher Zeit aber dem, der auf der entgegengesetzten Seite den Versuch macht, ganz dieselbe Erscheinung bietet. In der Mitte zwischen den beiden goldenen Statuen des Zeus und der Here (Baal und Baaltis) steht erst das von den Assyriern eigentlich so genannte Wunderbild, das einige auf Bacchus beziehen. Nun will ich aber erst von ihrem Apollo das Merkwürdigste berichten, und zuerst seines Orakelns erwähnen. Zwar giebt es auch bei den Griechen viele Orakel, sowie nicht minder bei den Aegyptern, in Libyen und ganz Asien: aber von all diesen vernimmt man die Sprüche nur durch den Mund der Priester und Propheten. Dieser Apollo dagegen bewegt sich von selbst und verrichtet willig allein das ganze Geschäft der Weissagung. Wenn er nämlich orakeln will, fängt er an, sich auf seiner Stelle zu rühren, und nun heben ihn die Priester sogleich in die Höhe. Unterlassen sie dies, so bricht ihm der Schweiß

Digitized by Google

aus und er bewegt sich immer sichtbarer und heftiger. Sobald sie ihn aber auf ihre Schultern genommen haben, treibt er sie im Kreise herum, und springt von einem auf den andern. Endlich stellt sich ihm der Oberpriester gegenüber, und befragt ihn über alles. Will der Gott nun, daß etwas nicht vor sich gehe, so geht er rückwärts; giebt er zu etwas seinen Beifall, so treibt er seine Träger vorwärts. Auf diese Weise holen sie göttliche Offenbarungen ein, und vorher unternehmen sie weder ein heiliges noch ein Privatgeschäft. Er sagt auch die Beschaffenheit des Jahres und die Witterung voraus, und bestimmt die Zeit, wann obiges Wunderbild seine zweimal des Jahres vor sich gehende Wanderung an den See antreten soll."

Das Tischrücken[7]), vielmehr -Decken spielt im Leben des Apollonius eine Rolle; denn als bei ihm und Jarchas, dem Brachmanen, der Radscha sich zum Mahle setzte, kamen vier pythische Dreifüße, in deren zweien Wein quoll, von selbst herangerückt, wie Homer Il. XVIII, 373 f. sie gefüllt an die Göttertafel wandeln läßt, indem Hephästos sie mit Wunderwerken umgiebt. „Als Apollonius bei den Indern die Tripoden sah und die Weinschenken, auch was sich sonst bei ihnen aus eigener Kraft bewegte, fragte er nicht, wie sie dieses bewirkten, noch begehrte er es von ihnen zu lernen, sondern begnügte sich mit dem Lobe, ohne es nachzuahmen." Merkwürdig stimmt hierzu Marko Polo's Reisebericht I, c. 56: Kublai, der Mongolenchan, habe auf das Zureden, Christ zu werden, erwidert: Warum soll ich das? Ihr selbst müßt bekennen, daß die Christen dieser Länder sich nicht auf Wunderthaten verstehen, wogegen, wie ihr seht, die Heiden ausrichten, was sie nur wollen. Wenn ich zu Tafel sitze, kommen die mit Wein und anderen Getränken gefüllten Becher von freien Stücken und ohne daß eine menschliche Hand sie berührt, zu mir her und ich trinke daraus. Die Zauberer üben Macht über das schlimme Wetter u. s. w. Ihr seid Zeugen, daß die Götzen der Heiden die Gabe der Rede haben und vorausfagen, was man nur von ihnen begehrt." Der Inka Atahualpa rühmte sich, die Vögel im Fluge aufzuhalten.

Digitized by Google

Von Pythagoras, welcher zuerst morgenländische Priester lehre und Asceſe ins Abendland brachte, meldet Porphyrius, er habe Macht beſeſſen, Stürme und Hagel abzuhalten, auch günſtige Fahrt zu verſchaffen, dazu Schlangenbiſſe geheilt. Empedokles hielt über Agrigent den Zug der Wolken auf (Philoſtr. Ap. VIII, 6, 8), und ſchloß nach Plutarch einen Bergſpalt, der peſtartige Winde aushauchte. Ferner heißt es, er habe Regen und Dürre bewirken und Windſtürme feſſeln können, als Arzt der Peſt Schranken geſetzt und eine ſcheintodte Frau erweckt. Demokrit befreite die Abderiten von der Peſt, Sophokles beſänftigte den Wind, wie Amphion mit dem Saitenſpiel die Wellen und Orpheus die Thiere der Wildniß. Sokrates folgte ſeinem guten Dämon, der ihn anwies, den Weg des Heils auf der Flucht einzuſchlagen, während er auf dem andern verloren geweſen wäre. Anaxagoras' Geiſt der Vorherſagung war allbekannt: ſo erſchien er im Stadium zu Olympia einſt mit dem Pelz, weil es regnen würde; ſah den Einſturz eines Hauſes voraus, auch daß der Tag in Nacht ſich wandeln und bei Aegospotamoi Steine vom Himmel fallen würden. Wenn dies hebräiſche Federn von Männern ihres Stammes beglaubigten, müßten wir es unbedingt als wahr hinnehmen.

Nicht minder war dem Seher von Tyana die Gabe der Prophezie eigen; er folgte den Beſchlüſſen des Schickſals und erkannte nicht durch Zauberei, ſondern aus Anzeichen der Götter, was geſchehen würde. „Wunderthaten und gewaltſame Kunſt (Magie) bedarf die Wahrheit nicht," erklärt er VI, 10. „Apollo weiſſagt ohne eitle Gaukelei, und doch wäre es ihm leicht, die Quellen von Kaſtalia mit Wein zu füllen. Da er einſt über Gütergemeinſchaft predigte und ein Sperling herbeiflog, um mit Gezwitſcher ſeine Kameraden von allen Bäumen abzurufen, was viele für ein Wunderzeichen hielten, ſprach er: „ein Knabe iſt mit einem Maß Weizenkörner gefallen, und der Sperling, der dies ſah, flog herzu und lud ſeine Kameraden zu Tiſchgenoſſen ein." — Und ſofort machte er die geiſtreiche Anwendung, ob die Menſchen auch ſo mittheilſam ſeien, oder lieber der einzelne in

Digitized by Google

aus un
Sobald
er sie i
andern.
befragt i
sich gehe,
so treibt
göttliche
ein heilig
heit des
wann ob
gehende
Das
Apollonius
manen, de
Dreifüß
rückt, wie
tafel wan
giebt. „
die Weinfe
bewegte, f
er es von
ohne es u
lo's Reif
auf das
Ihr selbst
auf Wun
ausrichten,
die mit
Stücken
her

Digitized by Google

Apollonius (VI, 32) auf die Frage, welchen Todes er sterben würde? — wie dem Odysseus werde der Tod ihm aus dem Meere kommen! Und er starb an einem Seehafen. Da Domitian drei Vestalinen, die den Gürtel gelöst, bei der Tempelreinigung tödtete, sprach Apollonius VII, 5: „Möchtest du, Helios, auch von ungerechtem Morde gereinigt werden," wie Christus die Ehebrecherin lieber freisprach, als steinigen hieß. Apollonius erkannte im Moment fern zu Ephesus die Ermordung dieses Kaisers (VIII, 26), denn da er Mittags am Xystus sich unterredete, ließ er plötzlich die Stimme sinken und rief: Stoß ihn nieder den Tyrannen! Dann sprach er: seid getrost! Der Tyrann ist heute getödtet worden.

Die Juden erklärte Apollonius abgefallen von den Menschen überhaupt. Denn ein Volk, das ein ungeselliges Leben erfand, sich der Tischgemeinschaft mit andern, sowie der Trankopfer, Gebete und Rauchopfer begiebt, steht weiter von uns ab, als Susa und Baktra und die noch ferner wohnenden Inder. Diese staatsmännische Aeußerung ist gewiß keine Erfindung. Galiläer, Nazarener oder Christianer mit ihrer Lehre vom Reiche Gottes und dem Bestreben, alle Menschen als Kinder Gottes in einer Universalreligion zu vereinigen, scheint er insbesondere nie kennen gelernt zu haben, geschweige deren Schriften. Die Römer griechischer und lateinischer Abkunft ließen den ersten Christen den Wunderbeweis nicht gelten, denn Apollonius habe noch bedeutendere Zeichen gethan, und als Mittelwesen zwischen Gott und den Menschen selbst Todte zum Leben gebracht. „Ein Mädchen schien gestorben, der Bräutigam folgte der Bahre, jammernd über den vorzeitigen Tod seiner Braut. Mit ihm trauerte Rom, denn sie war aus einer Consularfamilie. Da kam Apollonius h[illegible] sprach: Setzet die Bahre nieder, ich will eure Thränen [illegible]dchen trocknen. Zugleich fragte er nach ihr[illegible] glaubten, er wolle eine Leichenrede halten [illegible]n, sprach einige geheime Worte und erweck[illegible] Sie gab eine Stimme von sich und kehrte [illegible]s zurück. Das von den Verwandten [illegible] 50000 Denaren bestimmte Apol-

Digitized by Google

Unmäßigkeit sich vollstopfe (IV, 3.). Wie er einmal über die Landenge von Korinth schritt, äußerte er: „Dieser Erdnacken wird durchschnitten werden, oder eigentlich nicht.“ Das war eine Weissagung auf die Durchstechung des Isthmus, welche Nero sieben Jahre später vorhatte. Als der Tyanäer von Sizilien nach Hellas fuhr, verließ er das Schiff schon zu Leukas in Akarnanien, denn, sprach er: „Es ist nicht rathsam, mit ihm nach Achaja zu gehen.“ Niemand achtete auf die Rede, als wer den Mann kannte, er selbst bestieg mit seinen Begleitern ein leukadisches Schiff und landete am Lechäum (dem Westhafen von Korinth). Das syrakusische Schiff aber ging bei der Einfahrt in den Krisäischen Busen unter. (V, 18.) In Voraussicht drohender Stürme rieth er auch dem Damis die Landreise (VII, 41). Und da er zwölf Männern begegnete, die man als Räuber zum Richtplatze führte, betrachtete er sie und bezeichnete Einen als unschuldig; ihn möge man zuletzt, oder besser diese Leute gar nicht hinrichten. Schon waren acht Köpfe gefallen, als ein Reiter ansprengte und rief: Schonet den Phormio. Er ist kein Räuber, sondern hat nur aus Furcht vor der Folter ein falsches Geständniß abgelegt! und da die Andern indeß peinlich befragt wurden, hatten sie die Unschuld des Mannes bezeugt. Der Jubel Aegyptens war groß, wie sie denn überhaupt zum Bewundern geneigt sind, schreibt Philostratus V, 24. — Das Wort gegen die Folter verdient historische Anerkennung.

Apollonius war mit Vespasian zugleich in Alexandria, ja er soll schon bei der Belagerung von Solyma ihm den Thron vorausgesagt haben, wie dessen auch Josephus sich rühmt. Der Imperator begehrte ihn zu sehen und hatte mit ihm im Tempel (des Serapis?) eine Unterredung. Beim Herabsteigen nahm er den Weisen an der Hand mit sich in den kaiserlichen Palast, und legte ihm förmlich seinen wohlwollenden Regierungsplan vor. Apollonius machte in diesem Moment dem Vespasian Mittheilung von dem Tags vorher (V, 24. 30. 33) erfolgten kapitolinischen Tempelbrande, indem sein Sohn Domitian den Vitellius darin belagerte und die Truppen ihn anzündeten[8]). Die Worte des Philosophen ermunterten den Kaiser in seinem Unternehmen. Dem Titus antwortet

Digitized by Google

Apollonius (VI, 32) auf die Frage, welchen Todes er sterben würde? — wie dem Odysseus werde der Tod ihm aus dem Meere kommen! Und er starb an einem Seehafen. Da Domitian drei Vestalinen, die den Gürtel gelöst, bei der Tempelreinigung tödtete, sprach Apollonius VII, 5: „Möchtest du, Helios, auch von ungerechtem Morde gereinigt werden," wie Christus die Ehebrecherin lieber freisprach, als steinigen hieß. Apollonius erkannte im Moment fern zu Ephesus die Ermordung dieses Kaisers (VIII, 26), denn da er Mittags am Xystus sich unterredete, ließ er plötzlich die Stimme sinken und rief: Stoß ihn nieder den Tyrannen! Dann sprach er: seid getrost! Der Tyrann ist heute getödtet worden.

Die Juden erklärte Apollonius abgefallen von den Menschen überhaupt. Denn ein Volk, das ein ungeselliges Leben erfand, sich der Tischgemeinschaft mit andern, sowie der Trankopfer, Gebete und Rauchopfer begiebt, steht weiter von uns ab, als Susa und Baktra und die noch ferner wohnenden Inder. Diese staatsmännische Aeußerung ist gewiß keine Erfindung. Galiläer, Nazarener oder Christianer mit ihrer Lehre vom Reiche Gottes und dem Bestreben, alle Menschen als Kinder Gottes in einer Universalreligion zu vereinigen, scheint er insbesondere nie kennen gelernt zu haben, geschweige deren Schriften. Die Römer griechischer und lateinischer Abkunft ließen den ersten Christen den Wunderbeweis nicht gelten, denn Apollonius habe noch bedeutendere Zeichen gethan, und als Mittelwesen zwischen Gott und den Menschen selbst Todte zum Leben gebracht. „Ein Mädchen schien gestorben, der Bräutigam folgte der Bahre, jammernd über den vorzeitigen Tod seiner Braut. Mit ihm trauerte Rom, denn sie war aus einer Consularfamilie. Da kam Apollonius hinzu und sprach: Setzet die Bahre nieder, ich will eure Thränen über das Mädchen trocknen. Zugleich fragte er nach ihrem Namen. Die Leute glaubten, er wolle eine Leichenrede halten. Er aber rührte sie an, sprach einige geheime Worte und erweckte sie vom Scheintode. Sie gab eine Stimme von sich und kehrte ins Haus ihres Vaters zurück. Das von den Verwandten angebotene Geschenk von 150000 Denaren bestimmte Apol-

Digitized by Google

lonius zur Ausstattung des Mädchens. Ob er nun einen Funken Lebens in ihr fand, den die Aerzte nicht bemerkten, oder das erloschene Leben wieder anfachte, dies zu entscheiden ist selbst denen, die dabei zugegen waren, unmöglich! Der Berichterstatter IV, 45 ist ehrlich genug anzugeben, das Gesicht des Mädchens solle gedunstet haben; oder schien ihm das Wunder zu gewaltig? Gerade die rationalistische Erklärung läßt den Vorwand nicht zu, Philostratus habe diesen in die Mitte der Weltstadt verlegten Vorfall romanhaft zur Unterhaltung des Kaiserhofes rein erfunden."

Kaiser Domitian frug den Philosophen vor Gericht: „warum nennen die Menschen dich einen Gott?" Der Weise erwiderte: „Weil jeder gute Mensch mit dem Namen eines Gottes geehrt wird. Sende einen, der meinen Leib ergreift, denn meine Seele zu fassen ist nicht möglich. Aber auch nicht meinen Körper sollst du ergreifen." Mit diesen Worten verschwand er aus dem Gerichtshofe, daß man seine Natur nicht verkannte und sah, er sei wider seinen Willen nicht zu fangen. Und siehe! Die Gefängnißthüre that von freien Stücken vor Apollonius sich auf und gingen hinter ihm wieder zu, ebenso die Tempelpforten — ein Wunder, das sich ebenso von Petrus und den Mitaposteln Apstg. V, 19 f. XII, 7, wie von anderen christlichen Heiligen erzählt.

„Als Damis in Klagen sich ergoß (VIII, 12): werden wir den herrlichen Freund je wiedersehen? sprach Apollonius, der schon vor dem Nymphäum in Dikäarchia stand: „Ihr werdet ihn sehen oder vielmehr seht ihr ihn schon." Lebend? fragte Demetrius. Darauf streckte Apollonius die Hand aus: Da nimm! Wenn ich dir entschlüpfe, bin ich ein Schattenbild aus Persephone's Reich; wenn ich aber von dir berührt weile, so überzeuge auch den Damis, daß ich lebe und meinen Leib nicht abgeworfen habe. (Gemahnt dies nicht an Thomas Hand in der Seitenwunde Jesu?) Da konnten sie nicht mehr zweifeln, sondern hingen sich an ihn und umarmten ihn. Dann fragten sie nach seiner Vertheidigung. Wie hast du aber, sagte Demetrius, so weiten Weg in so kurzer Frist zurückgelegt? Apollonius antwortete: Außer dem

Digitized by Google

Widder (des Phrixus) und den wächsernen Flügeln (des Dädalus) glaube Alles. Hiedurch legte er seine Sendung einem Gott bei. Dann erwähnte er seine Reden mit dem Schlusse Ilias XXII, 13: Denn nicht wirst du mich tödten, dieweil nicht so mir bestimmt ist." Als er sofort zu Schiff ging und plötzlich in Olympia auftauchte, fehlte wenig, daß Hellas ihn angebetet hätte, indem man auch deshalb, weil er so ganz ohne Prahlerei von seiner Sache sprach, ihn für einen Gottesmann hielt (21). „Da kamen zu ihm auch aus Jonien alle seine Jünger, die Apollonier genannt, welche wegen ihres Eifers in der Philosophie Bewunderung verdienten."

Von unserem Wunderthäter und Propheten verlautet noch (IV, 10), als während seiner Vorträge in Smyrna die Epheſier ihn als Arzt gegen eine ausgebrochene Krankheit zu Hilfe riefen, sprach er, ohne sich einen Aufschub zu gestatten: „Laßt uns gehen!" und war in Ephesus, so wie einst Pythagoras, als er gleichzeitig in Thurium und Metapontus sich befand (Porphyr. 27. Jamblich c. 34), was sonst nur von Sterbenden verlautet, wo die Seele sich vom Leibe entbindet.

Philostratus schrieb so weit dem Damis nach, erfuhr aber nicht gewiß, ob Apollonius in Ephesus oder Lindus gestorben, wo die Hunde ihn nicht anbellten, die Tempelthüren sich ihm von selbst öffneten und nach seinem Eintritt hinter ihm schlossen, und die Stimme singender Jungfrauen ertönte: „Geh von der Erde, geh zum Himmel ein!" Auch jetzt noch philosophirte er über die Unsterblichkeit der Seele, da ein Jüngling von Tyana anlangte, welcher der wahren Lehre nicht beistimmte und seinen Widerspruch selbst nach Apollonius Hinscheiden fortsetzte. Aber fünf Tage nachher schlief derselbe am Orte der Unterredung ein, sprang noch halb im Schlafe schweißtriefend auf und rief: „Ich glaube dir! Seht ihr nicht den weisen Apollonius, wie er unseren Gesprächen zuhört und bewunderungswürdige Rhapsodien von der Seele singt?

Nicht dein, sondern der Vorsicht ist die unsterbliche Seele.
Nach dem Zerfallen des Leibes enteilt sie" u. s. w.

Ein Grab habe ich von ihm nirgend gefunden, auch

Digitized by Google

nicht ein angebliches, schließt Philostratus, ob ich gleich die meisten Theile der Erde durchwandert bin, aber überall wunderbare Sagen, auch einen auf kaiserliche Kosten erbauten Tempel zu Tyana.

Apollonius brachte es mit seiner Weisheit auch zum Alter von 80 bis 90, und verkürzte seine Jahre nicht durch überspannte Ascese. Pythagoras lehrte, kein Leben gehe unter. Der Philosoph von Tyana betheuerte am Wege zum Gericht VIII, 2, Sokrates sei nicht gestorben, die Athener hätten es nur geglaubt. Er selbst starb getrost im Glauben an die Unsterblichkeit. Tillemont (hist. d. emp. II, 200) urtheilt: „Der Teufel habe aus Furcht, sein Reich vernichtet zu sehen, den Apollonius fast gleichzeitig mit Christus geboren werden lassen (!), um entweder den Irrthum durch die Wunder seiner Zauberei zu stützen, oder wenn ihre Falschheit an den Tag käme, dadurch auch die Wunder Christi in Mißkredit zu bringen." Laktantius inst. V, 3 wendet nur ein, Apollonius habe keine Weissungen der Propheten für sich (sic!), die Wunder aber ließ er gelten.

Von den 34 Jüngern, die sich dem Apollonius angeschlossen, blieben ihm bei der Reise nach Rom unter dem Consul Telesinus aus Furcht vor Nero nur acht treu (IV, 37. V, 43): darunter Menippus, den er von der Dämonie befreite, der Aegyptier Dioskoribes und der Assyrer Damis, welchen ihr Lehrer das politische Thier mit vielen Köpfen, krummen Klauen und scharfen Zähnen, den Muttermörder im apokalyptischen Geiste schilderte. Er predigte bald in den Tempeln umher, und die Gottesverehrung nahm zu, gewann auch den Demetrius zum Anhänger, welchen aber der praefectus praetorio Tigellinus aus Rom vertrieb, unter dessen Consulat Petrus hingerichtet wurde. Tigellin hielt dafür, daß der Mann in fremdem Gewande, welcher eher einem Isispriester glich, Macht habe Dämonen zu prüfen und ein Prophet sei.

Vielleicht nimmt die Offenbarung XIX, 20 auf Apollonius Bezug als den „falschen Propheten, der Zeichen thut vor den Anhängern des Thieres, die dessen Malzeichen trugen." Allgemein trauten ihm selbst seine Feinde magische Kräfte

Digitized by Google

zu, ja daß er Himmel und Erde bewege, trage und versetze, wohin er wolle, VI, 7. Das Evangelium spricht nur von Bäume und Berge versetzen, was die Legende freilich wörtlich nahm, so bei Gregor dem Thaumaturgen (Niceph. Antirrh. c. Iconocl. c. 23). Apollonius wird vor dem Präfektus Prätorio Aelian in Rom als Zauberer angeklagt. Man machte ihm Tracht und Lebensart zum Vorwurf, auch daß er von Manchen durch Anbetung verehrt werde, ferner in Ephesus eine Pest geweissagt und die Einwohner davon geheilt, daß er Götter höre und das Blut der Opferthiere nicht dulde — gleichwohl aber zur Weissagung Nachts einen arkadischen Knaben zerstückelt habe (also einen thyestischen Meßakt beging) (VII, 17. VIII, 6, 11, 21, 26). Der Chiliarch redete ihn an, daß die Kniebeugung der Menschen ihn in Verdacht gebracht, als stelle er sich den Göttern gleich. Unter dem Vorwande, daß er mit Nerva sich in eine Verschwörung gegen den Kaiser eingelassen, legte man ihn in Fessel, die er jedoch abzustreifen verstand.

Es waren wohl fünfzig Gefangene mit Apollonius eingekerkert. Als es vor dem obersten Tribunal zum Verhör kam, erlaubte Domitian ihm nicht, mit Amulet, Büchelchen oder sonst etwas Geschriebenen vor ihn zu treten, indem er ihn als einen Zauberer fürchtete (VIII, 3) — eine Vorsicht, die man auch gegen Savonarola gebrauchte. Da sich Apollonius gegen den Vorwurf dämonischer Magie zu rechtfertigen hatte, wie Jesus gegen den Verdacht, im Namen Beelzebubs Wunder zu thun, erklärte er VIII, 6, 9: „Ich habe in Ephesus das Pestübel ausgerottet und dem abwehrenden Herakles einen Tempel erbaut. Wer wird zu Herakles beten, wenn der ein Zauberer ist? Denn solche Dinge legen jene Unseligen ihren Gruben bei (wo die Seelen durch Lämmerblut citirt wurden, IV, 16) und den unterirdischen Göttern, von welchen Herakles zu sondern ist, für den Athene Sorge trug, weil er ein Salvator der Menschen war!"

Der Biograph des von aller Welt angestaunten Reformators der Götterlehre und des Heidendienstes verräth auch nicht die leiseste Bekanntschaft mit den Evangelien. Ebenso verfehlt wäre die

Digitized by Google

Annahme, als ob die Synoptiker ihr Leben Jesu mit Zügen aus der Biographie des Heiligen von Tyana bereichert hätten. Selbstständig entwickelte sich das Glaubensbewußtsein an solche Wunder und Zeichen im Geiste der Zeit. Wir unterschätzen übrigens nicht: Apollonius handelte im Geiste des Propheten von Nazaret, der bei seinem ersten Auftreten im Tempel die Opferthiere hinaustrieb mit dem Spruche: „Gerechtigkeit will ich und keine Opfer!" Die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und ihrer geistigen Fortdauer empfahl sich vielmehr, als die pharisäische von der Auferstehung des Fleisches, und indem er die Gottesbegriffe läuterte, trug er als Reformator dazu bei, daß der Hellenismus in Fluß gerieth und in den Strom des Christenthums mündete. Aber der Wunderglaube mußte dabei das Seine thun.

Beherzigung verdient Augustinus' Ausspruch zu Mrk. XIII, 22: „Ich bin gegen alle Wunderfreunde vorsichtig, seit ich beachte, was Christus von den falschen Propheten spricht: Sie werden Zeichen und Wunder thun, womöglich selbst die Auserwählten irrezuführen". Lassen wir uns nicht so leicht zur Anerkennung verleiten, wir müßten sie sonst in allen Aeonen und Glaubensregionen positiv würdigen, also mit unserem Wunderbeweis weit über das Ziel hinausschießen. Der muhammedanische Mystiker Kosseiri verfaßte um 1000 n. Chr. seine Risâlet oder Sendschreiben für alle Schufi, um das fromme Leben zu fördern, wie er selber um Gottes willen arm geworden. Der Orientalist Prof. Haneberg vertiefte sich in den Inhalt des kostbaren Manuscriptes an der Münchener Staatsbibliothek, wie außer Constantinopel kein zweites in Europa existirt, mit heiligem Eifer, aber bei seinem Tode fand sich vom „Leben der Scheiche ganz übersetzt" nur das leere Heft mit der Ueberschrift. Er hatte mir intim schon vor dreißig Jahren versprochen, Kosseiri's scholastisch spekulative Begründung der Möglichkeit der Wunder und die Geschichte der Heiligen des Islams mit zahlreichen Beispielen unglaublicher Heilungen und sonstiger Zeichen ans Licht zu geben: welches Aergerniß! Der strengstgläubige Lehrer, unsere große Autorität Görres erklärte Jakobs Ringen mit dem Engel ohne Um-

Digitized by Google

stände als orientalische Redefigur für epileptische Anfälle, wie bei Muhammed, der in diesem Zustande seine himmlischen Offenbarungen erfuhr oder unter Angstschweiß mit dem Engel Gabriel redete, dessen Stimme er sich ankündigen hörte. In Ekstase legte er seinen Himmelsritt zurück (vgl. II. Kor. XII, 2).

Merkwürdig bietet also die Legende in allen Religionen die nämlichen Erscheinungen. Der muslimische Schech verrichtet genau dieselben Thaten, wie bei uns die Volksheiligen nach dem Vorgange der Männer der Bibel. Er schreitet trocknen Fußes über das Wasser, wie Elias und Elisa, oder am Zusammenfluß von Rhein und Mosel die hl. Rizza u. A. An der Spitze des Nilkanals im Delta wandelt Mohammed al Garbi, der westliche, nächtlich in Lichtgestalt über den Strom, zu Mohammed al Scharki, dem östlichen, der Vater zum Sohne, weil sie im Leben unzertrennlich in gemeinsamer Uebung alles Guten gewesen — die Wely oder Kapellen beider stehen am Ufer sich gegenüber. Der Schech oder Heilige des Islam stößt seinen Stab in die Erde, daß er Wurzel schlägt und zum Baum erwächst, wie die Keule des Herakles vom wilden Oelbaum geschnitten, zu Trözene neuerdings wurzelte (Paus. II. 31, 13), oder der Lanzenschaft des Romulus am Aventin (Plut. Romul. 20), und in Papstes Hand Tannhäusers Stab. Der Schech erweckt mit dem Stabe, als einer Wünschelruthe, Quellbrunnen, wie Dionysos mit dem Thyrsos zu Kyparissos, der Esel des Silen und der Pegasus des Baldr mit dem Hufe. Aus Polykarps Stab erwächst die hl. Terebinthe zu Smyrna. Przemils vom Pfluge weg zum Böhmenkönig ernannt, stößt verwundert seinen Stock in die Erde, und daraus erblüht die Haselstaude zu Raditz. Die alten Götter Wolfgang, Gangolf, Ullr leben so noch in Ulrich u. s. w. fort, und der Born heißt nach ihnen. Ja Gangolf nimmt einen Brunnkranz sogar von Joppe mit heim und der Born steigt in der Heimat auf, wie der wandelnde Fels in der Wüste die Israeliten mit Wasser versah I. Kor. IV, 4. Die Vestalin Tuccia trägt zum Beweis ihrer Jungfräulichkeit Wasser im Siebe, ohne einen Tropfen zu verlieren und schüttet es vor dem Altare aus. Die Priesterin der kapadocischen Diana

Digitized by Google

und die etruriſchen Hirpiner gingen auf glühenden Kohlen, wie noch heute die Schamanen.

Das Volk macht ſich ſeinen Heiligen nach Bedürfniß, die Kirche hat nur anzuerkennen; auch Luther iſt als der fromme Mann mit etwas Mondſchein umgeben. Im Leben Sankt Maedok's oder des Schotten Aidanus ſpiegelt ſich von ſeiner Empfängniß bis zum Tode der Nimbus des höhereren Weſens wieder. Gott gießt nach dem Alltagsglauben durch ſeine Engel dem Kinde die Seele ein und dieſe erſcheint als Feuer, welches die kalte Materie belebt. Dieſer göttliche Lebensfunke fällt wie ein Stern in die irdiſche Nacht, die Mutter ſieht im Traume den Mond in ihren Schoß ſich ſenken. Darum heißt er der Sohn des Sternes, wenn auch kein Barcocheba aus ihm geworden iſt. Als Knabe ſpielt Maedhog unter den Hirten und füttert Wölfe, die ihm friedlich nachfolgen. Ein Hirſch, auf der Jagd verfolgt, flüchtet zu ihm. Als Biſchof wird er vom Geiſt des Herrn durch die Lüfte getragen, ſchreitet trockenen Fußes über die Wellen, macht mit der Spitze ſeines Stabes ein Zeichen und hält dadurch feindliche Heere im Siegesſchritte auf: die Heiligen ſind mit ihm beim Kampfe zugegen. Er erweckt mit dem Stabe auch eine Quelle. Vom Meere erhebt ſich ein Stier und läßt ſich an den Pflug ſpannen: es iſt der in Schottland bekannte Elfſtier. Ein unbekanntes Thier bringt ihn über Meer nach Irland: ein Wellenroß, die iriſche Phuka, Roß und Adler zugleich. Die Engel tragen ihm Nachts Holz und Steine zum Kirchbau und hätten ihn auch vollendet, wenn nicht einer ſeiner Jünger wider ſein Gebot zugeſehen. Er thut es in Alldem nicht bloß dem Moſes, ſondern auch dem Elias gleich, denn er erweckt mit ſeinem Stabe ein todtes Mädchen. Gott ſendet ihm ſogar ſein Pferd von Hyacinthfarbe. Unfruchtbare Bäume läßt er Frucht tragen und verwandelt Korn in Gold u. ſ. w.

In der Religion und Kunſt ſpielt die traditionelle Sage eine Hauptrolle; unſere Zeit aber ſtrebt nach ſtrenghiſtoriſcher Wahrheit und zieht die Proſa der Poeſie vor, ſo daß durch Ausſcheidung des Mythologiſchen, das die Heiligen von früheren Göttergeſtalten ererbten, die reine Perſönlichkeit zurückbleibt. Der Glaube

Digitized by Google

wurzelt in einer höheren Welt und der ideale Trieb soll in der Menschenbrust nicht erstickt werden. Auch der Staatsmann bedarf der frommen Dichtung. Wie Aarons Ruthe treibt Aeneas Speer im Stock der von den Troern umgehauenen Oleaster zu Laurentum grüne Zweige zum Symbol des Gedeihens der Colonie. Der Oelbaum der Athene auf der Akropolis ist kaum von den Persern niedergebrannt, als er am Siegestage zu Salamis einen frischen Schößling treibt; die Wundersage hob den Kampfesmuth nicht wenig.

Während der Schlacht von Pharsalus wuchs an dem berühmten Wallfahrtsorte zu Tralles im Tempel der Siegesgöttin knapp neben Cäsars Statue plötzlich aus dem Pflaster eine Palme, der Friedensbaum. Den Römern offenbarten sich die Dioskuren als Retter, so gelegentlich der Schlacht am See Regillus, Minerva und Theseus erscheinen auf den Mauern Athens und schrecken den Alarich von der Belagerung der Stadt zurück, die sich ihrem Schutze vertraut. Den christlichen Spaniern erscheint Jakob von Compostella hoch zu Roß als Vorkämpfer in Schlachten. Aber als der arabische Feldherr Tarik nach Gibraltar, dem Vorgebirge seines Namens (Gibel al Tarik) zur Eroberung Andalusiens hinübersegelte, sah er im Traume Muhammed ihm nach dem hispanischen Ufer voranschreiten mit dem Zuspruche: „Geh' an dein Ziel!" Noch großartiger ist die Vision Osman's des Gründers der Dynastie, die Pflöcke seines Zeltes in Brusa versetzten sich nach den vier Weltregionen, die Ausdehnung seines Reiches zu verkünden.

Der kindliche Standpunkt naiver Leichtgläubigkeit und spielender Hypothesenmacherei oder Wundersucht wird gewöhnlich durch das Zurückbleiben in der Naturwissenschaft gerechtfertigt, vielmehr entschuldigt. Der menschliche Geist unterliegt selber der Kritik, aber das Mittelalter übte absolut keine Kritik, sondern gab sich all den Träumereien mit einer Gläubigkeit hin, die nur im radikalen Unglauben unserer Tage ihr entgegengesetztes Extrem findet. Das zuerst von den Arabern in Spanien angeregte Naturstudium mußte vom blinden Glauben wohlthuend ablenken. Nach Rhabanus Maurus erfolgen die Wunder nicht

Digitized by Google

contra naturam, sondern contra consuetudinem naturae (contra quam est nota natura). Die Gesetze der Natur sind aber noch lange nicht erforscht. Einen der hellsten Köpfe seiner und der folgenden Zeit, Erzbischof Agobard von Lyon (816—840), erklärt[9]: „Soweit beherrscht die Thorheit bereits die arme Welt, daß die Christen jetzt derart absurde Dinge glauben, wie man sie nie vorher den Heiden zu glauben zumuthen mochte." Mit physikalischen Kenntnissen ausgerüstet erklärte er die Naturerscheinungen, bestritt die Gottesurtheile und folgte einer freieren Auffassung der Bibelinspiration. Abälard und Berengar wetzten ihre Zungen an den Legendenwundern, worauf die Verehrung der Heiligen beruht. Bilden doch erklärte Wunder noch die Vorbedingung der kirchlichen Canonisation. Der berühmte Nikolaus von Kusa, hervorragendes Mitglied der Kirchenversammlung zu Basel, erklärte sich mit aller Entschiedenheit dagegen, daß der Christ nach Art der Heiden einen Gott, vielmehr Heiligen gegen dieses, einen anderen gegen weitere Uebel anrufe, kurz anstatt Gottes für jedes Unglück einen besonderen Patron und Nothhelfer habe. Die Vernunft thut dem Wunderglauben keinen Einhalt und mit Kritik wird die Heiligkeit nicht entschieden, sonst könnten die Bollandisten nicht aus allen Zonen Acta Sanctorum nach Guizots Schätzung mit 25000 Nummern in LV Bänden aufführen, und sollten wir meinen, noch leicht die Doppelzahl beifügen. Das römische Brevier, welches die tägliche Lektüre des lateinischen Priesters bildet, strotzt von albernen Wundergeschichten, und bedürfte längst einer gründlichen Correctur — wie mancher liest es mit innerem Widerspruch!

Roger Bacon bestreitet in der Schrift „Von der Nichtigkeit der Magie" zuerst die Realität von Teufelsbündnissen, und machte sich mit den wirklichen Kräften der Natur vertraut, wenn er auch von astrologischen Träumereien nicht ganz frei blieb. Dafür legte man den kühnen Franziskaner, einen Jünger der Araber, als Magier zehn Jahre ins Gefängniß. Seine Voraussicht von Lokomotiven und Dampfschiffen verrathen wahrhaft prophetischen Blick. Das war ein Lichtblitz, dem bald wieder halbe Geistesnacht folgte. Selbst Thomas von Aquino, welchen eben

Digitized by Google

jetzt ein humaner Papst als Philosophen vorführt, um die Scholastik neuerdings auf die theologischen Lehrstühle zu bringen, selbst er, der Schüler unseres naturkundigen Albertus Magnus, erklärt Krankheiten, Gewitter, Hagelschlag, Entführung von Menschen durch die Luft und Verwandlung in andere Gestalt, Lykanthropie, als unmittelbare Thaten des Teufels, wie Hiobs Plagen; dabei ist der Verfasser der Summa der größte Dogmatiker. Käme es auf ihn an, so hätte die Menschheit, oder die Christenheit, in den vierhundert Jahren seit Agobard dem Lyoneser einen entsetzlichen Rückschritt gethan!

Raimundus Lullus, der Glauben und Wissen zu vereinigen strebte und in kühnen Religionsdisputen mit den Muhammedanern sich herumstritt, grämt sich darüber, daß die Averroisten erklärten, der katholische Glaube sei weniger beweisbar als sonst einer, daher die arge Nachrede (infamia) bei den Ungläubigen folge. Zum Dank versetzt Orcagna in seinem jüngsten Gericht den Averroes neben dem Propheten von Mekka in die Hölle. Allerdings haben Andersgläubige in Sache der Wunder ebenfalls mitzureden. Es ist hohe Zeit, mit dem gräulichen Wahne aufzuräumen, der das Christenthum noch unter den Islam herabsetzt.

Die Bedeutung Jesu für die Entwicklung der Menschheit ist wissenschaftlich nach gar nicht gewürdigt: sie hängt wahrlich nicht von seinen Krankenheilungen ab, die ein anderer auch leistet. Der tiefernste, für die hochsinnige Auffassung eines Johannes begeisterte Delff beklagt in seinem „Prometheus, Sokrates und Christus," wie doch die drei ersten Evangelisten die großartige Gestalt Jesu herabgesetzt und in lauter kleinlichen Wundergeschichten verzettelt hätten. Nur zu wahr. Gerne erließen wir ihnen die Arbeit nach der Schablone der alten Propheten, die nun einmal erfüllt sein mußten, das Bild des Menschensohnes zu zeichnen, wären sie nur ausgiebiger an Mittheilungen über den Mann, welcher der Träger der europäischen Gesittung seit bald zwei Jahrtausenden ist. Aber sie lassen uns im Stiche trotz der Versicherung, die Welt könnte die Bücher nicht fassen, wollte man Alles schreiben, was er gethan (Joh. XXI, 25).

Digitized by Google

Der Plunder von Wunder verdeckt uns vielmehr die wahre Größe des Gottgesandten von Nazaret. Die Umgebung des Erlösers vom Gesetze des Mosaismus und dem Irrwahne der Heidenreligionen läßt ihn nur mit Krankenheilungen und Beschwörungen im Geiste jener Zeit auf die rohen Massen wirken, und damit sind wir nicht zufrieden. Es ist vom streng bibelgläubigen Luther nur consequent, wenn er (Walch. Ges. W. X,1034) schreibt: „Etliche sind leiblich vom Teufel besessen. Aus Marci V, 2 und Lucä VIII, 27 siehst du, daß er Lust hat, einen armen Menschen, der in Gräbern seine Wohnung hatte, nicht mit einem Teufel allein, sondern mit einer ganzen Legion zu besitzen. Ist das nicht eine giftige, unsägliche Bosheit, daß er einen Menschen mit 6000 Teufeln und mehr so jämmerlich besitzet?" 1037 f.: Die Christen sollen glauben, daß die Welt voller Teufel sei, wie wir lesen im Evangelio, daß in einen Menschen gefahren war eine Legion." Ferner XXII, 589: „Ach was will man von unserem freien Willen ... wenn wir bedenken, was der Teufel in uns Menschen für einen gräulichen Jammer angerichtet hat! Denn erstlich hat er uns geführet in die Erbsünde und auf uns gebracht den Tod. Ueber solch Unglück ist noch ein größeres, wie im Evangelium ist geschrieben, daß der Teufel in die Leute fährt, sie besitzet, toll und thöricht macht, also daß um der Sünde willen das menschliche Geschlecht nichts anderes ist, denn ein stinkend, schändlich, heimlich Gemach aller Teufel" u. s. w.

Ganz in die Darstellung der Synoptiker vertieft, hält der alte Augustiner den Satan für mächtiger als Gott, wenigstens nennt er ihn öfter. In Luther's Tischreden nimmt der Abschnitt über die Werke des Teufels einige Seiten mehr ein, als der über die Werke Gottes. Noch in seiner letzten Lebenswoche ließ der Reformator ein „besessenes" Mädchen in die Kirche bringen und nahm den Exorcismus vor. Narren, Krüppel, Blinde und Stumme gelten ihm für besessen vom Teufel; Hagel, Donner, Pest ließ er durch solche Einflüsse entstehen. Aerzte die ihm widersprachen, hieß er Dummköpfe, besonders war sein Ohrenschmerz dämonischen Ursprungs. Stünde Ahriman über Ormuzd, so hätte es ja mit

Digitized by Google

dem Reiche Gottes ein Ende, wie Christus in Bezug auf Beelzebub spricht. Nichts desto weniger wirft der kühne Mönch von Wittenberg nicht nur dem Teufel auf der Wartburg das Tintenfaß an den Kopf, sondern wies, da man ihm einen Antheil an der Zeche auf dem Schneeberg als Ehrengeschenk anbot, diesen aus dem Grunde zurück, weil der Teufel über die Schätze der Erde Herr sei und aus Haß gegen ihn den Bergsegen gewiß zum Schaden der übrigen Theilnehmer verkehren würde.

Gegen solchen theologischen Wunderglauben, welcher vergessen lehrt, daß die ersten Christen Philosophen hießen, und aus Satanologie Wahrheit machen will, ist es erlaubt die Stimme zu erheben, wenn auch nicht im Sinne der Encyclopädisten, welche mit Gott und der Unsterblichkeit aufräumten, und gebildeten wie ungebildeten Pöbel in die Revolution hineinrissen. Was nützet es dem Geistesblinden die Himmelsfackel anzuzünden? aber der von uns gestrafte Wunderglaube trägt noch mehr zur Finsterniß bei. Was bleibt uns für eine Wahl, wenn zur Wahrheit werden soll, was jüngst ein Cultminister, Jules Ferry aussprach: dem Staate die Wissenschaft, der Kirche den Glauben! Wir bewegen uns wieder in absteigender Richtung, wenn ein Pastor Kancke das Copernikanische System von der Kanzel aus und in Schriften Lügen straft, wenn Wunder und Erscheinungen, wie die von La Salette, Lourdes, Marpingen, Mettenbuch und Dietrichswalde nicht nur Glauben bei der kirchlich abgerichteten Menge, sondern auch die Billigung der geistlichen Obern und selbst des Pontifex finden!

Wie kommt es, daß dem Bewohner der Faröerinseln ein vom Feuerheerd springender Funke das Geisterauge öffnet, daß er plötzlich ein Schiff auf hundert Meilen Entfernung gewahrt! Ist das kein Wunder? Gegen den Nordpol hin concentrirt sich der Magnetismus und das visionäre Wesen spielt ins religiöse Muckerthum hinüber. Bei uns reichen die Gückers und Spikers besonders nach Westfalen herein, und die Wiedertäufer zu Münster, welche im wahnsinnigen Fanatismus das Königreich Zion auf Erden gründen wollten und den Himmel offen, ja die

Digitized by Google

Engel Gottes niedersteigen sahen, bieten das schönste Beispiel. Wollten wir ins Gebiet dieses tellurischen Magnetismus uns einlassen, wir würden mit Professor Perty bald erstaunlichen Resultaten gegenüberstehen, die gleichwohl über die Grenzen des Naturlebens und der menschlichen Willenskraft nicht hinausgreifen. Gehirn und Nerventhätigkeit in ihrer Ueberreizung führen zu unbegreiflichen Phänomenen, der Geist beherrscht nicht den ganzen Kreis des Lebens, die Seele hat ihren besonderen Bereich. Gerade bei Sterbefällen kann mancher im Familienkreise die seltsamsten Erscheinungen erleben.

Die Camisarden in den Sevennen liefern massenhaften Stoff, wie Hirtenweiber und sogar unmündige Kinder Gesichte und Entzückungen bekamen, in Versen sprachen, Engel in der Luft psalmiren hörten und die bevorstehende Erlösung verkündeten. Das unverständliche Reden in fremden Zungen kommt schon in der Apostelgeschichte bei den Korinthern vor, und der Apostel Paulus wußte kaum, was er daraus machen sollte (I. Kor. XIV). Wir haben über dieses Hellsehen etwas hellere Ansichten, und der Verfasser kennt das Zungenlallen, γλώσσαις λαλεῖν und Blutschwitzen aus Erfahrung. Im Vergleich mit der weissagenden Pythia, deren Orakel im ganzen Umkreis des Mittelmeeres Anfrage und Anerkennung erfuhren, treten die Visionärrinen der ersten Kirche, die aus einem Freudenhaus in Tyrus entführte Helena des Simon Magus, die Prophetinen der rigorosen Montanisten: Quintilla und Priscilla zu Pepuza mit ihrem Orakelschlafe weit in den Hintergrund.

Wir haben dieselben Erscheinungen in den muhammedanischen Melbus oder geistigen Erweckungen, wobei Derwische bis zum Wahnsinnigwerden sich im Kreise drehen, zu Boden stürzen, schäumen und Gottes Namen ausschreien, bis ihnen der Athem vergeht. Die Convulsionen frommer Pilgerinen an Gräbern von Heiligen, wie des Metrophan zu Woronesch in Rußland, beweisen, daß Wallfahrtsorte besonders zu solchen Auftritten geeignet sind. Der Somnambulismus und Hypnotismus spielt mit herein. Verirrungen ins Wundergebiet treffen wir regelmäßig bei

Digitized by Google

den methodistischen Revivals bis in die neueste Zeit, aber wo selbst Kinder von der Wundersucht und Predigerwuth ergriffen werden, da giebt Paulus I. Kor. IV, 21 das Heilmittel an: „Soll ich zu euch mit der Ruthe kommen?“ Ungebrannte Asche heilt diese religiöse Manie jedenfalls rasch und billig.

Melanchthon erzählt von einem Kranken, der ohne lesen und schreiben zu können oder fremde Sprachen zu verstehen, geläufig griechisch und lateinisch ihn anredete. Dasselbe Sprachwunder kann man bei wahrhaft dämonischen Aufregungen in den Methodisten-Versammlungen erleben, so oft man will. Die Mormonen unterscheiden wohl zwischen diesem Kauderwelsch und dem Zungenauslegen; im Staate Deseret hört man in Beetsälen auch Stimmen vom Himmel, sieht Pergamentrollen aus den Wolken fallen, Männer und Weiber weissagen, predigen und stöhnen um die Wette. Robert Baxter theilt mit, wie sich in einer so exaltirten Versammlung die Sprachengabe entfesselte, übermenschliche Töne zum Ausbruche kamen und er selbst dem Rapport sich nicht entziehen konnte, sondern aufs stärkste ergriffen ward. „Zu Hause kam eine mächtige Gewalt über mich, aber geraume Zeit kein Impuls zum Aussprechen; darauf trat mir ein Satz in französischer Sprache lebhaft vor die Seele und ich mußte ihn aufsagen. Kurz darnach mußten lateinische Sätze in gleicher Weise heraus, und so in kurzen Pausen Sätze in vielen andern Zungen, nach den Klängen und der verschiedenen Thätigkeit der Sprachwerkzeuge zu urtheilen. Meine mit anwesende Frau erklärte einige für italienisch und spanisch, war aber nicht im Stande das Gesprochene zu dolmetschen oder zu behalten.“ Die Wunderredaktionen sind gar zu oft beliebig. Zu Worzinn am Genfersee im Savoyischen Antheil kam 1861—1864 das ekstatische Zungenreden wie eine epidemische Krankheit in den Schulen vor. Der Generalinspektor Dr. Constanz meldet vom 26. April: „Viele sollen fremde Sprachen geredet haben, einige Englisch, andere Deutsch, einer redete im französischen Dialekt der Auvergne, und von einem andern meinte man, daß er Arabisch spreche. Man war an die Convulsionäre von St. Medard in Paris erinnert. Eine Mission

Digitized by Google

steigerte noch diese Erscheinungen, ebenso die Ankunft des Präfekten und Bischofs. Am 1. Mai, als die Firmung beginnen sollte, begann ein Mädchen in schauerlichen Verdrehungen zusammenzubrechen. Die Kirche wurde zur vollständigen Hölle. Man versuchte mit der Ruthe zu kommen und setzte Strafen auf jeden Paroxysmus — umsonst! Die tolle Geschichte dauert schon vier Jahre. Nur durch zeitweilige Dislocation der angesteckten Personen hat man den Ausbrüchen dieser religiösen Wuthkrankheit etwas gesteuert."

Wundersucht ist ebenso eine Krankheit wie Wassersucht, Gelbsucht, Eifersucht u. dgl. Wer den Werth oder Unwerth derselben zur letzten Beglaubigung einer Religion einsehen will, wird gewiß von den Scenen am Grabe eines François de Paris betreten sein, wo Gott geraume Zeit sich so sehr verherrlicht haben soll. Authentisch geschrieben vom Parlamentsrath M. de Montgeron und dem Könige gewidmet enthält der Quartband: La verité de miracles diese gleichzeitige Publikation auf Grund unanfechtbarer Aktenstücke mit der heiligen Ueberzeugung: Sire, deja la douzième année, que celui qui est le Roi des Rois et le Seigneur des Seigneurs est entré dans une carrière des merveilles. Gleich der erste Stich S. XXIX vergegenwärtigt die Erfüllung von Jes. XXXV, 5: „Dann werden sich öffnen die Augen der Blinden und die Ohren der Tauben erschließen. Der Lahme soll springen wie ein Hirsch, und des Stummen Zunge sich lösen." Zum Vergleiche müssen die Synoptiker herhalten.

1. Mirakelbild am Kirchhof von St. Medard S. 4. 5. Don Alphons de Palacios litt so arg an Augenentzündung, daß M. Gendron nach langer Behandlung ihn für unheilbar erklärte. Da läßt er am 30. Juni 1731 sich zu der auf vier Steinpflöcken erhöhten Grabplatte des seligen François führen, und sieh! am 2. Juli gehen ihm parfaitement die Augen auf, daß er wie ein Adler in die Sonne schaut. Der Erzbischof von Sens sträubt sich umsonst dagegen, seine Erklärung dient nur zur nähern Aufhellung der Thatsache.

2. Demoiselle Thibault (S. 64) hat den Leib von einem

Digitized by Google

Schwären aufgetrieben so hoch, wie sich gar nicht sagen läßt, und die Füße dick wie der Kopf geschwollen. Am 19. Juni 1731 legt sie sich neben dem Grabmal hin und der hydropische Zustand verschwindet unter den Augen der Zuschauer, sie setzt sich mit gefalteten Händen auf den Tombeau, und alle vorigen Geschwüre sind geheilt — subitement, und doch war sie drei Jahre paralytisch und an den Gelenken der linken Hand inkurabel. Bei der Controlle dieser Aufzeichnungen kommen die Evangelisten weit zu kurz, da sie oft nicht wissen, ob es um einen oder zwei Blinde (Matth. IX, 27; XX, 30, vgl. Mark. X, 46), um einen oder ein paar Besessene sich handelt (Mark. V, 2. Matth. VIII, 28), auch dieselbe Erzählung sogar zweimal wiederkehrt (Matth. IX, 32. XII, 22 f.).

3. Marie Anne Couronneau (S. 80) war so vollständig gichtbrüchig, daß sich mühsam gestützt der ganze Körper rückwärts bog, und die Herren Bailly und Boudou die Paralysie ärztlich für absolut unheilbar erklärten. Das Gegenbild zeigt, wie sie vom Grabmal weg ihre Krücken vor sich herträgt, und in einer Eile die Treppe ersteigt. Zum Ueberfluß war sie noch außer Stande, artikulirt zu sprechen, aber in Einem Moment am 13. Juni 1731 hergestellt. Die Zeugen möge jeder selbst nachlesen.

4. Margueritte François du Chêne oder Duchesne (S. 52) litt drei Jahre am Blutspeien, fünf an continuirlichem Fieber und einem Rippenleiden, das ihr schlaflose Nächte bereitete. Am 16. Juli des Wunderjahres kommt sie am Grab der Wunder von all ihren Schmerzen nieder.

5. Philipp Sergent (S. 74) hinkt ebenso ungelenk auf Stelzen einher, die ganze rechte Hüfte ist gelähmt, alle Muskel schlapp und verkürzt — bis er am 10. Juli 1731 sich am Wundergrabe einfand und geradezu plötzlich aufrichtet, um ein Te Deum anzustimmen. Die ausführliche Beschreibung verdient nachgelesen zu werden.

6. Pierre Gautier de Pezenas (S. 56) war von Jugend auf durch Flocken am linken Augapfel blind; zum Unglück durchbohrte er sich noch das rechte Auge im Januar 1732 essentiell bis auf die Linse. Am 22. April 1733 hielt der Arme eine Novenne, und wurde durch Interceſſion des Monsieur de Paris (durch wen

Digitized by Google

sonst?) am 14. Mai so hellsehend — das Auge vor und nach der Heilung ist abgebildet.

7. Demoiselle de Coirin (S. 44) litt zwölf Jahre am Krebs an der linken Brust, das fressende Uebel griff auch Schenkel und Fuß an — da ließ sie glaubensvoll am 12. August 1731 sich zum Grabe von St. Medard bringen und am selben Tage war sie hergestellt, daß man erstaunt war, dieselbe Person am Lehnstuhl vor sich zu sehen.

8. Marie Carteri (S. 40) litt an beständiger Schlaflosigkeit und gräßlicher Abmagerung, ihre Thränenfisteln rannen erbärmlich und das linke Gesicht war aufgeblasen, als sie von ihrer Mutter am 4. Sept. 1731 zum Kirchhof des hl. Medard sich bringen ließ und alle Schmerzen wichen.

9. Demoiselle Hardouin (S. 52) war gichtisch an beiden Füßen und verlor dazu die Sprache, bis sie am 2. August 1731 sich nach St. Medard tragen ließ, aber unter den Händen der Träger zum Sterben erschöpft ankam. Auf dem Grabe des M. de Paris wurden sofort all ihre Glieder frisch beweglich, sie sprach wieder fertig und von der äußersten Agonie erholte sie sich zur perfekten Gesundheit. Die ausführlichen Certifikate im Anhang.

Das Sprichwort sagt: der Glaube wirkt Wunder. Aber mirakulose Aventüren lassen sich durch leibliche Disciplin und Steigerung der Seelenkräfte auch künstlich erwirken. Die Londoner Allg Corresp. berichtet unter dem 15. Febr. 1879: „Mehr und mehr Aufsehen erregen Berichte von angeblichen Wundercuren in der Kirche von Knock (Grafschaft Connaught). Die Dubliner Zeitungen haben Berichterstatter an Ort und Stelle geschickt, welche Aussagen aufnehmen und Curen telegraphisch melden. Mehr als ein Dutzend Leute sollen eidlich erhärtet haben Wundererscheinungen am Kirchengiebel (am 21. August) mit eigenen Augen gesehen zu haben. Man spricht von allen möglichen Curen, an Alt und Jung, von der Heilung des Kopfwehs bis zur Wiedererlangung des verlorenen Augenlichts. In der Capelle selber soll täglich große Aufregung herrschen. Die Wände und Mauern sind nahezu kahl, da jeder Besucher ein Stückchen Kalk mit nach

Digitized by Google

Hause zu bringen sucht. Ab und zu ertönt der Ruf: „Ein neues Wunder!“ und alles drängt sich um den glücklich Geheilten, der seine Krücken von sich geworfen oder sein Gesicht wieder gewonnen hat. Leute, welche Lourdes ungeheilt verlassen haben, sind des Lobes voll über die wunderbaren Wirkungen des Kalkes der Kirche von Knock.“

Was will man mehr, als daß dem Naturgesetze des Schwergewichts zum Trotze Erhebungen und Schwebungen vor Aller Augen erfolgten, und selbst die Ungläubigsten bekehrt wurden! Die Orientalen sind darin noch mehr Meister. Französische Reisende wissen von den Künsten der Marabuts nicht genug zu erzählen. Dieselben Zaubereien, womit die ägyptischen Magier vor Pharaos Thron es dem Moses gleich thun wollten, kann der Reisende in Kairo oder auf der großen Messe zu Tanta sich vorgaukeln lassen. Die Saidije Derwische locken die Schlangen, wie der Mäusefänger von Hameln die Mäuse, aus den Winkeln, machen sie steif und starr, wie Mosis Schlangenstab, um damit herumzuspazieren. Die Ilwanije-Bettelmönche stechen sich ein Schwert durch den Leib, oder eiserne Nägel durch das Fleisch, zerschlagen auf der Brust große Steine, lassen Theerflammen um die Lenden spielen, fressen Glas oder glühende Kohlen, und stoßen Eisenstachel zolltief sich in die Augen, was die Zuschauer für augenscheinliche Wunder nehmen. Wahrsager weissagen aus dem Becher oder aus einem Tintentropfen in der hohlen Hand, worin dem Beschauer deutlich die Personenbilder aus fernen Landen erscheinen, um welche der Fremdling sich erkundigt, eine Teleskopie, die erstaunen macht. Möglich, daß dafür wie für Telegraphie und Telephonie noch analoge Gesetze ausfindig gemacht werden. Oder der Zauberer schreibt sich mit sieben kabbalistischen Worten den Schlüssel oder das Siegel Salomons in die linke Hand und auf ein Ei die Namen der vier Hauptengel, legt dieses auf die platte Handfläche, spricht die Beschwörungsformel, und sieh! in wenig Sekunden stellt es sich auf die Spitze. Der Magier hängt sich ein beliebiges Ei auch ans Ohrläppchen und gestikulirt damit, daß alle Bosco und Döbler nur Stümper gegen

Digitized by Google

solche arabische, persische und indische Zauberer sind. In Luckor, dem alten Theben, mag man Geister von Verstorbenen citiren lassen, und die schwarze Magie macht der weißen das Feld streitig, welche ist wunderbarer? Die Bibel verwerthet nur die letztere für eigentliche Gottesthaten.

Wozu in die Ferne schweifen, liegt das Gute doch so nah! Das deutsche Volksmärchen kennt nur sieben Strafwunder und ein See vertritt den Landesstrom und das Meer. Als die Landschaft von Lorsch einst von einem Ameisenregen heimgesucht war und der Wormser Bischof wegen der Felderverwüstung Bittgänge anstellte, kam die Prozession an den Lorscher See. Da erbot sich ein Einsiedler für hundert Gulden zur Errichtung einer Kapelle, die Plage von der Gegend zu nehmen, zog die Pfeife und die Myrmidonen gingen gesammt im Wasser zu Grunde. Da aber die Landleute die bedungene Summe verweigerten, pfiff er abermals und alle Schweine stürzten sich in den See. Im kommenden Jahr folgte ein Grillenregen: nun steigerte der Unbekannte den Preis auf das Fünffache zum Bau eines Klosters. Die Bedingung wird eingegangen und ein Köhler befreit das Volk von der Plage. Auf abermaligen Treubruch pfeift dieser Wundermann allem Wollenvieh und es verschwindet im See. Das dritte Jahr führt Heere von Mäusen über den Grund. Abermalige Buße, worauf ein Bergmännlein erscheint, welches für den Preis von tausend Gulden, von jedem Dorf zu entrichten, das Unheil abzuwenden und zugleich einen Damm wider die Bergwasser zu errichten verheißt. Das Landvolk leistet wieder das Versprechen, der Kobold pfeift und alle Mäuse folgen ihm nach dem Tannenberge. Der erneute Wortbruch führt endlich dazu, daß auf die Pfeife des Gnomen oder Berggeistes sich die Wand öffnet und alle Kinder der Umgegend ziehen hinein und kommen nicht wieder in Vorschein.

Wie das Leben des ersten Religionsstifters Moses mit den tragischen Szenen des Weltunterganges bereichert und der große Gesetzgeber Träger der zehn menschenunmöglichen Strafwunder geworden, so wird uns Christus als der gewaltige Ma-

Digitized by Google

gier vorgeführt, auf dessen Wink Teufel ausfahren und die bösen Geister gebannt werden, ähnlich wie der Erzengel Raphael den Asmodi in der Wüste Oberägyptens band. Die Synoptiker, selber Kinder ihrer Zeit, legen den Hauptbeweis der Gotteskraft Jesu in seine Wunder und machen dafür die Heilung allerlei menschlicher Gebrechen namhaft, ohne daß ihre Berichte genauer stimmen. Beim ersten Auftreten im Nazaret legt Lukas IV, 23 dem Heiland, ohne daß von Kapharnaum entfernt die Rede war, das Ungehörige in den Mund: „Ihr werdet mir freilich das Sprichwort entgegen wenden: Arzt, heile dich selbst. Die großen Thaten, welche, wie wir hören, in Kapernaum geschehen sind, verrichte auch hier." Matthäus IV, 13. XIII, 5 4 läßt Jesum doch zweimal in seine Vaterstadt kommen und das letztemal die Nazaretaner selbst die vorausgesetzten Worte vorbringen. Darauf heißt es (vgl. Mark. VI, 6), er konnte daselbst nicht viele Wunder wirken ihres Unglaubens wegen." Dazu gehört also die gläubige Disposition. Wunder sind zu jeder Heiligsprechung nach Vorschrift der betreffenden Congregation des Ritus erforderlich und kommen auch regelmäßig zur Bezeugung. Bei Ignaz Loyola wurden allein zweihundert Mirakelwirkungen anerkannt. Die Wissenschaft geht darüber hinweg.

Nicht bloß die Wunderlegende, sondern auch die Wunderthäter wandern von einer Religion in die andere über. Die Erhabenheit über die Naturgesetze, welche der Gottheit allein zugesprochen ward, geht im Volksglauben auf bevorzugte Menschen, auserwählte Werkzeuge Gottes über. Der Glaube verlangt einen sichtbaren Gott: er beherrscht mit seinen Heiligen die Jahreszeiten. Der Landmann braucht ebenso seine besonderen Vermittler, wie der Kranke oder die Wöchnerin sich zu wunderbaren Helfern verlobt: wenigstens die Hälfte davon sind in der Volkserinnerung fortlebende frühere Gestalten. Mit dem Kalender behaupten mythologische Wesen noch ihre Stelle, ja die 40 Tage der Witterungsregel leben als 40 Ritter, 40 Propheten, 40 Gefährten Muhammeds, Arbaim Chebabat, ἅγιοι ξάραντα kalendarisch fort. Wir haben zwischen bloßen Nacherzählungen, Miß-

Digitized by Google

verständnissen und eigentlichen Vorkommnissen zu unterscheiden. Aber man sollte zu viele Wundergeschichten in den Schulen nicht mehr zu lesen geben — sie erregen verkehrte Vorstellungen fürs ganze Leben. Und wenn sie noch so gut bezeugt scheinen! Die Wahrheit ist die Tochter der Zeit, nicht der Autorität.

„Viele Wunder giebt es, doch das größte Wunder ist der Mensch!" Dieses Sophokleischen Ausspruches eingedenk schließen wir, über derartige Vorkommnisse selber nicht wenig verwundert, diese Betrachtung.

Anmerkungen.

1) Auf Monte Cassino sieht man in einer Hofecke noch ein seltsam geformtes Stück grünen Marmors, den Rest vom Apollotempel, der auf St. Benedikts Geheiß zusammenstürzte.

2) I. Chron. IV, 22. Vgl. Vita Ambrosii per Paulinum conscripta p. 6 ed. Basil. 1567 erwiedert Arbogast beim Gastmahl seinen besiegten fränkischen Landsleuten auf die Frage, ob er Ambrosius kenne? mit Ja! er habe sogar nicht selten mit ihm gespeist (?). Darauf antworteten sie: Ideo vincis omnes, qui ab illo viro diligeris, qui dicit Soli ista! et stat.

3) Friedländer, Sittengeschichte der Römer III, 442.

4) Smith, Chald. Genesis 34. Tylor, Anfänge der Kultur II, 135 f. Solche Erregungen oder spiritistische Erscheinungen, wie in Jesu Tagen kommen auch in Missionen vor als Zeichen ungeheuerer Aufregung S. 141.

5) David Strauß macht zum Leben Voltaires die Schlußbetrachtung: „Mein Name ist Legion! konnte Voltaires Dämon mit jenem des Gergeseners sprechen; in der Legion waren aber neben den bösen auch zahlreiche gute Geister, und selbst von den ersteren eigneten sich nur wenige in Schweine, wohl aber manche in Katzen oder Affen zu fahren".

6) So lautet seine Oration:

Si quaeris miracula:	Petunt et accipiunt
Mors, error, calamitas,	Invenes et cani.
Daemon, lepra fugiunt,	Pereunt pericula,
Aegri surgunt sani.	Cessat et necessitas,
Cedunt mare, vincula,	Narrent hi qui sentiunt,
Membra, resque perditas	Dicant Paduani.

7) Philostr. III, 27; V, 12; VI, 11. Vgl. Habakuk III, 19. Psalm. LXVIII, 23. Röm. XI, 9.

8) Eine Fernsicht, die an die Vision vom eben erfolgten Mordtode des Täufers erinnert, welche Jesus beim Herabsteigen vom Tabor den drei Jüngern eröffnete. Math. XVII, 12 f. Dieser Seherblick über das blutig besiegelte Schicksal des neuen Elias ist bisher den Exegeten entgangen.

9) Liber contra eorum superstitionem, qui picturis et imaginibus Sanctorum obsequium deferendum putant.

(472) Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

Digitized by Google

Das heutige Belgien.

Von

Victor Cantier.

Berlin SW. 1880.

Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Digitized by Google

Von allen im Jahre 1830 in Europa ausgebrochenen Revolutionen ist die belgische die einzige, deren Ergebniß von Dauer gewesen, die einzige, der es definitiv gelungen ist, einen neuen Zustand der Dinge herbeizuführen und die heute den 50jährigen Geburtstag der von ihr gegründeten Regierung feiern kann.

Man macht es den belgischen Patrioten zum Vorwurf, daß sie das einige Königreich der Niederlande, „dieses Meisterstück des Wiener Congresses," zerstört haben, aber wir werden gleich sehen, daß die Revolutionäre dieses Landes mehr denn einen Grund hatten, sich über die Art und Weise zu beschweren, mit der man eine Idee, die an und für sich allen dabei betheiligten Parteien wirkliche Vortheile bot, praktisch durchführte.

Der Gedanke, der die Mächte bei der Formation des Königreichs der Niederlande, bei der Vereinigung Hollands und Belgiens unter dem Scepter Wilhelms I., Prinzen von Oranien, leitete, war unstreitig einer der glücklichsten. Diese Combination, welche man den englischen Torys zuschreibt, wurde von Allen, die den größten Feldherrn der Neuzeit, Napoleon I., besiegt hatten, mit Eifer, ja, man kann sogar sagen, mit Bewunderung aufgenommen. Man wollte neuen Einbrüchen der französischen Armee vorbeugen, einen Damm gegen die Ueberfälle einer Nation errichten, die mehr denn zwanzig Jahre lang ganz Europa in

Digitized by Google

Aufregung gehalten hatte. Man glaubte diesen Zweck am Besten zu erreichen, indem man zwischen Frankreich und Deutschland einen Staat zweiten Ranges gründete, der zu schwach war, um je daran denken zu können, angriffsweise Feldzüge zu unternehmen, und doch stark genug, um die Franzosen so lange aufhalten zu können, bis die Mächte, welche diese so oft energisch bekämpft hatten, Zeit gewönnen, ihre Armeen mobil zu machen.

Das war die schöne englische Idee. Man hätte ein anderes Arrangement treffen können, die Unabhängigkeit Belgiens zu proclamiren und seine Neutralität zu sichern, mit einem Wort: die Verhältnisse so zu ordnen, wie sie seit fünfzig Jahren bestehen. Wenn man glaubte, nicht so weit gehen zu dürfen, so gab es noch ein anderes Mittel, indem man den belgischen Provinzen eine Autonomie bewilligte, d. h. einen holländisch-belgischen Dualismus unter der Souverainität der oranisch-nassauschen Dynastie schuf. Aber Belgien schenkte den Mächten, die es in eine untergeordnete Stellung hinabdrückten, nur halbes Vertrauen. Die Staatsmänner damaliger Zeit waren im allgemeinen der Ansicht, daß in diesem Lande keine Elemente der Nationalität, Einigkeit und politischen Klugheit, wie sie für einen zu gründenden Staat erforderlich sind, vorhanden wären, und dieses Volk flößte trotz seines Unglücks Niemand wirkliche Sympathie ein. Selbst Oesterreich, welches Belgien so lange besessen, erklärte sich seiner überdrüssig. Man bildete sich ein, daß ein selbständiges Belgien, statt als Schanze gegen Frankreich zu dienen, sich lieber diesem bald in die Arme werfen und so die Ursache der Wiederaufnahme des Kampfes werden würde. Daß dies von Seiten der Diplomatie ungegründete Befürchtungen waren, hat die Erfahrung seitdem erwiesen.

König Wilhelm I., dem das Glück zu Theil geworden war, aus den Händen Europas neun schöne Provinzen zu em-

Digitized by Google

pfangen, war sowohl als Mensch, wie als Herrscher, mit hervorragenden Eigenschaften und vortrefflichen Tugenden ausgestattet. Die Revolutionäre von 1830 und besonders der belgische Klerus waren in rücksichtslosester Weise ungerecht gegen denselben, indem sie ihn einen Despoten nannten. Er bemühte sich im Gegentheil, sich gegen alle seine Unterthanen tolerant, wohlwollend und väterlich zu erweisen. Er vergab allen, die ihn während seines zwanzigjährigen Exils beleidigt hatten, mit einer Großmuth, für welche es wenig andere Beispiele giebt. Seine Thätigkeit war erstaunlich. Er hatte sich gelobt, niemals ein träger Herrscher zu sein; auch war er ein äußerst gewissenhafter Mann, der seine Aufgabe richtig erkannte und seine Handlungen streng nach seinem Gewissen richtete. Den Fortschritt fürchtete er nicht, und er war bereit alle Maßregeln zu ergreifen, durch welche er der intellectuellen und materiellen Entwicklung seines Volks glaubte nützen zu können.

Aber es fehlte ihm das politische Genie seiner Ahnen und wenn auch seine Anhänger sagen, er habe während seiner Abwesenheit aus seinem Vaterlande die Kunst Menschen zu beherrschen studirt, so hat er doch bei verschiedenen Gelegenheiten Beweise von gänzlichem Mangel an Scharfsinn abgegeben. Ehe ihm die Mächte Belgien, über welches sie auf Grund der Eroberung das Dispositionsrecht beanspruchten, übergaben, unterbreiteten sie ihm eine Urkunde, in welcher die Basis enthalten war, auf der ihrem Vorschlage gemäß die Vereinigung beider Länder organisirt werden sollte. Der erste Artikel derselben bestimmte, daß die Wiedervereinigung eine innige und vollständige sein sollte der Art, daß beide Länder nur einen, nach der holländischen Constitution regierten Staat bildeten. Hätte Wilhelm I. nun wirklich den durchdringenden Verstand gehabt, den ihm so viele holländische Schriftsteller zuschreiben, so hätte er diese Urkunde nicht unterzeichnet, denn er mußte wissen, daß durch den Versuch einer solchen

Digitized by Google

und vollständiger Verschmelzung beider Länder das neue Königreich von vornherein dem Untergang geweiht war. Seine ganze Politik bestand in Anwendung der Convention vom 21. Juli 1814 und in Realisirung der Instruktionen, die er betreffs des belgischen Staats von dem schlecht unterrichteten Europa empfangen hatte. Je mehr er der innigen Vereinigung beider Länder zusteuerte, desto mehr entfernten sich die Belgier von ihm. Sie verweigerten es, sich „hollandisiren" zu lassen; ihre Geduld ging endlich aus, sie empörten sich und rissen sich los. Das war unausbleiblich, denn Holland hatte nur zwei Millionen Einwohner, während die südlichen Provinzen vier zählten. Die Majorität siegte.

Seinem Vertrag mit Europa getreu, hielt Wilhelm I. für das ganze Land nur eine Armee; da er aber der Belgier nicht so sicher war, als der Holländer, brachte er in alle Regimenter Offiziere der letztgenannten Nationalität, denn es gab für sein System kein anderes Mittel. Natürlich protestirten die Belgier dagegen und sagten: „Wir sind vier Millionen; trotzdem kommen auf die 2,400 Offiziere der Armee nur 400 der unsrigen, während viel eher das umgekehrte Verhältniß statt haben sollte." Denselben Einwand machte man in dem südlichen Theil des Königreichs betreffs des Parlaments. Vor der Vereinigung hatte Holland 55 Abgeordnete; nun bewilligte man für Belgien gleichfalls 55 und bildete so ein Unterhaus von 110 Mitgliedern, aber die 55 Abgeordneten des Südens vertraten eine doppelt so große Bevölkerung, als die des Nordens. Die Belgier betrachteten das als eine große Ungerechtigkeit, während die Holländer ihnen vorstellten, daß wenn man die Zahl der belgischen Abgeordneten vergrößere, dieselben dann die Gesetze für Holland machen würden, was nicht weniger ungerecht wäre.

Noch einen Anlaß zu Konflikten gab folgender Vorgang: die Holländische Constitution von 1814 mußte einer Revision unter-

Digitized by Google

worfen werden. Zu diesem Zweck berief man 1600 belgische Notable, von denen nur 1323 erschienen. Man ließ diese nur nicht über die ganze Constitution abstimmen, sondern nur im Geiste der Constitution vom 21. Juli über diejenigen Artikel derselben, welche Holland für gut fand einer Revision zu unterwerfen. Von den 1323 Abstimmenden sprachen sich 527 für und 796 gegen das neue Grundgesetz aus. Die Belgier erklärten, gestützt auf dieses Votum, daß ihr Land die Constitution verworfen habe, aber die Holländer folgerten anders: Unser Land, sagten sie, hat das Gesetz schon angenommen und wenn wir die 527 belgischen Stimmen noch denen hinzufügen, die Holland bereits abgegeben hat, so finden wir, daß sich die Majorität des vereinigten Königreichs zu Gunsten der Constitution erklärt hat. Alles dies beweist, daß der Fehler in der Organisation des Landes selbst lag. Den ersten Irrthum beging Europa, als es diese unhaltbare Vereinigung decretirte.

König Wilhelm I. war wie die Mehrzahl seiner holländischen Unterthanen protestantischer Confession, während die Belgier fast alle der katholischen Kirche angehörten. Damals saß auf dem bischöflichen Stuhl von Gent ein seiner Abstammung nach fremder Prälat, der Prinz Moritz de Broglie, der sich an die Spitze einer gegen den protestantischen Herrscher und die Constitution gerichteten Bewegung stellte. Zuerst richtete diese Partei an die Mächte ein Gesuch, welches Garantien zu Gunsten der Kirche verlangte; sodann eröffnete sie einen Feldzug gegen die Bestimmung der Constitution, welche Glaubensfreiheit garantirte, und welche sie (die Partei) als ein „Denkmal des Unglaubens" bezeichnete. Die Bischöfe weigerten sich, den constitutionellen Eid zu leisten und unterzeichneten, de Broglie voran, ein theologisches Gutachten, in welchem sie jedes Versprechen der Treue gegen den König und das Grundgesetz als strafbar bezeichneten und deshalb solches verboten.

Digitized by Google

Auf diese Weise hatte Wilhelm I. bald alle Liberalen und Katholiken gegen sich, und als im Juli 1830 die französische Revolution ausbrach, erhoben sich auch die Belgier, aber sie verlangten zuerst nicht die vollständige Trennung von Holland. Wenn sie auch ihren energischen Entschluß, aus der staatlichen Gemeinschaft auszuscheiden, offenbarten, so waren sie doch weit davon entfernt, jedes sie mit dem Norden verbindende politische Band für unmöglich zu halten. Es ist hinreichend bekannt, daß die Führer der Revolution zuerst nur Autonomie für jedes einzelne Land unter einer gemeinschaftlichen Dynastie verlangten. Dasselbe wünschte auch die große Mehrzahl der Holländer. Dieses ruhige, überlegende kluge Volk sah nach einigen Jahren gemeinsamen Lebens sehr wohl ein, daß die Sachen 1814 schlecht geregelt worden seien, und daß statt einer innigen Vereinigung ein entschiedener Dualismus hätte geschaffen werden müssen. So wurde es denn unumgänglich nothwendig, in diesem Sinne zu handeln. Aber Wilhelm I., weit davon entfernt, sich die allgemeine Stimmung der Gemüther zu Nutzen zu machen, berief sich eigensinnig, sogar seinem Sohn gegenüber, auf den Vertrag, den er mit den Mächten geschlossen hatte. Er errieth nicht, daß Europa ihm seine Zustimmung ertheilen würde, wenn er sich nach den Wünschen seiner Unterthanen richtete, da Europa ja nur Frieden wünschte. Durch diesen Mangel an Scharfsichtigkeit wurde einer der schönsten Throne dieser Epoche zerstört.

Unter dem Kommando des Prinzen von Oranien wurden nun 10,000 Holländer gegen Brüssel geschickt. Vier Tage lang floß Blut und die Insurgenten warfen die Truppen schließlich zurück. Das Andenken an diesen Kampf, in welchem die Revolution obsiegte, feiert Belgien noch jedes Jahr durch das sogenante Septemberfest. Die erste Sorge Belgiens war nun die Constituirung einer provisorischen Regierung, welche in das Brüsseler

Digitized by Google

Stadthaus einzog, die Unabhängigkeit Belgiens proclamirte und einen aus 200 Deputirten bestehenden Congreß zusammenrief. Der Congreß bestätigte die Unabhängigkeitserklärung, decretirte die Form der neuen Regierung, zerriß das Band, welches Belgien an das Haus Oranien-Nassau knüpfte, und schritt sodann zur Ausarbeitung einer Constitution. Mittlerweile hatte sich Wilhelm I. an die Mächte gewendet; doch die Zeiten hatten sich seit 1814 geändert. Der kriegerische Geist in Frankreich selbst hatte nachgelassen, ein Damm dagegen erschien England nicht mehr so nöthig und daher erklärte sich Europa auf einer in London abgehaltenen Conferenz für die Auflösung des Königreichs der Niederlande.

So kam es, daß die neun belgischen Provinzen sich, so lange sie in der Geschichte bekannt sind, zum ersten Male vereint und Herren ihrer selbst sahen. Sie begannen ein neues Dasein. Ein halbes Jahrhundert ist seit jenem Ereigniß verflossen und das nationale Jubiläum, welches sie jetzt feiern, bietet uns eine Gelegenheit zu prüfen, was sie geworden sind.

Bei der Gründung des neuen Königreichs hegte Europa Zweifel betreffs zweier Punkte. Den ersten kennen wir schon: die Befürchtung Belgien könne französisch werden und es hat nicht an Napoleon III. gelegen, daß sich diese Befürchtung nicht realisirte. Der andere Zweifel betraf die Nationalitäten. Das Land ist nämlich von zwei Stämmen ganz verschiedenen Ursprungs bewohnt: den Vlamen und den Wallonen; diese sprechen ein französisches Platt, während sich jene eines germanischen Dialekts bedienen. Man war der Meinung, daß bei diesen heterogenen Elementen Eintracht und Friede nicht lange herrschen würden, daß sie bald der Anarchie anheimfallen und die Mächte aufs Neue über das Schicksal dieses zusammengewürfelten Landes zu entscheiden haben würden. Dies ist jedoch nicht der Fall gewesen. Die Frage der Nationalitäten hat das unabhängige Belgien nicht bedroht.

Digitized by Google

Die Zahl der Vlamen belief sich 1876 auf 3 Millionen, die der Wallonen auf 2,250,000. Als officielle Sprache gilt jedoch das Französische. Seit 1830, einer Zeit, zu der man in Belgien alles Holländische von Grund aus haßte — zwischen der holländischen und vlämischen Schriftsprache war kein großer Unterschied — decretirte die provisorische Regierung, daß bei den Kommandos in der Armee nur die französische Sprache in Anwendung kommen sollte. Man mußte eine officielle Zeitung haben und es wurde bestimmt, daß auch diese französisch gedruckt werden solle. Obgleich in der Constitution bestimmt war, daß die Anwendung der in Belgien gebräuchlichen Volkssprachen in der Kammer gestattet sei, so sprach man doch dort nur französisch und nahm es mit Hohnlächeln auf, als einige vlämische Abgeordnete ihren Eid in ihrer Muttersprache ableisteten. In der Gesetzgebung und in der Verwaltung, in den Urtheilssprüchen der hohen Justiz, sowie bei officiellen Feierlichkeiten wird die französische Sprache ausschließlich gebraucht. Wäre das Vlämische im Privatgebrauch der Bevölkerung mehr cultivirt worden, so wäre man wahrscheinlich in Brüssel genöthigt gewesen, diese Sprache mit der der Minorität auf gleichem Fuß zu behandeln; aber man betrachtete damals die Sprache der Vlamen nur als ein gewöhnliches Platt. Da das vlämische Volk keine Literatur besaß und Niemand daran dachte die Sache eines Dialekts, der ganz abzukommen schien, zu verfechten, auf der anderen Seite alles Französische in den Herzen der Belgier den Vorrang einnahm, so war es die Sprache ihrer südlichen Nachbarn, welche überall den Sieg davon trug.

Seitdem hat der Gebrauch des Vlämischen bedeutende und erfreuliche Fortschritte gemacht. Schon 1836 stellten sich Blommaert und Willems an die Spitze einer Bewegung, deren Zweck es war, der germanischen Landessprache die Stellung wieder zu gewinnen, welche sie mit Recht fordern konnte. Diese Be-

Digitized by Google

wegung hat sich seitdem verstärkt und ausgebreitet. Gegenwärtig besitzt Belgien eine große Anzahl vlämischer Journale und eine gute vlämische Literatur, da Hendrik Conscience, Hiel und Jan Van Beers diese Sprache wieder zu Ehren gebracht haben. Volksthümliche Musiker wie Peter Benoit erklären, daß sie ihre Cantaten und Vaterlandslieder lieber zu vlämischen Worten componiren. In mehreren nördlich gelegenen Provinzialstädten hat man vlämische Theater eingerichtet und wenn das Französische in Belgien fortwährend Terrain gewinnt, so läßt sich gleichzeitig constatiren, daß auch das Vlämische so sehr an Popularität gewonnen hat, daß man dreist behaupten kann, es werde nicht so schnell verschwinden, wie man dies vor 50 Jahren annahm Im übrigen hat sich betreffs der Nationalitäten keine Schwierigkeit gezeigt und wenn sich die Bevölkerung augenscheinlich in zwei Parteien getheilt hat, so hat sich diese Theilung aus anderen Gründen vollzogen.

An der Spitze des Klerus stehen sechs ultramontane Bischöfe, die ihre vollständig organisirte Presse, ihre ebenso rührigen wie zahlreichen Wahlagenten haben, welche über bedeutende Summen und eine gut disciplinirte Armee von Geistlichen verfügen, die nach Tausenden zählt. Diese Bischöfe bedienen sich mit einer beispiellosen Kühnheit jedes Mittels, um im Lande, wie sie sagen, „Gottes Regierung" einzuführen. Belgien hat kein Concordat mit Rom geschlossen. Als es sich 1831 darum handelte, die Stellung des Clerus zu bestimmen, sagte einer der hervorragendsten Redner des Congresses: „Seit Jahrhunderten bekämpfen sich zwei Mächte: Staat und Kirche, sie machen sich gegenseitig den Einfluß auf die menschliche Gesellschaft streitig, als ob die Herrschaft der einen, die der anderen ausschlösse. Die ganze geschichtliche Entwickelung beruht auf diesem Conflict, den wir zu lösen berufen sind, und welcher davon herrührt, daß man zwei

Digitized by Google

unvereinbare Dinge verbinden wollte. Das Civilgesetz und das Kirchengesetz sind verschiedener Natur, jedes hat sein eignes Gebiet, seinen eignen Wirkungskreis. Wir wollen, daß sich das Civilgesetz in Religionssachen für incompetent erklärt. Staat und Kirche haben nicht mehr Beziehungen zu einander, als Staat und Geometrie. Erklären wir darum die Trennung beider Mächte." Cavour drückte später denselben Gedanken in folgenden Worten aus: „Im freien Staat eine freie Kirche." Das war das Princip, welches die Gründer des belgischen Staats anzuwenden suchten. Sie gewährten in Folge dessen dem Clerus absolute Unabhängigkeit. Der Papst ernennt direct die Bischöfe und diese die übrige Geistlichkeit, ohne die Civilbehörde dabei zu fragen. Der Staat besitzt kein besonderes Mittel, eine Pression auf die Priester auszuüben, die für ihn nur gewöhnliche Bürger sind, aber keinen politischen Eid leisten. Man hindert sie nicht Klöster zu gründen und diese ungemessen zu vermehren. Mit einem Wort: Der belgische Klerus erfreut sich aller Vortheile, die der Klerus der vereinigten Staaten Nordamerikas genießt, ja noch mehr, er wird vom Staat besoldet, der ihm eine Jahresrente von 6 Millionen Francs ausgesetzt hat. Wenn Rom Bischöfe wählt oder diese Letzteren Geistliche, die der Regierung mißfallen, so macht das keinen Unterschied; das Volk muß sie dennoch erhalten.

Das ist doch sicherlich für die Kirche eine äußerst vortheilhafte Stellung, von der sie befriedigt, ja äußerst befriedigt sein könnte; statt dessen ist aber der belgische Klerus der unzufriedenste in ganz Europa. Denen die darauf hinweisen, daß es wunderbar sei, wie die Constitution von 1831 einem von solcher Sinnesart beherrschten Klerus so außerordentliche Vortheile gewährte, läßt sich erwiedern, daß zu damaliger Zeit die Priester viel weniger streitbar und fanatisch waren; sie lebten noch unter dem Einfluß katholisch-liberaler Ideen, wie sie von Lamennais, de Monta-

Digitized by Google

lembert, Lacordaire und allen Redacteuren der berühmten französischen Zeitung l'Avenir vertreten wurden. Auf dem Congreß stimmten mehrere Geistliche für die Republik, der Klerus war zu der Zeit noch eine freundliche Macht mit den besten Intentionen; man glaubte, daß er sich ernstlich geändert habe und zögerte nicht, ihm mit größter Freigebigkeit alles, was er wünschte, zu gewähren. Ueberdieß waren die Liberalen nicht stark genug, die Staatsangelegenheiten ohne die Bischöfe regeln zu können, denn hätten sie diese gegen sich gehabt, so wäre die Durchführung der Unabhängigkeit des Landes unmöglich geworden; nichts wäre in diesem Fall für die Bischöfe leichter gewesen, als sofort einen neuen Aufstand zu erregen und Unordnung hervorzurufen.

Während einer Reihe von Jahren hat Belgien unter Ministerien gelebt, in welchen beide Parteien vertreten waren. Aber als die Leidenschaften in Folge der kriegerischen Stellung, welche das Episkopat einzunehmen begann, heftiger geworden waren, bekannten die Liberalen offen Farbe und man sah einen Kampf ausbrechen, der seitdem nicht einen Tag aufgehört hat, der nur immer erbitterter geworden ist und der die Gemüther mit solcher Macht ergriffen hat, daß für andere innere politische Fragen nur ein untergeordnetes Interesse vorhanden ist. In Belgien ist man liberal oder katholisch, Indifferente giebt es nicht, davon kann man sich recht überzeugen, wenn man betrachtet, wie es dort bei den Wahlen zugeht. Am Tage der Parlamentswahl ist das ganze Volk in Bewegung, die Zahl der Nichtwähler ist fast gleich Null. Beide Parteien lassen dringende Rufe an ihre im Ausland befindlichen Anhänger ergehen und da das Wahlresultat oft von wenigen Stimmen abhängt, so sieht man Wähler aus Deutschland, Frankreich, England, und Holland, selbst aus weiter entfernten Ländern herbeieilen. Man sagt, daß in England nur 75 % der eingeschriebenen Wähler zur Wahl erscheinen, in Frankreich 82 %, in

Digitized by Google

der Schweiz 50, in Italien 45; in Belgien aber fehlt nur der Kranke und Schwache und selbst diese werden oft in Krankenbetten zur Wahlurne getragen. In Antwerpen haben von 12,000 eingeschriebenen Wählern 11,700 ihre Stimmen abgegeben. Jede der beiden Parteien hat ihre besondere Farbe, die Liberalen blau und die Katholiken roth. An Wahltagen kommen erstere, die demonstrativer sind als die andern, mit blauen Cocarden auf blauen Leiterwagen vom Land zur Stadt gefahren und werden von ihren Parteigenossen mit Musik und Hurrahrufen empfangen. Erringen die Liberalen den Sieg, so lassen sie blaue Ballons mit dem Namen des siegreichen Candidaten steigen, die Häuser legen Flaggenschmuck an, aus allen Landestheilen treffen Deputationen ein um Glück zu wünschen und man stimmt Lieder an, die schon in Voraussicht des Erfolges gedichtet sind. Während der Wahlen gehen alle halbe Stunde Telegramme nach den großen Städten ab, um die dortigen Parteigenossen von allen auf die Wahl bezüglichen Vorkommnissen zu unterrichten.

Belgien besitzt nicht das allgemeine Wahlrecht. Die Verfassung gewährt dasselbe nur denen, welche mindestens 20 Gulden (42 Frcs. 32 Cent.) directe Steuern zahlen. In Folge dessen befinden sich durchschnittlich im Land unter 1000 Einwohnern nur 20 Wähler, während z. B. in Frankreich von derselben Zahl 250 wahlberechtigt sind. Da das Wahlrecht auf eine derartige Weise beschränkt ist, so hat die Wahlbeeinflussung freie Hand. Es war so weit gekommen, daß die Wahlagitatoren an einzelnen Orten ganz genau die Namen derjenigen kannten, die für oder gegen ihre Partei gestimmt hatten. Es wurde also nöthig ganz besondere Vorsichtsmaßregeln anzuwenden, um die Controlle der Wahlzettel zu hindern, und dies zu erreichen gelang auf folgende Weise: Jeder Wähler empfängt auf dem Wahlbüreau aus den Händen des Wahlvorstehers einen Zettel, auf dem zwei Candidaten-Listen der libe-

Digitized by Google

ralen und der katholischen Partei gedruckt sind, die einen roth, die andern blau, und über jeder Liste ist ein kleines Viereck, einen Centimeter hoch und einen Centimeter breit. Mit diesem Wahlzettel begiebt er sich in das „Isoloir", d. h. in einen Raum, in welchem er vor jedem beobachtenden Auge geschützt ist, bezeichnet dort mit einem Bleistift, den er zu diesem Zweck auf einem Schreibtisch findet, das von ihm erwählte Viereck und giebt auf diese Weise seine Stimme entweder für die ganze liberale oder ganze katholische Liste ab. Will er seine Stimme Kandidaten von beiden Parteien geben, so macht er in das Carré, das vor jedem Namen steht, ein Kreuz, und zwar in der Anzahl der zu wählenden Candidaten. Fast immer jedoch stimmt der Wähler für eine ganze Liste, so daß alle Kandidaten der einen Partei immer annähernd die gleiche Anzahl Stimmen haben. Wenn der Wähler sein Kreuz oder mehrere eingezeichnet hat, faltet er seinen Stimmzettel wieder so zusammen, wie er ihn erhielt, zeigt ihn geschlossen dem Wahlvorsteher und legt ihn eigenhändig in die Wahlurne. Die blinden oder sonst siechen Wähler haben das Recht sich von einer Vertrauensperson begleiten zu lassen. Bei der Entfaltung der Stimmzettel werden die auf dem einen Wahlbüreau abgegebenen in einem anderen geöffnet, und in gewissen Fällen werden die in beiden abgegebenen gemischt. Auf diese Weise gelang es endlich das absolute Wahlgeheimniß zu bewahren. Es war höchste Zeit, denn die Betrügerei und die besonders von klerikaler Seite ausgeübte Pression hatte haarsträubende Dimensionen angenommen. Die Bischöfe sind es, welche das Recht beanspruchen die katholischen Kandidaten zu ernennen, oder wenigstens zu bestätigen; versagen sie ihre Zustimmung, so ist deren Niederlage gewiß.

In Folge dessen kann man die Bischöfe als die wirklichen Häupter der Rechten bezeichnen, welche letztere man aus diesem Grunde kurzweg die klerikale Partei nennt. Indessen hat das

Digitized by Google

Land seit einiger Zeit Gelegenheit, das Schauspiel eines höchst seltsamen Conflictes zu beobachten, der innerhalb dieser Partei ausgebrochen ist. Bis zur Gegenwart haben die weltlichen und parlamentarischen Leiter der Rechten ohne allzugroße Einwände den Eigenwillen ja selbst die Capricen des Episkopats ertragen, da aber dieser eine Unmäßigkeit und Verschrobenheit an den Tag legte, welche für den künftigen Bestand der Partei sehr gefährlich waren, so haben die Laien-Conservativen das Haupt zu erheben begonnen und scheinen zu dem Entschlusse gekommen zu sein, nach und nach ihre Autorität an Stelle jener der Prälaten zu setzen der Art, daß sie nunmehr die erste Rolle in der Partei, welche dann an Stelle der katholischen den Namen einer conservativen annähme, würden spielen können.

Die belgischen Bischöfe sind armselige Politiker und zumeist Männer von geringer Bildung, ohne Erfahrungen in socialen Angelegenheiten und leben nach Art von Klosterbewohnern in ihren stillen Palästen; sie besitzen aber doch so viel Urtheilskraft, um zu begreifen, was ihre conservativen Parteigenossen im Schilde führen und haben eiligst Stellung gegen diese Absichten genommen. Sie erklären laut: Wir sind zur Führung der Rechten berufen im Namen der Religion, welche allen weltlichen Erwägungen vorangeht. An Euch ist es, uns zu gehorchen, und wenn Ihr Euch dagegen auflehnt, so werden wir Euch unseren Zorn fühlen lassen. Die Civilisten der Partei, wie sie (die Bischöfe) nicht ohne einen merklichen Zusatz von Ironie in ihren Zeitungen nennen, haben es noch nicht gewagt offen dagegen Trotz zu bieten, und die große Majorität der Liberalen glaubt, daß der endliche Sieg den Bischöfen gewiß ist.

Das ist jedoch nicht die Ansicht des Schreibers dieser Zeilen; denn er ist überzeugt, daß die Bischöfe Fehler auf Fehler häufen, und schließlich froh sein werden, wenn sie eines Tages das Ge-

Digitized by Google

schick der Partei den Händen der Conservativen anvertrauen können. Dieses Ergebniß würde vielleicht schon erreicht sein, wenn die katholische Aristokratie ein stärkeres Unabhängigkeitsgefühl bewahrt hätte, und im Stande wäre, schlagendere Beweise ihrer politischen Befähigung zu geben als bisher. Der belgische hohe Adel scheint sich aber in einem Zustande der Lethargie zu befinden. Sein Einfluß beschränkt sich auf den oft brutalen Druck, den er auf seine Pächter bei Gelegenheit der Wahlen ausübt. Der katholische Adel hat offenbar kein anderes Bestreben, als dem Episkopat dienstbar zu sein und zur Verstärkung von dessen Prestige beizutragen. Als Leopold I. in dem Lande angelangt war, hatte er zuerst den Gedanken sich mit einer conservativen Aristokratie zu umgeben, aber trotz allen Suchens konnte er inmitten derselben keine geeigneten Männer finden, und war so gezwungen, seine Minister und die höheren Verwaltungsbeamten aus den bürgerlichen Elementen zu entnehmen. Das Verhältniß besteht noch heute und hat nicht zum wenigsten beigetragen zur Entwickelung und dem Wohlstande des heutigen Belgiens.

Es giebt aber ein Terrain, auf dem die bischöfliche Gewalt ihre ungeheure Macht noch fühlbarer werden läßt; das ist das Unterrichtswesen; hier hat sie noch vollständig freien Spielraum. Auf diesem Gebiet herrscht eine tiefe Spaltung. Der Staat hat seine besonderen Schulen, desgleichen der Klerus, über welche der letztere unumschränkt verfügt; er ist nicht genöthigt die Genehmigung der Staatsregierung einzuholen, um neue Schulen zu gründen. Die klericalen Lehrer legen nicht ein einziges Staats-Examen ab, sie sind entweder in Seminaren oder bischöflichen Schulen erzogen, welche zu betreten den Regierungsbeamten nicht gestattet ist. Mit einem Wort: der Klerus hat eine absolute Lehrfreiheit, ohne jede andere Kontrolle, als die der Bischöfe. Während also der Staat in den katholischen Schulen garnichts zu sagen hat, so hatten

Digitized by Google

die Bischöfe bis vor ganz kurzer Zeit dagegen freien Zutritt zu allen öffentlichen Lehranstalten. Im Jahre 1842 wurde ein Gesetz gegeben, welches den Geistlichen das Recht beilegte, in allen öffentlichen Schulen den Religionsunterricht zu ertheilen, sie zu inspiziren und die Bücher zum Gebrauch beim Religionsunterricht zu bestimmen. Niemand von der liberalen Partei hätte daran gedacht, diesem außergewöhnlichen Zustand ein Ende zu machen, wenn die Clericalen, die immer kühner wurden, nicht das Streben, sich des ganzen Schulunterrichts zu bemächtigen, zu deutlich an den Tag gelegt hätten. Seit einigen Jahren behaupteten sie, daß der Staat überhaupt kein Lehrrecht habe, daß dies einzig und allein eine Mission der Kirche sei, daß hingegen der Gehalt der Lehrer dem Staat zur Last falle. Indem sie diese eigenthümliche neue Auffassung der Dinge laut verkündigten, scheuten sie auch keine Opfer, keine noch so große Anstrengung, um sie practisch durchzuführen und so den weltlichen Unterricht ganz zu vernichten. Als nun vor zwei Jahren die Liberalen zur Herrschaft gelangten, beschlossen sie sogleich, diesem unerträglichen Zustand ein Ende zu machen. Sie gaben ein Gesetz, das zwar die Gewalt, welche die Geistlichen in ihren Schulen besaßen, unangetastet ließ, hingegen ihren Einfluß auf die staatlichen Anstalten ganz vernichtete. Das einzige Recht, das den Geistlichen blieb, war, in den bürgerlichen Schulen den Religionsunterricht zu ertheilen, jedoch auch nur mit der Erlaubniß der weltlichen Behörde. Obgleich früher ein ähnliches Gesetz von der katholischen Klerisei Hollands angenommen wurde, beschloß dagegen der belgische Episcopat, der seine kühnen Pläne auf diese Weise gekreuzt sah, Alles aufzubieten, um die Ausführung dieser neuen Maßregel zu hindern. Die sechs Bischöfe versammelten sich in Mecheln, dem Sitz des Cardinal Primas Dechamps und beschlossen den Lehrern und Schülern der Normalschulen des Staats, den Religionslehrern der Volksschulen, ja sogar den Eltern, die ihre Kinder

Digitized by Google

zum Besuch dieser Schulen anhielten, die Absolution zu verweigern. In diesem Sinne wurden allen Geistlichen Instructionen ertheilt, und bald war wenigstens die Hälfte der Einwohner des Landes in gewissem Sinne excommunicirt. Diese Gewaltmaßregel hatte den Zweck, den Anstalten des Staats alle Schüler zu entziehen und sie den klerikalen Schulen zuzuführen, und die Klerisei beeilte sich, mit den Mitteln, die sie sich von reichen Katholiken zu verschaffen wußte, eilig neue Anstalten zu gründen. Auf diese Weise gelang es ihr wirklich, dem Staat 171,000 Schüler zu rauben. Die Gesammtzahl der Schüler in Belgien beträgt ungefähr 600,000, von denen ungefähr 350,000 die Staatsschulen und der Rest die Schulen der Geistlichkeit besuchen.

Die Verweigerung der Absolution, von der sich die Bischöfe so viel versprachen, hatte aber bei weitem nicht den gewünschten Erfolg. Sie führte nur dazu, das Volk zu verwirren und die Liberalen zu neuer Thatkraft anzuspornen. Sie haben seitdem mehrere Wahlsiege erfochten und der Klerus muß jetzt schon die Ueberzeugung gewonnen haben, daß er mit dieser Gewaltmaßregel einen ganz falschen Weg eingeschlagen hat. Nach und nach treten diejenigen Schüler, welche die Staatsschulen verlassen hatten, wieder in dieselben ein, und in einigen Jahren wird der Staat beinahe alle verlorenen Zöglinge wieder in seinen Anstalten sehen. Es ist dies aber nur ein Moment in dem großen Kampf, dessen Endziel die Oberherrschaft des Staats oder der Kirche ist. Der Klerus, welcher ein halbes Jahrhundert gebraucht hat, um sich zu organisiren und eine Macht, die in der Jetztzeit ohne Gleichen ist, zu erreichen, verleugnet seine Tendenz nicht mehr, sondern erklärt offen in allen Zeitschriften, daß es keine Verfassung giebt, als die der Kirche und kein rechtmäßiges Gesetz, als das, welches sich mit den Grundprincipien des Syllabus vereinigen läßt. Das Organ des Erzbischofs von Mecheln schrieb kürzlich: „Es giebt

Digitized by Google

ein Gesetz, das ungleich höher steht, als die Verfassung. Wir müssen in der Kammer offen die Fahne des Syllabus entfalten!" Und das Blatt des Bischofs von Gent schrieb seinerseits: „Es genügt nicht, sich bloß zu vertheidigen. Auch in den öffentlichen Debatten muß die feierliche Proclamation des weltlichen Königthums unseres Herrn Jesus Christus erfolgen. Der Syllabus enthält nichts anderes, als die Lehre des ewigen Königs, der durch die vergänglichen Principien des Jahres 1789 entthront ist."

Gegenüber dieser so offen auftretenden Anmaßung beschloß die liberale Regierung, ganz mit dem Papstthum zu brechen, und die belgische Gesandtschaft beim päpstlichen Stuhl aufzuheben. Leo XIII. jedoch that sofort Schritte bei Frère-Orban dem Minister des Aeußeren und Chef des Cabinets um dies zu verhindern, und suchte ihn zur Aufgabe seines Planes zu bewegen. Er ließ in Brüssel öffentlich erklären, daß er die Angriffe der klerikalen Presse gegen die staatlichen Anstalten durchaus mißbillige und tadelte zugleich die außergewöhnlichen Maßregeln, welche die Bischöfe gegen die Unterrichtsgesetze ergriffen hatten. Man glaubte, daß der Papst einsah, wie die Geistlichen durch Uebertreibung ihrer Sache selbst schadeten, und versuchte mildernd einzugreifen, obgleich jene ihm widerstrebten und es zum Aeußersten treiben wollten. Dieser ziemlich unerwarteten Haltung der Kurie gegenüber ging die Regierung darauf ein, mit ihr in einen Gedankenaustausch einzutreten und Frère Orban setzte dem Papste in sehr geschickter Weise die Bedingungen auseinander, unter denen die Erhaltung der belgischen Gesandtschaft bei der Kurie möglich wäre. Darauf begann der heilige Stuhl eine doppelzüngige Politik einzuleiten, welche mit ihrer vollständigen Niederlage endigte. Während der Papst und sein Staatssecretär Nina unaufhörlich der Brüsseler Regierung erklärten, daß sie sich bemühten, mäßigend auf die Bischöfe einzuwirken,

Digitized by Google

ihnen Ruhe anzuempfehlen und ihre heftigen Erlasse gegen die Staatsschulen zu tadeln, ermuthigten sie heimlich die Prälaten und der am Brüsseler Hofe beglaubigte Nuntius conspirirte mit den Bischöfen gegen die belgische Regierung. Das Verfahren der Kurie, welches Frère-Orban öffentlich vor dem Parlamente als einen Schurkenstreich (fourberie) bezeichnete, brachte Monate lang die öffentliche Meinung in die seltsamste Verwirrung. Jedes Mal, wenn die Regierung erklärte, daß sie die unbestreitbarsten Beweise dafür in Händen habe, daß der Papst das Verhalten des Episkopats mißbillige, antwortete die bischöfliche Presse, das wäre nicht wahr, im Gegentheil befände sich Leo XIII. in vollster Uebereinstimmung mit den Bischöfen und habe Allem, was diese gethan hätten, seinen vollen und ganzen Beifall gezollt. Frère-Orban verlangte darüber Aufklärung von Rom und Cardinal Nina versicherte darauf, er habe den Bischöfen gegenüber keine andere Sprache geführt, als der Regierung gegenüber.

Es läßt sich nicht ermessen, wie lange wohl dieser eigenthümliche Zustand gedauert haben würde, wenn nicht ein zufälliges Ereigniß demselben plötzlich ein Ende gemacht hätte. Der Papst hatte unter dem Vorwande von Störungen in dessen geistigen Begriffsvermögen dem Bischof Dumont von Doornyk (Tournay) die Verwaltung seiner Diöcese entzogen. Aus Rache dafür veröffentlichte Dumont Briefe, welche er von zwei seiner Collegen erhalten hatte, und aus diesen ging hervor, daß Cardinal Nina von den erwähnten Erlassen der Bischöfe Kenntniß gehabt und deren Veröffentlichung gutgeheißen hatte, während er der Regierung gegenüber sein Bedauern darüber aussprach. Diese Enthüllung warf ein schmähliges Licht auf die Taktik des Vaticans; doch dieser suchte sich durch Dreistigkeit aus der Verlegenheit zu helfen; ohne die Echtheit der von Dumont ans Tageslicht gezogenen Dokumente zu leugnen, wollte man sich damit rechtfertigen, daß man

Digitized by Google

die Regierung anklagte, sie habe die Kurie täuschen wollen, und sie habe sich illoyal gezeigt.

In Rom herrschte offenbar die Ueberzeugung, daß trotz alledem Belgien es nicht wagen würde, seinen Gesandten abzuberufen. Welche Täuschung mußte es für den Papst sein als er erfuhr, daß nicht nur Baron d'Anethan den Befehl erhalten hatte, seine definitive Abreise zu notificiren, sondern daß auch der Nuntius Vannutelli sich im Besitze eines Schreibens des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten befand, worin ihm mitgetheilt wurde, daß alle Beziehungen zwischen ihm und der belgischen Regierung abgebrochen seien. Es versteht sich von selbst, daß diese Vorgänge in Zukunft nur den Kampf zwischen Klerikalismus und Liberalismus noch verschärfen müssen. Die Zukunft wird lehren, welche von beiden Parteien den Sieg davonträgt. Wie die Entwicklung sich auch gestalten möge, so ist es mit Sicherheit anzunehmen, daß der Liberalismus in Belgien immer mehr Boden gewinnt. Wenn auch der Klerus in den vlämischen Provinzen noch die Oberhand hat, so ist er doch in den größeren Städten nicht mehr Herr der Situation. Die Liberalen haben sich jetzt gleichfalls organisirt und man kann wohl ohne von den kommenden Ereignissen Lügen gestraft zu werden, behaupten, daß der Episkopat sein Ziel nicht erreichen, sondern ein Opfer seiner Anmaßung werden wird.

Trotz dieses vierzigjährigen Kampfes ist die Ordnung und Ruhe in Belgien nie gestört worden, und ist es an keinem Ort zu einer Revolte gekommen. Man hat die Königswürde stets respectirt, und das gute Einvernehmen, das zwischen dem Herrscherhaus und dem Volk besteht, ist nie gestört worden. Leopold I. und Leopold II. haben ihren Unterthanen nie Grund zur Unzufriedenheit gegeben. Sie haben nicht die Anmaßung gehabt wie Wilhelm I. von Holland regieren zu wollen, und Dank ihrer Klugheit und ihrem streng verfassungstreuen Verhalten erfreut sich das

Digitized by Google

Land seit seinem Bestehen bis heute eines nie gestörten Friedens, der ihm gestattet, sowohl auf geistigem wie materiellem Gebiet bewunderungswürdige Fortschritte zu machen.

Das frühere Belgien hat viele große Männer hervorgebracht, aber es ist eine auffallende Thatsache, daß die größten unter ihnen auf dem Gebiet der Politik oft Fiasko gemacht haben; hierin liegt vielleicht auch der Grund, daß dies Volk so lange der Fremdherrschaft unterworfen blieb. Es gelang ihm unter Philipp II. von Spanien nicht, sich frei zu machen, weil ihm die Staatsmänner fehlten, welche geeignet gewesen wären, eine Revolution im Sinne der Freiheit zu leiten. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts versuchten die Brabanter einen Aufstand gegen Joseph II. von Oesterreich, und obgleich sie mehrere militärische Vortheile errangen, so war doch keiner ihrer Führer im Stande, ihnen die Früchte ihrer Siege zu sichern. Heut zu Tage fehlt dieses wichtige Element dem Lande nicht mehr, die inneren wie die äußeren Staatsgeschäfte werden mit Umsicht und Klugheit geleitet. Der Führer der Linken Frère-Orban und der Führer der Rechten Malou sind hervorragende Männer, die beide genügende Kenntnisse im Verwaltungsfach besitzen, um sich sofort an die Spitze eines jeden Ministeriums stellen zu können. Ihre Vorgänger Rothomb und Rogier sind beide in besonderer Weise in den Vordergrund getreten und haben politische Thaten vollbracht, die ihnen in der Geschichte des Landes einen unsterblichen Namen sichern. Der belgischen Diplomatie wird nicht oft Gelegenheit geboten sich auszuzeichnen, aber es ist bekannt, daß sie unter ihren Mitgliedern viele Männer zählt, die dem Lande in bedrängter Lage hervorragende Dienste zu leisten im Stande sein würden, und daß sie in ihrer Gesammtheit die größte Achtung verdient. Im Abgeordnetenhaus finden wir auf der rechten, wie auf der linken Seite ausgezeichnete Redner: Orts, Bara, D'Elhoungne, Guil-

Digitized by Google

lery, de Landsheere, Olin, Pirmez, Thoniſſen, Jacobs u. A., deren Begabung auf allen Rednerbühnen Europas Würdigung finden würde. Im Jahre 1830 gab es kaum eine Preſſe von Bedeutung im Lande, und die Zeitungen, welche die öffentliche Meinung leiteten, waren oft genöthigt, ihre Zuflucht zu ausländiſchen Journaliſten zu nehmen. Die belgiſche Preſſe hat in den letzten Jahren auffallende Fortſchritte gemacht; in Brüſſel z. B. erſcheinen zwei „Revuen" und als tägliche große Zeitungen L'Indépendance, L'Echo du Parlement, le Journal de Bruxelles, le Courrier de Bruxelles und L'Etoile Belge. In Antwerpen le Précurseur, in Gent la Flandre libérale, le Bien public. In Lüttich le Journal de Liège und la Meuse, deren Redaction von einheimiſchen Schriftſtellern geleitet wird und nichts zu wünſchen übrig läßt. Die vlämiſche Preſſe beſitzt leider noch keine Zeitung, die ſich irgend eines Rufs von Bedeutung zu erfreuen hätte, und iſt nur durch Blätter zweiten und dritten Rangs vertreten, die hauptſächlich in Antwerpen, Gent und den kleinen Städten der nördlichen Provinzen erſcheinen. Man zählt ungefähr 400 Zeitungen im Lande und ſtehen die klerikalen an Zahl den liberalen ungefähr gleich.

Man hat oft die Frage ventilirt, ob es Belgien je gelingen würde, ſich in franzöſiſcher Sprache eine eigene Literatur zu ſchaffen, und wenn auch viele dies in Abrede geſtellt haben, ſo wird ihnen jetzt durch den Erfolg ihr Irrthum bewieſen. Auf dem Gebiet der Geſchichte wollen wir ihnen nur von den jetzt lebenden Laurent, Van Praet, Nothomb, Thoniſſen, Wanters, Juſte, Vander Kindere nennen, die vorzügliche Werke geſchrieben haben. Emile de Laveleye hat ſich durch ſeine nationalökonomiſchen Arbeiten einen europäiſchen Ruf erworben, und der Miniſter des Innern Rolin-Jacquemyns hat ausgezeichnete Abhandlungen über internationale Rechtsfragen herausgegeben. Auf dem Gebiet der

Digitized by Google

Literatur sind die Namen Potvin, Greyson, Hymans und Emile Leclerc als die hervorragender Schriftsteller bekannt. Diese Namen, denen wir noch viele hinzufügen könnten, sind ein schlagender Beweis gegen die Behauptung, daß die Belgier nie andere französische Bücher, als die von Paris bezogenen, lesen würden. Man muß nicht vergessen, daß die Pflege der Literatur seit Jahrhunderten in diesem Lande ganz vernachlässigt war, man schrieb dort fast garnicht mehr, und in gewissem Sinne mußten die Belgier erst wieder französisch oder vlämisch lernen.

Dies ist der Grund, daß sie auf dem Gebiet der Literatur gegen andere Völker zurückblieben. Nun der Anstoß gegeben ist, kann man wohl annehmen, daß binnen fünfzig Jahren das Land sowohl eine französische, als auch eine vlämische Literatur besitzen wird, auf die es stolz sein kann. Was die Malerei anbetrifft, so ist die belgische Schule immer eine sehr hervorragende gewesen. Die Musik wird hauptsächlich auf drei königlichen Conservatorien in Gent, Brüssel und Lüttich, und auf ungefähr hundert Musikschulen gepflegt. Auch auf diesem Gebiet sind die Fortschritte sehr bemerkbar. Es giebt kaum eine kleine Stadt, die nicht ihre „Harmonie" hat, und die belgischen Gesangvereine erhalten auch im Ausland fortgesetzt Auszeichnungen und erste Preise.

Niemand würde es jetzt mehr wagen, dieses Volk der Unwissenheit zu beschuldigen. Die ungeheuren Opfer die der Staat für das Unterrichtswesen auf allen Gebieten gebracht hat, tragen reiche Früchte. Die beiden gouvernementalen Universitäten von Gent und Lüttich, die liberale in Brüssel und die klerikale in Löwen sind von ungefähr 5000 Studenten besucht, während im Jahre 1840 ihre Zahl nur 1650 betrug. In demselben Grade stieg auch die Zahl der Schüler auf den Gymnasien und Mittelschulen. Die vorhandenen Räumlichkeiten genügen nicht mehr und die Regierung hat deshalb der Kammer einen Gesetzentwurf vorgelegt, der be-

Digitized by Google

zweckt, die Zahl der höheren Schulen um 9, die der Mittelschulen um 100 zu vermehren. Die Liberalen haben einen hartnäckigen Kampf gegen die Unwissenheit im Lande begonnen, welche der Clerus so lange begünstigt hat. Vermittelst der Schulen hoffen sie ihre Siege zu erringen. Ueberall da, wo sich ein Geistlicher befindet, setzt man einen Lehrer ein, dessen Haus oft das schönste des Dorfes ist. Die Anstalten des Staats sind auch in materieller Beziehung sehr sorgfältig eingerichtet. Man hat sie geräumig, bequem und schön gebaut, um die Schüler dadurch anzuziehen und zu veranlassen, daß sie schon aus diesem Grunde den Staatsschulen vor denen des Klerus den Vorzug geben. Es giebt Städte, die beinahe die Hälfte ihrer Einnahmen auf das öffentliche Unterrichtswesen verwenden. Arlon z. B., welches 7000 Einwohner hat, braucht jährlich 142,000 Frcs. für seine Schulen. Das Budget der Schulen von Antwerpen war im Jahre 1855 13,000 Frcs. und wurde bis auf 608,000 Frcs. erhöht. Ueberall beginnt dieser edle Wettstreit, der natürlich den höchsten Zorn des Episcopats erregt. Schulen, Schulen und abermals Schulen ist das liberale Losungswort.

Die in materieller Hinsicht erlangten Erfolge grenzen an das Unglaubliche. Der allgemeine Handel des Landes d. h. der Export, Import und Transit zusammen, betrug im Jahre 1831 202 Millionen Francs, im Jahr 1878 4 Milliarden und 400 Millionen Francs. Man kann hieraus wohl beurtheilen, wie eine so merkwürdig rasche Entwickelung sowohl alle Verhältnisse verbessern, als den Volkswohlstand heben muß. Die finanzielle Lage des Staats ist daher auch eine ganz außerordentlich günstige. Die 3 % belgische Staatsanleihe steht 85 und höher. In der letzten Zeit hat die Regierung die Umwandlung von 460 Millionen 4½ % Papiere in 4 % auf folgende Weise ins Werk gesetzt. Sie theilte allen Inhabern der Obligationen mit, daß sie ihnen ent-

Digitized by Google

weder den Betrag voll auszahlen, oder ihnen statt dessen 4 % Papiere geben würde. Nicht ein einziges Papier wurde zum Einwechseln eingereicht. Kurze Zeit darauf wurde eine Staatsanleihe von 68 Millionen à 4 % zu 105, 75 emittirt, und in wenigen Stunden war die Summe viermal überzeichnet. Der belgische Staat hat mehr Vermögen, als Schulden. Ein Deficit im Budget ist in Belgien wirklich eine unbekannte Sache. „Ohne gute Finanzen ist eine vortheilhafte Politik unmöglich!" sagte Leopold I. und sein Ausspruch ist noch unvergessen im Land.

Man hat oft behauptet, daß der öffentliche Wohlstand Frankreichs zum größten Theil von der Sparsamkeit seiner Bewohner herrühre, und diese Behauptung ließe sich noch mit mehr Recht auf Belgien anwenden, das in dieser Beziehung vielleicht noch französischer ist, als Frankreich. Die Regel, daß man weniger ausgeben muß, als man einnimmt, wird vom Adel, dem Bürgerstand und der Masse des Volkes größtentheils befolgt. Auf diese Weise steigt die Zahl der Besitzenden, die das höchste Interesse an der Aufrechterhaltung der Ordnung und Ruhe haben, mit jedem Tage. Es giebt kaum ein Land, in welchem der Grund und Boden so parzellirt ist, und da alle Besitzer Steuern zahlen, so verfügt der Staat über ein genügendes Kapital, um, ohne das Volk zu sehr mit Abgaben zu belasten, das Land gut verwalten zu können. Die Steuern sind nirgends so gering, als in Belgien. Ackerbau und Industrie sind fortgesetzt im Aufblühen begriffen. Der durchschnittliche Werth des Grund und Bodens betrug im Jahre 1846: 2400 Frcs. für den Hectar, 1866 jedoch bereits 4000 Frcs. und steigt fortgesetzt. Belgien exportirte im Jahre 1878 Landesproducte im Werth von 1115 Millionen Francs und diese Summe wird am Schluß dieses Jahres wahrscheinlich um 2—300 Millionen erhöht erscheinen. Was die Schiffahrt anbetrifft, so ist es statistisch erwiesen, daß Antwerpen der erste Hafen

Digitized by Google

des Continents geworden ist. Er hat Hamburg und Marseille weit überflügelt. In Europa sind es nur London und Liverpool, die eine bedeutendere Handelsbewegung zeigen als Antwerpen. Im Jahr 1879 liefen in diesen großen Hafen, dessen Erweiterung nothwendig geworden ist, 5000 Schiffe ein, mit einem Gehalt von 2,860,000 Tonnen. Man glaubt, daß diese fast 3,000,000 Tonnen in diesem Jahre noch weit übertroffen werden. Die Zahl der Einwohner von Antwerpen, die im Jahre 1870 132,000, betrug, ist heute schon auf 178,000 Seelen gestiegen. In wenigen Jahren wird es die größte Stadt des Königreichs sein, und mehr Einwohner haben, als Brüssel ohne seine Vorstädte.

Der Eisenbahnen wollen wir hier nur Erwähnung thun, um zu constatiren, daß sie mehr und mehr aus den Händen der Privatgesellschaften in die des Staats übergehen, und daß ihre Länge 4000 Kilometer beträgt. Das Porto für Drucksachen beträgt nur 1 Centime d. i. $^8/_{10}$ eines Pfennigs. Im Jahre 1878 wurden 29 Millionen Zeitungen expedirt, $74^1/_2$ Million Briefe und ungefähr 3 Millionen Telegramme. Der Fortschritt ist allgemein, er zeigt sich in Allem und bei Allen. Dieses Volk, welches, so lange es eine eigene Geschichte hat, stets nur als ein Anhängsel betrachtet wurde, das von Frankreich an Burgund, von Burgund an Spanien, von Spanien an Oesterreich, von Oesterreich abermals an Frankreich und von diesem an Holland überging, welches 1814 England von Wilhelm I. gegen einige afrikanische Colonien eintauschen wollte, das jede Unterdrückung und jedes Joch geduldet, dieses Volk das verurtheilt zu sein schien, nie ein Vaterland zu haben, hat seit dem Tage seiner Befreiung einen wunderbaren Aufschwung genommen. Es war ein Gegenstand des Mitleids und ist ein Gegenstand des Neides geworden. Sobald man die belgische Grenze überschreitet, wird man von dem Wohlstand, der Thätigkeit, der Zufriedenheit die überall herrscht, in Erstaunen gesetzt. Das Volk, hat

Digitized by Google

ein festes Vertrauen auf seine eigene Kraft und seine Zukunft. Es denkt nicht mehr an die Möglichkeit, je wieder einem fremden Herrn unterworfen zu werden. Hätte Napoleon III. seiner Eroberungslust nachgegeben, so würde er gewiß von der belgischen Widerstandsfähigkeit sehr unangenehm überrascht gewesen sein. Der Feldherr, welchen er zum Kampf gegen Belgien geschickt hätte, würde keine so leichten Siege erfochten haben, als seiner Zeit Dumouriez.

Die belgische Armee ist besser als ihr Ruf und das Land verdient den Vorwurf nicht, den man zuweilen in Deutschland gegen dasselbe richtet, daß es nicht genug Anstrengungen mache und sich nicht genug Opfer auferlege, um sich eine Armee zu verschaffen, welche seine Neutralität zu schützen im Stande sei. Die Revue der Bürgergarde und der stehenden Armee, welche am 18. Juli d. J. stattfand hat Vielen eine bessere Ansicht darüber beigebracht. Es bedarf keiner Erklärung, daß ein Land mit einer so geringen Bevölkerungszahl nicht lange gegen eine Invasion z. B. von Seiten Frankreichs würde ankämpfen können; aber diejenigen, welche die belgische Armee kennen und ebenso die der benachbarten Republik sind übereinstimmend der Meinung, daß Belgien den ersten Stoß einer aus mehreren Corps bestehenden französischen Armee würde aufhalten können. Auf dem Kriegsfuße würde das Heer wenigstens 100,000 Mann umfassen, lauter geübte Leute und nach allen Seiten hin kriegstüchtig und da die Bürgergarde sich in vorzüglichem Stande befindet, so würde sie während eines Krieges ohne Weiteres die Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten vermögen. In Folge dessen könnte das gesammte reguläre Heer sich an die Grenze begeben. Das Armee-Material ist befriedigend, die Gewehre nach dem Modell Albini sind Hinterlader, die Cavallerie ist gut beritten und was die Artillerie anlangt, so bezeichnet man sie als eine der besten in Europa. Ueber-

Digitized by Google

dies besitzt das Land in Antwerpen eine Festung allererſten Ranges, für welche unaufhörlich die größten Opfer gebracht werden, damit ſie allen Fortſchritten auf dem Gebiete der Befeſtigung, Bewaffnung ꝛc. ſtets folge. Das Militärbudget des Landes, welches vor dreißig Jahren kaum fünf und zwanzig Millionen Franken betrug, beläuft ſich gegenwärtig auf ungefähr das Doppelte. An Muth würde es ſicher weder den Truppen noch der Nation fehlen, denn die Belgier, welche oft wie die Geſchichte lehrt, gegen Invaſionen haben ankämpfen müſſen, ſind noch niemals ſo entſchloſſen geweſen wie jetzt, koſte es was es wolle ihre Unabhängigkeit und die Unverletzlichkeit ihres Vaterlandes zu vertheidigen.

Um für ihre Unabhängigkeit eine neue Garantie zu ſchaffen, haben die Belgier und insbeſondere die Vlamen in Vorſchlag gebracht, ein Schutz- und Trutzbündniß mit Holland abzuſchließen. Desgleichen hat man von einer neuen Union beider Länder geſprochen unter Erhaltung der beiden Dynaſtien. Dieſe Projecte werden aber wahrſcheinlich bloße Träume bleiben, obgleich thatſächlich jedes Gefühl der Rivalität und Feindſchaft zwiſchen beiden Völkern geſchwunden iſt. Ein ſichtbares Zeichen dafür iſt es, daß der zu Brüſſel accreditirte holländiſche Miniſter mit ausdrücklicher Genehmigung ſeiner Regierung officiel den Feſten vom 16. Auguſt beigewohnt hat, welche zur Erinnerung an die nationale Unabhängigkeitserklärung gefeiert wurden. Ebenſo haben Tauſende von Holländern ſich bei dieſer Gelegenheit nach Belgien begeben, auch arbeiten Sprachcongreſſe mit Eifer an der erklärten Annäherung der beiden Völker, ſo daß man in gegenſeitiger Freundſchaft unzweifelhaft noch alle möglichen Fortſchritte machen wird, allein es iſt nicht abzuſehen, in welcher Zeit man etwa Bündniſſe abſchließen könnte und werde. Selbſt eine Zolleinigung iſt nicht abzuwarten, denn Holland hat das Princip des Freihandels in noch viel höherem Maße zur Anwendung gebracht als Belgien und dieſes würde

Digitized by Google

bei den gegenwärtigen Zeitumständen nicht im Stande sein, seine Tarife mit denen Hollands gleichzustellen.

Belgien wird bleiben, was es seit 50 Jahren ist; neutral und unabhängig.

Vom allgemeinen europäischen Standpunkt aus kann die Consolidation des Landes nur als eine außerordentlich glückliche Thatsache bezeichnet werden. In Deutschland wird jedenfalls hierüber keine Meinungsverschiedenheit herrschen. Hätte Belgien an seiner Zukunft verzweifelt, hätte es die Idee, sich an Frankreich anzuschließen, die im Jahre 1830 auftrat, verwirklicht, so würden viele Ereignisse, von denen ganz Deutschland heute nur mit Stolz spricht, nicht eingetreten sein. — Die unangefochtene Selbständigkeit Belgiens ist eine Grundbedingung des Friedens, und wer für den Frieden Europas ein warmes Gefühl hat, kann den Festen, die jetzt in Brüssel gefeiert werden, nur von ganzem Herzen Beifall spenden.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin. (503)

Digitized by Google

In demselben Verlage erschien:

MÉTHODE FROEBEL.

LE

JARDIN D'ENFANTS.

DONS ET OCCUPATIONS

A L'USAGE DES MÈRES DE FAMILLE, DES SALLES D'ASILE ET DES ÉCOLES PRIMAIRES

PAR

HERMANN GOLDAMMER.

AVEC UNE INTRODUCTION

DE

Mme. LA BARONNE DE MARENHOLTZ-BÜLOW.

OUVRAGE TRADUIT DE LA TROISIÈME ÉDITION ALLEMANDE AVEC AUTORISATION DE L'AUTEUR

PAR

LOUIS FOURNIER.

	PRIX:
Tome I. LES DONS (Soixante Planches)	broch.: 10 Mk.
» II. LES OCCUPATIONS (SoixantePlanches)	rel.: 12 Mk.

Digitized by Google

Schwäbische Kolonisten

in

Ungarn.

Vortrag gehalten am 7. Februar 1879 im Museum zu Tübingen.

Von

Dr. Emanuel Milner,
Docent an der staatswissenschaftlichen Facultät in Tübingen.

Berlin SW. 1880.

Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Digitized by Google

Hochgeehrte Anwesende!

Wenn ich Sie einlade im raschen Fluge mit mir die Wanderung in ein Land zu unternehmen, das wohl die Bewohner des schönen Neckarthales nicht zu ihren gewohnten Reisezielen zu rechnen pflegen, so hoffe ich doch, daß Sie meinen Vorschlag nicht ganz ungerechtfertigt finden, wenn ich Ihnen sage, daß es Schwaben sind, Kinder dieses Landes, welchen unser Besuch dort im Osten gilt. Die Schwaben sind ein wanderfrohes Volk; das sagt schon jener altschwäbische Gedenkspruch, welchen Victor Scheffel seinem Juniperus, dem Kreuzfahrer, an die Stirne geschrieben hat. Und da ist es nicht zu wundern, daß die fahrtlustigen Schwaben schon in früher Zeit auch dort den Weg in die Welt hinaus genommen haben, wo ihnen ihr schwäbisches Landeskind: die ostwärts eilende Donau als Führerin diente.

So sind es im 10. Jahrhundert schwäbische Männer, welche, dem Handelszuge folgend, von Ulm bis Wien den Verkehr vermitteln. Schwäbische Kaufleute heißen dort kurzweg alle, welche damals, angelockt durch den in Oesterreich unter den Babenbergern aufblühenden Handel, ihre Schiffe mit Getreide, Kupfer, Zinn, mit Kölnischen Tüchern, Glockenspeise und Häringen beladen, von Ulm und Regensburg aus hinabfahren lassen nach dem Herzpunkte des österreichischen Staates. Dort weiß man den Vortheil daraus wohl zu schätzen, und gewährt den schwäbischen Schiffen Mauthermäßigung und Gerichtsprivilegien, ja man möchte sie sogar alle für sich behalten, denn Leopold der Glorreiche legt auf jedes fremde

Digitized by Google

Schiff, das weiter die Donau abwärts nach Ungarn fahren will, eine Strafe von zwei Mark.

Diese schwäbischen Kaufleute kamen also nur bis an die Schwelle des Karpathenlandes. Dagegen sind es Schwaben von ritterlichem Stande, welche schon in jenen Zeiten, wie die Chronisten melden, in Ungarn eingewandert waren. Als im Anfang des elften Jahrhunderts der Ungarkönig Stephan, der Heilige zubenannt, die deutsche Gisela heimführte, war es eine ansehnliche Zahl von deutschen Rittern und Herren, darunter auch etliche aus Schwaben, welche mit der Kaiserstochter bei ihrer Brautfahrt ins Land kamen, wo sie reichlichen Grundbesitz erhielten. Sicherlich brachten diese Herren außer ihrem Kriegsvolk auch Handwerker und Kaufleute mit, mit denen sie ihre dünnbevölkerten Güter besetzten, denn Gisela wie ihr Gemahl waren allem Zuzuge von Fremden sehr günstig, und förderten ihn mit allen Mitteln. Hinterließ doch dieser König für seinen Nachfolger eine Lehre, welche also lautet: „Die Eingewanderten, gleich wie sie aus verschiedenen Ländern kommen, bringen verschiedene Sitten, Sprachen, Kenntnisse und Waffen mit sich, wodurch sie den Glanz des königlichen Hofes und die Stärke des Reiches vermehren. Ein Reich von einerlei Sitte und Sprache ist kraftlos und gebrechlich, darum sollst Du sie gütig aufnehmen und halten, damit Du nicht verderbest, was ich gebaut und nicht zerstreuest, was ich gesammelt habe."

Wenn das auch nicht gerade im Geiste unserer Zeit gesprochen ist, so beweist es doch die Einsicht Stephan's von dem Werthe fremder Culturelemente für sein jugendliches Volk. Zum Glück für dieses fanden sich damals in stets erneutem Zufluß solche Elemente. So schloß sich 1042, als der ungarische König Peter, landflüchtig vor dem eigenen Adel, bei Heinrich III. Schutz fand und durch deutsche Waffen wieder in sein Land zurückgeführt ward, dem König eine Anzahl deutscher Männer an, welche im Donaulande ihr Glück versuchen wollten. Unter diesen waren auch drei Brüder aus Schwaben, genannt Guth-Keled, welche,

Digitized by Google

arm an Habe aber rechtschaffen und angesehen in ihrer Heimath, — wie der ungarische Chronist Thurocz erzählt — ihr schwäbisches Stammschloß Stôf verließen und mit ihrem Gefolge nach Ungarn zogen, wo sie im Oedenburger Comitate sich ansiedelten. Diese Familie, welche — ich weiß nicht ob mit Recht — wegen ihres Stammschlosses Stôf mit dem Stauffengeschlecht in Verwandtschaft gesetzt ward, hat feste Wurzeln in Ungarn geschlagen, denn wiederholt finden ihre Mitglieder in der Folge Erwähnung. So einer: genannt Wid, als eifriger Anhänger des unglücklichen Königs Salomon. Es sollen auch von diesen Guth-Keled die jetzigen Butkai, Bathory und andere hervorragende Adelsgeschlechter Ungarns abstammen.

Spärlich ist die Zahl der erhaltenen Namen solcher Einwanderer; die Masse derselben verschwindet im Dunkel der Zeiten. Aber groß war jedenfalls die Anzahl derer, welche schon vom 11. bis ins 14. Jahrhundert — namentlich da nach der Mongolenverheerung 1242 das Land nur noch menschenbedürftiger geworden war — nach Ungarn kamen. Es blieb traditionelle Politik der arpadischen Könige diese deutschen hospites auf alle Weise zu begünstigen. Hatte schon Stephan alle Lehen in den Familien erblich gemacht und so Anreiz zu Landerwerb gegeben, so bildete sich unter ihm und seinen Nachfolgern ein eigenes Kolonistenrecht aus, welches den deutschen Gästen, sobald sie nur eine Gemeinde bilden konnten, den Fortbestand ihrer nationalen Sprache und Sitte, die Exemption von der Comitats-Verfassung und die freie Wahl ihres Pfarrers und Richters (Scultetus, Schultheiß) gewährte, dazu besondere Markt- und Handelsfreiheiten und das Recht einräumte, unmittelbar beim Könige statt beim Palatin Beschwerde zu führen.

Unter mehreren zu Einfluß gelangten Kolonisten muthet uns mancher Name echt schwäbisch an, z. B. ein Eberhard, ein Johannes von Alben, beide nacheinander Bischöfe von Agram, von denen der zweite dem König Sigismund gar oft mit Geld aushalf.

Digitized by Google

Unter demselben Könige wanderte auch das deutsche Geschlecht der Thurso, Herren auf Raucheneck ein, deren einer, Georg Thurso herüber nach Augsburg kam, um Anna, die Tochter des reichen Jakob Fugger, als Ehefrau nach Ungarn heimzuführen. Dieser Ehebund sollte zu einer weitreichenden Bewegung Anlaß geben. Die berühmten Fugger traten von nun an mit den Thursonen, welchen die Leitung des gesammten ungarischen Bergbaues übertragen war, in regen und gewinnbringenden Geschäftsverkehr, welcher bis ins 16. Jahrhundert dauerte. Aber mit Mißvergnügen sahen Viele in Ungarn auf den aus den ungarischen Bergwerken dem Hause Fugger zuströmenden Reichthum und wußten es endlich dahin zu bringen, daß die ungarischen Stände auf dem Felde Rákos einen Beschluß faßten, wonach die Fukkari, und alle Ausländer, welche des Reiches Schätze offenbar erschöpften und ausführten, sogleich aus Ungarn verwiesen und deren Stellen durch Ungarn ersetzt werden sollten. Aber sofort — als wollte ein besonnener Geist sich vor Uebereilungen hüten — fügt derselbe Reichsschluß begütigend hinzu, daß die fremden Nationen, wofern sie nur der Majestät und dem ungarischen Reiche dienen wollten, wie bisher zu den gewohnten Stiftungen geführt werden sollen.

Eine große Hemmung mußte die deutsche Einwanderung in Ungarn durch die Türkenkriege erfahren. Schon im 14. Jahrhundert soll die Zahl der Deutschen in Ungarn mehr als eine halbe Million betragen haben. Da zog die Türkenmacht wie ein schweres Ungewitter vom Süden herauf, und brachte, nachdem König Sigismund 1396 die erste Schlacht gegen sie bei Nikopolis verloren hatte, durch ihre immer neuen Einfälle, die furchtbare menschenverschlingende Kriegsnoth in das Land, welche den ausgestreuten Bildungssamen mit eisernem Fuße wieder zerstampfte. 300 Jahre mußten in heißem Ringen vergehen, bis endlich in den Jahren 1716—1718 Prinz Eugenius, der edle Ritter, dem Halbmond gebieterisch seine Grenzen zog! — Zwar an dieser Türkennoth begann die österreichische Staatsidee zu erstarken — aber ihre unmittelbare Folge war: Elend, Verderben, und na-

Digitized by Google

mentlich ungeheuere Verminderung der Zahl der Deutschen im Lande.

An dieser Zahl zehrt nun leider auch eine andere und zwar eine kontinuirliche Ursache: es ist der auffaugende Verkehr mit anderen Nationen. Von jeher hat der energische magyarische Typus viel deutsches Blut in sich aufgenommen, viel deutsches Wesen ist überall da, wo es sich nicht kompakt genug zusammen halten konnte, in die magyarische Umgebung aufgegangen, und deutsche Bildung in magyarische Hülle unter Schnürrock und Attila gesteckt worden, und das ging nicht immer ganz sanft her. Es liegt darin ein gutes Stück der oft beklagten deutschen Selbstlosigkeit, die sich allzu leicht der fremden auch minder kultivirten Art anschließt; wenngleich hier nicht zu verkennen ist, daß der magyarische Typus auch seine ritterlich anziehende Seite hat, namentlich aber durch eine seltene politische Energie, ein unermüdliches Verfolgen von öffentlichen Zielen und Zwecken sich hervorthut.

Zu der Magyarisirung kommt leider nun noch die Slowakisirung der Deutschen im Norden des Landes. Dort ist nämlich längs der Karpathen von Alters her eine große Zahl deutscher Bergstädte, darunter die 24 Zipser Städte, angesiedelt. Von den Karpathen herab dringt immer weiter in das Land der slowakische, den Tschechen verwandte Stamm und umbrandet die deutschen Städteinseln. Bis in die Zeit der Gegenreformation im 17. Jahrhundert hielt sich hier das Deutschthum wacker in seinen Stadtburgen und Privilegien. Seitdem aber von 1650 an der lebendige protestantische Geist in diesen Städten gebrochen war, begann auch die Slavisirung. Sie dauert fort in ihrer unscheinbaren Weise, wie ein rieselndes Wasser beständig den festen Uferboden unterwäscht, bis in die Gegenwart. Es ist keine Bildungsüberlegenheit, es sind keine besonders glänzenden nationalen Einzelzüge, welche die Slowaken unterstützen; dagegen aber bei großem Kinderreichthum eine zähe und doch gefügige Arbeitskraft, mit welcher der slowakische Dienstknecht, die Magd in die deutschen

Digitized by Google

Städte, Höfe und Familien bringt, und zugleich eine gewisse trotzige Stumpfheit, welche ihn der höheren Cultursprache gegenüber verschließt. Der Deutsche dagegen, der in Handel und Wandel mit dieser mechanisch sich vorwärtsschiebenden Menschenmenge rechnen muß, braucht im Verkehr die slowakische Sprache, welche ihn ja die slowakische Magd schon in der Kinderstube gelehrt hatte, und nur zu leicht gibt er darüber seine eigene Art auf.

Trotz dieser hemmenden und an deutschem Wesen zehrenden Ursachen hat sich dennoch in den ungarischen Kronländern die Zahl der Deutschen im Laufe der Jahrhunderte ganz bedeutend angesammelt. Sie betrug bei der Volkszählung von 1851, der ersten, welche auf Nationalitäten Rücksicht nahm, 1,356,455, und stieg seither bis zu der Zählung von 1870 auf 1,820,922 Seelen, was in diesen 20 Jahren einen Zuwachs von über 23000 Köpfen, also etwa 2% jährlich bedeutet, wovon wohl 1% auf den einheimischen Nachwuchs und das übrige % auf Zuwanderung gerechnet werden kann. Wiewohl nun der rasche Bevölkerungszuwachs in ganz Ungarn in den Jahren seit 1870 wieder einer auffallenden Verminderung, ja sogar einem Rückgange der Bevölkerung hat weichen müssen, so dürfte der Grund davon doch nur in vorübergehenden Ursachen zu suchen sein. Die Zahl der Deutschen insbesondere hat sich wohl kaum vermindert, ja im Gegentheil, wenn wir der Schätzung des ungarischen Ethnographen Hunfálvy folgen, beträgt gegenwärtig die Zahl sämmtlicher Deutschen in Ungarn etwa zwei Millionen.

Alle die im Lande fest angesiedelten Deutschen, unter so verschiedenen Verhältnissen sie mit Magyaren in der Landesmitte, mit Slowaken und Ruthenen im Norden, mit Kroaten und Serben im Südwest, mit Rumänen im Südost des Landes leben, von so verschiedenen Stämmen des deutschen Volkes sie ausgegangen sind, — der Ungar hat für sie alle nur 2 Kategorien. Schon sein altes Staatslatein unterscheidet zwischen Saxones und Teutones und demgemäß kennt die heutige Terminologie den Deutschungarn nur entweder als Sachsen oder als Schwaben, „Schwób" wie der

Digitized by Google

Ungar auszusprechen beliebt. Es liegt auf der Hand, daß diese Namen nur kollektive Bezeichnungen, und zwar der eingewanderten Nieder- und Oberdeutschen sind. Jedenfalls aber stachen dem einheimischen Magyaren von allen Gekommenen die Sachsen und die Schwaben am meisten in die Augen, und sie waren auch in der That die Zahlreichsten. Der Statistiker Czörnig berechnet für die ungarischen Länder im Jahre 1851 die Zahl der Deutschen von schwäbisch-alemannischem Stamme auf nahezu 600,000, also beinahe auf die Hälfte aller Deutschen in Ungarn, so daß jetzt, die gleichmäßige Zunahme aller Deutschen vorausgesetzt, rund eine Million Schwaben in Ungarn leben.

Werfen wir einen Blick auf die ethnographische Karte Ungarns, so lassen sich die kompakten Ansiedelungen der Deutschen — abgesehen natürlich von den zahlreich überall im Lande umher Zerstreuten — sehr leicht nach jener summarischen Unterscheidung als sächsische und schwäbische auseinander halten.

Jene Städte im slowakischen Norden Ungarns, längs der Karpathen von Preßburg bis gegen Siebenbürgen vertheilt — darunter namentlich auch die Zipser Städte — haben überwiegend sächsische, und nur zum geringen Theil oberdeutsche Bevölkerung. Daran schließen sich im Osten die drei Hauptgebiete des tapferen siebenbürgischen Sachsenlandes, um Bistritz, Hermannstadt und Kronstadt.

Dagegen herrscht im Westen und Süden Ungarns das schwäbische Deutschthum. Da ist vor allem in Oberungarn die Gegend östlich vom Neusiedler See ein Stück gut schwäbischen Landes. Vom Seewinkel bis an die Donau wohnen hier schon seit etwa dritthalb hundert Jahren die sogenannten Haidebauern, oberschwäbische Bevölkerung, die ihre Art trotz mancher äußerlichen Zusätze erkenntlich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Freilich zogen diese Schwaben vom Bodensee, wo sie in den Jahren 1620 bis 1630 als Protestanten wegen religiöser Reibungen mit ihren katholischen Landsleuten ausgewandert sein sollen, durch lauter deutsches Land bis zum Neusiedler See, und besetzten hier an der Grenze

Digitized by Google

deutschen Volksthumes eine Gegend, wo schon aus früheren Jahrhunderten andere oberdeutsche Volkselemente, die sog. Hienzen um den See her angesiedelt waren. So kam hier die schwäbische Stammesart nur wie von einer Halbinsel aus in Grenzberührung mit Magyaren und dem ist zu danken, daß sich ein Stück schwäbischen Volkslebens, weit weg verschlagen vom Mutterlande, so ursprünglich erhalten hat.

Die Sprache des Haidebauern[1]) trägt den deutlichsten schwäbischen Stempel in der regelmäßigen Verwandlung der Endsilbe „en" in das dumpfe „a"; er spricht also z. B. statt „geben, laufen, reden" = „geba, laufa, reda", ganz oberschwäbisch! Ferner, statt „fünf" sagt er „füf", statt „unser" „iser". Das „rch" am Ende wird wie „ri" gesprochen, z. B. „durch" wie „duri".

Familiennamen, wie z. B. Hautzinger, Meidlinger, Wurtzinger, oder auch „Umathum" u. a. haben alle schwäbischen Klang. Häufig werden Spitznamen angehängt, namentlich, zur Unterscheidung, der Familienname der Frau dem des Mannes beigefügt, so daß z. B. ein Hautzinger, dessen Frau eine Umathum wäre, der Umathum-Hautzinger heißt.

Ob sie ihre Ortsnamen mitgebracht, oder, was wahrscheinlicher ist, schon vorgefunden haben, ist nicht zu entscheiden. Die wichtigsten Orte heißen: Gols, Zorndorf, Raggendorf. Die Bewohner von Apelton, Ilnitz, Pomagen (Baumhagen) und Walla im Seewinkel, sollen direkt aus den Gegenden Lindau, Alt-Ravensburg, Wangen und Isny in Oberschwaben eingewandert sein.

Im Jahre 1659 fand der Raaber Bischof Georg Szecheny bei einer Kirchenvisitation dieser Gegend die Haidebauern noch alle protestantisch. Sie waren unter dem Schutze der protestantenfreundlichen Königin Marie, Gemahlin Ludwig's II. von Ungarn, eingezogen. Im Laufe der Zeit aber gelang katholischen Priestern, namentlich nach Beendigung der Kuruzzenunruhen, die Katholisirung eines Theiles des Haidebodens. Gleichwohl finden sich auch in jetzt katholischen Familien noch protestantische Bibeln und Gesangbücher. Namentlich ist ein altes Erbauungsbuch noch

Digitized by Google

immer im Gebrauch: „Der geistliche Glückshafen, eine Liedersammlung von der Erschaffung der Welt bis auf Christus", aus welchem sie ihre Lieder: „Von der großen Weintraube", von „Samson und Delila", von „Tobias, David und Salomon" absingen. Der genauere Kenner des schwäbischen Oberlandes wird beurtheilen können, ob dieses Buch vielleicht ein theueres Andenken an die alte Heimath ist.

Auch bei den Haidebauern unterscheiden sich die Protestanten durch dunklere Tracht von den bunter gekleideten Katholiken. Frauen und Mädchen tragen Spenser d. h. anliegende Jacken, die Frauen schwarze Hauben, die Mädchen, als strenge Umrahmung für die rothbackigen Gesichter, schwarze Kopftücher. Das Aussehen der Männer mit den hohen Stiefeln und dem kurzschößigen Rocke nähert sich schon in etwas dem magyarischen Schnitt. Auch der stattliche Schnurrbart fand in dem größten der Haidedörfer, in Gols Aufnahme, während die Raggendörfer und Zorndörfer diese Mode noch zurückweisen. Die jungen Männer tragen durchwegs geschorenes, die alten langes, in der Mitte gescheiteltes Haupthaar.

Der Haidebauer ist auf seinem fruchtbaren Boden ein tüchtiger Landwirth in durchschnittlich guten Verhältnissen. Das Bauernhaus, massiv aus den Steinen des Leithagebirges gebaut, kehrt trotzig stets die Giebelseite der Straße zu. Das kleine Vorgärtchen ist mit Bäumen besetzt, in deren Schatten die lange Thürbank steht. Im inneren Hofe, nie draußen auf der offenen Straße, wird des guten Landwirths Kleinod bewahrt — der Düngerhaufen. Wohn- und Wirthschaftsräume liegen alle senkrecht von der Straße ab in einer langen Flucht. Voran die Feierstube, nur bei Kindstaufen und festlichen Schmausen benützt, dann folgt die Küche und Wohnstube, mit dem großen Himmelbett und der behaglichen Mauerbank mit breiter Lehne; Tisch und Stühle, Brotlade und Kleidertruhe schmücken buntgemalte Tulpen und Rosen, gerade so wie im altschwäbischen Bauernhause. An das Wohnzimmer stößt der Schüttkasten für Getreide, dann folgen Kammern und Stallungen.

Digitized by Google

deutschen Volksthumes eine Gegend, wo schon aus früheren Jahrhunderten andere oberdeutsche Volkselemente, die sog. Hienzen um den See her angesiedelt waren. So kam hier die schwäbische Stammesart nur wie von einer Halbinsel aus in Grenzberührung mit Magyaren und dem ist zu danken, daß sich ein Stück schwäbischen Volkslebens, weit weg verschlagen vom Mutterlande, so ursprünglich erhalten hat.

Die Sprache des Haidebauern[1]) trägt den deutlichsten schwäbischen Stempel in der regelmäßigen Verwandlung der Endsilbe „en" in das dumpfe „a"; er spricht also z. B. statt „geben, laufen, reden" = „geba, laufa, reda", ganz oberschwäbisch! Ferner, statt „fünf" sagt er „füf", statt „unser" „îser". Das „rch" am Ende wird wie „ri" gesprochen, z. B. „durch" wie „duri".

Familiennamen, wie z. B. Hautzinger, Meidlinger, Wurtzinger, oder auch „Umathum" u. a. haben alle schwäbischen Klang. Häufig werden Spitznamen angehängt, namentlich, zur Unterscheidung, der Familienname der Frau dem des Mannes beigefügt, so daß z. B. ein Hautzinger, dessen Frau eine Umathum wäre, der Umathum-Hautzinger heißt.

Ob sie ihre Ortsnamen mitgebracht, oder, was wahrscheinlicher ist, schon vorgefunden haben, ist nicht zu entscheiden. D[illegible] wichtigsten Orte heißen: Gols, Zorndorf, Raggendorf. Die [illegible] wohner von Apelton, Ilnitz, Pomagen (Baumhagen) und W[illegible] im Seewinkel, sollen direkt aus den Gegenden Lindau, Alt-Rap[illegible] burg, Wangen und Isny in Oberschwaben eingewandert sein.

Im Jahre 1659 fand der Raaber Bischof Georg Szech[illegible] bei einer Kirchenvisitation dieser Gegend die Haidebauern [illegible] alle protestantisch. Sie waren unter dem Schutze der prote[illegible] freundlichen Königin Marie, Gemahlin Ludwig's II. [illegible] garn, eingezogen. Im Laufe der Zeit aber [illegible] Priestern, namentlich nach Be[illegible] der [illegible] Katholisirung eines Theil[illegible] sich auch in jetzt kath[illegible] und Gesangbücher.

(514)

Digitized by Google

[illegible] Der [illegible]
sammlung von der Erfassung der [illegible]
welchem [illegible] „Von der [illegible]
„Samson und [illegible] von „Tobias, [illegible]
singen. Der genaue Kenner des [illegible]
beurtheilen können. [illegible] Buch [illegible]
kennt an die alte Heimath ist.

Auch bei den Haidebauern [illegible]
[illegible] dunkleren Tracht von den [illegible]
Frauen und Mädchen tragen Spenser [illegible]
Frauen schwarze Hauben, die [illegible]
für [illegible] rothbackigen Gesichter, [illegible]
der [illegible] mit den hohen [illegible]
nähern [illegible] schon in etwas [illegible]
[illegible] Schnurrbart fand [illegible]
Gals [illegible] Aufnahme, während [illegible]
Maden [illegible] zurückweisen. [illegible]
[illegible] die alten langen [illegible]

Der Haidebauer ist [illegible]
[illegible] in durchschnittlich [illegible]
[illegible] massiv aus [illegible]
[illegible] stets die [illegible]
[illegible] ist mit Bäumen [illegible]
[illegible] Im inneren [illegible]
[illegible] guten Landwirths [illegible]
[illegible] Wirthschaftsleute [illegible]
[illegible] langer Zeit [illegible]
[illegible]

[illegible]a händelsüchtig,
[illegible]n Ende nehmen.
[illegible] schlecht bestellt,
[illegible] reges. Selbst
[illegible]irt, wie über-
[illegible] twas von der
[illegible]t zu haben.
[illegible] ihm der Ma-
[illegible]n Haideboden
[illegible] den magyari-
[illegible] Wie auf der
[illegible]eschlagen, Zi-
[illegible] und Cimbal.
[illegible]ird nach einer
[illegible]ankbaren Tän-
[illegible]n ihm, und da
[illegible]t. Es ist noch
[illegible] der Kinder be-
[illegible]nlich die Eltern.
[illegible]te, werden auf-
[illegible]t wenn sich die
[illegible] hat, wird der
[illegible] großes Zweck-
[illegible]wobei stets noch
[illegible]ne nicht gerade
[illegible]dort entstanden,
[illegible]ach der Geburt
[illegible]ndten und Ge-
[illegible]ken ins Haus
[illegible] soll, daß die
[illegible]er, jedenfalls zu

[illegible]en in der letzten
[illegible]d Cholera-

Digitized by Google

Dem sauberen Hause im wohlbestellten Hofe entspricht auch der Fleiß und die Regsamkeit des Landbauers. Zwar ist die Ergiebigkeit des Bodens einigermaßen geschädigt durch die Einwirkungen des Sees, der ein gar launenhaftes Gewässer ist. Von geringer Tiefe, zwischen 5—13 Fuß, ist seine Wassermenge häufigen Schwankungen unterworfen. Schon unter Andreas II. soll der See mehrere Ortschaften verschlungen haben; später wieder schien er austrocknen zu wollen und es rückte der Pflug dem Wasser nach, da fing er 1866 plötzlich wieder an sich zu füllen und seither vergrößert sich stetig sein über fünf ein halb Quadratmeilen großer Wasserspiegel in den niedrigen mit Rohr und Weidengebüsch bewachsenen Ufern. Wenig zur Schiffahrt geeignet, ist er dagegen fischreich, läuft aber in unmittelbarer Nähe des Haidebodens in eine Sumpfwildniß aus, den Hanság, so groß wie der See selbst, der, auf den offenen Stellen schwimmende Rohrinseln tragend, zwar üppigen, aber selbst an den festeren Punkten nur saueren Graswuchs gewährt. Die Gefährlichkeit dieses Sumpfes ist nun durch Kanalisirung großentheils gehoben. Dort wo der Haideboden den Pflug trägt, gedeihen dafür alle Getreidearten, namentlich Weizen, Mais und Buchweizen, und auf den Hügeln von Gols wächst ein trefflicher Wein: „Seewein" nannten ihn die neu ansiedelnden Schwaben, wie ehemals ihren Haustrunk am heimathlichen Bodensee.

Der eigenthümliche Name, welchen die Haidebauern von den Magyaren erhielten, die „Hasenhegenden", scheint auch auf Wildreichthum der Gegend zu deuten.

Der Haidebauer ist nicht auf den Kopf gefallen. Als vor 6—8 Jahren die Dreschmaschinen dort in die Bauernkreise drangen, da thaten sich die Seewinkler alsbald zu zwei und drei Dorfgemeinden zusammen und stellten Dampfdreschmaschinen ein, während die deutschen und magyarischen Bauern der andern Seeseite sich höchstens zur Handdreschmaschine erhoben. — Aber nicht gering ist dafür auch der Bauernstolz unserer Haidebauern, die mit Geringschätzung auf die jenseitigen Uferbewohner herabblicken.

Digitized by Google

Dieses Selbstbewußtsein macht sie streitlustig, ja händelsüchtig, Grenz- und Erbstreitigkeiten sollen unter ihnen kein Ende nehmen.

Mit der Geistesbildung ist es indessen nicht schlecht bestellt, die Gemeindeschule geordnet, das Lesebedürfniß ein reges. Selbst auf Zeitungen wird von den Bauern fleißig abonnirt, wie überhaupt in politischer Beziehung der Haidebauer etwas von der größeren Beweglichkeit des Magyaren scheint gelernt zu haben.

Auch in einer andern Art von Beweglichkeit ist ihm der Magyar Vorbild geworden. Die Schwaben auf dem Haideboden tanzen nämlich bei ihren lärmenden Kirchweihfesten den magyarischen Chárdás gleich den echten Söhnen Arpáds. Wie auf der Pußta wird auf offener Haide ein Tanzboden aufgeschlagen, Zigeuner spielen auf und tagelang schwirren Geige und Cimbal. Der Bursche, der ein Mädchen zum Tanze führt, wird nach einer eigenthümlichen Etiquette, am ersten Tage von der dankbaren Tänzerin bewirthet, am zweiten Tage umgekehrt sie von ihm, und da wird von den reichen Bauernkindern nicht geknausert. Es ist noch festgefugtes Bauernleben dort. Um die Heirathen der Kinder besorgen sich wie in jedem echten Bauernland vornehmlich die Eltern. Förmliche Präliminarien, namentlich im Geldpunkte, werden aufgestellt und das kirchliche Aufgebot veranlaßt. Erst wenn sich die Sache bis zum zweiten Aufgebot nicht zerschlagen hat, wird der Ehekontrakt definitiv gemacht, und dann durch ein großes Zweckessen in der Feierstube der Brauteltern besiegelt, wobei stets noch mindestens ein Nachbar als Zeuge mitschmaust. Eine nicht gerade diätetische Sitte, von der ich nicht weiß, ob sie dort entstanden, oder schon altschwäbischen Ursprunges, ist die, daß nach der Geburt eines Kindes der Wöchnerin von sämmtlichen Verwandten und Gevattern acht Tage lang massenhaft Essen und Trinken ins Haus gebracht wird, in Folge dessen es oft vorkommen soll, daß die gute Frau das Vergnügen mit einem Katzenjammer, jedenfalls zu sehr ungelegener Zeit, zu büßen hat.

In das heitere Bild dieser Seebauern fielen in der letzten Zeit auch einige trübe Schatten, durch Mißwachs und Cholera-

Digitized by Google

epidemien in den 60er Jahren. Die Folge davon war eine geringe Zunahme der Bevölkerung, welche in den letzten 50 Jahren z. B. in der größten Gemeinde Gols bei einer Seelenzahl von etwa 1600 Personen nur auf Zuwachs von 4 Köpfen pro Jahr, also auf 1/4 % im Durchschnitt berechnet wurde. Aber die fruchtbaren Schwaben, wie sie der alte ungarische Statistiker Schwardtner im Gegensatz zu den kinderarmen Magyaren nennt, brauchen wohl kein Aussterben auf dem Haideboden zu befürchten. wofern es ihnen nur gelingt, das Tüchtige in ihrer Art auch ferner zu erhalten. — Sie waren darin wohl geographisch, nicht aber wie sonst die deutschen Hospites durch Sonderrechte geschützt. Ihre Gemeinden sind in die ungarische Municipalverfassung einbezogen, nach welcher sie mit Magyaren und Kroaten zusammen dem Comitate Wieselburg, allerdings in der Majorität von 76 % der Comitatsbevölkerung angehören, und ihren Municipalausschuß wählen, in welchem aber auch noch 6 ungarische Regierungsbeamte mitzusprechen haben. Auch haben sie noch die Probe gegen das neue in Verwaltung und Gericht scharf magyarisirende Sprachengesetz zu bestehen. Jedenfalls kommt ihnen dabei am besten ihr kompaktes Zusammenwohnen zu statten; denn auf dem deutschen Haideboden ist die einzige Gemeinde Wüst-Summerein von Magyaren bewohnt, welche nach völliger Verwüstung des Ortes durch die Türken noch vor Ankunft der Schwaben hier einzogen und sich bisher mitten unter den Deutschen erhalten haben. Eine deutsche Gemeinde wäre in ähnlichem Falle längst magyarisch geworden.

Von diesem schwäbischen Bauernidyll auf dem Haideboden, führt uns die Donau, welche ihn an seinem Nordostrande bespült, nach Süden hinab in die weite ungarische Ebene, und da sind es noch zwei stattliche Gruppen von Völkerinseln, welche ebenfalls den schwäbischen Namen mit Ehre, zum Theil aber auch in arger nationaler Bedrängung tragen: es sind die sog. schwäbischen Kolonien in der Bacza und im Temeser Banate. Aber auf dem halben Wege dahin, wo die Donau die Züge des Ofener Gebirges

Digitized by Google

durchbricht, müssen wir für einen Augenblick stille halten, denn da stoßen wir auf Zeichen deutscher Ansiedelung.

Pest-Ofen, die in den letzten 20 Jahren zu strahlendem Glanz erwachsene Hauptstadt Ungarns, ruht auf deutschen Fundamenten. Schon der Name ist bedeutungsvoll. Pest bezeichnet im Bulgarischen einen Ofen, es ist die ältere offene Stadt am linken Ufer der Donau, welche gegenüber am Fuße des jetzigen Blocksberges ihren Hafen Klein-Pest hatte, und vor dem Mongolen-Einfalle als eine reiche und ansehnliche villa teutonica bezeichnet wird, also nach der summarischen Uebersetzung der Ungarn eine „schwäbische Stadt". Zur Wiederaufrichtung nach der Zerstörung durch die Mongolen erhielt Pest von König Bela IV. 1244 seine goldne Bulle, mit vielen neuen Begünstigungen der deutschen Hospites, mit dem Rechte täglich Markt zu halten und der Erklärung der Stadt zum Stapelplatze, dem ersten in Ungarn.

Wegen der Wiederholung eines Ueberfalles aber für seine neue Schöpfung besorgt, erbaut derselbe König auf den Rath des Papstes Innocenz III. 1247 auf dem gegenübergelegenen Berge eine Festung: castrum novi montis pestiensis und beruft dahin die, in der Nähe am rechten Donauufer angesiedelten Sachsen, als Hüter der Schwesterstadt. Von dieser übernehmen die ankommenden Sachsen einfach auch den Namen für ihr Castell, nur in deutscher Uebersetzung: Ofen.

Bald fand nun auch diese deutsche Hüterstadt ihren Lohn in einem unerwartet raschen Aufschwung von Handel und Verkehr, namentlich seit König Ladislaus 1276 ihre gewerbetreibenden Hospites mit hervorragenden Freiheiten bedachte. Erst war die Stadt ganz deutsch, im 14. Jahrhundert bildete sich auch eine magyarische Gemeinde. Das Ofener Stadtrecht beruht wesentlich auf dem Magdeburger Recht. An der Spitze des Stadtregiments stand der gewählte Stadtrichter, er mußte ein Deutscher von drei Ahnen, d. h. außer seinen Eltern mußte noch entweder Großvater oder Großmutter von deutscher Abstammung sein. Von den 12 Rathsherren waren stets 10 Deutsche und 2 Magyaren, welche den

Digitized by Google

deutschen Stadtschreiber und den Pfarrer wählten; jedes Handwerk wählte 2 Aelteste als Geschworne. Amtsreden wurden erst in deutscher, dann in magyarischer Sprache gehalten, zumal bei feierlichen Akten, z. B. wenn der Stadtrichter aus dem Amte schied, und dabei symbolisch den grünen Zweig vor dem Rathe zur Erde legte. Als 1438 widerrechtlich ein Magyar zum Richter erwählt ward, so wurde er von den Deutschen in der Donau ertränkt. Eigene Markttage an bestimmten Orten der Stadt hatten die Deutschen, wieder andere die Ungarn.

Ja es gewann sogar das jüngere aber befestigte Ofen eine gewisse Oberherrschaft über Pest, welches sich die Einsetzung des Stadtrichters und zweier Räthe von der Ofener Gemeinde mußte gefallen lassen, bis unter Sigismund und Mathias Corvinus die Gleichberechtigung beider Städte, als königliche Freistädte, so wie der beiden Nationen, innerhalb jeder Stadt ausgesprochen ward. Die Türkenzeit hat das deutsche Element in Pest nahezu vernichtet, in Ofen, welches bei dem Herannahen der Türken im Jahre 1529 die Deutschen mit der Königin Marie massenhaft verließen, sehr empfindlich geschädigt. Nach der Erstürmung durch die Türken war Ofen ein Schutthaufen, Pest ein ärmliches schmutziges Städtchen!

Heut ist Pest mit seinen 280,000 Bewohnern die mit aller Anstrengung rein magyarisch aufgeputzte Stadt, trotz der massenhaft wieder eingezogenen deutschen Handelsleute, Industriellen, Beamten, der deutschen Fiaker und der deutschen Kellner, während in Ofen noch immer die Majorität der über 50,000 Bewohner deutsch ist. Wer von dem nahen villengeschmückten Schwabenberge rechts der Donau den Blick von der unabsehbar hinter Pest sich ausbreitenden Ebene abkehrt nach den lieblich grünen Wellenzügen des Ofener Weingebirges, der hat das von deutschen Kolonisten besiedelte und bebaute Hinterland der Stadt Ofen vor sich. Aber während die Stadt noch großentheils deutsch blieb, konnten sich die ländlichen Hintersassen des magyarischen Andranges nicht erwehren und magyarisches Wesen hat nun bald voll

Digitized by Google

ständig die Stätten überzogen, wo ehedem die deutsche Hand das Land urbar gemacht, deutsche Handwerker und Bürger Städte und Dörfer gegründet hatten.

Von Ofen an der Donau westwärts, bis zur Stadt Raab, und südwestlich bis zu den Ufern des Platensees verbreitete sich ein Netz von deutschen Städte- und Dorfansiedelungen aus alter, zum Theil aber auch aus neuerer Zeit von gemischter sächsischer wie oberdeutscher Herkunft. Aber deutsche Nationalität ist hier nicht kompakt und darum nicht widerstandskräftig genug; zum großen Theil ist sie bereits verklungen oder doch immer mehr im Verklingen. Es sind versinkende Inseln, von denen nur noch einzelne Bergspitzen und Höhenzüge hervorragen. Deutsche Stadtnamen sprechen noch von vergangenen Zeiten. Auch schwäbische Männer, die um volle hundert Jahre später ins Land kamen, als die Haidebauern, sind hier zu Magyaronen geworden, denen man nachsagt: sie geberdeten sich noch viel grimmiger und drehten den Schnurrbart noch viel wilder als die echten Enkel Arpáds. — So trägt die Donauinsel Czepel und das nahe Promontorium, „Vorgebirge des Zuckerbissens" genannt, ursprünglich Schwaben, die Prinz Eugen ansiedelte. Auch die übrigen siegreichen Generale der Türkenkriege, die in Ungarn mit Herrschaften beschenkt worden waren, die Generale Veterani, Ban Adam Batthiany, Caprara, Graf Preuner siedelten auf ihren Gütern oberdeutsche Landleute, „Schwaben" an, und ähnlich gründeten die Bischöfe von Fünfkirchen und der Abt von Pecsvárad, sowie Graf Karoly im Szathmarer und Graf Schönborn im Beregher Comitate mehrere schwäbische Dörfer.

Hervorragend war auch die Ansiedelung von Deutschen aus dem Reiche um 1750 durch den Grafen Esterházy von Galantha auf seinen Herrschaften im Stuhlweißenburger Comitate, wo die Kolonisten in der Gegend des Vertesgebirges — in den sog. Schildbergen — viele Orte neu, und mehrere alte ausbauten.

Aber noch weiter südwestlich, da, wo das Bakonyer Waldgebirge, längs der Ufer des Platensees dunkelgrün, bald über

Digitized by Google

braunen Basaltwänden, bald über lieblichen Weingeländen emporsteigt, sollen es schwäbische Aexte gewesen sein, welche hier den Urwald lichteten, Aecker und Weinland gewannen und Dörfer bauten. Mitten in den Waldbergen zu Bakonbel erhebt sich die alte Benediktiner-Abtei St. Moritz, die mit ihrem deutsch-gothischen Baustyle die Sprache vergangener Jahrhunderte redet. Aber das Volk rings umher spricht neben seinem alten Deutsch, schon ebenso geläufig magyarisch, und hat schon vollständig magyarische Tracht und Art angenommen. Der deutsche Typus schwindet hier unaufhaltsam in der magyarischen Mischung, aber segensreich dauert die Frucht seiner Arbeit fort.

Nicht besser als diese Landansiedler, ja wohl noch schlechter haben sich in den Städten der Gegend: in Stuhlweißenburg, Gran, Raab, Veßprim die alten Hospites bei ihrer deutschen Art erhalten, trotz der Vorrechte welche sie ehemals genossen. So war schon seit Stephan dem Heiligen, und von Bela IV. 1237 bestätigt, den Gästen der alten Krönungsstadt Stuhlweißenburg außer den sonst üblichen Privilegien auch noch die Befreiung von jeglichem Tribut, und die volle Verkehrsfreiheit im ganzen Königreiche zugesichert, und ihr Recht unter besonderen königlichen Schutz gestellt. Hier ward die Magyarisirung durch die zahlreichen Hofhaltungen des Königs gefördert, und ähnlich war es in Veßprim — dem alten Weißbrunn am Platensee. Diese Stadt wurde — wie der siebenbürgische Chronist Georg Krekwitz in seiner accurata descriptio von 1686 erzählt — anno 1490 von den Teutschen eingenommen, aber 1551 von den Türken erobert. Sie blieb als fester Punkt ein blutiger Zankapfel zwischen den Türken und Kaiserlichen. „Unter dem Berge wie auch in der Gegend herum", berichtet der Chronist, „sind vor Jahren viel Klöster, Kirchen und Kapellen gewesen, desgleichen sind im Grunde viel herrliche Brünnlein und lebendige Wasser, unter welchen eines, so der weiße Brunnen genannt wird, von welchem dieses Schloß den Namen behalten haben soll. Allhie beim Schlosse werden oft zwischen den Hungaren und Türken Duell, Copibrechen und Scharffrennen

Digitized by Google

gehalten. Unten hat es vor Jahren eine Stadt gehabt, ist itzt ein schlechtes Thun, und liegen die Häuser hin und wieder zerstreut in den Thälern um die Hügel und Berge herum".

Dieser Bericht des Zeitgenossen schildert allenthalben die Verheerung, welche die Türkenherrschaft über das Land und die Ansiedelungen der Kolonisten gebracht hat.

Für das ganze Land brach eine neue Zeit erst an mit den glänzenden Siegen des Prinzen Eugen bei Peterwardein und Belgrad 1716 und 1717, welche dem Kaiser in dem Frieden von Passarowitz zu dem befreiten Ungarn vorübergehend ganz Serbien mit Belgrad, für die Dauer aber das Temeser Banat mit der Stadt Temeswar brachten.

Nun begann auch eine neue und erfolgreiche Aera der Kolonisation, welche sich naturgemäß den am meisten entvölkerten Gegenden im Süden zuwandte.

Kaiser Karl VI. schon hatte in Verbindung mit den ungarischen Landtagen von 1715 und 1723 zu einer neuen, geordneten Verwaltung des Landes den Grund gelegt. Vor allem waren die neuerrichteten sog. neoacquistischen Commissionen zu Preßburg, Kaschau und Agram wichtig, welche die Aufgabe hatten, die in Verwirrung gerathenen Grundbesitzverhältnisse in Ordnung zu bringen. Viele hatten während der Türkenzeit ihren Grundbesitz verloren, manche wieder durch List oder Gewalt fremdes Eigenthum an sich gerissen. Nun mußten alle vor den Kommissionen in bestimmter Frist erscheinen und jeder seinen Besitz rechtfertigen, bei dieser Gelegenheit aber auch eine Summe als Entschädigung für die Türkenvertreibung an den königlichen Schatz entrichten.

Eine zweite wichtige Verfügung war die, daß für Neuansiedler eine sechsjährige, für Handwerker eine fünfzehnjährige Steuerfreiheit ausgesprochen wurde. Menschen, arbeitende Hände waren ein dringendes Bedürfniß für das Land, das in furchtbarer Oede, je südlicher desto trostloser, dalag. Die Städte waren zerstört, die Aecker verwüstet. Das Banat, wo die Türken 165 Jahre lang geherrscht hatten, bot eine traurige Abwechselung von

Digitized by Google

Sumpf-, Sand- und Gestrüppboden, und Fieber dezimirten die spärlichen Bewohner. Noch reicher an Pußten, Sand und Sumpfboden, und noch ärmer an bewohnten Ortschaften war das ehemalige Paschalik am linken Donauufer.

So zählte die Kolocza'er Erzdiözese nicht mehr als 12 Pfarreien, und der Bodenwerth war so gesunken, daß die größten Landgüter trotz der niedrigsten Preise, keine oder nur ausnahmsweise Käufer fanden. Damals kaufte der Armeelieferant von Haruker den Grundbesitz fast des ganzen 59 Quadratmeilen großen Brkeser Comitates für 140,000 Gulden.

Wie in Mittelungarn waren auch hier im Süden die Generale der Türkenkriege die ersten Kolonisatoren. Der verdienteste von ihnen ist der vortreffliche Claudius Florimund Merci, Graf von Argenteau. Er wurde zuerst der Begründer der Ansiedelungen rechts der Donau im Tolna'er und Barany'er Comitate, wohin er in den Jahren 1722—1730 Kolonisten aus Würtemberg, Hessen, Nassau und der Rheinpfalz führte. Diese Gegend hat seither im ungarischen Volksmunde den Spitznamen der „schwäbischen Türkei" erhalten. Noch größer sind seine Verdienste um die erste Kolonisirung des Banates. Hier gründete er eine Reihe von Dörfern und besiedelte sie mit Deutschen aus dem Reiche. Drei Dörfer auch besetzte er mit Italienern und Spaniern, aber diese Romanen vertrugen das Klima nicht und so blieb es für die Zukunft bei der deutschen Kolonisirung. Indessen wurden bald durch Anlegung des Bega-Kanales die ärgsten Sümpfe abgeleitet und das Klima wesentlich gebessert.

Aber erst unter Maria Theresia kam der rechte Zug in die Kolonisation, welcher sich die Kaiserin, nachdem sie durch den Hubertsburger Frieden freie Hand bekommen hatte, sofort mit dem wärmsten Eifer und der mütterlichsten Sorgfalt hingab.

Noch während des Krieges hatte sie am 11. Mai 1763 an den Hofkammerpräsidenten Grafen v. Herberstein ein Handbillet gerichtet, worin sie den ungarischen Fiskus anwies, dahin zu wirken, daß die Gutsherren auf ihren Prädien, wo zur Zeit

Digitized by Google

der Verleihung Häuser und Dörfer gestanden, solche wieder anlegen, „maßen die hungarischen Edelleute ihre Freiheiten zum Schaden des Königs zu mißbrauchen nicht berechtigt sind".

Selber aber ging die edle Kaiserin mit dem besten Beispiel voran, indem sie dem ungarischen Hofkammerpräsidenten Grafen v. Grassalkowics den Auftrag zukommen ließ, für die Kolonisirung, vorerst der Cameralgüter des Báczer Bezirkes im ehemals türkischen Paschalik am linken Donauufer Sorge zu tragen und zunächst für 6 Prädien die Bevölkerung herbeizuschaffen. Graf v. Grassalkowics war der geeignete Mann für diese Aufgabe, welcher er sogar schon vorgearbeitet hatte, denn in seinem sofort (de dato Gedelö am 30. Mai 1762) erstatteten Berichte wird auf die unter seinem Präsidium (seit 1748) bereits im Báczer und Arader Cameraldistrikte angelegten 17 Orte, und auf die auf dem Prädium Philippova schon erbauten 20 Häuser hingewiesen, welche nach und nach auf 300 vermehrt werden sollen. Die übrigen Prädien im Báczer Bezirke dagegen seien, da sie keinen Brunnen haben, für deutsche Ansiedler nicht tauglich, jedoch könnten sie mit Ungarn oder Illyriern besetzt werden, da beide an Bewohnung von derlei wüsten Ebenen gewöhnt und mit der dortigen Feldwirthschaft vertraut wären. Ferner sprach der Berichterstatter den Rath aus, daß zunächst große und volkreiche Ortschaften, dann erst kleinere von 30—40 Häusern anzulegen seien, indem die kleineren erst durch die größeren erhalten würden, und das auch besonders wegen der Militäreinquartirung und Contribution nützlich sei.

Endlich aber wurde mit richtigem Blicke schon auf die erste Frucht dieser Thätigkeit hingewiesen, indem die Erfahrung bereits zeige, daß sich die Kolonisirung dem Viehstande des Landes nicht nur nicht nachtheilig, sondern entschieden nützlich erweise, so daß nun in den Ortschaften mehr Vieh gehalten werde als ehedem.

Auf diesen Bericht hin erfloß alsbald die kaiserliche Resolution vom 11. Dezember 1762 mit dem Befehl: sobald als mög-

Digitized by Google

lich die Cameraldominien in einer Mappe aufzunehmen und genau nach dem Personal- und Realstande zu beschreiben".

Hofkammerrath v. Cothmann wurde mit dieser Beschreibung betraut, unternahm im nächsten Jahre die Bereisung der Prädien und erstattete darüber unterm 28. Dezember 1763 einen ausführlichen Bericht nebst den für die verschiedenen Oertlichkeiten passenden Kolonisirungsvorschlägen.

4162 Kolonikal-Sessionen in 10 Herrschaftsgebieten wurden ausgemessen, 1 Session gleich 12 Joch, zumeist ganz unbewohntes Land, welche zuerst besiedelt werden sollten. Daß aber auch Kolonisten herbei kämen, wußte die weitblickende Kaiserin wohl einzuleiten. Zunächst wurden die aus ihren Heeren entlassenen Mannschaften versorgt, zugleich aber im deutschen Reiche besondere Kolonistenagenten oder Notare bestellt, wechen den Auftrag bekamen, aus den österreichischen Vorlanden, also aus jetzt württembergischen und badischen Gebieten zunächst 400 Kolonistenfamilien aufzubringen. In's Kleinste wurde bestimmt, wie solche Familien mit 12 Kreuzer täglichem Reisegeld zunächst nach Wien und von da an Ort und Stelle befördert werden sollten. In der Bacza wartete ihrer ein besonderer Regierungscommissär, um die einzelnen Familien in ihre Sessionen einzuführen, und ihnen die nöthigen Geldvorschüsse für Hausbau und Einrichtung zu reichen.

Da um dieselbe Zeit in Deutschland und Oesterreich auch von spanischen und russischen Agenten Kolonisten geworben wurden, so befahl Maria Theresia auf das Entschiedenste, diese konkurrirenden Werbungen zu unterdrücken.

Gleichzeitig ging von ihr dem ungarischen Reichstage eine Reihe von Propositionen zu, welche die Hebung der Impopulation namentlich aus Schwaben, sowie die Förderung der Landeskultur durch bessere Bebauung des Feldes, Ansamung des Holzes und Einführung der Seidenkultur im Auge hatten. Bei all diesen Maßregeln fehlte es nicht, daß in den Jahren 1763—1773 eine große Menge von Einwanderern sich vorfand. Gleich im ersten halben Jahre kamen aus den österreichischen und süddeutschen Län-

Digitized by Google

dern über 1400 Personen, die Hälfte auf eigene Kosten, von denen sich 55 sogleich verheiratheten, denn solchen waren besondere Begünstigungen bewilligt. In den folgenden Jahren belief sich die Einwanderung im Baczer Bezirke auf bis 2000 Köpfe jährlich. Aber das ging der eifrigen Monarchie immer noch nicht rasch genug, und so wurden 1766 neue kaiserliche Kommissäre in Ulm, Frankfurt, Köln, Regensburg, Schweinfurt bestellt, welche ein förmliches Werbesystem einführten und ihren Werbern für jeden Kolonistenkopf 1½ Gulden auszahlten.

Nun aber fingen in der Bacza die Kameralgüter sich zu füllen an und man konnte zur Besiedelung auch des zweiten Gebietes: des Banates, übergehen. Die in Wien Ankommenden erhielten nun mit der Anweisung entweder in die Bacza oder in's Banat ein weiteres Reisegeld von 6 Fl. für die Person, welches bis in's Banat reichen mußte; es war das eben für keine Vergnügungsreise bemessen! Bald überflügelten die Zuzüge in's Banat jene in die Bacza und steigerten sich mit jedem Jahre. Als aber 1769 noch die sog. Wasserdiligence eingeführt wurde und die Einwanderer mit ihren Habseligkeiten nun bequem auf einem Schiffe die Donau hinab von Günzburg, in Bayrisch Schwaben, bis nach Ofen fahren konnten, da stieg schon im nächsten Jahre die Zahl der Einwanderer sogar auf 10,292 Personen.

Bei solchem Andrange war es nicht zu wundern, daß die Ausgaben für die Kolonisten den mit 200,000 Gulden jährlich bemessenen Ansiedelungsfonds überschritten, und so mußte nun nach jenem Höhepunkte die Regierung den Zufluß selbst wieder eindämmen, indem sie die Notare anwies, nunmehr sparsamer mit der Ertheilung von Ansiedlerpässen vorzugehen. 1771 aber schon wurde bekannt gemacht, daß nur mehr solche Familien, die auf eigene Kosten kommen und sich einrichten wollten, zugelassen würden. Auf solche Art kamen nur noch 67 Familien in's Land.

So war mit dem Jahre 1773 die Kolonisationsbewegung im wesentlichen abgeschlossen und blieb es bis zum Schlusse von Maria Theresia's Regierung. Um 50,000 Menschen waren

Digitized by Google

in den letzten Dezennien, zumeist aus schwäbischen und alemannischen Gegenden, eingewandert, und hatten einen Staatsaufwand von rund 3 Million Gulden verursacht.

Nun hatten diese Eingewanderten, vorläufig durch neuen Zuzug ungestört, Muße, sich in der neuen Gegend einzuleben, und sich vertraut zu machen mit der neuen Landesart, die gar anders war, als etwa daheim der dunkelschattige Schwarzwald, oder die blauduftige Schwäbische Alb.

Nur gegen Siebenbürgen durch Waldberge begränzt, ist das südungarische Land eine weite unabsehbare Ebene, von der fischreichen Theiß durchschlängelt, von der mächtigen Donau eingefaßt. Tief blau wölbt sich der Himmel über goldenen Aehrenfeldern, üppigen Wiesen und Viehtriften, aber auch über melancholischen Pußten und über dunkelgrünem, von zahllosem Wassergeflügel belebtem Schilfland. Die eigenthümliche Poesie der Haide und der im Mondschein lispelnden Schilfgestade hat Nikolaus Lenau, der berühmteste Sohn des Banates, vielen seiner Dichtungen, vor Allem den träumerischen Schilfliedern eingewoben.

Starre Kälte, oft wilde Orkane herrschen im Winter auf der Ebene, im Sommer aber, in heißer Sonnengluth steigt in flimmernder Luft die phantastische Fata Morgana vor dem erstaunten Blicke empor; „Delibab", die Mittagsfee, nennt sie der Magyar.

Die Berge im Osten sind metallreich, Flüsse und Bäche führen Goldsand, warme Quellen, wie bei Nehadia, von den Römern schon dem Herkules geheiligt, entströmen dem Boden. An den Hügelufern der Maroſch gedeihen köstliche Trauben. Wo aber der deutsche Pflug die Pußta in fruchtbares Ackerland verwandelt hat, da wächst der prachtvolle Banater-Weizen, da gedeiht Türkisch-Korn und Reis.

Das Wohnhaus der Kolonistendörfer, die vielfach deutsche, aber auch magyarische, walachische und serbische Namen tragen, ist nicht so massiv behaglich wie jenes des Haidebauers: die Wände nur aus Flechten, mit einer zähen Thonerde überkleidet, werden aber an Härte dem festen Mauerwerke gleich. Die Dächer

Digitized by Google

sind theils aus Stroh, theils aus dem Röhricht des türkischen Kornes, Kukurutz genannt, zusammengefügt. Ein Schlafzimmer und eine Küche, mitunter noch eine Kammer, — das sind die Theile des Hauses; jedes aber hat seinen Garten, ein Schuppendach für Ackergeräthe und die nöthigen Viehställe. — Durch die Kolonisten blühten auch die alten, herabgekommenen Städte auf: wie Temeswar, Verschez, Zombor, Neusatz, und neue, wie Maria-Theresiopel, wurden gegründet. Temeswar, des Banates Hauptstadt, welche noch um 1740 nicht mehr als 6000 Bewohner hatte, zählt deren jetzt über 32,000, zumeist Deutsche, und ist an dem schiffbaren Begakanale zu einer lebendigen Handelsstadt mit prächtigen Bauten und zwei bischöflichen Residenzen geworden. Zwar an Reinlichkeit soll die Stadt noch manches zu wünschen übrig lassen, und es ist ein Sprüchwort: man könnte dort nur mit Stelzen auf die Straße gehen. Aber das allein kann noch nicht den Vorwurf der Unkultur begründen, wenn man bedenkt, daß selbst in mancher hochgebildeten Stadt Deutschlands zuweilen die Temeswarer Stelzen gut wären!

Zweimal besuchte Kaiser Josef, noch als Mitregent, die Stadt, wobei er sich nach seiner Weise jede Empfangsfeierlichkeit verbat, dagegen aber befahl, die Wege nicht herzurichten, „maßen seine Majestät die Reise im Banat meistentheils zu Fuß zu machen gedenke".

Ueberhaupt waren die einmal im Lande Angesiedelten nicht verlassen. Namentlich das mütterliche Herz der Kaiserin Maria Theresia begleitete sie mit der eingehendsten Sorgfalt. Eigene Kolonisteninspektoren wurden aufgestellt und diesen nach damaliger Regierungsweise auf das minutiöseste angeordnet, wie sie die Kolonisten mit Rath, Mahnung und Rüge zu behandeln, unverbesserliche aber abzustiften hätten. Schläge zu appliziren war ihnen ausdrücklich verboten. Jedes Dorf wurde mit einem Pfarrer versehen, und mit einem, wie die sonderbare Verordnung lautet, „mehr des Lesens und Schreibens als der Musik wohl kundigen" Schulmeister; je zwei Gemeinden bekamen einen Chirurgus.

Digitized by Google

Wie sehr in's Einzelne die Kaiserin sorgte, beweist z. B. die Anordnung, 50 bestimmte Familien, weil sie in feuchten Häusern wohnten, in ein anderes Dorf mit besserer Luft zu übersiedeln. Ein andermal wies die Kaiserin, da den Deutschen häufig Pferde und Hornvieh von ihren schlimmen Nachbarn, den Walachen gestohlen wurden, die walachischen Popen an, sie sollten auch durch kirchliche Ermahnung neben der Strenge der Gesetze diesem Diebstahl entgegen wirken. — Dem Bischof Engel von Temeswar aber sandte die fromme Kaiserin 6000 Katechismen zur Vertheilung unter die Kolonisten, deren Seelenheil ihr gar sehr am Herzen lag. Insbesondere legte sie auch Werth darauf, im Banate vorzüglich katholische Familien anzusiedeln, während in der Bacza und im übrigen Ungarn kein Unterschied gemacht wurde.

Es konnte nicht ausbleiben, daß unter den vielen angesiedelten Familien auch einzelne sich nicht behaupteten, zu Grunde gingen oder fortzogen. Auch durch etliche, wenn auch nicht zahlreiche Verwaltungsmißgriffe entstanden Lücken in den Ansiedelungen. Dazu kam, daß Kaiser Josef, von 1780 Alleinregent, nach den Grundsätzen seiner Zeit in einer möglichst dichten Bevölkerung den Hauptreichthum seines Landes sah. Die im Jahre 1786 in den ungarischen Ländern vorgenommene Conscription gewährte hiefür wenig erfreuliche Aussichten. Die Gesammtbevölkerung daselbst stellte sich nur auf 7,044.462 Seelen. Davon wurden

männliche Adelige 164,554
Bürger und Handwerker 422,417
und vom Ackerbau lebende Bauern nur 892,134

gezählt, so daß die Zahl der selbstständigen, eines sicheren und geordneten Lebensunterhaltes sich erfreuenden Familien kaum mit mehr als etwa 1½ Millionen angesetzt werden konnte. Mit rascher Hand griff darum der junge Monarch nach dem Mittel zur Vermehrung einer auf sicherer Wirthschaftsbasis lebenden Volkszahl: nach neuer Kolonisirung!

Am 21. August 1782 verkündete das neue Einwanderungspatent noch größere neue Begünstigungen für herbeikommende An-

Digitized by Google

siedler. Voran stellte Josef, freisinniger als seine Mutter, die Zusicherung voller „Gewissens- und Religionsfreiheit" und noch ausführlicher als die Kaiserin bestimmte er die Ausstattung der Kolonistenhäuser und Dörfer bis herab auf „eine Handsäge, eine Mistgabel und das Wagenseil", welches der Staat dem Bauer in den Hof lieferte, bis auf das Taufbecken in der Kirche und die Zahl der ledernen Feuereimer in der Gemeinde!

Josef wandte sein Augenmerk nicht mit derselben Vorliebe, wie Maria Theresia, auf schwäbische Einwanderer, denn er ließ sein Patent zuerst am Oberrhein publiziren und wünschte namentlich Landwirthe und Handwerker aus der Pfalz, Zweibrücken, Hessen und der Frankfurter Gegend in's Land zu ziehen. Gleichwohl war außer den Gesandten in Koblenz und Frankfurt auch in Rottenburg am Neckar der kaiserliche Hofrath v. Blanck mit der Annahme, Belehrung und Paßertheilung für Kolonisten beauftragt.

Wiederum war der Andrang ein starker und die Vertheilung in die Dörfer und Kameralsessionen, welche noch zahlreich in Bacza und Banat ausgemessen worden waren, ging rasch vor sich, trotzdem nun auch ungarische Herrschaftsbesitzer nach dem Beispiele der Regierung Hunderte von deutschen Kolonisten aufnahmen und trotzdem Josef in den Jahren 1782—1784 noch ein zweites Ansiedelungsgebiet in Galizien und der Bukowina eröffnet hatte.

So waren bis zu Anfang des Jahres 1787 in Südungarn wiederum gegen 5000 neue Kolonistenhäuser erbaut und in Besitz genommen worden, damit aber auch die Zahl der freien Sessionen erschöpft und so brachte am 13. März dieses Jahres die kaiserliche Reichsoberpostamtszeitung schon wieder die offizielle Einstellung der Staatsansiedelung.

Damit war die 2. Hauptperiode deutscher Einwanderung in Ungarn abgeschlossen. Die Gesammtsumme der in den 7 Jahren unter Kaiser Josef Angesiedelten betrug beiläufig 38,000 Köpfe, deren Ausstattung auf etwa 4 Millionen Gulden sich belief.

In Folge des Grundsatzes, daß stets Deutsche zu Deutschen

Digitized by Google

gesiedelt wurden, finden sich in den einzelnen Gemeinden oft wunderbare Mischungen der verschiedenen ober- und mitteldeutschen Dialekte zusammen; nur der Magyar bleibt bei seiner Terminologie und faßt alle diese Reichseinwanderer als Schwaben zusammen.

Was an Kolonisten später unter Leopold II., Franz und Ferdinand ins Land kam, waren nur noch sporadische Nachzügler, lediglich die entstandenen Lücken auszufüllen bestimmt.

Aber in Südwestdeutschland war, als Nachwirkung des bisherigen Menschenabflusses, eine gewisse Auswanderungslust gegen Osten wach geblieben, welche durch die folgende Kriegsnoth noch gesteigert wurde. So meldeten sich im Jahre 1802 bei den kaiserlichen Notaren 2—3000 schwäbische Einwanderungslustige, von denen aber nur wenige ermögliche Aufnahme finden konnten. Da der Andrang fortdauerte, so mußte 1803 die vollständige Sistirung der Einwanderung ausgesprochen werden, da nicht mehr genug Sessionen vorhanden waren.

Aber viele ließen sich dennoch nicht abhalten und unternahmen auf eigene Gefahr die Reise. Die Folge für sie war Noth und Elend. Bei 900 Württemberger, Badener und Hessen lagerten damals hülfsbedürftig um Temeswar bis sie endlich durch die Bemühung der ungarischen Kammer auf einigen leeren Sessionen, jedoch ohne alle Vorschüsse, untergebracht wurden. — Im Jahre 1816 erschien in Ungarn ein kleines Häuflein von 55 württembergischen Familien, die nach Rußland zogen, um im Kaukasus ein neues Heim zu suchen. Ein Theil davon war völlig mittellos und konnte wegen Armuth nicht mehr weiter. So wurden dieselben im Banate in einer eben durch Uebersiedelung leer gewordenen Kolonie untergebracht.

Die nach Osten drängende Bewegung, insbesondere in Württemberg, ging in den folgenden Jahren immer noch weiter. In Rücksicht darauf erfolgte 1844 über Anregung des württembergischen Ministeriums durch die österreichische Gesandtschaft in Stuttgart die Anfrage in Wien, ob nicht bei den nunmehr geänderten Verhält-

Digitized by Google

nissen in Ungarn oder Siebenbürgen württembergische Einwanderer angesiedelt werden könnten. In der That fand sich die sächsische Station in Siebenbürgen bereit, einige verständige Landwirthe und geschickte Handwerker aufzunehmen, was namentlich der sächsische Landwirthschaftsverein kräftig unterstützte. Das Entgegenkommen war ein Lebhaftes. So reiste der Pastor Stephan Roth, aus Niemesch bei Mediasch in Siebenbürgen, 1845 eigens nach Stuttgart und veröffentlichte im schwäbischen Merkur und Beobachter einen drastisch gehaltenen Aufruf zur Einwanderung von Schwaben nach Siebenbürgen. „Die beiden Länder," heißt es darin, „seien ähnlich, nur sei dort der Boden noch billiger und und fetter, sowie das Klima milder. Kein deutsches Dorf sei ohne Kirche und Schule, Bauer und Bürger seien frei, Luft und Wasser gesund, nur schmecke der feurige und wohlfeile Wein den einwandernden Deutschen gewöhnlich zu gut, so sagte der wohlberechnende Pfarrer, woher sich eigentlich der böse Leumund von Ungesundheit herschreiben mag!"

Man ließ sich das in Schwaben nicht zweimal sagen und schon im März 1846 meldeten sich in Wien 138 zum Theil recht wohlhabende Familien bei der Hofkanzlei nach Siebenbürgen. Da aber diese angaben, daß noch viele andre nachkämen, mußte man sogleich wieder bei der württembergischen Regierung vorbauen, daß nicht zu viele kämen. Im Ganzen belief sich schließlich die Zahl der in den sächsischen Stühlen Aufgenommenen auf 307 Familien mit 1460 Köpfen. Davon kauften nur 33 eigenen Grund, 60 wurden Grundpächter, während 214 Familien von Dienstlohn und Handwerk lebten.

Damit war aber der Bedarf so vollständig gedeckt, daß sogar etliche weiter Angekommene nicht mehr in Siebenbürgen untergebracht werden konnten, sondern bei Alt-Ofen in Ungarn angesiedelt wurden. —

Nun wurde sofort wieder die Zulassung von Kolonistenfamilien auf öffentliche Kosten geschlossen, worauf sich nur noch 2 Familien meldeten, die noch ausnahmsweise Berücksichtigung

Digitized by Google

fanden. So war damals das Bedürfniß vollauf befriedigt und auch der Einwanderungseifer abgekühlt! —

Ueberblicken wir diese gesammte sogenannte schwäbische Einwanderung nach Ungarn, so ist das Ergebniß für das besiedelte Land und für die Erschließung seiner Produktivkräfte ohne Zweifel ein sehr günstiges. Mit einem Aufwande von rund 7 Millionen Gulden sind mehr als 80,000 fleißige Kolonisten gewonnen worden, tüchtige Mithelfer an der großen Kulturaufgabe der Menschen dort im Osten und ihres Staates.

Aber auch das Loos dieser Einwanderer kann im Ganzen kein ungünstiges genannt werden. Zwar haben sie auch feindliche Naturgewalten zu bekämpfen. Noch weht Fieberluft über manchem Landstrich, unvermuthet stieg in den 60ger Jahren an vielen Orten Süd-Ungarns das Grundwasser, die Aecker versumpfend, in die Höhe, wiederholt ergossen sich die Ströme verheerend über die flachen Ufer. Aber die fortschreitende Canalisirung und Flußregulirung wird doch endlich Sieger bleiben über die Elemente und ein fruchtbares Jahr bringt den Schaden der Aecker wieder doppelt ein. Ueberhaupt hat der Einzelne in einem Lande, dessen Durchschnittsbevölkerung auf der Quadratmeile 2753 Seelen, also etwas über die halbe Bevölkerungsdichte von Württemberg (4867) beträgt, noch ein weites Feld für die wirthschaftliche Thätigkeit.

Bacza und Banat sind nicht nur zur Kornkammer Ungarns und Oesterreichs geworden, ihre Ernten, deren Frucht ein wichtiger Ausfuhrartikel ist, sind auch weit über die Landesgrenzen hinaus für Mehl- und Brodpreise maßgebend.

Minder erfreulich sind die Nachrichten, die wir mitunter über den Rückgang deutscher Sprache und Art in jenen Kolonien vernehmen. Da läßt sich leider abermals die alte Thatsache nicht übersehen, daß auch die südungarischen Deutschen, deren Gemeinden seit 1860 nun auch im Banate der ungarischen Comitatsverfassung einverleibt sind, da, wo sie mit Magyaren durchsetzt und im beständigen Verkehr sind, allmählig magyarisches Wesen sich aneignen. Aber die Deutschen haben es hier im Süden nur zum Theil mit

Digitized by Google

Magyaren, zum großen Theil dagegen mit Serben und Rumänen zu thun, und über den Wechselverkehr mit diesen letzteren giebt uns der ungarische Statistiker Schwicker eine bei weitem beruhigendere Auskunft.

Zwischen Serben und Deutschen, berichtet er[2]), findet die meiste Abstoßung statt. „Der Serbe führt einen heimlichen und offenen Krieg gegen den Deutschen, dessen Fleiß, Ordnungsliebe und Sparsamkeit den Serben allmählig aus seinem Besitzthum verdrängt. Der Serbe besitzt noch einige Widerstandskraft, darum wehrt er sich seines Daseins. Dagegen erscheint in Südungarn der Rumäne in ethnographischer Beziehung völlig machtlos, wo er dem Deutschen sozial gegenüber tritt. Der Rumäne ordnet sich dem Deutschen willig unter und dieser nimmt den rumänischen Burschen gern in seine Dienste. Wo Deutsche und Rumänen Nachbarn sind, da schwinden letztere zusehends. Eine Gereration reicht hin, um ein rumänisches Dorf durch eine deutsche Invasion zu verdrängen. Dieser Kampf geht seit Jahrzehnten ungestört vor sich." „Es ist gewiß merkwürdig, daß diese südungarischen Schwaben", sagt Schwicker, „in ihrer Zähigkeit und Propagationskraft das direkte Gegentheil derjenigen Erscheinungen aufweisen, denen man sowohl bei den Zipser, wie bei den Siebenbürger Sachsen begegnet. Die Schwaben des Banats haben noch kein Dorf an eine andre Nationalität verloren, wohl aber manches Dorf für sich erobert."

Wie weit auch immer diese Beobachtung richtig sein und der Deutsche was er einerseits verliert an Boden andrerseits wieder gewinnen mag, — wir werden aus diesem Schwanken gewiß nicht den Schluß ziehen dürfen, daß solche deutsche Kolonisation in der Fremde überhaupt zu beklagen wäre, und etwa gegebenen Falles in der Zukunft gemieden werden sollte. Ein Blick auf die Vielen, denen im alten Heim der Raum zu enge geworden, denen dagegen auf dem neuen Boden ein befriedigendes und hoffnungsreiches Leben erschlossen ward, und die zugleich auf den rechten Platz gestellt, ein wichtiger Faktor für den Aufschwung, die

Digitized by Google

Entwicklung andrer Völker und Staaten werden — ein Blick auf sie zerstreut alle Zweifel! — In solchem Falle erhebt sich der Verkehr, das Zusammenwirken verschiedener Völkertypen miteinander gewiß zu ebenso großer Bedeutung für den Fortschritt menschlicher Bildung, als sie das liebevolle ausschließliche Versenken eines Volkes in sein nationales Dasein für sich beansprucht.

Mag bei dem Zusammentreffen verschiedener Typen von den Einzelnen auch ein Opfer gebracht werden, mögen die Schwaben in Ungarn auch genöthigt sein, die Sprachen andrer Völker zu lernen, sie sollen und sie werden — es deuten manche Zeichen darauf — auch noch das Eine lernen, und zwar aus eigener Kraft lernen: sich selbst darüber nicht zu verlieren!

Dann werden wir gewiß nicht mit Schmerz, sondern mit Genugthuung auf sie, als auf kräftige Pioniere der Bildungsarbeit blicken, und wir würden es selbst sympathisch begrüßen, wenn — bei der immer weiter schreitenden Eroberung des Ostens durch westliche Bildung — in Zukunft neue Schaaren, ausgerüstet mit den Waffen des Landmannes, des Handwerkers, des Gelehrten, des Künstlers, ausziehn sollten, um auf demselben Wege vor, und dann wohl noch weiter zu dringen, wie ihre Vorläufer: die schwäbischen Kolonisten in Ungarn.

Anmerkungen.

1) Die Notizen über Eigenart und Leben der Haidebauern beruhen zumeist auf gütiger Mittheilung aus dem Tagebuche des langjährigen Kenners jener Gegend, des 1877 verstorbenen Professors an der Hochschule für Bodenkultur in Wien, Herrn Dr. G. Haberlandt.

2) In Paul Hunfálvy: Ethnographie von Ungarn 1877 S. 296.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

(536)

Digitized by Google

Zur orthographischen Frage.

Von

H. Paul.

Berlin SW. 1880.

Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Digitized by Google

Die Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Rechtschreibung haben schon seit einigen Decennien viele Federn in Bewegung gesetzt. Seit dem neuesten Vorgehen des preußischen Cultusministeriums, welches nicht mit Unrecht allgemeines Erstaunen und fast allgemeinen Widerspruch hervorgerufen hat, ist die Angelegenheit so vielfach erörtert, daß sie dem Publikum wohl schon zum Ekel geworden sein mag. Ich würde es nicht wagen, dasselbe noch einmal damit zu belästigen, wenn es nicht meine Absicht wäre, die Frage von einer Seite her zu betrachten, die bisher durchaus vernachlässigt ist. Es beginnt jetzt mehr und mehr die Ueberzeugung in das allgemeine Bewußtsein einzudringen, daß derjenige, der es unternimmt, willkürlich in die geschichtliche Entwickelung eines Gegenstandes einzugreifen, mit den allgemeinen Entwickelungsbedingungen dieses Gegenstandes vertraut sein muß. Das wird man auch von dem Orthographiereformer verlangen dürfen. Woher aber käme all das fruchtlose Hin- und Herzanken zwischen denen, die sich als competent in der Sache betrachten, woher die Rathlosigkeit der großen Mehrheit, wenn es nicht so sehr an klaren Vorstellungen über die Entwicklungsweise, ja über das eigentliche Wesen der Orthographie mangelte? Hiermit ist der Punkt bezeichnet, von dem aus wir uns unserm Gegenstande zu nähern haben.

Das neue preußische Regelbuch stellt als „Grundsatz der deutschen Rechtschreibung" auf: „Bezeichne jeden Laut, den man bei richtiger und deutlicher Aussprache hört, durch das ihm zukommende Zeichen." Das ist eine unzweifelhaft verbesserte, präcisere Fassung der alten Regel „schreibe, wie du sprichst," die aber auch so nur

Digitized by Google

eine sehr eingeschränkte Gültigkeit und einen noch eingeschränkteren praktischen Werth beanspruchen darf. Wir wollen hier ganz davon absehen, daß die Mehrheit des Volkes vielmehr umgekehrt die „richtige" Aussprache erst an der Hand der Schrift erlernt. Wollte man aber auch das Experiment machen, einen Knaben, der von vornherein möglichst sorgfältig gegen alle mundartlichen Einflüsse geschützt und an die correcteste Aussprache gewöhnt ist, nichts anderes als die einzelnen Buchstaben mit dem ihnen zukommenden Lautwerthe zu lehren, uud dann von ihm zu verlangen, die Wörter, die er spricht, niederzuschreiben, so würde er wahrscheinlich in großer Verlegenheit sein, wie er das anzufangen hätte, und das, was er etwa mit vieler Mühe zusammenbrächte, würde stark von der üblichen Orthographie abweichen, und zwar auch dann noch abweichen, wenn er seine Sache so gut als möglich gemacht hätte. Es würde sich zeigen, wie nothwendig es ist, die Orthographie ganzer Wörter zu erlernen und dabei nicht bloß den Laut, sondern auch die Bedeutung der Wörter im Auge zu haben.

Wollen wir das Verhältniß von Sprache und Schrift richtig beurtheilen, so müssen wir zunächst mit der Anschauung aufräumen, als ob diese je ein getreues Abbild jener sein könnte. Man darf nicht, wie es gewöhnlich geschieht, unterscheiden zwischen Sprachen, in denen die Aussprache von der Schrift abweicht, und solchen, in denen man schreibt, wie man spricht. Die Schrift kann sich hier besser, dort schlechter an die Sprache anpassen, unzulänglich bleibt sie immer. Es handelt sich dabei nicht bloß um diese oder jene einzelne Abweichung, sondern es besteht eine Grundverschiedenheit in dem Wesen beider, weshalb es unmöglich ist, daß jedem ausgesprochenen Laute ein besonderes Schriftzeichen entspricht, jedem Schriftzeichen nur ein einzelner bestimmter Laut. Es ist das ein Unterschied analog dem zwischen Zahl und Raum. Zum Wesen der Lautverhältnisse wie zu dem der Raumverhältnisse gehört Continuität. So wenig die unendliche Abstufung der Größenverhältnisse im Raume durch Zahlen ausdrückbar ist, so wenig die unendliche Abstufung der möglichen Laute durch Buchstaben.

Digitized by Google

Um uns nicht zu sehr in lautphysiologisches Detail einzulassen, wollen wir uns mit einem Beispiele begnügen. Für die Unterscheidung der Consonanten nach der Stelle des Mundcanals, welche für ihre Bildung entscheidend ist, haben wir im Deutschen nach dem Vorgange des Lateinischen nur eine Dreiheit: k-t-p, g-d-b. Die Bildung von k (g) und t (d) erfolgt durch Berührung eines Theiles der Zunge mit einem Theile des Gaumens, respective der Fortsetzung desselben, der Zähne. Berührt der Zungenrücken den Gaumen, so entsteht ein Laut, den man mit k bezeichnet, berührt ihn die Zungenspitze, so entsteht ein Laut, den man mit t bezeichnet. Daß aber eine continuirliche Reihe von unendlich vielen k-Lauten wie t-Lauten gebildet werden kann, erhellt ganz einfach daraus, daß es eine ziemlich große Fläche des Gaumens ist, der ein Theil des Zungenrückens genähert werden oder über die die Zungenspitze hingleiten kann, und daß, wenn wir eine Mittellinie über diese Fläche ziehen, an jedem Punkte der Linie Halt gemacht und ein Laut erzeugt werden kann. Mit jeder Veränderung der Berührungsstelle muß auch der Laut sich etwas verändern, wenn auch unser Unterscheidungsvermögen nicht so weit reicht, um jede kleine Differenz wahrnehmen zu können. Wir gebrauchen auch im Deutschen mehrere deutlich unterscheidbare k-Laute neben einander. Man kann sich am besten davon überzeugen, wenn man hinter einander die Silben ku, ko, ka, ke, ki spricht. Dann wird man merken, wie die Berührungsstelle allmählig weiter vor rückt. Es giebt sogar eine Zwischenstufe zwischen den k-Lauten und den t-Lauten. Nähert man etwa die Mitte der Zunge dem vorderen Gaumen, die Zungenspitze an das untere Zahnfleisch gestemmt, so entsteht ein Laut, der dem Gehörseindruck nach den t-Lauten näher steht als den k-Lauten, wiewohl er seiner Bildungsweise nach zu diesen gehört, das sogenannte dorsale t. Stehen uns nun für die Reihe der k- und t-Laute bloß zwei Zeichen zur Verfügung, so müssen diese beiden je für eine unendliche Menge verschiedener Laute gelten. Nun lassen sich allerdings die Zeichen beliebig vermehren, wie denn z. B. das Sanskritalphabet fünf verschiedene Buchstaben anwendet. Aber so viele wir auch nehmen mögen, so läßt sich

Digitized by Google

immer wieder eine Lautreihe dazwischen denken, und die wirklich anwendbare Zahl findet bald eine Grenze an unserem Unterscheidungsvermögen.

Die gleiche unendliche Mannigfaltigkeit ist noch in vielen andern Hinsichten möglich. Wenn wir uns daher auch mit der Bezeichnung derjenigen Abstände begnügen wollen, die bei genauer Beobachtung deutlich wahrzunehmen sind, so gehört dazu doch schon eine viel größere Zahl von Buchstaben als auch das reichste Alphabet enthält.

Noch in einer andern Hinsicht zeigt sich die Continuität der Lautverhältnisse. Man darf nicht meinen, daß das gesprochene Wort aus einer bestimmten Anzahl von Lauten besteht, wie das geschriebene aus einer bestimmten Anzahl von Buchstaben. Es ist vielmehr eine zusammenhängende Reihe von unendlich vielen Lauten. Man kann sich das am leichtesten an den sogenannten Diphthongen klar machen. Wenn wir ein ai sprechen, so müssen wir aus der Mundstellung für a in die für i übergehen und machen dabei nothwendiger Weise alle die verschiedenen Stellungen durch, die als Vermittelungen zwischen beiden möglich sind, deren Anzahl natürlich wieder unendlich ist. Da nun während des Durchlaufens der verschiedenen Stellungen das Tönen der Stimme nicht unterbrochen wird, so müssen auch die unendlich vielen zwischen beiden möglichen Vokale erklingen. Eben solche Uebergangslaute bestehen zwischen a und l, a und m, l und m u. s. f. Wir bezeichnen also mit den Buchstaben nur gewisse charakteristische Punkte einer fortlaufenden Reihe. Das Dazwischenliegende ergiebt sich daraus allerdings bis zu einem gewissen Grade mit Nothwendigkeit, aber auch nur bis zu einem gewissen Grade. Es bleibt immer noch Raum für allerhand Variationen, deren Abweichungen unter Umständen sehr merklich in's Gehör fallen können, Variationen, auf denen ein erheblicher Theil der mundartlichen und individuellen Verschiedenheiten beruht. Es ist auch gar nicht immer so leicht die charakteristischen Punkte richtig herauszufinden. Wir befinden uns in einer Selbsttäuschung, wenn wir meinen, daß wir dies beim Schreiben thun. Wir wenden vielmehr eine auswendig

Digitized by Google

gelernte Orthographie an, wobei wir uns das Verhältniß der einzelnen Buchstaben zu den gesprochenen Lauten gar nicht mehr klar machen.

Eine einigermaßen genaue Darstellung der gesprochenen Rede verlangt auch noch die Berücksichtigung wichtiger Momente, die gar nicht durch Buchstaben bezeichnet werden oder wenigstens consequenter Weise nicht durch Buchstaben bezeichnet werden sollten. Hierher gehören Silbentheilung, Quantität und Accent. Die beiden letzteren bieten wieder die Möglichkeit einer in's Unendliche gehenden Abstufung.

Und nun muß noch ein Umstand in Erwägung gezogen werden. Für eine streng phonetische Schreibweise, die nichts anderes im Auge hat, als die Schrift nach Möglichkeit der Aussprache anzupassen, kann es keine feste Gestalt der einzelnen Wörter geben, sondern es müssen ganze Sätze in ihrem Zusammenhange erfaßt werden. Denn das Wort kann unter dem Einflusse des Satzaccentes und in Folge der Berührung seines Anlautes mit dem Auslaute des vorhergehenden, seines Auslautes mit dem Anlaute des folgenden Wortes seine Gestalt mannigfach wechseln. Hierher gehören z. B. einige allbekannte Erscheinungen im Französischen: die Hinüberziehung der sonst stummen Endconsonanten zum vokalischen Anlaute des folgenden Wortes, vgl. nous avons, est-il gegen nous ferons, est-ce und a-t-il gegen il a (auch mit orthographischer Abweichung); die verschiedene Aussprache des *n*, je nachdem Vokal oder Consonant folgt, vgl. un ami gegen un père. Am consequentesten erscheint der Einfluß des Satzgefüges in den reinen Mundarten. Aber auch z. B. die gebildete englische Umgangssprache zeigt ihn in ausgedehntestem Maße. In der neuhochdeutschen Schriftsprache ist er zwar durch uniformierende Tendenzen sehr zurückgedrängt, aber keineswegs ganz beseitigt. Niemand sagt der Schreibung gemäß **bist du, hast du**, sondern **bistu, hastu**, wo nicht **biste, haste**. Häufig wird der auslautende Consonant zur folgenden Silbe herübergezogen, z. B. in **lobt er, habt ihr, sie thun es**, was in manchen Fällen Zusammenschreibung veranlaßt hat, z. B. **woran, woraus, worüber**. Auch **dabei, da-**

Digitized by Google

mit, dazu, daran, darin, daraus bestehen eigentlich aus zwei selbständigen Wörtern, und der Unterschied der Formen **da** und **dar** hat sich danach herausgebildet, ob das daran sich anschließende Wort mit einem Consonanten oder mit einem Vokal anlautete. Auf dem Satzaccent beruhen Kürzungen wie **ich bin's, auf's Haupt, über'n Weg, am, im, vom, zum, zur.**

Es erhellt jetzt wohl zur Genüge, daß eine genaue Anpassung der Schrift an die gesprochene Rede überhaupt unmöglich ist, eine annähernd genaue mit den größten Schwierigkeiten verknüpft. Wir brauchen eine solche annähernd genaue Anpassung für die exacte wissenschaftliche Darstellung der modernen Mundarten. Wenn wir von der Erfüllung der idealen Forderungen, welche an diese Darstellung zu stellen sind, trotz der reichen Arbeit auf dem Gebiete der deutschen Dialektforschung noch himmelweit entfernt sind und leider wohl noch lange entfernt bleiben werden, so liegt das zu einem guten Theile daran, daß es an den Männern fehlt, die mit den erforderlichen Eigenschaften ausgestattet sind, um die Laute mit der nöthigen Sicherheit zu erfassen, und daß die wenigen, die dazu im Stande sind, keine Verständigung über eine angemessene Bezeichnungsweise erzielen können.

Daß eine Schreibweise, die zum praktischen Gebrauche für jedermann bestimmt ist, niemals ein solches Ziel verfolgen kann, liegt auf der Hand. Sie ist gar nicht dazu da, jemanden, der die betreffende Sprache noch nicht kennt, über die Natur der darin vorkommenden Laute zu belehren. Sie ist nur für den Angehörigen der Sprachgenossenschaft, der mit seiner Muttersprache schon ganz genau vertraut ist, soll und kann weiter nichts leisten, als zum Erkennungszeichen für etwas schon bekanntes zu dienen. Auf den außerhalb stehenden ist in der Orthographie keiner Sprache Rücksicht genommen. Niemand kann eine fremde Sprache (d. h. die wirklich gesprochene Sprache) bloß nach der Schrift erlernen, auch wenn sie sich des gleichen Alphabetes bedient wie seine eigene. Er muß sich dieselbe zugleich von einem derselben Kundigen vorsprechen lassen.

Bei dieser Beschränkung der Aufgabe beschränkt sich auch die

Digitized by Google

Zahl der erforderlichen Zeichen sehr erheblich. Von der großen Menge unterscheidbarer Laute, die überhaupt möglich sind, wird in jedem einzelnen Dialekte, in jeder fest geregelten Schriftsprache nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil gebraucht. Es ist namentlich nicht häufig, daß zwei einander sehr nahe stehende Laute neben einander in verschiedener Geltung gebraucht werden, außer wenn ihre Abweichung von einander durch die umgebenden Laute, durch den Accent, die Silbentheilung u. dergl. bedingt ist. Daher ist es möglich, daß das gleiche Alphabet, allenfalls mit geringen Modificationen, für eine große Reihe verschiedener Sprachen verwendet werden kann, von denen jede einen andern Lautbestand hat als die übrigen, die zusammen eine viele größere Zahl unterscheidbarer Laute enthalten als das Alphabet Buchstaben. Stellen wir uns auf einen allgemeinen Standpunkt, so bezeichnet gewissermaßen der Buchstabe eine Gruppe von verwandten Lauten. Eine besondere Bestimmung erhält er erst durch die in der einzelnen Sprache bestehende Gewohnheit. So bezeichnen z. B. t, d, l im Englischen andere Laute als im Deutschen. Der Deutsche legt die Zungenspitze am Zahnfleisch an, der Engländer weiter hinten. Keiner von beiden ersieht aus den Zeichen, daß der andere anders spricht, aber beide wissen, wenn sie die Zeichen in einem Worte ihrer Muttersprache sehen, ganz genau, wie sie zu sprechen haben, ohne eine nähere Bestimmung. Das gleiche Verhältniß wie zwischen verschiedenen Sprachen besteht zwischen den verschiedenen Mundarten einer Sprache. In Niederdeutschland, wenigstens in dem größten Theile desselben, werden die weichen Laute g, d, b, s von einem Tönen der Stimmbänder begleitet, in Oberdeutschland fehlt dasselbe durchweg, nicht nur in der reinen Mundart, sondern auch in der Aussprache derer, die sich befleißigen, möglichst correkte Schriftsprache zu reden. Da aber nirgends die beiden verschiedenen Lautarten neben einander vorkommen in der Weise, daß ein Wort eine verschiedene Bedeutung haben könnte, je nachdem der darin vorkommende weiche Laut vom Stimmton begleitet ist oder nicht, so ist auch kein Bedürfniß vorhanden verschiedene Zeichen dafür zu haben. Neben einander, auch in unserer Gemeinsprache kommen,

Digitized by Google

wie wir gesehen haben, verschiedene k-Laute vor. Wir brauchen aber keine verschiedene Zeichen dafür, weil die besondere Qualität durch die Natur des voraufgehenden oder folgenden Lautes bestimmt ist. Käme aber etwa der vor u gesprochene Laut auch vor i vor und der vor i gesprochene auch vor u, so wäre allerdings verschiedene Bezeichnung Bedürfniß. Der Nasenlaut vor k und g ist von dem vor t und d eben so gut verschieden wie der vor p und b, aber während man für den letzteren das besondere Zeichen m hat, schreibt man für die beiden ersteren gleichmäßig n, Sang wie Land. Ursache ist, daß der sogenannte gutturale Nasenlaut auf die Stellung vor k und g beschränkt und darum auch ohne besonderes Hülfsmittel von dem gewöhnlichen n zu unterscheiden ist, während m auch freistehend vorkommt wie n. Es giebt überhaupt eine Menge von Beeinflussungen eines Lautes durch die umgebenden Laute, auf die, eben weil sie gleichmäßig durchgehen, der mit der Sprache Vertraute nicht erst besonders aufmerksam gemacht zu werden braucht. Für diesen sind auch Quantitäts- und Accentbezeichnungen höchstens in einzelnen Fällen Bedürfniß.

Es giebt nun zwar auch Schreibweisen, z. B. die des Sanskrit, die in manchen Stücken über das Maß dessen, was das unmittelbare praktische Bedürfniß erheischt, hinausgehen und strengeren Ansprüchen der Lautphysiologie Genüge leisten, indem sie auch in solchen Fällen ähnliche, aber doch nicht gleiche Laute aus einander halten, wo die Unterscheidung für den der Sprache mächtigen, auch ohne Rücksicht auf Sinn und Zusammenhang sich von selbst versteht. Viel häufiger aber finden wir ein Zurückbleiben auch hinter den von uns bezeichneten mäßigen Anforderungen, wobei oft Mangel und Luxus dicht neben einander stehen. Ein solches Mißverhältniß zwischen Laut und Buchstaben ist entweder gleich bei der ersten schriftlichen Fixirung einer Sprache entstanden, oder es hat sich erst im Laufe der geschichtlichen Weiterentwickelung herausgebildet. Fast sämmtliche Völker haben ihr Alphabet nicht sich selbständig den Bedürfnissen ihrer Sprache gemäß erschaffen, sondern das Alphabet einer fremden Sprache, so gut es gehen wollte-

Digitized by Google

der ihrigen angepaßt. Dabei geschieht es, daß man bald für mehrere verschiedene Laute nur ein Zeichen zur Verfügung findet, bald für einen Laut mehrere verschiedene Zeichen. Als z. B. das Althochdeutsche zuerst in dem lateinischen Alphabet aufgezeichnet wurde, da fanden sich im Deutschen zwei verschiedene scharfe s-Laute vor, von denen nur einer auch im Lateinischen vorhanden war, der nun auch mit dem gleichen Zeichen (s) wiedergegeben wurde. Für den andern (wahrscheinlich ein gelispeltes s) war man in Verlegenheit um eine Bezeichnung. Man verfiel darauf ihn mit z zu bezeichnen, welches Zeichen aber zugleich der Tradition gemäß für den Doppellaut ts verwendet wurde. Und so hat denn lange Zeit hindurch der Uebelstand bestanden, daß das z in Wörtern wie *scaz* (Schatz) ganz anders gesprochen werden mußte, als in Wörtern wie *daz* (das, daß). Einen dem lateinischen v entsprechenden Laut gab es damals im Deutschen nicht, da unser jetziges w noch wie im Englischen gesprochen wurde. Daher hat man das einmal zur Verfügung stehende Zeichen gleichwertig mit f verwendet, und so hat sich bis auf unsere Zeit doppelte Bezeichnung fortgeschleppt, wo einfache genügen würde, vgl. **voll—füllen, vor—für** u. s. f. In andern Fällen sind die Uebelstände schon aus dem Lateinischen übernommen, z. B. der Luxus eines k neben c.

Ein Ueberfluß von Buchstaben kann durch verschiedene Entwickelung der Schriftzüge entstehen. Hierher gehört der Unterschied zwischen s und ſ, zwischen großen und kleinen Buchstaben, zwischen sogenannter deutscher und lateinischer Schrift, zwischen Druck- und Schreibschrift.

Eben so aber kann die Lautentwickelung einen Ueberfluß hervorrufen. Die beiden scharfen s-Laute des Althochdeutschen, von denen wir eben sprachen, sind gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts zusammengefallen. In Folge davon werden nun die beiden überkommenen Zeichen beliebig durch einander gebraucht. Während man früher hûs (Haus) und ûz (aus), masse und wazzer (Wasser) scharf aus einander hielt, finden sich jetzt Schreibungen wie huz, husz, us, usz, wasser, waszer u. s. f. In's Neuhochdeutsche hinein pflanzt sich die Unsicherheit zwischen ſſ oder ß und ſz fort.

Digitized by Google

Wir sind bis jetzt immer noch von der Voraussetzung ausgegangen, daß für die Schrift lediglich der Grundsatz maßgebend ist, die gesprochenen Laute, so gut es eben angehen will, anzudeuten. Es können sich aber daneben auch andere Tendenzen geltend machen, welche der Durchführung dieses Grundsatzes direkt entgegenwirken. Wir dürfen es als einen allgemeinen Erfahrungssatz hinstellen, daß in den Anfängen der schriftlichen Aufzeichnung einer Sprache, mögen sie auch noch so unvollkommen sein, doch das phonetische Prinzip ganz allein maßgebend ist, daß dagegen andere Rücksichten erst allmählig bei reicherer literarischer Entfaltung zur Geltung kommen.

Alleinherrschaft des phonetischeu Prinzipes besteht eigentlich nur so lange, als nur die Zeichen für die einzelnen Laute feststehen, während die Zusammensetzung der Buchstaben zu Worten von jedem einzelnen immer auf's Neue vorgenommen wird. Es muß dann natürlich jedesmal eine Auflösung des gesprochenen Wortes in seine Elemente vorhergegangen sein. Das Schreiben ist also unter solchen Umständen ein ziemlich complicirter Vorgang, der nicht sehr rasch von Statten gehen kann. Es giebt dabei Schwierigkeiten, die nicht leicht zu lösen sind, so daß Unsicherheiten und Schwankungen unvermeidlich bleiben. Bei reichlicherer Uebung im Lesen und Schreiben muß aber das Verfahren immer mehr ein abgekürztes werden. Während ursprünglich die Buchstaben mit der Bedeutung der Wörter nur indirekt durch den Laut verknüpft sind, verknüpfen sich allmählig die Buchstabengruppen, das Schriftbild eines Wortes direkt mit der Bedeutung. Ohne solche Abkürzung des Verfahrens würde geläufiges Schreiben und Lesen gar nicht möglich sein. Diese Entwickelung, die so sehr im praktischen Interesse ist, befördert aber auch die Verselbständigung der Schrift gegenüber der gesprochenen Rede. Es wird damit die Möglichkeit eröffnet, daß beide fortan mehr und mehr ihre eigenen Wegc gehen können. Es bildet sich eine allmählig immer fester werdende Schrifttradition heraus. Man schreibt die Wörter nicht mehr bloß oder gar nicht mehr nach ihrem Laute, sondern nach vorliegenden Mustern. Jetzt erst besteht das, was wir

Digitized by Google

Orthographie nennen. Es liegt schon im Wesen der Orthographie, daß die Alleinherrschaft des phonetischen Prinzipes gebrochen sein muß.

Die unmittelbare Verbindung des Schriftbildes mit der Bedeutung kommt um so leichter zu Stande, je fester und unveränderlicher dasselbe ist. Alle Schwankungen in der Schreibung, denen man begegnet, behindern das Zustandekommen einer solchen unmittelbaren Verbindung. Der Fortschritt zu größerer Gleichmäßigkeit in der Schreibung der einzelnen Wörter steht daher mit der allmähligen Verselbständigung der Schrift gegen die Aussprache in steter Wechselwirkung. Ein Umstand, der sich gewöhnlich anfangs der Durchführung einer gleichförmigen Schreibung in den Weg stellt, ist die mundartliche Spaltung. In dem Augenblicke, wo die schriftliche Aufzeichnung einer Sprache beginnt, giebt es in der Regel nur Mundarten, keine Gemeinsprache, die über das ganze Gebiet hin anerkannt ist. Wenn nun aber jeder nach seiner Mundart schreibt und die Schriftstücke, wie natürlich, von einer Gegend in die anderen wandern, so findet jeder einzelne immer wieder einander widerstreitende Aufzeichnungen des nämlichen Wortes. Er kann sich an kein bestimmtes Muster anschließen und wird immer wieder auf seine eigene Aussprache zurückverwiesen. Eine mustergültige Orthographie bildet sich immer im Zusammenhange mit einer mustergültigen Sprache aus. Das eine ist ohne das andere nicht wohl denkbar.

Suchen wir uns nun im einzelnen klar zu machen, warum die Ausbildung einer mustergültigen gleichförmigen Schreibweise gar nicht umhin kann, der Congruenz von Schrift und Aussprache Eintrag zu thun.

Sobald die Schreibung nicht mehr durch die bestehende Aussprache, sondern durch die Tradition bestimmt wird, so muß allmählig eine stetig zunehmende Kluft zwischen Schrift und Aussprache entstehen. Die Sprache ist, wie in jeder andern Hinsicht, so auch in ihren Lautverhältnissen einem ewigen, unaufhaltsamen Wechsel unterworfen. Dem gegenüber wird die Schreibung auf dem alten Standpunkte, wie er einem früheren Sprachstande viel-

Digitized by Google

leicht ganz angemessen war, festgehalten. Das ist die unvermeidliche Folge einer einigermaßen feststehenden Orthographie.

Es kommt dazu, daß eine an die veränderte Aussprache sich anpassende Veränderung der Schreibung keineswegs so einfach auszuführen ist, wie man sich etwa vorstellen mag, und zwar wieder wegen des oben bezeichneten wesentlichen Unterschiedes zwischen Laut und Schrift. Die Lautveränderungen erfolgen durch eine langsam vorwärts schreitende, stufenweise Verschiebung, von der die Betheiligten gar nichts merken. Die Schreibung kann diese continuirliche Entwickelung nicht Schritt für Schritt mitmachen, sondern kann der vorangeeilten nur von Zeit zu Zeit durch einen gewaltsamen Ruck nachkommen. Die Gewaltsamkeit des Ueberganges ist an sich mit vielen Unbequemlichkeiten verknüpft. Es muß dazu in den maßgebenden Kreisen ein bestimmter Entschluß gefaßt werden. Eine Periode unsicheren Schwankens zwischen der älteren traditionellen und der neuen phonetischen Schreibweise ist unvermeidlich. Es läßt sich auch gar nicht der Zeitpunkt fixieren in dem man eine Veränderung der Schreibweise für angezeigt erklären könnte. Wenn z. B. ein a sich allmählich in der Richtung nach o—u hin verändert, so läßt sich auf diesem Wege kein Punkt angeben, an dem a aufhört und o beginnt oder o aufhört und u beginnt. Es begreift sich danach, daß die Schreibung selbst da, wo sie noch nicht fest geregelt ist, vielfach hinter der Aussprache zurückbleiben muß.

Weiter aber muß in Betracht gezogen werden, daß man trotz aller Fortentwickelung in der Regel bei dem angenommenen Alphabete stehen bleibt und mit der Zahl der gegebenen Zeichen auszukommen suchen muß. Entwickelt sich ein Laut in der Weise, daß er mit einem andern schon vorher in der Sprache vorhandenen zusammenfällt, so kann er natürlich einfach mit dem für diesen gebrauchten Buchstaben bezeichnet werden, z. B. neuhochdeutsch **ohne** = mittelhochdeutsch âne wie **Sohne** = bône. Sehr häufig aber entstehen Laute, die bei der Einführung des Alphabetes noch gar nicht vorhanden waren. Dann bleibt in der Regel nichts anderes übrig als bei der alten Bezeichnung zu verharren, auch wenn der

Digitized by Google

Uebelstand daraus entspringt, daß nun derselbe Buchstabe sehr verschiedenen Zwecken dienen muß. Davon sind auch diejenigen Orthographieen nicht verschont geblieben, in denen das phonetische Prinzip noch am besten gewahrt ist.

Lateinisches g ist im Italienischen vor e und i zu einem Doppellaute geworden, den man nach deutscher Bezeichnungsweise ziemlich ungeschickt durch dsch wiedergiebt. Da für diesen neuen Laut noch kein Zeichen zur Verfügung war, so wurde g beibehalten, und man muß nun die Regel lernen, daß g vor e und i anders gesprochen wird, als vor a, o, u und vor Consonanten. Dies wird weiterhin die Veranlassung, daß man die Combination gi verwendet, um den neuen Laut vor a, o oder u zu bezeichnen, wo er aus j entstanden war, vgl. Giacomo aus Jacobus. Aehnlich verhält es sich in den übrigen romanischen Sprachen. Der einfache Laut im Deutschen, den wir jetzt mit sch bezeichnen, ist aus der Verbindung sk (sc) entstanden. Die alte Schreibung sc hat sich viel länger erhalten als die entsprechende Aussprache, und unsere jetzige Schreibung, die im dreizehnten Jahrhundert zur Herrschaft gelangt ist, hat sich zu einer Zeit festgesetzt, wo noch ein Doppellaut ſ-ch gesprochen wurde, wie er jetzt noch in Westfalen zu finden ist. In lange, bange ꝛc sprechen wir jetzt kein g mehr. Das früher vorhandene g hat sich dem vorhergehenden Nasenlaute angeglichen. Hätten wir für diesen ein besonderes Zeichen, etwa ñ, so würden wir passend baña̋e ꝛc. schreiben. So aber bleibt die historische Schreibung bange immer noch eine viel passendere Bezeichnung, weil sie von keinem Eingeborenen mißverstanden werden kann, als etwa banne, welches ein ganz anderes Wort bedeuten könnte. Wo wir in unbetonten Silben em, en, er, el schreiben, da sprechen wir kein e, sondern nur m, n, r, l. Man kann sich am leichtesten davon überzeugen in solchen Fällen wie reiten, leiden. Indem man vom t oder d zum n übergeht, verändert sich die Stellung der Zunge zum Gaumen nicht, während doch wenn ein Vokal dazwischen gesprochen werden sollte, der Verschluß, den sie bildet, erst wieder gelöst werden müßte. Diese m, n, r, l unterscheiden sich aber dadurch von denen in

Digitized by Google

Wörtern wie **Mann, Karl** 2c, daß sie dieselbe Stelle in der Silbe einnehmen wie sonst die Vokale. Wörter wie **bitten, Ritter, Schlüssel** sind zweisilbig, wenn sie auch kein e enthalten. Zur Andeutung dieser silbenbildenden Natur des m, n, r, l dient jetzt das früher einmal wirklich ausgesprochene e in Ermangelung eines sonstigen unterscheidenden Zeichens. Unsere ganze Schreibweise ist noch von der irrigen, aber aus dem Gange der geschichtlichen Entwickelung leicht begreiflichen Anschauung beherrscht, daß zu jeder Silbe ein Vokal gehöre. Allerdings kommt hinzu, daß wir bei absichtlicher Deutlichmachung auch jetzt noch immer das e sprechen können.

Man ersieht, wie auf diese Weise sich die an sich ungehörige Verwendung einer Combination aus mehreren Buchstaben für einen einfachen Laut und umgekehrt die Verwendung eines Buchstaben für eine Combination aus mehreren Lauten herausbilden muß ferner die Verwandlung eines Buchstaben in ein bloßes Lesezeichen u. dergl.

Auch der klaffende Gegensatz zwischen Schrift und Aussprache im Französischen und Englischen erscheint viel weniger auffallend, wenn man bedenkt, in wie viel Fällen ganz neue Buchstaben erforderlich gewesen wären, um die historische Schreibung in eine phonetische zu verwandeln. Was hätte man z. B. im Französischen an Stelle des eu setzen sollen? Wenn das lateinische u allgemein zu dem Laute unseres ü wurde, so hatte man gar keine Veranlassung ein anderes Zeichen einzuführen, da keine Collision eintrat. Wenn dann später durch Contraction eines Diphthongen doch wieder ein u entstand, so behielt man zur Unterscheidung am einfachsten die diphthongische Schreibweise (ou) bei, u. s. w.

Ein anderes Moment, wodurch das phonetische Prinzip vielfach durchbrochen wird, ist die willkürliche Regelung schwankender Schreibungen. Wir haben schon gesehen, wie häufig der Luxus mehrfacher Zeichen für den gleichen Laut sich einstellt. In solchem Falle pflegt zunächst die Schreibung in dem gleichen Worte beliebig zu wechseln, bis allmählig das Streben nach Gleichförmigkeit eine Differenzierung hervorruft. Diese kann auf mehrfache

Digitized by Google

Weise bewerkstelligt werden. Am vortheilhaftesten ist es, wenn der Ueberfluß zur Beseitigung eines dicht daneben liegenden Mangels verwendet wird. So hatten früher im Deutschen wie in allen andern Sprachen, die das lateinische Alphabet übernommen haben, i und j, u und v keinen verschiedenen Werth: i und u wurden gebraucht, wo wir jetzt j und v verwenden, und umgekehrt j und v da, wo wir jetzt i und u verwenden. Noch im sechzehnten Jahrhundert ist es allgemein üblich jhr, jhn, vnd, vnser u. dergl. zu schreiben, und einzelnes der Art hat sich bis in eine ziemlich moderne Zeit fortgepflanzt. Jetzt dagegen ist eine Fixirung dem lautlichen Unterschiede gemäß eintreten.

In solchem Falle ist die Beseitigung des Schwankens zugleich eine strengere Durchführung des phonetischen Prinzipes. Das kann man schon nicht mehr sagen, wenn sich die Schreibung conventionell nach der Stellung innerhalb des Wortes regelt. Im Althochdeutschen können die Zeichen c und k fast ganz beliebig mit einander wechseln. Man schreibt korb oder corb, akkar oder accar oder ackar (Acker). Im Neuhochdeutschen ist c auf die Verbindung ck beschränkt. Eben dahin gehört der jetzt verschwundene Gebrauch j und v speciell im Anlaut der Wörter für die Vokale i und u zu verwenden.

Ein direktes Ueberschreiten des phonetischen Prinzipes ist es aber, wenn die zu Gebote stehenden mehrfachen Bezeichnungen willkürlich auf verschiedene Wörter vertheilt werden, ohne daß diese Vertheilung durch eine lautliche Verschiedenheit gerechtfertigt wird. Das Bestreben für jedes einzelne Wort ein festes Schriftbild zu schaffen überwiegt hier jede andere Rücksicht.

Unsere jetzige Orthographie ist unter vielfacher Anwendung dieser Art der Regelung zu Stande gekommen. Wir betrachten die hierher gehörigen Fälle etwas genauer, da es eben diejenigen sind, um die sich heute am meisten der Streit dreht. Im Mittelhochdeutschen wechseln f und v im Anlaut der Wörter noch beliebig, nur daß vor manchen Lauten dieses, vor manchen jenes vorgezogen wird und die Laune der Schreiber bald dieses, bald jenes begünstigt. Man schreibt fliehen und vliehen, friunt und

Digitized by Google

vriunt (Freund), fuoter und vuoter (Futter), gewöhnlich vinden (finden)—fand (fand), aber funden neben vunden (fanden oder gefunden). Beim Uebergang zum Neuhochdeutschen wächst zunächst nur die Willkür. Dann aber setzt sich unter dem regelnden Einflusse der Grammatiker ein bestimmter Usus fest. Einen inneren Grund, um dessentwillen wir in fallen, finden, für, füllen ein f, in Vater, vier, vor, voll ein v zu schreiben hätten, giebt es natürlich nicht, wiewohl sich viele Leute einbilden, daß sie das v anders sprechen als das f, ein charakteristisches Beispiel dafür, wie sehr heute das Urtheil über die Lautverhältnisse durch den Einfluß der Orthographie getrübt ist. Seit dem fünfzehnten Jahrhundert ist es in vielen Handschriften üblich th beliebig mit einfachem t wechseln zu lassen. Ursache war wahrscheinlich eine ganz richtige Beobachtung. Wir sprechen wirklich in den meisten Fällen nach dem t (aber auch nach k und g) einen Hauchlaut, der schon in jener Zeit vorhanden gewesen sein mag[1]). Das Schwanken setzt sich in den Drucken fort, bis wieder willkürliche Regelung eintritt ohne alle innere Berechtigung. So findet man im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert Schreibungen wie thadeln, thanne, thisch, thruhe, thuch, guth, leuthe, abenthewr, parthey, geboth, arth, orth, garthen, anderseits rat, mut, tun u. s. w.

Die größten Ungleichmäßigkeiten haben sich in der Bezeichnung der Vokallänge eingestellt. Im Alt- und Mittelhochdeutschen bleibt dieselbe im allgemeinen unbezeichnet, doch fehlt es nicht an Versuchen einen Ausdruck dafür zu schaffen. So wird von dem Sanktgaller Mönch Notker der Circumflex mit ziemlicher Regelmäßigkeit durchgeführt, und er findet darin manchen Nachfolger. Diese Bezeichnungsweise ist in unsern kritischen Ausgaben der älteren Texte adoptiert. Noch früher wird von manchen Doppelschreibung angewendet. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert wird dieselbe sehr beliebt, wird im Ganzen in reichlicherem Maße verwendet als jetzt und doch ohne Consequenz. Die Lautentwickelung giebt daneben andere Bezeichnungen der Dehnung an die Hand. Der mittelhochdeutsche Diphthong ie in Wörtern wie miete, gebieten, riet ꝛc, der im Oberdeutschen noch jetzt be-

Digitized by Google

wahrt ist, ist im Mitteldeutschen zu langem i zusammengezogen. In Folge davon ist das in der Schreibung beibehaltene e zu einem Zeichen für Länge des i geworden und wird als solches weiter benutzt, indem man es auch auf solche Fälle überträgt, wo mittelhochdeutsches i zu Grunde liegt, z. B. **Friede, Glied, nieder, Ziel** und viele andere. Die gleiche Fnnktion erlangt hinter sämmtlichen Vokalen das h. Im Inlaut zwischen Vokalen war dasselbe verstummt, wurde aber in der Schrift beibehalten. Wenn wir uns einbilden in **nahe, schmähen, sehen, geschehen** ein h zu sprechen, so werden wir nur durch die Schrift getäuscht. In Folge davon wird das h auch sonst zwischen Vokale eingeschoben, wo es historisch nicht berechtigt ist, z. B. in **drehen, krähen, ruhen** aus mittelhochdeutschen dræen, kræen, (neben dræjen, kræjen), **ruoen**, (älter ruowen) 2c. Das h dient jetzt in allen solchen Fällen nur als Zeichen der Silbentrennung, kann aber zugleich auch als Dehnungszeichen aufgefaßt werden, da der vorhergehende Vokal in solchen Fällen ausnahmslos lang ist. Vor einen Consonanten tritt ein unausgesprochenes h in Folge von Contraction, so in **Gemahl** aus gemahel, **vermählen** aus vermehelen, **Stahl** aus stahel, **Aehre** aus ehere, **Zähre** aus zehere, **erwähnen** aus erwehenen, **zehn** aus zehen, **belehnen** abgeleiteit aus **Lehen, Fehde** aus vêhede, **Höhle** aus tâhele. Der durch Contraction entstandene Vokal mußte selbstverständlich lang sein. Aus Wörtern wie **sehen** 2c werden Formen abgeleitet, in denen der Wurzelvokal vor Consonant oder in den Auslaut tritt. Wird dann das h in der Schreibung beibehalten, so kann es wieder nur als Dehnungszeichen erscheinen. So in **sieht**, geschiht (später **sieht**, geschieht), **dreht, ruht, sah, geschah, drehte, ruhte, gedreht, geruht, Draht, Naht, Mahd**, in **Reh, Schuh, Stroh, froh, früh** nach **Rehe, Schuhe, Strohes, froher, früher** 2c. So ist die Veranlassung gegeben das h auch in andern Fällen als Dehnungszeichen zu verwenden, wie in **Jahr, Mehl, ihr, ohne, Ruhm** 2c. In Folge dieser Entwickelung stehen für die meisten langen Vokale drei verschiedene Schreibungen zu Gebote, z. B. a—aa—ah, i—ie—ih; sogar noch ieh kommt als viertes hinzu. Im sechzehnten und siebzehnten Jahr-

Digitized by Google

deutschen im Auslaut der Silbe der entsprechende harte Consonant an die Stelle des weichen. Aber im Mittelhochdeutschen pflegt der Unterschied auch in der Schrift ausgedrückt zu werden, im Neuhochdeutschen nicht mehr. Wir schreiben jetzt **Tag, lag, neigte, Leid, mied, Verständniß, lieb, gab, glaubte**, nach Analogie von **Tages, liegen, neigen, Leides, meiden, verstanden, lieber, geben, glauben** 2c. Früher schrieb man tac, lac, neicte, leit, meit, verstantnisse, liep, gap, geloupte neben tages, ligen, neigen 2c. Wir sprechen jetzt eben so wenig wie unsere Vorfahren Doppelconsonanten im Silbenauslaut, haben sie aber in der Schrift adoptiert. Statt unseres **Mann, Stamm, Sack, rann, brannte, stellte** schrieb man früher man, stam, sac, ran, brante, stalte 2c. In älterer Zeit sind Schreibungen wie umbillich ganz gewöhnlich, jetzt schreiben wir **unbillig**, wiewohl wir, wenn wir nicht gekünstelt reden, noch ein m sprechen. In den meisten Fällen, wo wir jetzt ä schreiben, wird früher e geschrieben, und zwar ist das ä in allen denjenigen Fällen eingeführt, wo es mit Rücksicht auf danebenstehende verwandte Formen und Wörter als Umlaut des a empfunden wird, z. B. in **Väter, väterlich** nach **Vater, ärmer, der ärmste** nach **arm, du fährst, er fährt** nach **fahren, Fälle, fällen** nach **Fall, fallen**; mittelhochdeutsch veter, ermer, er vert, vellen 2c. Maßgebend ist hier überall das Sprachgefühl. Wo der ursprünglich bestehende Zusammenhang nicht mehr empfunden wird, oder wo er nicht eng genug ist, da können die Wörter sich auch nicht nach einander richten. Daher kommt es, daß man dem Pronomen man das einfache n gelassen hat, wiewohl es doch eigentlich das gleiche Wort ist, wie das Substantivum **Mann**, daß man in **Eltern** die Schreibung mit e vorgezogen hat, wiewohl es doch von älteren ursprünglich nicht verschieden ist, daß man zwar **du kannst, gewinnst**, aber nicht auch **kunnst, Gewinnst** schreibt.

Es giebt aber eine Grenze, welche die Anwendung des Analogieprinzipes nicht leicht überschreiten wird und nicht ohne großen [illegible] überschreiten kann. Wir werden damit auf eine schon [illegible] Beobachtung zurückgeführt. Die Discrepanz von [illegible] bleibt so lange erträglich, als wenigstens

Digitized by Google

hundert finden wir daher ein starkes Schwanken. Ich führe als Probe nur einige belegbare Schreibungen des langen a an: Haab, Haaſz, Staab, Graab, Waagen, ſaagen, jaagen, klaagen, aaſz, ſpraach, gaaben neben dem jetzt üblichen Habe, Haſe 2c.; Nahme, Ahrten, ſpahren, ſchmahl, neben Name 2c.; umgekehrt Sal, Schar, Zal 2c auch noch im ſiebzehnten Jahrhundert häufig; ferner Baan, Haan, Waal, Zaal, Zaan neben Bahn 2c., Wahre neben Waare. Ein einigermaßen feſter Gebrauch ſetzt ſich erſt im achtzehnten Jahrhundert feſt. Die Regeln in Gottſcheds Sprachkunſt zeigen nur noch wenige Abweichungen von den heute geltenden.

Beſonders hervorzuheben iſt dabei das Beſtreben gleichlautende Wörter durch verſchiedene Schreibung zu unterſcheiden, vgl. Vetter—ſetter, viel—ſiel, Ton—Thon, Tau—Thau, Ahle—Aal(e), Bahre—bar(e) oder baar(e), Mahl—Mal, mahlen—malen, war—wahr—Waare, Heer—hehr, Meer—mehr, leeren—lehren, Miene—Mine. Entſprechend ſind auch die folgenden Scheidungen entſtanden: Laib—Leib, Main—mein, Rain—Rhein—rein, Saite (Gottſched will Seyte)—Seite, Waiſe (Gottſched Weyſe)—Weiſe. Selbſt identiſche Wörter erhalten je nach der Bedeutung verſchiedene Schreibung: wider—wieder, das—daſz, blos—bloſz, bischen—Biſzchen.

Es iſt wichtig zu bemerken, daß dabei nichts abſichtlich und planmäßig neu erfunden wird, ſondern daß nur das ſich zufällig durch die Entwickelung von Schrift und Sprache ſich darbietende verwerthet wird, weshalb man denn auch niemals zu irgend welcher Conſequenz gelangt.

Noch ein wichtiges Moment iſt hervorzuheben, wodurch die Gleichförmigkeit der Schreibung weſentlich gefördert wird, nämlich die Wirkung der Analogie. Es iſt ein in der Sprachgeſchichte ſich immer wiederholender Vorgang, daß Lautverſchiedenheiten, die ſich zwiſchen nahe verwandten Formen gebildet haben, wieder ausgeglichen werden dadurch, daß der eine Theil ſich nach der Analogie des andern umformt. Es giebt nun auch ſolche Ausgleichungen in der Schreibung, die von der Ausſprache nicht mitgemacht werden. Im Neuhochdeutſchen tritt gerade ſo wie im Mittelhoch-

Digitized by Google

deutschen im Auslaut der Silbe der entsprechende harte Consonant an die Stelle des weichen. Aber im Mittelhochdeutschen pflegt der Unterschied auch in der Schrift ausgedrückt zu werden, im Neuhochdeutschen nicht mehr. Wir schreiben jetzt **Tag, lag, neigte, Leid, mied, Verständniß, lieb, gab, glaubte**, nach Analogie von **Tages, liegen, neigen, Leides, meiden, verstanden, lieber, geben, glauben** 2c. Früher schrieb man tac, lac, neicte, leit, meit, verstantnisse, liep, gap, geloupte neben tages, ligen, neigen 2c. Wir sprechen jetzt eben so wenig wie unsere Vorfahren Doppelconsonanten im Silbenauslaut, haben sie aber in der Schrift adoptiert. Statt unseres **Mann, Stamm, Sack, rann, brannte, stellte** schrieb man früher man, stam, sac, ran, brante, stalte 2c. In älterer Zeit sind Schreibungen wie umbillich ganz gewöhnlich, jetzt schreiben wir **unbillig**, wiewohl wir, wenn wir nicht gekünstelt reden, noch ein m sprechen. In den meisten Fällen, wo wir jetzt ä schreiben, wird früher e geschrieben, und zwar ist das ä in allen denjenigen Fällen eingeführt, wo es mit Rücksicht auf danebenstehende verwandte Formen und Wörter als Umlaut des a empfunden wird, z. B. in **Väter, väterlich** nach **Vater, ärmer, der ärmste** nach **arm, du fährst, er fährt** nach **fahren, Fälle, fällen** nach **Fall, fallen**; mittelhochdeutsch veter, ermer, er vert, vellen 2c. Maßgebend ist hier überall das Sprachgefühl. Wo der ursprünglich bestehende Zusammenhang nicht mehr empfunden wird, oder wo er nicht eng genug ist, da können die Wörter sich auch nicht nach einander richten. Daher kommt es, daß man dem Pronomen man das einfache n gelassen hat, wiewohl es doch eigentlich das gleiche Wort ist, wie das Substantivum **Mann**, daß man in **Eltern** die Schreibung mit e vorgezogen hat, wiewohl es doch von **älteren** ursprünglich nicht verschieden ist, daß man zwar **du kannst, gewinnst**, aber nicht auch **Kunnst, Gewinnst** schreibt.

Es giebt aber eine Grenze, welche die Anwendung des Analogieprinzipes nicht leicht überschreiten wird und nicht ohne großen Nachtheil überschreiten kann. Wir werden damit auf eine schon oben gemachte Beobachtuug zurückgeführt. Die Discrepanz von Schrift und Aussprache bleibt so lange erträglich, als wenigstens

Digitized by Google

die Stellung innerhalb des Wortes dem der Sprache mächtigen keinen Zweifel über die Aussprache lassen kann. Würden wir unter Umständen auch einen weichen Laut am Ende sprechen, so wären Schreibungen wie **Leid**, **gab** störend. Würde es überhaupt einen Unterschied zwischen doppeltem und einfachem Consonanten nach kurzem Vokal im Silbenauslaut geben, so würden wir auch einen schriftlichen Ausdruck dafür nöthig haben. Wir können deshalb auch nicht etwa **hoh**, **höhste** nach **hoher**, **nähste** nach **nahe** schreiben wie **lang**, **längste** nach **langer**; eben so wenig sie **fiellen** nach **fallen** oder umgekehrt **falen** nach **fielen**, weil zwischen Vokalen der Unterschied zwischen doppeltem und einfachem Consonanten besteht; natürlich auch nicht **satz** nach **sitzen** oder **sissen** nach **sasz**.

In den besprochenen Fällen war die Wirkung der Analogie eine positive, sie brachte eine Veränderung hervor. Sie wirkt aber auch negativ, sie gehört zu den Ursachen, wodurch die traditionelle Schreibweise bewahrt, die Anbequemung der Schrift an Veränderungen der Aussprache verhindert wird. Wir sprechen z. B., außer wo wir uns besonderer Deutlichkeit befleißigen, im Auslaut der Infinitive **schwimmen**, **reiben** ein **m** (ohne vorhergehendes **e**), im Auslaut von **tragen**, **strecken** einen gutturalen Nasal wie in **lange**. Wollten wir aber etwa Schreibungen wie **reibm**, **tragn̄** einführen (die übrigens auch den Laut nicht genau wiedergeben würden), so würde damit die Gleichförmigkeit der Infinitivendung, die in der gesprochenen Sprache schon aufgehoben ist, auch in der Schrift aufgehoben werden. Wollten wir die veränderte Aussprache des **ch** nach **e**, **i**, **ä**, **ö**, **ü** auch durch ein besonderes Schriftzeichen ausdrücken, so würde die Gleichmäßigkeit aufgehoben, die jetzt zwischen **Dach** und **Dächer**, **Loch** und **Löcher**, **Buch** und **Bücher**, **sprechen** und **sprach** besteht. Wollte der Franzose die stummen **s** und **t** nicht mehr setzen, so würde ein klaffender Gegensatz zwischen **fai** und **faite**, **mauvai** und **mauvaise** entstehen. Er müßte ferner etwa schreiben **nou somme**, aber **nou-s-avon**, **il avai**, aber **avai-t-il**, wie er wirklich **il a**, aber **a-t-il** schreibt.

Nunmehr können wir versuchen von den gewonnenen Gesichts-

Digitized by Google

punkten aus den Werth oder Unwerth der Regelungs- oder Reformbestrebungen auf dem Gebiete unserer Orthographie zu bestimmen. Wir haben dabei drei verschiedene Richtungen zu unterscheiden. Der ersten ist es nur darum zu thun überhaupt eine feste Norm zu schaffen, alle Schwankungen zu beseitigen, die beiden andern wollen eine Umgestaltung, die eine auf historischer, die andere auf phonetischer Grundlage. Diese Richtungen erscheinen nicht immer rein, sondern auch gemischt, oft in recht unklarer Weise.

Die erste leidet gewöhnlich an einer Verkennung des Wesens aller gesellschaftlichen Einrichtungen, wozu auch die Orthographie gehört. Soweit dieselben nicht durch ein allgemein anerkanntes Gesetzbuch geregelt sind, sind sie sämmtlich allmähliger Veränderung unterworfen. Da dieselben aber von den einzelnen Individuen ausgehen, so ist es gar nicht denkbar, daß sie gleichmäßig und gleichzeitig bei allen eintreten. Es ist gar nicht zu vermeiden, daß zu jeder Zeit gewisse Schwankungen vorhanden sind, daß sich Altes und Neues mit einer gewissen Gleichberechtigung gegenüberstehen. Das gilt von allem, was zur Sitte gehört, das gilt von der Sprache und von der Orthographie. Diese Schwankungen radikal zu beseitigen, könnte man nur einen Weg einschlagen, den einer förmlichen Gesetzgebung. Kann eine solche aber irgend wünschenswerth erscheinen? Ein Nachtheil aller Gesetzgebung gegenüber der Gewohnheit liegt darin, daß sie durch die Laune und Willkür einzelner im Augenblick maßgebender Persönlichkeiten bestimmt werden kann, ohne der Vernunft und dem allgemeinen Bedürfniß Rechnung zu tragen. Ein zweiter Nachtheil ist der, daß durch sie alle allmählige, stätige Entwickelung abgeschnitten wird, daß alle Reform fortan nur ruckweise geschehen kann, mit gewaltsamen Uebergängen, die viele Unbequemlichkeiten mit sich führen. Es ist demnach klar, daß jeder, der eine ruhige Entwickelung der Orthographie wünscht, ein gesetzgeberisches Eingreifen für verderblich halten muß. Wer auf diesem Standpunkte steht, darf sich auch über das Vorhandensein einiger Schwankungen nicht ereifern, da

Digitized by Google

diese von der Entwickelung unzertrennlich sind, da ohne sie kein allmähliger Fortschritt zum besseren möglich ist.

Man hat großen Lärm geschlagen über die Verwirrung unserer jetzigen Orthographie. Man hat von einem dringenden Nothstande gesprochen, der eine Appellation an die Staatsgewalt erfordere. Das Vorhandensein einer solchen Verwirrung kann man aber nur dann anerkennen, wenn man alle die Reformexperimente einer kleinen Minorität im Auge hat. Daß es dem gegenüber eine in allen wesentlichen Stücken feststehende Norm giebt, wonach die große Mehrheit sich richtet, kann niemand leugnen. Die wenigen und noch dazu meist nicht häufig vorkommenden Fälle, in denen diese Norm noch nicht ganz fest ist, können bei der Lektüre nur einen kleinlichen Pedanten stören, der auf dergleichen Dinge einen übertriebenen Werth legt. Man vergleiche nur die Orthographie in den Büchern des sechzehnten, ja noch des achtzehnten Jahrhunderts, z. B. in der ersten Ausgabe von Göthes Götz oder Werther, und man wird sehen, daß man früher sehr viel stärkere Schwankungen hat ertragen müssen. Man übersieht ferner gewöhnlich, daß wir eine Reihe von Schwankungen haben, die auch Schwankungen der Sprache sind, die man hoffentlich doch nicht auch nächstens durch Gesetz abschaffen will. Wir gestatten neben einander **anderen—andern, unserem—unserm, euere—eure, Verwandelung —Verwandlung, edeler—edler, dem Manne—dem Mann, dem Begräbnisse—dem Begräbniß, an dem—am, in dem—im, von dem—vom, zu dem—zum, in das—ins, für das—fürs, ward —wurde, sendete, gesendet—sandte, gesandt, wendete, gewendet —wandte, gewandt.** Warum sollen wir uns darüber aufregen, ob einer **Staar** oder **Star, giebt** oder **gibt, Heimath** oder **Heimat, Conferenz** oder **Konferenz, Citrone** oder **Zitrone** schreibt?

Wozu braucht man demnach die Hülfe des Staates so nothwendig? Das Experimentieren des Einzelnen kann derselbe niemals verbieten. Er kann nur das Eindringen dieser Experimente in die Schule und in die Acten verhindern. Dazu aber genügt die ganz allgemeine Vorschrift sich an den herrschenden Usus zu hal-

Digitized by Google

ten. Damit weiß jedermann, daß er nicht Schreibungen wie ſer, Mer, Tat, ſil u. dergl. anzuwenden und zu lehren hat.

Damit ſoll aber nicht geſagt ſein, daß nicht auf eine allmählige Beſeitigung der in weiteren Kreiſen beſtehenden Schwankungen hingearbeitet werden ſoll. Für gewiſſe Leute können dieſelben allerdings recht unangenehm werden, nämlich für die Drucker und Druckcorrektoren und für die Lehrer. Und, was noch mehr ins Gewicht fällt, es iſt nach allen Erfahrungen, die wir aus der Geſchichte der Orthographie ſchöpfen können, ganz unvermeidlich, daß immer neue Schwankungen entſtehen. Würden mittlerweile die alten nicht einigermaßen beſeitigt, ſo könnte allmählig doch eine bedenkliche Anhäufung ſtattfinden. Wir lernen aber ebenſo aus der Geſchichte, daß auch die Beſeitigung der entſtandenen Schwankungen nicht auszubleiben pflegt. Es iſt in dieſer Hinſicht mit der Orthographie wie mit der Sprache. Auch in der Sprache entſtehen unaufhörlich neue Schwankungen, indem gleichzeitig die alten beſeitigt werden. So wird es immer bleiben. Auch in der Orthographie könnte es unſerer Ueberzeugung nach ruhig ſo weiter gehen wie bisher, daß die Schwankungen nicht mit einem Schlage weggeſchafft werden, ſondern allmählig, indem die eine Schreibung zunächſt das Uebergewicht erhält und dann zur Alleinherrſchaft gelangt, nicht durch ein Machtgebot, ſondern durch Beiſpiel und Empfehlung der maßgebenden Kreiſe.

In einer Beziehung aber iſt eine Abweichung von dem bisherigen Gange der Dinge erwünſcht. Bisher iſt die Bevorzugung der einen oder andern Form ſehr von Zufälligkeiten abhängig geweſen, von willkürlichen Launen der Sprachmeiſter. Es dürfte jetzt an der Zeit ſein, die in dieſen Dingen gewonnene höhere Einſicht zu verwerthen, möglichſt planmäßig vorzugehen und ſich nach beſtimmten Grundſätzen zu entſcheiden, damit jede Beſeitigung eines Schwankens zugleich eine wirkliche Verbeſſerung ſei. Hier iſt der Punkt, wo das Streben nach bloßer Regelung und das Streben nach Reform einander die Hände reichen können. Mag daher jemand noch ſo conſervativ ſein, mag er noch ſo ſehr vor den Uebelſtänden zurückſchrecken, die radikale Umgeſtaltungen zu-

Digitized by Google

nächst mit sich bringen würden, er muß sich nichtsdestoweniger darüber klar zu werden suchen, welche Umgestaltungen, wenn sie wirklich durchgeführt wären, heilsam sein würden, welche nicht.

Es hat vielleicht nichts so sehr der unbefangenen Beurtheilung Eintrag gethan, als daß man gewöhnlich zwei Fragen nicht gehörig auseinander gehalten hat: wie müßte eine möglichst vollkommene Orthographie beschaffen sein? und wieweit und mit welchen Mitteln ist dieses Ideal jetzt oder in Zukunft durchzuführen? Indem man meist ein sofort zu verwirklichendes Ziel im Auge gehabt hat, ist man einerseits aus Scheu vor zu großen Gewaltsamkeiten nicht dazu gelangt, das Ideal in voller Reinheit hinzustellen, die Grundsätze klar zu bezeichnen, nach denen dasselbe eingerichtet sein müßte, hat man andrerseits das Maß des unmittelbar durchführbaren bei weitem überschritten. Dies ist eine von den Ursachen, weshalb die Beschlüsse der Berliner Konferenz so erfolglos bleiben mußten.

Wir müssen auch wohl unterscheiden zwischen der Frage, wie wir unser Alphabet am besten einrichten würden, wenn wir ganz von vorn anfingen, und der andern, wie wir die überkommenen Mittel am besten verwerthen würden. Darüber ist kaum Streit, daß es sich für uns nur um das letztere handeln kann. Wir werden so wenig, wie es bisher geschehen ist (vgl. oben), neue Zeichen erfinden oder den alten willkürlich eine ganz neue Bedeutung beilegen können. Lassen wir die erste Frage bei Seite, so müssen wir von vorn herein darauf verzichten, darüber zu discutieren, wie etwa dem Uebelstande abzuhelfen ist, daß Buchstabencomplexe wie ch, sch zur Bezeichnung eines einfachen Lautes verwendet werden. Hier giebt es ohne einen ganz gewaltsamen Bruch mit der Tradition keinen Rath. Wir beschränken uns auf die Behandlung derjenigen Reformen, die auf Grundlage des vorhandenen Materiales möglich sind.

Es stehen sich, wie schon bemerkt, zwei Reformrichtungen gegenüber, die sogenannte historische und die phonetische. Ich sage die sogenannte historische; denn in Wahrheit ist diese Richtung sehr unhistorisch, weil sie die Geschichte der letzten Jahrhunderte einfach

Digitized by Google

ignoriren will. Sie hat sich an die Anschauungen J. Grimms angelehnt, die dieser nicht bloß in Bezug auf die Orthographie, sondern in Bezug auf die Sprache selbst hegte. Es ist eine merkwürdige Inconsequenz des Begründers unserer historischen Sprachforschung, daß er, während er der Schulmeisterei Adelungs gegenüber für die Sprache das Recht der freien Entwickelung in Anspruch nimmt, von einem andern Gesichtspunkte aus doch selbst wieder an ihr zum Schulmeister wird, indem er sich mißbilligend über viele Formen des Neuhochdeutschen ausspricht, weil sie mit den von ihm postulirten Gesetzen der Entwickelung nicht im Einklang stehen. Die auf solcher Grundanschauung aufgebaute Richtung mißt daher die neuhochdeutsche Orthographie mit dem Maßstabe der mittelhochdeutschen (übrigens nicht mit der der Handschriften, sondern mit der unserer modernen Ausgaben) und will die erstere wieder möglichst mit der letzteren in Uebereinstimmung setzen. Man soll nach den Lehren vieler Vertreter dieser Richtung zwar tief schreiben, weil es mittelhochdeutsch tief heißt, aber vil, weil es mittelhochdeutsch vil heißt, zwar erwähnen, weil es mittelhochdeutsch erwehenen heißt, aber wänen, weil es mittelhochdeutsch wænen heißt; ferner küssen nach mittelhochdeutsch küssen aber wiszen nach mittelhochdeutsch wizzen. Man ist soweit gegangen, daß man den entschiedenen Widerspruch mit der als mustergültig anerkannten Aussprache nicht scheut, somit also im Sinne der Anschauungen Jacob Grimms die neuhochdeutsche Sprache auf den Standpunkt der mittelhochdeutschen zurückzuschrauben sucht, indem man schreibt sieng, gieng, würken, Küssen, Hilfe, Lewe, Lessel, schepfen, ergetzen 2c.

Die phonetische Richtung dagegen verwirft alle Rücksicht auf den älteren Sprachzustand, sie will lediglich eine genauere Anpassung der Schreibnng an die bestehende Aussprache. Ein consequenter Vertreter derselben wird, wenn er vil, wänen, küssen schreibt, auch tif, erwänen, wissen schreiben.

Beide Richtungen treffen in einigen ihrer Forderungen zusammen, z. B. in Bezug auf die Beseitigung des th. Aber dies Zusammentreffen ist ein rein zufälliges. Man darf darum nicht

Digitized by Google

den fundamentalen Gegensatz übersehen, der zwischen beiden besteht. In weiteren Kreisen scheint man sich darüber nicht sehr klar zu sein. Das zeigen z. B. die vor einiger Zeit in entgegengesetztem Sinne gehaltenen Reden der Abgeordneten Gareis und v. Treitschke. Nach beiden müßte es scheinen, als ob nur die historische Richtung existierte, und dabei wird von Treitschke den Vertretern dieser Richtung vorgeworfen, daß sie Fi für Vieh schreiben wollten, eine Insinuation, die sie mit Entrüstung zurückweisen würden, da es mittelhochdeutsch vihe heißt.

Weder das sogenannte historische noch das phonetische Prinzip kann uns die maßgebende Norm für die bestmögliche Einrichtung unserer Orthographie geben. Wir haben lediglich zu fragen, welche Einrichtung am besten dem Zwecke der Orthographie dient, den wir schon oben deutlich bezeichnet haben. Wir dürfen nicht bloß mit R. v. Raumer sagen, daß die Hauptaufgabe der Orthographie eine praktische ist, vielmehr dürfen wir ihr schlechthin keine andere als eine praktische Aufgabe zugestehen, die Aufgabe, als Ersatz für den mündlichen Verkehr innerhalb einer Sprachgenossenschaft zu dienen. Irgend welche historische oder lautphysiologische Wahrheiten mitzutheilen dürfen wir ihr gar nicht gestatten, wenn dadurch der praktische Zweck beeinträchtigt oder seine Erfüllung erschwert wird.

Von diesem Gesichtspunkte aus müssen wir alle antiquarischen Liebhabereien absolut verwerfen und dürfen lediglich den gegenwärtigen Stand der Sprache berücksichtigen. Wir müssen es um so mehr, weil, wenn wir einmal das Zurückgreifen auf ältere Schreibungen verstatten, gar kein Ende abzusehen ist, bei dem man sich beruhigen müßte, und somit einer schrankenlosen Willkür Thür und Thor geöffnet wäre. Im Allgemeinen ist auch der Einfluß der historischen Schule mehr und mehr zurückgedrängt, was sich unter anderm daran gezeigt hat, daß in die orthographische Konferenz keine strengen Vertreter derselben berufen sind. Aber in einzelnen Punkten sind doch wieder die Konferenzbeschlüsse in die Fehler dieser Schule verfallen und ebenso die neuesten staatlichen Regelbücher und selbst die Regeln des Vereins für deutsche

Digitized by Google

Rechtschreibung, der sonst in maßvoller Weise und mit bestimmten Einschränkungen das phonetische Prinzip vertritt.

Auch diejenige Richtung, welche das phonetische Prinzip zur alleinigen Grundlage unserer Rechtschreibung machen will, ist entschieden zu verwerfen, wie aus unseren früheren Erörterungen zur Genüge hervorgeht. Wer eine einseitige Durchführung dieses Prinzipes für möglich hält, zeigt damit nur, daß seine Einsicht in die Lautverhältnisse eine sehr mangelhafte ist. Nur derjenige kann meinen, daß damit die allein richtige und zweckmäßige Orthographie hergestellt würde, der von der irrigen Anschauung ausgeht, als hätte der Einzelne immer noch die Schreibung jedes Wortes durch eine lautliche Analyse zu finden, während doch die bequeme Handhabung der Schrift nur durch die oben geschilderte Entwickelung ermöglicht wird, in Folge deren dem Einzelnen diese Analyse erspart und ihm für jedes Wort ein fertiges Schriftbild überliefert wird, welches nun eben erlernt werden muß. Der Grad, bis zu welchem die Durchführung des phonetischen Prinzipes zweckmäßig ist, muß mit Rücksicht auf die Nothwendigkeit dieser fertigen Schriftbilder und ihre unvermeidliche Erlernung bestimmt werden.

Die Zweckmäßigkeit einer Orthographie muß sich überhaupt nach zwei Seiten hin zeigen. Erstlich muß sie möglichst so eingerichtet sein, daß aus dem Schriftbilde sofort das gemeinte Wort zu erkennen ist, und zwar nicht bloß seinem Klange, sondern auch seiner Bedeutung nach, daß keine Verwechselung mit einem anderen Worte möglich ist. Zweitens muß sie möglichst leicht zu erlernen und zu behalten sein. Das erstere wird durch das Bedürfniß des Lesens, das letztere durch das Bedürfniß des Schreibens gefordert.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist es zweifellos, daß der gleichen Bedeutung jedenfalls so lange die gleiche Schreibung entsprechen muß, als dadurch nicht nach einer andern Seite hin eine Unzweckmäßigkeit entsteht. Daher ist die Einschränkung des phonetischen Prinzips durch das Analogieprinzip innerhalb der bezeichneten Grenzen schlechthin als etwas sehr heilsames zu bezeichnen. Wenn wir nicht **Tak, schriep, Man, Veter, lank—laṅṅe,**

Digitized by Google

schreibm, sagñ, sondern Tag, schrieb, Mann, Väter, lang—lange, schreiben, sagen recipieren, so wird dadurch sowohl das Erfassen des Sinnes beim Lesen, als das Niederschreiben erleichtert, indem die Bedeutung und das Schriftbild unmittelbar an einander erinnern, ohne daß die Vorstellung der möglichen lautlichen Differenzen störend dazwischen tritt. Wir haben also an der wohlthätigen Herrschaft dieses Analogieprinzipes in unserer jetzigen Orthographie durchaus nicht zu rütteln, keine Schreibungen wie brante, gebrant, bestimt, bestelt, gewant, gesant einzuführen. In Fällen wie Mann, Stamm kommt noch hinzu, daß durch die Doppelschreibung auch die Quantität des voraufgehenden Vokales außer Zweifel gesetzt wird. Einigermaßen zweifelhaft kann man in Bezug auf sammt—samt sein, weil der Zusammenhang mit zusammen kein so enger ist. Aber die erstere Schreibung geradezu zu verpönen liegt kein Grund vor. Mit dem preußischen Regelbuche wäscht und närrischte statt wäschst und närrischste zu schreiben, kann nicht für einen glücklichen Griff gelten. Man dürfte mit demselben Rechte auch Schreibungen empfehlen wie du hälst, gilst, der tausenste, reizenste, Winsbraut. Es ist auch nicht einzusehen, warum die meisten unter den neuesten Regelbüchern bei den Ableitungen auf -inn und -niß das Prinzip durchbrechen, Königin, Betrübnis als die einzig berechtigten Schreibungen hinstellen. Zuzugeben ist allerdings, daß man sich bei den häufigen Ableitungssilben leichter an den Wechsel gewöhnt als bei einzelnen Wörtern.

Das Analogieprinzip darf nicht mit dem historischen Prinzip verwechselt werden. Es stellt sich durchaus auf den Standpunkt des gegenwärtig bestehenden Sprachgefühls. Lediglich nach diesem haben wir zu beurtheilen, wo es zur Anwendung kommen muß. Es darf sich insbesondere keine Einschränkungen durch die unter allen Umständen unberechtigte Einmischung des historischen Prinzips gefallen lassen. Es geht uns z. B. gar nichts an, ob im Mittelhochdeutschen von müezen, wizzen das Präteritum muoste wiste lautete, wir müssen jetzt die Schreibung des Präteritums von müssen, wissen mit der des Präsens in Uebereinstimmung bringen.

Digitized by Google

Wenn der Verein für deutsche Rechtschreibung empfiehlt herschen und Herschaft zu schreiben, so ist er dadurch bestimmt, daß beide nicht aus Herr, sondern aus hehr abgeleitet sind; das geht uns aber wieder gar nichts an, das Sprachbewußtsein setzt sie jetzt in Beziehung zu Herr. Wenn das preußische Regelbuch vorschreibt Beredsamkeit zu schreiben, weil das Wort nicht von beredt abgeleitet sei, so fällt das unter dieselbe Kategorie. Gegenwärtig ist Beredtsamkeit das substantivische Correlat zu beredt. Außerdem ist dabei gar nicht berücksichtigt, daß man, wenn man beredt —Beredsamkeit vorschreibt, damit für das erstere die Aussprache mit kurzem, für das letztere die mit langem e empfiehlt. Wenigstens nach allen sonstigen Analogieen müßte man so lesen. So viel aber ist doch wohl sicher, daß, wer beredt mit kurzem e spricht, Beredtsamkeit nicht mit langem spricht. So ist es denn auch mit der schon von Adelung aufgestellten und seitdem immer wiederholten Behauptung, daß darum allmählich mit ch zu schreiben sei, weil es aus allmächlich entstanden sei, sehr mißlich bestellt. Man darf nur fragen: ist die Aussprache allmählicher oder allmähliger ꝛc. die üblichere. Fällt die Entscheidung zu Gunsten von allmähliger aus (nach meinen Beobachtungen ist das der Fall), so muß man allmählig schreiben. Denn jeder, wer allmähliger spricht, fühlt in dem Worte nicht die Ableitungssilbe -lich, sondern -ig. Auch adlig, billig, eklig, untadlig, unzählig, völlig sind früher adellich, billich, ekellich, untadellich, unzähllich, völlich, haben sich aber jetzt an die Analogie der Wörter auf -ig angeschlossen. Der Verein für deutsche Rechtschreibung will wirklich bei zweien (adlich, eklich) die alte Schreibung zurückführen. Zu dergleichen Liebhabereien ist Gelegenheit genug geboten, und man sieht gar kein Ende ab, wenn man sich nicht gleich prinzipiell gegen jeden Ansatz dazu wehrt.

Soweit es das Analogieprinzip erfordert, ist an der Verwendung verschiedener Zeichen für den gleichen Laut nicht zu rütteln. Aber in jedem andern Falle ist sie ein entschiedener Nachtheil. Das Erlernen und Behalten der Orthographie wird dadurch erheblich erschwert. Außerdem aber liegt eben in dieser Ueberbür-

Digitized by Google

dung des Gedächtnisses die Hauptveranlassung zu orthographischen Fehlern. Und solche Fehler können, wenn sie häufig vorkommen, die Regel selbst ins Schwanken bringen. Eine Vereinfachung der Orthographie nach dieser Seite hin ist daher nicht nur eine Entlastung des Gedächtnisses, sondern beseitigt zugleich die Gefahr der Entstehung von Schwankungen.

Es wäre in dieser Sache gar kein Streit möglich, wenn das Vorhandensein mehrfacher Zeichen nicht auch irgend einen Vortheil gewährte. Dieser besteht darin, daß dadurch der verschiedene Sinn gleichlautender Wörter sofort kenntlich gemacht werden kann. Hier treten die beiden Rücksichten, die für die zweckmäßige Einrichtung der Orthographie in Betracht kommen, in Widerstreit mit einander, und deswegen liegt hier der Punkt, wo der Streit der Meinungen am schwersten beizulegen sein wird.

Gewähren solche Unterscheidungen wie **Thon—Ton**, **mahlen—malen**, **Weise—Waise** wirklich einen so großen Vortheil, daß der damit verknüpfte Nachtheil dadurch aufgewogen würde? Ich zweifle kaum daran, wollte man eine Volksabstimmung darüber veranstalten, so würde die Majorität die Frage bejahen. Aber dabei ist eine Selbsttäuschung im Spiele, die überhaupt die unbefangene Beurtheilung der orthographischen Dinge im höchsten Grade beeinträchtigt. Wer sich schon an eine bestimmte Orthographie gewöhnt hat, dem ist allerdings jede Abweichung davon zunächst störend, zumal wenn sie ihm unerwartet kommt. Das ist allerdings ein wichtiges Moment gegen die Vornahme plötzlicher gewaltsamer Aenderungen. Aber wenn wir uns ein Urtheil über die Zweckmäßigkeit der Schreibung an sich bilden wollen, müssen wir durchaus davon absehen. Wer an unsere heutige Orthographie gewöhnt ist, wird allerdings bei **malen** zunächst an die Thätigkeit des **Malers**, bei **mahlen** an die des **Müllers** denken. Wem aber von Anfang an nur die eine Schreibweise für beide Thätigkeiten überliefert würde, der würde, wenn er das Wort im Zusammenhange läse, nicht leicht über die Bedeutung zweifelhaft sein können, auch nicht einmal einen Augenblick; denn es würde ihm immer diejenige Bedeutung zuerst einfallen, auf die

Digitized by Google

er durch den ganzen Gedankenkreis hingeführt wird, in dem sich das, was er liest, bewegt, und es wird ihm kaum zum Bewußtsein kommen, daß das Wort auch noch etwas ganz anderes bedeuten kann. Wenn Mißverständnisse bei den betreffenden Wörtern so leicht zu befürchten wären, so müßten sie ja in der mündlichen Rede, wo die Unterscheidung wegfällt, häufig vorkommen. Außerdem giebt es viele gleichlautende Wörter, die in der Schreibung nicht unterschieden werden, ohne daß sich das als ein besonderer Uebelstand geltend machte, vgl. z. B. Acht, ein, kosten, wahre(n), weise(n); selbst solche Wörter, bei denen eine Unterscheidung mit den üblichen Mitteln sich hätte herausbilden können, wie Kiel, laden, Leiter, Ohm, Schnur, Thor, Weide. Und wäre das Bedürfniß wirklich so dringend, so müßte man auch die verschiedenen Bedeutungen des gleichen Wortes unterscheiden, wie es in wieder —wider, das—daß wirklich geschehen ist. Durch den geringen Vortheil, den die Möglichkeit der Unterscheidung in einzelnen Fällen bietet, sollte man sich daher nicht abhalten lassen, die Beseitigung aller mehrfacher Bezeichnungsweisen für den gleichen Laut, soweit sie nicht durch die Analogie geboten sind, als wünschenswerth hinzustellen.

Man muß sich denn also für eine unter den im Gebrauche befindlichen Schreibungen entscheiden. Welche darunter vorzuziehen ist, kann kaum in irgend einem Falle zweifelhaft sein. Daß man z. B. die Doppelheit t—th nicht durch Verallgemeinerung des th, sondern durch Verallgemeinerung des t zu beseitigen haben würde, liegt auf der Hand, und in dieser Richtung ist schon manches geschehen; im vorigen Jahrhundert schrieb man z. B. noch bethen, Gebeth, biethen, Gothe, Huth, Niethe. Auch wird man nicht daran denken, f durch v, sondern nur v durch f zu verdrängen, falls überhaupt in dieser Richtung einmal etwas geschehen kann.

Nach dieser Seite hin liegen die Hauptübelstände unserer Orthographie. Dagegen von dem entgegengesetzten Uebel, der Bezeichnung verschiedener Laute durch gleiche Zeichen, haben wir für unser praktisches Bedürfniß nicht viel zu leiden und brauchen

Digitized by Google

uns um die theoretischen Liebhabereien gewisser Phonetiker wenig zu kümmern. Es ist hauptsächlich nur der Mangel von Quantitäts- und Accentbezeichnung, der einige Nachtheile mit sich bringen kann.

Die Längenbezeichnung ist der heikligste Punkt unserer Orthographie. Aber die Schäden liegen auch hierbei nicht sowohl im Mangel, als im Luxus. Die angemessenste Reform würde es wohl sein, wenn ein einfaches Längezeichen gleichmäßig für alle Vokale eingeführt würde. Es ist aber sehr unwahrscheinlich, daß es je gelingen würde, sich über ein solches Zeichen zu einigen. Alle Reformbestrebungen laufen auch zunächst darauf hinaus, die jetzige inconsequente Verwendung verschiedenartiger Dehnungszeichen zu beseitigen. Wir müssen uns daher klar zu machen suchen, ob und wieweit die Dehnungszeichen ein Bedürfniß sind.

In den meisten Fällen sind sie es auch für den der Sprache unkundigen nicht, weil nämlich die Kürze sich aus einem negativen Kennzeichen ergiebt, dem Unterbleiben der Doppelschreibung des folgenden Consonanten, z. B. in stehlen, Aale, Staare, mahnen gegenüber stellen, alle, starre, Mannen. Keine volle Sicherheit hat man bei einsilbigen Wörtern, die am Ende mit einfachem Consonanten geschrieben werden. Aber auch hier ist der Unterschied bei allen Substantiven, Adjectiven und Verben durchgeführt, vgl. stahl—Stall, Aal - all, Staar—starr. Eine Ausnahme macht nur bin. Sonst sind es nur einige Pronomina und Partikeln, die kurzen Vokal vor einfach geschriebenem Consonanten haben, wie das, des, man, in, mit, hin, zum ꝛc., die selbst der Ausländer leicht merken kann. Das muß er aber bei der gegenwärtig bestehenden Orthographie gerade so gut thun wie bei einer solchen, welche alle Dehnungszeichen abgeschafft hat. Ferner kann man zweifelhaft sein vor Consonantenverbindungen. Im allgemeinen zwar ist hier der Vokal kurz, aber namentlich vor st, rt, rd kann auch Länge vorkommen, ferner in solchen Formen, die aus anderen mit einfachem Consonanten abgeleitet sind. Was die letzteren betrifft, so schließt in vielen Fällen das unterscheidende

Digitized by Google

Kennzeichen der Doppelschreibung jeden Zweifel aus, vgl. Fälle wie stammte, brannte, harrte. Wo die Doppelschreibung fehlt kann nur der der Sprache ganz unkundige zweifelhaft sein Nur für denjenigen, der nicht einmal merkt, daß spielst, spielt, spielte Verbalformen sind, daß Spielwerk, Stahlfeder Composita sind, kann das Dehnungszeichen nöthig sein, um die Länge des Vokals zu erkennen. Um so weniger kann man hieraus einen Grund für Beibehaltung des Dehnungszeichens in seiner jetzigen Ausdehnung entnehmen, weil es doch in einer Menge von Fällen fehlt, vgl. z. B. brätst, bläst, schläft, rust, hörst, hört, hörte, gehört, holst, holt, holte, geholt, Schlafkammer, Hörsal, lesbar. Eher erforderlich wäre die Bezeichung der Länge in den Fällen, wo die Analogie der Formen mit einfachem Consonanten nicht im Spiele ist. Aber gerade hier unterbleibt sie so gut wie durchaus, vgl. Art, Bart, Scharte, zart, Schwert, werth, Erde, Herd, Pferd, werden, Ostern, Husten, nicht anders wie hart, Garten, Gerte, Post, Brust. In einigen Fällen, wo die Consonantenverbindung erst spät durch die Ausstoßung eines e entstanden ist, ist die Länge des Vokals durch Beibehaltung des sonst für den weichen Laut gebrauchten Zeichens zu erkennen. Wenn wir nämlich von einigen, allerdings störenden Fällen absehen (Abt, hübsch, ab, ob), so geht die Länge vor g, d, b durch, und wir erkennen sie daher gleich in Magd, Vogt, Krebs, Obst. Wenn man daher diese Schreibungen beibehält, braucht man sich auch nicht an Pabst und Probst zu ärgern.

Noch drei Fälle verdienen hervorgehoben zu werden, in denen die Unterscheidung zwischen Kürze und Länge mangelt, weil ein zusammengesetztes Zeichen angewendet wird, bei dem die Doppelsetzung gänzlich unüblich ist. Es sind die Zeichen ſz, ch, und sch, die hier in Betracht kommen. Rücksichtlich des ersteren ist für den Inlaut dadurch geholfen, daß man anstatt der Gemination desselben ſſ verwendet. Für den Auslaut mangelt aber in der gewöhnlichen Orthographie noch die Unterscheidung. Sie würde erzielt werden, wenn es gelänge die schon vor langer Zeit von Heyse

Digitized by Google

empfohlene und neuerdings namentlich von G. Michaelis eifrig verfochtene Verwendung von ſs nach kurzem Vokale durchzuſetzen, wodurch zugleich dem Analogieprinzipe beſſer genügt werden würde. Ein derartiger Ausweg ſteht aber bei ch nicht zu Gebote. Man ſchreibt ſprach, Sprache, ſprächen, hoch, Buch wie Bach, Sache, rächen, Loch, Spruch. Nur e nach i, aber weder ein h, noch Vokalverdoppelung wird hier je angewendet. Vor ſch iſt allerdings die Kürze ganz überwiegend.

Wir ſehen demnach, daß uns unſer complicirtes Syſtem der Längenbezeichnung gerade in ſolchen Fällen im Stiche läßt, wo man noch am erſten ein Bedürfniß anerkennen könnte.

Aber noch ein Moment iſt geltend gemacht, weshalb die Beibehaltung der Dehnungszeichen wenigſtens nach i und e wünſchenswerth ſei, die dadurch bewirkte Hervorhebung der Wurzelſilben gegenüber den unbetonten Vorſilben. Dies Moment iſt maßgebend für die Beſchlüſſe der Berliner Konferenz geweſen. Irgend welches Gewicht kann man demſelben wieder nur dann beilegen, wenn man das Bedürfniß des Ausländers im Sinne hat. Keinem, der die Sprache kennt, würde es einfallen, etwa béſeln, bégeren, békeren, gédigen, béſigen zu leſen, ſo wenig wie er géleſen, géweſen lieſt. Von Verwechſelungen, die durch Weglaſſung des Dehnungszeichens möglich werden würden, fällt mir keine andere ein als die ſchon von Raumer angeführte, entehrt—entert. Dagegen in einem andern Falle Gebet—gebet iſt die Verwechſelung jetzt ſchon möglich.

Noch eins verdient erwogen zu werden. Wenn wir, dem Verdeutlichungsbeſtreben nachgebend, in einigen Fällen das Dehnungszeichen beibehalten, ſo ſind wir mehrfach durch das Analogieprinzip genöthigt, dasſelbe noch auf weitere verwandte Formen auszudehnen. Wenn wir hohle, mahlen, Mehl, Rahm, wahr, befehlen, hehlen, nehmen, ſtehlen ſchreiben, ſo müſſen wir auch hohl, Mühle, rühmen, Wahrheit, bewähren, befahl, befohlen, verhohlen, nahm, Einnahme, ſtahl, geſtohlen, Diebſtahl ſchrei-

Digitized by Google

ben. So führt die eine Inconsequenz eine Reihe von andern im Gefolge.

Alles, was gewöhnlich zur Vertheidigung unseres jetzigen Systemes der Längenbezeichnung vorgebracht wird, beruht auf der schon gekennzeichneten, aus der Gewohnheit entspringenden Selbsttäuschung. Eine radikale Beseitigung aller Dehnungszeichen ist durchaus erstrebenswerth. Eine wirklich zweckgemäße Bezeichnung der Länge, die für das gewöhnliche Bedürfniß nicht erforderlich ist, müßte erst auf ganz neuer Grundlage geschaffen werden.

Es kann hier nicht unsere Absicht sein, das Idealbild einer verbesserten Orthographie bis in alle Einzelheiten hinein festzustellen. Es kam nur darauf an, die Grundsätze klarzulegen, nach denen dasselbe unserer Ueberzeugung nach zu gestalten ist. Es muß noch hervorgehoben werden, daß eine solche consequente Durchführung einfacher Grundsätze, wie wir sie hier empfohlen haben, das einzige Schutzmittel gegen die willkürlichen Launen der Regelmacher, das einzige Heilmittel für das rathlose Hin- und Herschwanken sein würde, daß sie zugleich dem Einzelnen den eventuellen Uebergang zu einer neuen Schreibweise sehr leicht machen würde. Gewiß kann man es niemandem verdenken, wenn er sich sträubt etwas immer noch complicirtes Neues zu lernen, über dessen Berechtigung er sich keine Rechenschaft zu geben im Stande ist.

So wünschenswerth aber auch die Durchführung einer Reform in dem angegebenen Sinne sein würde, so muß doch jeder Gedanke an eine gewaltsame Octroyierung von vornherein abgewiesen werden.

Eine Reform hat nur dann Aussicht auf allgemeine Annahme, wenn sie der Neigung des Publikums und den Interessen des Buchhandels nicht zuwiderläuft. Die Uebelstände, welche neuerdings durch das Verfahren verschiedener deutscher Regierungen hervorgerufen sind, sind schon vielfach erörtert worden. Dieselben würden keineswegs vollständig beseitigt werden, wenn es etwa durchgesetzt würde, daß sich die Staaten des deutschen Reiches zur Anerkennung eines der verschiedenen Regelbücher vereinigten. Es

Digitized by Google

wäre sehr zu beklagen, wenn, sei es auch nur in wenigen Punkten, ein klaffender Riß zwischen dem Reiche einerseits und Oesterreich, der Schweiz, Deutsch-Amerika anderseits entstände. Wir dürfen nicht zu zuversichtlich darauf pochen, daß es uns gelingen würde die außerhalb des Reiches stehenden Deutschen in dieser Hinsicht zu tyranniſiren. Schlimmer aber noch ist die Kluft zwischen Schule und Literatur. Die Schule hat unserer Ueberzeugung nach gar nichts zu reformiren. Wenn sie es versucht, überschreitet sie ihre Competenz, und wenn sie es darüber unterläßt das wirklich übliche zu lehren, so versäumt sie eine Pflicht, welche sie der Gesammtheit gegenüber hat. Die Abweichungen der Regelbücher von dem bisher üblichen sind zwar nicht so bedeutend, wie sie vielfach verschrieen werden. Es ist auch möglich, daß sie sich, wenn die Presse sich nachgiebig zeigt, allmählig in etwas weiteren Kreisen einbürgern werden. Aber unter allen Umständen werden die Zustände nicht verbessert, sondern verschlechtert werden. Wie oben an verschiedenen Beispielen gezeigt ist, liegt den eingeführten Neuerungen durchaus kein klares Prinzip zu Grunde. Sie sind zum Theil entschiedene Verschlechterungen. Und wo man sie etwa als Verbesserungen betrachten könnte, da ist die Grenze, bis zu der man gegangen ist, ganz willkürlich gezogen. Sie werden sich niemals die Anerkennung derjenigen erwerben, die selbständig über den Gegenstand nachdenken. Sie werden, weil sie sich nicht leicht genug einprägen, die Häufigkeit der unabsichtlichen Verstöße gegen die Regel nur vermehren. Sie können, so sehr sie die Menge derer, die sich in ihrer Gewohnheit durchaus nicht stören lassen wollen, gegen sich aufbringen, doch eben so wenig diejenigen befriedigen, welche eine durchgreifende Reform wünschen. Das Experimentiren auf diesem Gebiete wird ruhig weiter gehen. Die Folge davon wird sein, daß man sich über kurz oder lang genöthigt sehen wird, neue Regelbücher auszugeben und den nach vielen Seiten hin so nachtheiligen schroffen Uebergang, wie er jetzt gemacht werden soll, zu wiederholen.

Was läßt sich nun diesen mißlichen Verhältnissen gegenüber positives thun? Das erste, was meiner Ueberzeugung nach geschehen

Digitized by Google

müßte, bevor irgend eine Art von officiellem Eingreifen stattfinden dürfte, ist die Erzielung einer Einigung in den maßgebenden Kreisen über die Grundsätze, nach denen eine durchgreifende Reform eventuell vorgenommen werden könnte, nach denen eine Regelung der schon weiter verbreiteten Schwankungen unter allen Umständen angestrebt werden müßte. Gegenwärtig sind wir noch nicht so weit, wenn sich auch die Anschauungen gegen früher merklich geklärt haben.

Erst auf Grundlage einer solchen Einigung könnte man versuchen ein Regelbuch aufzustellen. Dies Regelbuch müßte aber wesentlich anders beschaffen sein, als diejenigen, die man uns jetzt octroyiert hat. Es müßte zunächst eine genaue Angabe des wirklich üblichen enthalten. Dabei müßten also auch alle Schwankungen unparteiisch verzeichnet werden, und zwar eventuell mit Auszeichnung der verbreiteteren Schreibweise. Natürlich auf willkürliche Launen Einzelner kann keine Rücksicht genommen werden.

Hierzu dann eine Angabe darüber, was nach den angenommenen Grundsätzen das empfehlenswerthere ist. Nirgends darf die Entscheidung in der Form eines Befehles, sondern nur immer in der Form eines Rathes auftreten. Selbstverständlich wäre von Zeit zu Zeit eine Revision nöthig, und mit Hülfe solcher Revisionen könnte man nach und nach etwas weiter kommen.

Die Unterstützung eines solchen Regelbuches durch die Autorität der Staatsgewalt ist nicht erforderlich, vielleicht kaum wünschenswerth. Am berufensten, einem Regelbuche Nachdruck zu geben, wäre eine freie Vereinigung der deutschen Verlagsbuchhandlungen. Von Seiten der Regierungen brauchte weiter nichts zu geschehen als eine Zurücknahme ihrer störenden Verordnungen. Ohne diese Zurücknahme werden wir freilich nicht vom Flecke kommen.

Auf diesem Wege würde es möglich sein zu geordneten Verhältnissen zu gelangen, ohne daß der Einzelne unter Gewaltsamkeiten zu leiden hätte. Eine durchgreifende Reform würde allerdings zunächst nicht erzielt werden. Daß aber damit für immer

Digitized by Google

wäre sehr
ein klaffend
der Schwei
nicht zu zu
die außerhal
tyranniſiren.
und Literatu
nichts zu ref
Competenz, u
zu lehren, ſo
gegenüber hat
üblichen ſind
werden. Es i
nachgiebig zeig
werden. Aber
verbeſſert, ſond
Beiſpielen gezei
kein klares Prin
Verſchlechterung
trachten könnte,
ganz willkürlich
derjenigen erwerb
Sie werden, weil
keit der unabſicht
Sie können, ſo ſe
heit durchaus ni
doch eben ſo weni
fende Reform wün
wird ruhig weiter
ſich über kurz oder
auszu

Digitized by Google

Ueber

den Chorgesang

in der

evangelischen Kirche

Von

R. v. Liliencron,
in Schleswig.

Berlin SW.

Verlag von Carl

Gegen-
ist dabei
bickelung
Wesens
chtspunkte
ges. Seit
Kirche die
gen, bis auf
auf vereinzelte
Gemeinden am
trägt auch die
enen Richtungen,
lgen Jahrhundert
usik jede von ihrem
gestanden: die ortho-
der strengen Kirchlichkeit
chen Element der Kunst
chtete; die rationalistische,
ist nicht mit jener nüchter-
en, in welcher sie das Heil
einte. Hören wir doch auch
hnlicher Art gegen jede Kirchen-
Gemeindegesang hinausgeht. Die

Digitized by Google

darauf verzichtet wäre, läßt sich nicht behaupten. Es wird dem Einzelnen nach wie vor frei stehen zunächst in Werken, die für einen engeren Kreis bestimmt sind, weitergehende Reformen zu versuchen und an seinem Theile dazu beizutragen richtige Anschauungen über den Gegenstand zu verbreiten. Vorausgesetzt, daß alle diese Bestrebungen sich allmählig auf das gleiche verständige Ziel vereinigen, werden sie vermuthlich auch nicht ohne Erfolg bleiben. Sollten sie aber an dem Widerstande der großen Mehrheit scheitern, so wird man sich eben in die Nothwendigkeit fügen müssen. Ein Fortschritt zum besseren, wenn auch noch so langsam, wäre auf alle Fälle gesichert.

Anmerkungen.

1) Anderer Ansicht ist R. v. Raumer, der in dem h ein Dehnungszeichen sieht und es deshalb vor kurzem Vokal und Diphthongen abgeschafft und nur vor einfachem langen Vokal beibehalten wissen will, also Teil, vertheidigen, aber That, Thräne. Diese Auffassung widerlegt sich durch den einfachen Einwand, daß es dann neben einem Diphthongen überhaupt niemals eingetreten sein könnte, und noch weniger neben kurzem Vokal wie in Wirth, Thurm. Noch weniger ist zu begreifen, warum Raumer das th gerade nur im Anlaut befürwortet, während er es im In- und Auslaut ganz verwirft. Wir können darin nur eine Marotte des sonst hochverdienten Mannes sehen, und man muß sich im hohen Grade darüber verwundern, daß eine solche Marotte von Staatswegen der ganzen Nation aufgedrungen werden soll.

(576) Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

Digitized by Google

Ueber

den Chorgesang

in der

evangelischen Kirche.

Von

R. v. Liliencron,
in Schleswig.

Berlin SW. 1880.

Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

darauf verzichtet wäre, läßt sich nicht behaupten. Es wird dem Einzelnen nach wie vor frei stehen zunächst in Werken, die für einen engeren Kreis bestimmt sind, weitergehende Reformen zu versuchen und an seinem Theile dazu beizutragen richtige Anschauungen über den Gegenstand zu verbreiten. Vorausgesetzt, daß alle diese Bestrebungen sich allmählig auf das gleiche verständige Ziel vereinigen, werden sie vermuthlich auch nicht ohne Erfolg bleiben. Sollten sie aber an dem Widerstande der großen Mehrheit scheitern, so wird man sich eben in die Nothwendigkeit fügen müssen. Ein Fortschritt zum besseren, wenn auch noch so langsam, wäre auf alle Fälle gesichert.

Anmerkungen.

1) Anderer Ansicht ist R. v. Raumer, der in dem h ein Dehnungszeichen sieht und es deshalb vor kurzem Vokal und Diphthongen abgeschafft und nur vor einfachem langen Vokal beibehalten wissen will, also Teil, vertheidigen, aber That, Thräne. Diese Auffassung widerlegt sich durch den einfachen Einwand, daß es dann neben einem Diphthongen überhaupt niemals eingetreten sein könnte, und noch weniger neben kurzem Vokal wie in Wirth, Thurm. Noch weniger ist zu begreifen, warum Raumer das th gerade nur im Anlaut befürwortet, während er es im In- und Auslaut ganz verwirft. Wir können darin nur eine Marotte des sonst hochverdienten Mannes sehen, und man muß sich im hohen Grade darüber verwundern, daß eine solche Marotte von Staatswegen der ganzen Nation aufgedrungen werden soll.

(576) Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

Digitized by Google

Ueber

den Chorgesang

in der

evangelischen Kirche.

Von

R. v. Liliencron,

in Schleswig.

Berlin SW. 1880.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

darauf verzichtet wäre, läßt sich nicht behaupten. Es wird dem Einzelnen nach wie vor frei stehen zunächst in Werken, die für einen engeren Kreis bestimmt sind, weitergehende Reformen zu versuchen und an seinem Theile dazu beizutragen richtige Anschauungen über den Gegenstand zu verbreiten. Vorausgesetzt, daß alle diese Bestrebungen sich allmählig auf das gleiche verständige Ziel vereinigen, werden sie vermuthlich auch nicht ohne Erfolg bleiben. Sollten sie aber an dem Widerstande der großen Mehrheit scheitern, so wird man sich eben in die Nothwendigkeit fügen müssen. Ein Fortschritt zum besseren, wenn auch noch so langsam, wäre auf alle Fälle gesichert.

Anmerkungen.

1) Anderer Ansicht ist R. v. Raumer, der in dem h ein Dehnungszeichen sieht und es deshalb vor kurzem Vokal und Diphthongen abgeschafft und nur vor einfachem langen Vokal beibehalten wissen will, also Teil, vertheidigen, aber That, Thräne. Diese Auffassung widerlegt sich durch den einfachen Einwand, daß es dann neben einem Diphthongen überhaupt niemals eingetreten sein könnte, und noch weniger neben kurzem Vokal wie in Wirth, Thurm. Noch weniger ist zu begreifen, warum Raumer das th gerade nur im Anlaut befürwortet, während er es im In- und Auslaut ganz verwirft. Wir können darin nur eine Marotte des sonst hochverdienten Mannes sehen, und man muß sich im hohen Grade darüber verwundern, daß eine solche Marotte von Staatswegen der ganzen Nation aufgedrungen werden soll.

(576) Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

Digitized by Google

Ueber

den Chorgesang

in der

evangelischen Kirche.

Von

R. v. Liliencron,
in Schleswig.

Berlin SW. 1880.

Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

darauf verzichtet wäre, läßt sich nicht behaupten. Es wird dem Einzelnen nach wie vor frei stehen zunächst in Werken, die für einen engeren Kreis bestimmt sind, weitergehende Reformen zu versuchen und an seinem Theile dazu beizutragen richtige Anschauungen über den Gegenstand zu verbreiten. Vorausgesetzt, daß alle diese Bestrebungen sich allmählig auf das gleiche verständige Ziel vereinigen, werden sie vermuthlich auch nicht ohne Erfolg bleiben. Sollten sie aber an dem Widerstande der großen Mehrheit scheitern, so wird man sich eben in die Nothwendigkeit fügen müssen. Ein Fortschritt zum besseren, wenn auch noch so langsam, wäre auf alle Fälle gesichert.

Anmerkungen.

1) Anderer Ansicht ist R. v. Raumer, der in dem h ein Dehnungszeichen sieht und es deshalb vor kurzem Vokal und Diphthongen abgeschafft und nur vor einfachem langen Vokal beibehalten wissen will, also Teil, vertheidigen, aber That, Thräne. Diese Auffassung widerlegt sich durch den einfachen Einwand, daß es dann neben einem Diphthongen überhaupt niemals eingetreten sein könnte, und noch weniger neben kurzem Vokal wie in Wirth, Thurm. Noch weniger ist zu begreifen, warum Raumer das th gerade nur im Anlaut befürwortet, während er es im In- und Auslaut ganz verwirft. Wir können darin nur eine Marotte des sonst hochverdienten Mannes sehen, und man muß sich im hohen Grade darüber verwundern, daß eine solche Marotte von Staatswegen der ganzen Nation aufgedrungen werden soll.

(576) Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

Digitized by Google

Ueber

den Chorgesang

in der

evangelischen Kirche.

Von

R. v. Liliencron,
in Schleswig.

Berlin SW. 1880.

Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Digitized by Google

Wenn der Chorgesang in der evangelischen Kirche zum Gegenstande der nachfolgenden Betrachtung gemacht wird, so ist dabei nicht die Absicht, eine geschichtliche Darstellung seiner Entwickelung als solche zu geben oder eine kritische Betrachtung seines Wesens und Werthes vom kirchlichen oder vom ästhetischen Gesichtspunkte aus anzustellen. Das Ziel ist vielmehr ein rein praktisches. Seit länger als einem Jahrhundert ist in der evangelischen Kirche die Chormusik völlig verklungen und verschollen; verklungen, bis auf einzelne rühmenswerthe Ausnahmen, verschollen, bis auf vereinzelte Wiederherstellungsversuche. Theils hat es den Gemeinden am Sinn oder an den Mitteln dafür gefehlt, theils trägt auch die Geistlichkeit die Schuld daran. Denn die verschiedenen Richtungen, welche sich in der evangelischen Kirche im vorigen Jahrhundert bekämpften oder ablösten, haben der Kirchenmusik jede von ihrem Standpunkt aus kühl ja ablehnend gegenübergestanden: die orthodoxe, weil sie darin eine Beeinträchtigung der strengen Kirchlichkeit sah; die pietistische, weil sie in dem sinnlichen Element der Kunst eine Störung der frommen Andacht fürchtete; die rationalistische, weil sich die Gefühlserregung der Kunst nicht mit jener nüchternen Verständigkeit zu vertragen schien, in welcher sie das Heil der Menschheit zu erblicken vermeinte. Hören wir doch auch heute noch oft genug Einwürfe ähnlicher Art gegen jede Kirchenmusik, welche über Orgelspiel und Gemeindegesang hinausgeht. Die

Digitized by Google

Mehrzahl der Menschen aber, von solchen Vorurtheilen nicht befangen, empfindet es als eine schmerzliche Einbuße, daß die evangelische Kirche diesen edelen Schmuck der Kunst verloren hat, und dies Bedauern hat sich erheblich gesteigert, seitdem das rückwärts gewendete Auge der Musik die Schätze der alten Kirchenmusik so zu sagen wie ein verlorenes Land wieder entdeckt hat; seitdem wenigstens in unseren Concertsälen die herrlichen Schöpfungen Joh. Sebast. Bach's wieder erklingen; seitdem in den katholischen Kirchen Süddeutschlands die Messen Palestrina's und Orlando's und ihrer Nachfolger aus langem Todesschlaf zu neuem Leben erwacht sind. Da hat sich denn schon längst mancher Gedanke der Frage zugewandt, ob es nicht möglich sei, und in welchen Formen, mit welchen Mitteln: auch in der evangelischen Kirche die Chormusik wieder in ihre alten Rechte einzusetzen. Auf diese praktische Frage nun eine praktische Antwort zu finden, das ist das Ziel der gegenwärtigen Betrachtung. Wenn sie sich gleichwohl vielfach auf dem Boden einer geschichtlichen Darstellung bewegt, so geschieht das nur deswegen, weil der einzige zuverlässige Lehrmeister des Zukünftigen auf diesem Gebiete wie auf anderen die Vergangenheit ist, mit ihren Irrthümern nicht minder als mit ihren Wahrheiten.

Die Frage, um welche es sich also handelt, weist uns zwei Seiten, die zwar untrennbar mit einander verbunden sind, doch aber jede für sich erwogen sein wollen. Zuerst nämlich wird festzustellen sein, was in der evangelischen Kirche den Gegenstand und Inhalt der Chormusik bilden und welche Musik innerhalb der evangelischen Liturgie zur Ausführung kommen solle; demnächst wird es sich dann fragen, wie die für solche Aufgabe nöthigen musikalischen Mittel geschafft werden können. Dadurch ist der Gang der folgenden Erörterungen vorgezeichnet.

Digitized by Google

I.

Als die evangelische Kirche im 16. Jahrhundert, — wir können genauer sagen als sie 1523 begann, ihre gottesdienstlichen Formen festzustellen, fand sie in der älteren Kirche eine Reihe in Hinsicht auf die liturgisch-musikalischen Elemente verschieden gestalteter Gottesdienste vor: die Messe und innerhalb der Messe, den Gesang der Sequenzen, Tracte, Hymnen, des Tedeum; als besondere Form der Messe das Requiem; ferner die Horen, namentlich die Metten mit dem Psalmengesang, die Vespern mit dem Gesang des Magnificat; dazu die eigenartig gebildeten Gottesdienste der Charwoche mit den Lamentationen, der Passion u. s. w. Die junge Kirche nahm anfänglich mit wenigen Aenderungen, welche die musikalische Seite der Sache unberührt ließen, dies Alles in sich auf; sie hat auch später eigentlich nichts davon grundsätzlich abgeschafft, wohl aber das meiste allmählig absterben lassen. Die Einförmigkeit des heutigen evangelischen Gottesdienstes ist aus dem ursprünglichen Reichthum seiner Formen lediglich auf dem Wege der Gewohnheit entstanden.

Ich sagte: liturgisch-musikalische Elemente; das heißt genauer ausgedrückt Folgendes: liturgische Texte nennen wir innerhalb eines Gottesdienstes diejenigen, welche der uralten Einrichtung der Kirche gemäß nicht gesprochen, sondern auf die Notenreihen des sogenannten Gregorianischen Chorals singend oder wie man wohl, wenn auch nicht ganz correct, sagt, psalmodirend vorgetragen werden. Für einen Theil dieser liturgischen Texte nun hat sich schon im früheren Mittelalter die Gewohnheit gebildet, sie in beliebigem Wechsel zwischen beiden Formen bald liturgisch bald musikalisch zu behandeln. Im ersten Fall werden sie also entweder vom Geistlichen oder vom respondirenden Chor, von diesem dann im unisonen Gesange, auf die Noten des Gregorianischen Chorals

Digitized by Google

vorgetragen; im zweiten werden sie vom Chor in einem freigebildeten musikalischen Satz gesungen. Beides wechselt, wie in der älteren Kirche so in der katholischen Kirche noch heute ganz beliebig, entweder je nach der höheren Festlichkeit des Gottesdienstes oder auch nur nach Beschaffenheit der für die Ausführung vorhandenen Mittel. Die Texte der Gesänge aber bleiben in beiden Fällen dieselben.

Es würde uns hier zu weit führen, wenn wir die angedeutete Mannigfaltigkeit der Arten solcher liturgisch-musikalischer Gottesdienste bis ins Einzelne verfolgen wollten. Vielmehr wollen wir unsere Betrachtung auf eine einzelne derselben beschränken, nämlich auf die Form des sonn- und festtäglichen Hauptgottesdienstes. In der That concentrirt sich in ihm die Frage, welche uns beschäftigt; denn in ihm prägt sich vor Allem der Charakter der Kirchenmusik aus und in ihm muß sich das Verhältniß zwischen dem singenden Chor und der hörenden Gemeinde bilden, auf dessen richtige Gestaltung für die Kirchenmusik Alles ankommt. Haben wir daher eine praktische Lösung für die Frage gefunden, wie im sonn- und festtäglichen Hauptgottesdienst die wiederherzustellende Chormusik gestaltet werden soll, dann dürfen wir alles Weitere getrost seiner eigenen Entwickelung überlassen.

Wenn wir nun die Geschichte des Chorgesanges im Hauptgottesdienst der evangelischen Kirche von seinem Anfang im 16. bis zu seinem Erlöschen im 18. Jahrhundert überblicken, dann treten uns zwei musikalische Formen als die großen Haupttypen entgegen: die Messe und die Cantate; jene herrschend im Beginn der evangelischen Kirche, diese zur Zeit, wo die Kirchenmusik nach einem letzten Aufleuchten wie ein glänzendes Meteor vom Himmel verschwand. Wir haben also zu betrachten den Weg von der Messe bis zur Cantate, oder um zwei Namen zu nennen, deren Träger im 16. und 18. Jahrhundert als die Heroen glänzen, den Weg von Palestrina bis zu Joh. Seb. Bach.

Digitized by Google

Die katholische Messe? Palestrina, der katholische Meister? so höre ich fragen: was haben beide mit dem evangelischen Gottesdienst zu schaffen? bildete doch die Abschaffung der Messe gerade einen Hauptpunkt der Reform! — Nichts kann irriger sein, als diese Vorstellung. Nicht die Messe als Gottesdienst wurde abgeschafft, sondern nur der dogmatische Begriff des Meßopfers und es wurde darum aus der Liturgie der Messe alles dasjenige beseitigt, worin sich das Meßopfer darstellte, namentlich der auf die Präfation folgende sogenannte Canon der Messe. Alles Andere ward beibehalten als Abendmahlsgottesdienst und wie in der alten Kirche die Messe oder das Hochamt den Hauptgottesdienst der Sonn- und Festtage bildet, so schuf auch Luther aus ihr für die junge Kirche den sonn- nnd festtäglichen Hauptgottesdienst, indem er der Predigt und dem Gemeindegesange innerhalb ihres Schemas eine Stelle anwies. Diese Anordnung traf Luther in drei kleinen Schriften: der „Ordnung des Gottesdienstes in der Gemeine" von 1523, der »formula missae et communionis pro ecclesia Wittenbergensi« von 1523 und der „Deutschen Messe und Ordnung des Gottesdienstes" von 1526. In letzterer Schrift paßte er zugleich mit Kapellmeister Walther's Hülfe den in's Deutsche übersetzten Meßtexten die Noten des Gregorianischen Gesanges an. Auf diesem Grunde bauten dann sämmtliche Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts weiter fort, wenn auch unter den mannigfaltigsten Abweichungen von einander im Einzelnen. Denn von Anfang an ward es den Gemeinden grundsätzlich freigestellt, sich in der Anordnung des Gottesdienstes an die bei ihnen einmal entwickelten Formen so eng, wie möglich, anzuschließen, nur unter Beibehaltung des Grundschema's der Messe, wie es von Luther aufgestellt war. In diesem Grundschema aber waren sämmtliche liturgisch-musikalischen Texte der alten Messe unverändert beibehalten und damit nach wie vor die Wahl gelassen, sie in der Aus-

Digitized by Google

führung liturgisch vortragen oder vom Chor musikalisch singen zu lassen.

Um die Sache einigermaßen anschaulich zu machen, bedarf es einer kurzen Beschreibung der Messe; denn erfahrungsmäßig haben — von den liturgisch Gebildeten natürlich abgesehen — die wenigsten Evangelischen eine irgendwie deutliche Vorstellung von ihrem Aufbau, selbst dann nicht, wenn sie in katholischen Kirchen Gelegenheit hatten, der Messe beizuwohnen. Noch weniger geben sie sich davon Rechenschaft, daß sie im Gottesdienst ihrer eigenen Kirche, vorausgesetzt daß sich derselbe genau an eine der in neuerer Zeit wiederhergestellten Liturgien hält, der Hauptsache nach eine Messe hören.

Es besteht die Messe aus zwei Hälften. In der ersten erklingt nach kurzen Responsorien, Psalmenlesung, Sündenbekenntniß mit Absolution und dem Introitus, d. h. einem nach den einzelnen Sonn- und Festtagen wechselnden Bibelspruch, der Gesang des Kyrie, d. h. der dreimal wiederholten Worte:

„Kyrie eleison — Christe eleison — Kyrie eleison."

Diesem schließt sich unmittelbar der Gesang des Gloria an, des englischen Lobgesanges:

„Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Wir loben dich, wir benedeien dich" u. s. w.

Dann nach Responsorien und priesterlichem Gebet, der Collecte, folgt die Lesung der sonntäglichen Epistel; dieser der Gesang des Graduale, d. h. eines wiederum nach den einzelnen Tagen wechselnden Bibelspruches; dem Graduale die Lesung des Sonntagsevangeliums, dem sich dann als letzter Bestandtheil der ersten Hälfte der Messe der Gesang des Credo anschließt, d. h. des Nicänischen Glaubensbekenntnisses:

„Ich glaube an einen Gott, allmächtigen Vater, Schöpfer Himmels und der Erden" u. s. w.

Digitized by Google

Mit der zweiten Hälfte beginnt sodann die unmittelbare Vorbereitung auf das Abendmahl: zuerst unter priesterlichen Gebeten der Gesang des Offertorium, eines dritten nach den einzelnen Tagen wechselnden Bibelspruches; dann die Präfation, ein zwar nicht nach den einzelnen Festen aber doch nach den kirchlichen Festzeiten sich ändernder Wechselgesang zwischen dem Priester und dem Chor, der aber niemals musikalisch, sondern stets nur liturgisch gesungen wird:

„Die Herzen in die Höhe — erheben wir zum Herrn — lasset uns danksagen dem Herrn unserm Gotte" u. s. w.

An die letzten sich wieder immer gleichbleibenden Worte dieser Präfation schließt sich dann der Gesang des Sanctus mit dem Benedictus:

„Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth! Alle Lande sind seiner Ehre voll. Hosianna in der Höhe!"
„Gesegnet sei, der da kommt im Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe!"

Hierauf folgt in der katholischen Kirche der von der evangelischen, wie schon bemerkt, ausgeschiedene Canon der Messe. In der evangelischen Kirche folgt nach dem Vaterunser die Einsetzung des Abendmahls und darauf die Austheilung unter dem Gesange des Agnus:

„Lamm Gottes, das du trägst die Sünden der Welt, erbarme dich unser! Lamm Gottes, das du trägst die Sünden der Welt, erbarme dich unser! Lamm Gottes, das du trägst die Sünden der Welt, gieb uns Frieden!"

Endlich Schlußgebet und Segen.

Was nun die Predigt betrifft, so ordnete Luther an, daß sie entweder zwischen beide Hälften der Messe, also nach dem Credo und vor dem Offertorium eingeschaltet oder vor dem Beginn der Messe gehalten werden solle, in welchem Fall sie eigentlich einen eigenen der Messe vorangehenden Predigtgottesdienst bildet. Das erstere ist heute der allgemeine Gebrauch der evangelischen, das letztere der der katholischen Kirche in Deutschland. Noch in seiner

Digitized by Google

formula missae von 1523 ist Luther geneigt, der zweiten Anordnung den Vorzug zu geben und daß sie neben der anderen im 16. Jahrhundert wirklich vorgekommen ist, das zeigt z. B. die von Osiander verfaßte Pfalzneuburgische Kirchenordnung von 1543.

In der Hauptsache traf Luther dann aber weiter folgende Einrichtung, welche von sämmtlichen Kirchenordnungen beibehalten wird: an jedem Sonn- und Festtag wird als Hauptgottesdienst die Messe gehalten und zwar wenn Communion stattfindet, in ganzer Gestalt, so wie sie eben beschrieben ist; wenn dagegen keine Communicanten da sind, dann bleibt für die erste Hälfte der Messe alles unverändert, aus der letzten aber wird Alles ausgeschieden, was unmitelbar mit Einsetzung und Austheilung des Abendmahles zusammenhängt, so daß das Nachbleibende sich an die erste Hälfte einfach als Schluß eines gewöhnlichen Gottesdienstes anfügt.

Wir müssen uns nun zunächst klar machen, welchen Antheil an den liturgischen Texten eines solchen Gottesdienstes im 16. Jahrhundert auch bei den Evangelischen der Chorgesang in allen denjenigen Kirchen hatte, welche über genügende Gesangmittel verfügten. Denn daß der Chorgesang d. h. nicht der bloß liturgische sondern der figurale Kunstgesang in allen diesen Kirchen oder, wie die Kirchenordnungen zu sagen pflegen, in den Domen, Stiften und Städten beizubehalten sei, das ordnet Luther und die Mehrzahl der Agenden ausdrücklich an, oder sie enthalten es als selbstverständliche Voraussetzung.

Der liturgisch-musikalischen Texte in der Messe sind acht, von denen jedoch der erste, der Introitus, nicht regelmäßig musikalisch gesungen wird; ihre Folge ergiebt sich aus dem vorhin mitgetheilten Schema. Von diesen acht Gesängen enthalten fünf stets unverändert die gleichen Texte: das Kyrie, Gloria, Credo, Sanctus mit Benedictus und Agnus. Die drei anderen, Introitus, Graduale und Offertorium bestehen dagegen aus einem Jahrgang

Digitized by Google

von Bibelsprüchen, d. h. überwiegend Psalmenversen, welche für jeden Sonn- und Festtag nach seiner Bedeutung und im Zusammenhang mit seinen epistolisch-evangelischen Lectionen gewählt sind, welche also mit diesen zusammen den biblischen Kern einer jeden Feier bilden und in ihrer Gesammtheit das Kirchenjahr so zu sagen plastisch darstellen.

Für beide Bestandtheile, die fünf feststehenden und die drei wechselnden Meßtexte, hatte sich im 16. Jahrhundert bereits eine canonische musikalische Form herausgebildet: für die fünf feststehenden Texte eben das, was wir musikalisch unter dem Namen der Messe verstehen, für die drei wechselnden Texte die Motette, d. h. eine mehrstimmige Gesangsmusik, welche sich, dem biblischen Texte Zeile um Zeile folgend aus einem melodischen Grundmotiv contrapunctisch aufbaut. Auch für die einzelnen fünf Sätze der Messe in diesem engeren musikalischen Sinn hatte sich im 16. Jahrhundert schon eine typische Behandlungsart festgestellt, welche unter allen Veränderungen, denen seitdem die Musik unterworfen war, dennoch im innersten Wesen bis heute dieselbe geblieben ist, weil sie aus dem innersten Wesen der Sache hervorwuchs: die ernste Erhabenheit des Kyrie; der festliche Jubel des Gloria; die dramatisch anklingende dreitheilige Darstellung des Credo; der freudige Aufschwung des Sanctus mit dem milden Segensklang des Benedictus und endlich die mystische Versenkung im Agnus mit seinem glaubensinnigen Abschluß im Friedensgebet.

Den ersten dieser Sätze, das Kyrie, beginnt der Chor bald nach dem Eintrit des Geistlichen an den Altar, so daß der Geistliche dasjenige, was er seinerseits vor dem Kyrie unter stiller Gebetstheilnahme der Gemeinde zu handeln hat, unter dem Chorgesang beendet. Ueberhaupt unterbrechen die Gesänge die heilige Handlung nicht eigentlich als selbständige Bestandtheile derselben, sondern sie schließen sich ihr begleitend und schon darum in bescheidener Unterordnung an.

Digitized by Google

Der Inhalt, wenigstens der fünf festen Meßtexte, ist jedem in der Gemeinde schon vom Schul- und Katechismusunterricht her bekannt; ob die Worte lateinisch gesungen werden, ist darum von geringer Bedeutung. Eben weil aber den Hörern der textliche Inhalt der Gesänge bekannt und als Moment ihrer augenblicklichen Andacht gegenwärtig ist, bringen sie auch der Musik ein unmittelbares Verständniß entgegen und zwar ein Verständniß von solcher Art, wie es für eine kirchliche Musik das einzig richtige ist: so nemlich, daß die Musik in ihrer Gesammtheit ihrem Geiste gemäß auch dann auf den Zuhörer wirkt, wenn dieser ihr nicht, wie einem selbständigen Kunstwerk eine specielle das Einzelne verfolgende Aufmerksamkeit widmet, sondern sie nur in seine der heiligen Handlung zugewandten oder in stiller Andacht verharrenden Gedanken hineinklingen läßt. Denn in jede sich entwickelnde Gesammtthätigkeit unseres inneren Menschen, sofern sie nicht einen krankhaften Zustand von Abstraction angenommen hat, vermögen wir von außen her parallellaufende Stimmungsmomente aufzunehmen. Der musikverständige Hörer wird in diesem Falle ungewollt, ja fast unbemerkt der Musik auch bis in ihre Einzelheiten folgen, indem er ihre Klänge als eine Predigt an sein Herz zu vernehmen und zu deuten weiß. Wer sie liebt, ohne ihrer Sprache weiter mächtig zu sein, wird doch von ihren allgemeinen Wendungen ergriffen und erhoben. Wer sie weder versteht noch liebt, der bleibt für kurze Zeit seiner eigenen Andacht ungestört von der Außenwelt überlassen, sei es in Betrachtung des ihm gegenwärtigen Textes der Gesänge, sei im es stillen Gebet.

So mußte sich in der alten Kirche das Verhältniß zwischen Chor und Gemeinde gestalten; so ist es bis heute in der katholischen Kirche; so nahm es die evangelische Kirche in sich auf, indem sie ihren Hauptgottesdienst auf dem Boden der Messe gestaltete und musikalisch ausstattete.

Wollen wir nun von hieraus den Entwicklungsgang verfolgen,

Digitized by Google

welchen der Chorgesang in der evangelischen Kirche nahm, so können wir dabei allerdings aus einer unabsehbaren Fülle von Erscheinungen und Wandelungen nur wenige entscheidende Momente unter unserem Gesichtspunkt zusammenfassen.

Gewöhnlich meint man, Alles sei nun doch gleich anders geworden, weil die lateinische Sprache und damit zugleich auch alle Musik über lateinische Texte abgeschafft worden und an die Stelle des Chors der Gemeindegesang getreten sei. Beides jedoch ist in solcher Allgemeinheit nicht richtig. Allerdings führte Luther für die Liturgie soweit sie liturgisch vorgetragen ward, deutsche Texte ein; für den Chorgesang dagegen blieben die lateinischen Texte nach wie vor erlaubt und gebräuchlich. Ja die Kirchenordnungen bezeichnen es nicht selten geradezu als wünschenswerth, daß man sie im Chorgesang nicht abkommen lasse. Hatten sie hierbei auch zunächst eine Förderung der lateinischen Schulbildung im Auge, so kam doch ohne Zweifel zugleich der Umstand in Betracht, daß die vorhandenen Musiken für die Messe sämmtlich über die lateinischen Texte geschrieben waren, wie denn auch nachgehends in der evangelischen Kirche weder im 16 Jahrhundert noch meines Wissens später jemals deutsche Meßtexte componirt worden sind.

Neben diesen lateinischen Meßtexten und inhaltlich mit ihnen parallel ließ man aber wohl den Gemeindegesang mit eintreten. Für die fünf feststehenden Texte wurden z. B. fünf Lieder gedichtet: dem Kyrie entsprechend das Lied „Kyrie Vater in Ewigkeit"; dem Gloria entsprach: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'"; dem Credo: „Wir glauben all' an einen Gott"; dem Sanctus: „Jesaia dem Propheten das geschah"; und dem Agnus: „O Lamm Gottes unschuldig". Da ließ man also erst den Chor im Figuralgesang und mit lateinischem Text das Gloria und darauf die Gemeinde ihr Lied „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'" singen. In ähnlichem Zusammenhang mit den wechselnden drei Meßtexten entstanden andere Lieder, wenigstens insofern ihnen parallellaufend,

Digitized by Google

als sie für einzelne Sonn- und Festtage bestimmt waren und ihr Inhalt sich deshalb dem Gedankenkreis der biblischen Lectionen dieses Tages anschloß. Sie konnten also, wo kein Chor vorhanden war, von der Gemeinde an Stelle der Introiten, Graduale's und Offertorien gesungen werden und man war bald genug bestrebt, den Gottesdienst mit ganzen Jahrgängen solcher Lieder auszustatten. Nur ist dabei festzuhalten, daß noch auf längere Zeit hinaus der Gemeindegesang im Hauptgottesdienst der großen städtischen Kirchen dem Chorgesang gegenüber eine untergeordnete Stellung behielt. Wohl aber bemächtigte sich der Chorgesang selbst alsbald jener neuen herrlichen Blüthe des kirchlichen Lebens, des geistlichen Volksliedes und des volksthümlichen Kirchenliedes. Die evangelischen Tonmeister behandelten die schönen Melodien dieser Lieder jetzt im Styl der Motette und des Figuralgesanges, indem sie kunstvoll mehrstimmige Gesänge daraus bildeten, die nun auch der Chor seinerseits an Stelle der lateinischen Meßsätze oder Motetten als Introiten, Kyrie's u. s. w. singen konnte. Bis um das Jahr 1610, als Michael Prätorius sein großes Sammelwerk der Sionischen Musen abschloß, waren in dieser Weise schon 537 Choralmelodien (um das heutige Wort dafür zu gebrauchen) in zahlreichen mehrstimmigen Bearbeitungen dieser Art behandelt, sie alle aber nicht, wie man sich gewöhnlich zu denken pflegt, für den Gemeindegesang in der Kirche, sondern ausschließlich für den Vortrag des kunstmäßig geschulten Chores und der Mehrzahl nach wohl zum Gebrauch an Stelle der drei wechselnden Meßtexte. Sie bilden also das evangelische Gegenstück der katholischen Motette, von der sie sich auch in der musikalischen Behandlung nicht weiter unterscheiden, als dies aus der Strophenform von Text und Melodie mit Nothwendigkeit folgte.

Vorübergehend, aber auch nur vorübergehend kam man gegen Ende des 16. Jahrhunderts auf den Einfall, diesen Chorgesang geistlicher Lieder mit dem Gemeindegesang in Verbindung zu setzen.

Digitized by Google

Wir finden diesen Gedanken z. B. und am frühesten ausgeführt von Osiander in seinen 1586 gedruckten „50 geistlichen Liedern auf contrapunktweise also gesetzt, daß eine ganze christliche Gemeine durchaus mitsingen kann". Er verlegte zu diesem Zweck die Melodie, welche bis dahin stets vom Tenor gesungen ward, also in der Mitte des Stimmgeflechtes lag und für das Ohr schwer erkennbar blieb, in die Oberstimme und vereinfachte die andern Stimmen, indem er sie nicht im figurirten Contrapunkt, sondern „Note gegen Note" setzte, dergestalt, daß sie mehr den Charakter von begleitenden Harmonien annahmen. Danach war es also möglich, daß die Gemeinde nun die Melodie mitsang. Dem Vorgang Osianders, oder wer sonst der erste gewesen sein mag, folgten hervorragende Meister an allen Enden der evangelischen Welt: Samuel Marschall in Basel, Leo Haßler in Nürnberg, Seth Calvisius in Leipzig, Gesius in Frankfurt a. d. O., Hieronymus und Jacob Prätorius in Hamburg u. A.; sie alle in den drei Jahrzehnten von 1590 bis 1620. Dann aber verließ man diesen Weg wieder, denn der scheinbar so glückliche Einfall war in Wirklichkeit ein höchst unglücklicher, was besonders deswegen betont zu werden verdient, weil auch in neuster Zeit einige auf diesen Gedanken zurückgekommen sind und darin die Lösung der Frage nach der richtigen Verwendung des Kirchenchores zu finden glauben. Es liegt ja auf der Hand, daß bei einer solchen unorganischen Verbindung von Chor- und Gemeindegesang das vom ersteren gesungene Kunstwerk durch die unproportionirte Tonmasse in der Oberstimme und durch den schwerfälligen und unreinen Fluß des Gemeindegesanges verdeckt und zerstört werden muß, ohne daß doch der Gemeindegesang dadurch eine wesentliche Besserung erfährt. Wenn Goethe einmal als wesentliches Merkmal der Dilettantenleistung die Imperfectibilität bezeichnet, so gilt dies in vollem Maße auch für den kirchlichen Gemeindegesang, der ja dem künstlerisch geschulten Chor gegenüber eine Dilettanten-

Digitized by Google

leistung ist. Er kann zwar besser oder schlechter sein, aber bis zu einer Kunstleistung läßt er sich niemals steigern, schon darum nicht, weil seine Tonmasse immer zum bedeutenden Theil aus rohen und unrein singenden Stimmen besteht. Darum hat denn auch der größte evangelische Tonmeister der genannten drei Jahrzehnte, Johann Eccard, obgleich auch er in seinen Liedern für die Königsberger Kirche sich der Neuerung anfangs anschloß, sich schon 1597 in seinen berühmten Festliedern durch's ganze Jahr davon losgesagt, um den Chor unverkürzt in sein Künstlerrecht wieder einzusetzen, und in dem schon genannten großen Sammelwerk, welches gewissermaßen die erste Periode des evangelischen Kirchengesanges abschließt, in den von 1605—1610 gedruckten Sionischen Musen des Braunschweigers Michael Prätorius, welche in 9 Bänden 1244 Gesänge für die evangelische Kirche in eigenen und fremden Bearbeitungen enthalten, ist von jener unorganischen Verbindung von Chor- und Gemeindegesang keine Rede mehr. Dieser reiche Schatz kirchlicher Lieder ist ausschließlich für den Vortrag des Chors bestimmt und berechnet.

Um diese Zeit oder nicht lange nachher kam man auf die für den Gemeindegesang einzig richtige Lösung, diesem die Orgel zur Begleiterin zu geben, eine Einrichtung, die wir sich um das Jahr 1630 in der evangelischen Kirche allgemein verbreiten sehen. Auf dem Chor bürgerte sich um dieselbe Zeit das Orchester mehr und mehr als unentbehrliche Stütze des Vocalchors ein, und zwar in beiden Kirchen, deren musikalische Entwickelung sich überhaupt noch für eine Zeit lang in parallelen Bahnen bewegte.

Seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts drang nämlich von Italien ausgehend ein ganz neuer Styl auch in die gesammte Kirchenmusik, welcher seinen Ausgangspunkt und sein Vorbild in der sich in Italien um diese Zeit entwickelnden Oper fand. Die charakteristischen Kennzeichen dieses Styles sind: der monodische d. h. im Gegensatz zum Chorgesang auf Einzelstimmen berechnete

Digitized by Google

Gesang, welcher sich nun in Recitativen, Arien, Duetten u. s. w. in mannigfacher Weise mit dem Chorgesang verband, gewöhnlich nur mit einem bezifferten Baß begleitet; daneben sodann die selbständige Behandlung der Instrumentalmusik in Verbindung mit dem Gesang. An die Stelle der älteren Motette oder, wie man in dieser späteren Zeit zu sagen pflegte, an Stelle des madrigalischen Styles trat nun dasjenige, was man wohl als „geistliches Concert" zu bezeichnen pflegte: statt des älteren einheitlich gestalteten Motettsatzes also eine Verbindung von einer Reihe einzelner Sätze. Der Form nach haben wir darin unverkennbar schon den Keim der späteren Cantate vor uns; dem Inhalt nach hielten aber diese Chorgesänge noch strenge an der kirchlichen Ueberlieferung fest, d. h. ihre Texte bestanden entweder in Bibelversen und Theilen der Liturgie oder in Gesangbuchliedern. Sie blieben also streng gottesdienstlich und hörten nicht auf, nach Seite der Texte der Gemeinde unmittelbar zugänglich und verständlich zu bleiben. Gesungen wurden natürlich auch diese Musiken hauptsächlich wieder an der Stelle der alten drei wechselnden Meßtexte; man war darum auch bestrebt, ganze Jahrgänge solcher Musiken zusammenzustellen. Unter den Evangelischen schloß sich schon der mehrfach genannte Michael Prätorius in seinen spätesten Werken dieser neuen Wendung der Chormusik an. Ihr Hauptvertreter aber war der größte evangelische Tonmeister des 17. Jahrhunderts, Heinrich Schütz (1585—1672), der seine Schule in Italien gemacht hatte.

Eine nochmalige Einwirkung der Oper, diesmal aber nicht unmittelbar von Italien ausgehend, sondern von Hamburg, wo die 1678 gegründete Oper seit den letzten Jahren des Jahrhunderts unter Keiser in die Periode ihrer höchsten Blüthe trat, führte sodann die evangelische Kirche auf der betretenen abschüssigen Bahn noch um einen verhängnißvollen Schritt weiter: man vertauschte nun auch die biblisch-liturgischen oder Gesangbuchstexte mit freien Dichtungen. Damit war man bei der eigentlich soge-

Digitized by Google

nannten Kirchencantate angelangt. Wohl ward auch hierbei der Zusammenhang oder doch eine gewisse Parallele mit den alten wechselnden Meßtexten nicht ganz und gar aufgegeben, sondern man faßte bei diesen Cantatendichtungeu die einzelnen Sonn- und Festtage insofern in's Auge, daß man den Inhalt der Dichtung dem Gedankenkreis ihrer biblischen Lectionen entlehnte und ein damit zusammenhängendes Gesangbuchslied mit Wort und Melodie in die Cantate verwob. Der sonstige Inhalt aber besteht dann in freier Poesie. Winterfeld sagt davon: „Das Schriftwort, motetten- oder concerthaft gefaßt, bildet den Text; Recitative, Arien, Duette predigen darüber". Recht hübsch gesagt; nur leider fielen nach menschlicher Schwäche diese Predigten, was die Texte betrifft, meistens recht kläglich und geschmacklos aus! Dazu gewann diese aus einer Reihe einzelner Nummern zusammengefügte Cantate einen so großen Umfang, daß bald, wenn der Gottesdienst nicht eine wenigstens für den gewöhnlichen Sonntag ganz unzulässige Ausdehnung erfahren sollte, für andere Chormusik neben der Cantate, die man nun als die „Hauptmusik" bezeichnete, keine Zeit mehr nachblieb. So starben die anderen Musiken nun um so gewisser ab; die Cantate aber pflegte man nach der Predigt, äußerlich also an der Stelle des alten Offertoriums, zu singen.

Dies ist die Cantate, die Joh. Seb. Bach im Entstehen vorfand und der er musikalisch die höchste Vollendung gab in 5 Jahrgängen von Cantaten, welche als kirchliche Tonwerke stets zu den kostbarsten Perlen unserer Litteratur zählen werden, die sich aber im gottesdienstlichen Gebrauch kaum jemals weit über den Kreis verbreitet haben, den der Einfluß des großen Meisters unmittelbar beherrschte, und die aus der Kirche, als kaum der Meister die Augen geschlossen hatte, völlig wieder verschwunden sind und mit ihnen zugleich die ganze Chormusik überhaupt. Ein wunderbares Vorkommniß in der Kunstgeschichte, daß ein Zweig in dem Augen-

Digitized by Google

blick, wo er eben die herrlichsten Früchte in üppiger Fülle trieb, verdorrt und abstirbt!

Was aber war denn nun mittlerweile aus dem Gesang der Messe in der evangelischen Kirche geworden? Daß er grundsätzlich niemals abgeschafft worden sei, ist schon gesagt worden. Daß er aber freilich an den meisten Orten ganz oder größtentheils in Vergessenheit gerathen sein müsse, das können wir schon daraus schließen, daß wir das Interesse der evangelischen Tonmeister so überwiegend den anderen moderneren Formen des Chorgesanges zugewendet sehen. Nichtsdestoweniger war aber dennoch der Meßgesang aus der evangelischen Kirche nicht so völlig verschwunden, als man sich gewöhnlich einbildet. Das lehren einzelne bis in die neueste Zeit erhaltene Reste; das lehren gelegentlich Schilderungen evangelischer Gottesdienste im 18. Jahrhundert; das lehrt auf das allerunzweideutigste das Sachsen-Weißenfelsische Gesang- und Kirchenbuch von 1712, wenn es z. B. für den Festgottesdienst des ersten Weihnachtstages ausdrücklich anordnet, daß der Chor den Introitus, das Kyrie, Gloria, Credo und Sanctus mit dem lateinischen Text im Figuralgesange (d. h. nicht liturgisch, sondern musikalisch) singen solle. Auch der alte Name der Messe war dafür noch keineswegs verschwunden; man nannte vielmehr eine solche Musik, wenn sie nicht für eine Abendmahlsfeier, sondern nur für einen gewöhnlichen Gottesdienst bestimmt war, also nicht alle fünf Meßtexte enthielt, sondern nur die zwei oder drei ersten (Kyrie, Gloria und Credo) ein missa brevis oder auch wohl „protestantische Messe." Den entscheidendsten Beweis dafür, daß die Messe niemals ganz verschwunden war, liefert endlich der Umstand, daß wir wie im 16., so im 17. und 18. Jahrhundert Meßcompositionen und Sammlungen von Messen evangelischer Tonmeister und für die evangelische Kirche bestimmt finden: so das 1541 gedruckte Opus decem missarum von Georg Rhaw; denn daß der Hauptverleger evangelischer Kirchenmusiken, der Freund

Digitized by Google

Melanchthon's, zu Wittenberg und unter den Augen Luthers zugleich auch Messen für die katholische Kirche gedruckt hätte, das ist bei der damaligen Stellung der kirchlichlichen Parteien geradezu ein Ding der Unmöglichkeit. Auch ist an der ganzen Sache weiter nichts wunderbares, als daß sie überhaupt wunderbar scheint; denn die für den Meßgesang in der evangelischen Kirche beweisenden Thatsachen sind so offenkundig, daß es unbegreiflich ist, wie man sie verkennen konnte. Von Michael Prätorius erschien 1611 eine Sammlung von Messen unter dem Titel der Missodia Siona; von Hieronymus Prätorius 1616 ein liber missarum für die Hamburgische Kirche. Sie unterscheiden sich in nichts von den gleichzeitigen Messen katholischer Meister. Ob Leo Haßler's berühmte Messen für die katholische oder evangelische Kirche geschrieben sind, mag dahingestellt bleiben, nur beruht es auf einer Verkennung des ganzen Sachverhaltes, wenn man in diesen Messen einen Beweis für katholische Confession des Componisten hat finden wollen. Er konnte sogar seine Messen für den Gebrauch beider Kirchen zugleich schreiben. So gab Georg Vintzius 1630 einen Band Festmessen für die (evangelische) Naumburger Kirche heraus, in welchem sich friedlich neben einander Arbeiten katholischer und evangelischer Meister finden. Unter solchen Umständen kann es denn auch niemanden einfallen, wenn weiterhin bedeutende evangelische Meister des 17. und 18. Jahrhunderts, wie Samuel Scheidt († 1654), Hammerschmidt († 1675), Rosenmüller († 1686) oder um 1710 Telemann († 1767) Messen schrieben, wie dies der Fall ist, zu wähnen, sie hätten dies in vorübergehendem Dienste der katholischen Kirche gethan. Hat ja doch endlich auch Joh. Seb. Bach noch fünf Messen geschrieben, und zwar missae breves ohne Credo, die also nur zwei Sätze, das Kyrie und Gloria enthalten, deren eine er aber zu einer vollständigen Messe, zu der gewaltigen H-moll-Messe erweiterte. Zwar hat man sich durch den Umstand, daß er einige dieser missae

Digitized by Google

breves dem Könige übersandte, zu dem Schluß verleiten lassen, sie seien also für den katholischen Gottesdienst in Dresden von ihm geschrieben worden. Dabei ist man aber, um einer vermeintlichen Unbegreiflichkeit zu entgehen, in eine Ungereimtheit verfallen, die auf mangelhafter Kenntniß katholischen Gottesdienstes beruht. Für die katholische Kirche ist ein missa brevis überhaupt nicht verwendbar: sie kann also nur für den evangelischen Gottesdienst geschrieben sein. So ist es denn durch die neuste große Forschung über Bach auch festgestellt, daß er gleichfalls die H-moll-Messe für seine eigene Kirche bestimmt hat, nur daß es ihm dabei allerdings nicht einfiel, sie im Ganzen singen zu lassen, was schon ihre Länge verbieten würde; sondern er wollte die einzelnen Sätze derselben bei festlichen Gelegenheiten neben oder statt der Cantate des Tages zur Aufführung bringen. — Diese Gewohnheit, einzelne der fünf alten Meßsätze gelegentlich vom Chor musikalisch vortragen zu lassen, hat sich in Leipzig meines Wissens bis heute erhalten; wir wissen, daß dabei sogar auch Sätze aus Haydnschen Messen verwendet worden sind. Ja als Moritz Hauptmann hier 1842 das Cantorat der Thomasschule antrat, ward ihm vom Superintendenen unbeanstandet die Erlaubniß ertheilt, bei seiner ersten Direction im Gottesdienst der Thomaskirche nicht nur das Kyrie und Gloria, sondern seine ganze G-moll-Messe singen zu lassen[1]).

Ich stehe am Ende meiner geschichtlichen Betrachtung. Ergiebt sich denn daraus die Beantwortung der praktischen Frage nicht ungesucht von selbst? Vergleichen wir noch einmal Meßgesang und Cantate mit einander.

Der Gesang der Meßtexte begleitet die ununterbrochen vorwärtsschreitende heilige Handlung: die Cantate dagegen unterbricht sie als ein für sich bestehendes Ganze; jener will also nur dienend auftreten, diese als selbständiges Kunstwerk wirken; jener will in die Stimmung der andächtigen Gemeinde nur läuternd und stei-

Digitized by Google

gernd hineinklingen, ohne sie von dem eigentlichen Gegenstande ihrer Andacht abzuziehen, diese verlangt für sich die ausschließliche Aufmerksamkeit des Hörers. Die Messe ferner enthält Texte von monumentaler Größe, fast so alt wie die Kirche selbst und von gleicher Dauer mit ihr: die Cantate hingegen Dichtungen rein subjectiven Charakters, dem Geschmack oder Ungeschmack der Dichter, dem Wandel der Zeiten unterworfen. Der Inhalt der Meßtexte ist dem Hörer bekannt und als Moment seiner Andacht gegenwärtig, selbst wenn sie in einer ihm fremden Sprache gesungen werden: die Worte der Cantate aber, falls er sie nicht wie einen Operntext gedruckt vor Augen hat, bleiben ihm theilweise unverständlich, auch wenn es deutsche Worte sind.

Können wir aus einer solchen Gegenüberstellung wohl einen anderen Schluß ziehen, als den, daß die Cantate, obwohl gewiß ein kirchliches Kunstwerk, dennoch nicht im vollen Sinne geeignet ist, im regelmäßigen sonntäglichen Gottesdienst der Musik den richtigen Antheil an der Liturgie zu gewähren? Und können wir uns danach wundern, daß sie trotz aller kirchlich-musikalischen Herrlichkeit dennoch aus dem regelmäßigen Gottesdienst so rasch wieder verschwand? Es ging auf diesem Wege einfach darum nicht weiter, weil in der Gestalt, die das Tonwerk angenommen hatte, ein Abweg lag.

War nun aber jener Weg, der unter allmähliger Beiseiteschiebung der Messe zur Cantate führte, eben aus diesem Grunde eine falsche Bahn, so haben wir, um das Richtige zu treffen, eben nur den alten Weg wieder zu betreten, indem wir in unserm Hauptgottesdienst, oder wenigstens zunächst im Festgottesdienst, nach altem gutem Brauch den musikalischen Gesang der Meßtexte durch den Chor wieder einführen und zwar — so wie es das 16. Jahrhundert geordnet hat — im gewöhnlichen Gottesdienst in der Form der missa brevis (Kyrie, Gloria und Credo), bei sich anschließendem Abendmahl auch das Sanctus und Agnus. Wer

Digitized by Google

will so unverständig sein, einen solchen Schritt etwa als einen „katholisirenden" zu verdächtigen, da er doch nur das wiederherstellt, was Luther's eigene Autorität für sich hat? — In dem Augenblick aber, wo wir uns hierzu entschließen und aufraffen, lenken wir zugleich den ganzen breiten Strom der herrlichsten und erhabensten Kunstschöpfungen dreier Jahrhunderte aus der katholischen Kirche in die unsrige mit hinüber, Schätze, deren Genuß wir wenigstens bruchstückweise noch bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts mit ihr getheilt haben und um die uns nichts als ein völlig grundloser freiwilliger Verzicht gebracht hat. Wir geben damit zugleich den evangelischen Tonmeistern eine der größten und fruchtbarsten Aufgaben zurück, welche der Musik überhaupt gestellt werden können, wobei sie dann ihren Compositionen nach Belieben auch deutsche Meßtexte zu Grunde legen und auch diesen Theil der Kirchenmusik nach protestantischer Art auf dem Grunde des Chorals aufbauen mögen. So lange unsere Sehnsucht nach musikalischer Ausschmückuug des Gottesdienstes uns nur zu allerlei schwankenden Versuchen führt, zur Einlegung einer Cantate, eines figurirten vom Chor allein oder mit der Gemeinde im Wechsel gesungenen Chorales u. dergl., werden wir stets Gefahr laufen, die Andacht dadurch mehr zu stören als zu heben, indem wir, wie der alte Ausdruck treffend sagt, mehr ein geistliches Concert, als eine gottesdienstliche Musik machen. Das richtige kirchliche Verhältniß zwischen singendem Chor und hörender Gemeinde werden wir nur dann wieder herstellen, wenn wir mit der Wiedereinführung der Chormusik in der angedeuteten Weise im Mittelpunkt unseres kirchlichen Lebens, im Hauptgottesdienst unserer Sonn- und Festtage beginnen[2]). Einer neuen Agende, welche hierfür den Grund legte, bedarf es nicht erst, wenigstens da nicht, wo, wie in Preußen oder in Baiern, die alte Liturgie durch neuere Agenden wieder hergestellt worden ist. Was nur gewohnheitsmäßig und allmählich abgekommen ist, das wiederum zur guten Gewohnheit zu er-

Digitized by Google

heben, dürfen wir einfach dem kirchlichen Gebrauch überlassen. Die hohe Bedeutung der Sache möge nur die Gemeinden zu rüstigem und entschlossenem Vorgehen bewegen!

II.

Damit ist auf die erste Frage, was vor allem Anderen in unserer Kirche vom Chor gesungen werden solle, die einzige meiner Ueberzeugung nach richtige Antwort gegeben. Natürlich ist meine Meinung nicht die, das nur die Messe zu singen wäre, sondern daß hiermit zuvörderst als mit dem wichtigsten und wesentlichsten begonnen werden solle. Alles Weitere dürfen wir hernach getrost seiner eigenen Entwickelung überlassen. Haben wir nur erst den Chor an seinem alten Platze wieder installirt, dann wird sich auch für die anderen Kirchenmusiken, deren wir ja einen geradezu unerschöpflichen Schatz besitzen, für die figurirten Choräle nicht nur, sondern auch für die Cantaten u. s. w die rechte Gelegenheit schon finden. Es bleibt nun aber die zweite praktisch nicht minder wichtige Frage zu erörtern, wie die musikalischen Kräfte für eine solche Kirchenmusik beschaffen sein müssen und woher man sie nehmen solle. Daß man z. B. eine Messe von Palestrina singen solle, ist sehr leicht gesagt, es ist nur leider eben so schwer gethan. Unsere gewöhnlichen Gesangskräfte reichen dazu nicht aus; Alles namentlich, was die heutige Dilettantenbildung leistet, bleibt hinter einer solchen Aufgabe weit zurück und mit den Kräften unserer Gesangvereine und Liedertafeln vermögen wir sie nicht zu lösen. Unserer Zeit fehlt trotz ihres massenhaften Musicirens wirkliche musikalische Bildung in hohem Grade und vor Allem ist ihr die wahre Schule des Gesanges so sehr abhanden gekommen, daß die Wenigsten sich auch nur eine Vorstellung

Digitized by Google

von dem machen, was dazu gehört. Daß also etwa einer unsrer gewöhnlichen Gesangvereine sich dem Dienst der Kirche mit seinen Leistungen widmen wollte, würde die Sache eben so wenig fördern, als wenn wir unsere Cantoren, welche ja an den meisten Orten aus den Schülern der Volksschulen und Gymnasien einen Chor für ihre Kirche zu stellen verpflichtet sind, dafür verantwortlich machen wollten, daß dieser Chor nicht nur einige dürftig harmonisirte Responsorien mit kreischenden Stimmen in die Kirche herabzuschreien, sondern eine wirkliche Kirchenmusik vorzutragen fähig sei. Ultra posse nemo obligatur. Männer, die ihrem Bildungsgange nach nicht die mindeste Vorstellung von den Erfordernissen und Mitteln der Stimmbildung und der Chorleitung oder auch von Liturgik haben, sind einfach nicht im Stande, aus rohen Knabenstimmen einen für künstlerische Aufgaben brauchbaren Chor zu erziehen. An sich freilich ist beides sehr wohl möglich, denn daß sich überhaupt aus Dilettanten künstlerisch genügend geschulte Chöre bilden lassen, beweisen manche einzelne rühmliche Beispiele, namentlich in Süddeutschland, wo sich ja bereits ein weiterer Verband solcher Dilettantenchöre zur Förderung des Kirchengesanges zusammengeschlossen hat. Daß aber auch mit Knabenstimmen sich Vortreffliches leisten läßt, das beweist neben dem Berliner Domchor auch das weithin bekannt gewordene Beispiel des Salzunger Kirchenchors. Wenn also dasjenige, was man für heute, d. h. bei den gegebenen Zuständen im Allgemeinen als unmöglich bezeichnen muß, sich dennoch unter besonderen Umständen in einzelnen Fällen als wirklich möglich erweist, so gälte es ja nur, sich zu fragen: wodurch denn in diesen einzelnen Fällen die Ausführung möglich wurde, um sodann die Vorbedingungen dafür zu verallgemeinern. Wodurch nun jene einzelnen Chöre ihre Schlagfertigkeit erreichten? in erster Linie dadurch, daß der wackere Salzburger Cantor so gut wie die Leiter der andern süddeutschen Chöre kunstmäßig geschulte Sangmeister sind. Sie theilten nicht den unglaublich tief eingewur-

Digitized by Google

zelten Irrthum, daß die menschliche Kehle so wie sie aus der Hand der Natur kommt, ohne Weiteres zum Singen genüge; daß im Chor jeder gebraucht werden könne, der ein so gutes Ohr hat, daß er unter günstigen Umständen nicht auf Cis oder H vorbeischießt, anstatt C zu treffen; der auf das Zeichen des Piano ein dumpfes Gemurmel verführt und auf die Ermunterung zum Forte die Wände erschüttert und der nach einer Pause richtig einfällt, wenn der Taktstock ihm droht und seine Nachbarn ihn nicht im Stiche lassen. Sie wußten vielmehr, daß die Kehle erst durch eine methodische Behandlung zum musikalischen Instrument wird; sie hatten sich die durch Jahrhunderte lange Erfahrung hauptsächlich in Italien dafür ausgebildete Schule zu eigen gemacht. Sie hatten sich selbst liturgisch gebildet, ehe sie der Liturgie zu dienen unternahmen. Sobald es gelingt, diese erste unentbehrlichste Vorbedingung so zu verallgemeinern, daß überall Leiter für Kirchenchöre vorhanden sind, welche ihre Aufgabe verstehen, so wird man sich dem Ziele nahe sehen. Ob dann gemischte Dilettantenchöre oder Schulknabenchöre vorzuziehen sind, das ist eine Frage, welche im einzelnen Fall, nach den Umständen entschieden werden muß. Leichter haben wird man es in den meisten Fällen mit Dilettantenchören; eine festere und besser gesicherte Organisation wird man vielleicht mit Knabenchören erreichen, das will sagen, mit Chören, in denen die Oberstimmen durch Knaben anstatt durch Frauen besetzt sind.

Wir hätten nun damit zwar auf unsere Frage eine Antwort nicht nur, sondern auch ohne Zweifel die einzig richtige Antwort in Händen; nur kann man sie nicht ohne Weiteres auch als eine praktische Antwort bezeichnen. Woher soll man sie nehmen, diese zahlreichen wohlgeschulten Chorregenten, durch die allein also das Ziel erreicht werden kann?

Als im 16. Jahrhundert der musikalische Theil des Gottesdienstes in der evangelischen Kirche geordnet ward, lagen die Verhältnisse dafür ungemein günstig. Zwar mußte die junge Kirche

Digitized by Google

von vornherein auf ein für den Chorgesang der alten Kirche wichtiges Element, nämlich auf die Mitwirkung der Geistlichen, aus denen in den Klöstern oft sogar der ganze Chor hervorging, verzichten. Die Musik bildete aber in den Klosterschulen des früheren Mittelalters überhaupt eine wichtiges und neben den andern „freien Künsten" gleichberechtigtes Element der Bildung, stets, wie leicht begreiflich, mit vorwiegender Beziehung auf den musikalischen Dienst in den Kirchen. Was hier der Geistliche am Altar in liturgischer Beziehung zu leisten hatte, stand zu anderen rein musikalischen Aufgaben in ungleich näherer Verwandtschaft, als später, wo sich die Musik selbständiger entwickelte. Liturgik und Chorgesang standen in Betreff der technischen Vorbildung damals noch auf ein und demselben Boden und dieselbe musikalische Schulung, welche den Geistlichen für seinen speciellen Dienst vorbereitete, bildete zu gleicher Zeit einen wichtigen Theil der allgemeinen Volkserziehung. So wenig aber damals der liturgische Gesang vom anderen schon principiell losgelöst war, so wenig war auch schon eine eigentliche Scheidung zwischen kirchlicher und weltlicher Musik eingetreten. Die mehrstimmigen Lieder, in welchen im 16. Jahrhundert die außerkirchliche Kunstmusik hauptsächlich bestand, zeigen vielmehr genau dieselbe Technik und Behandlungsweise, wie die Messen und Motetten und auch an die Schulung des vortragenden Sängers machen beide dieselben Ansprüche. Da wir nun wissen und es durch mancherlei Beweismittel über jeden Zweifel erheben können, daß im 16. Jahrhundert der Vortrag jener mehrstimmigen Lieder im Volke allgemein verbreitet war und zu den beliebtesten Unterhaltungen des geselligen Lebens gehörte, so haben wir damit zugleich den Beweis in Händen, daß die Kunst des Gesanges damals überraschend hoch entwickelt war. Denn die Ausführung der mehrstimmigen Lieder setzt eine so bedeutende Gesangstechnik voraus, daß heutzutage, wo man diese merkwürdigen Gesänge wieder aus dem Staub der Bibliotheken hervorzog, bis-

Digitized by Google

her nur wenige in einer strengen Schule gebildete Chöre wie derjenige des Münchener Conservatoriums oder der Regensburger Madigralverein im Stande waren, sie zu singen. Der Grund davon liegt nicht etwa in der Fremdartigkeit dieser alten Musiken, sondern darin, daß solche polyphone Sätze überhaupt an die Reinheit des Tones, an die rhythmische Gewandtheit und das Zusammenwirken der Sänger die höchsten Anforderungen stellen. Wenn die junge evangelische Kirche rund umher im Volke Sänger vorfand, die solchen Leistungen gewachsen waren, und wenn sie, wie wir hinzufügen müssen, mithin auch eine Schulbildung vorfand, aus der solche Musiker hervorgingen, dann konnte es für sie keine große Schwierigkeit haben, Kirchenchöre herzustellen, wenigstens da nicht, wo die von der Kirche geleiteten Schulen vorhanden waren. Eben darum machen ja die Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts bei Anordnung des neuen Gottesdienstes meistens den Unterschied zwischen „Domen, Stiften und Städten" einer- und Landgemeinden andererseits: bei letzteren wird fast die ganze Liturgie dem Geistlichen zugewiesen und zugleich für den nicht vorhandenen Chor in weiterem Umfange, als in den Städten, ein Ersatz im Gemeindegesange gesucht, während in den ersteren stets die sei es liturgische oder musikalische Mitwirkung des Chors angeordnet oder vorausgesetzt wird. Diese Chöre bestanden wenigstens dem Grundstock nach aus Schülern. Ihre durchschnittliche technische Ausbildung reichte im 16. Jahrhundert also bis zum Vortrag der schwierigsten Musiken. Es sind dieselben Chöre, die wir hier und da noch im 18. Jahrhundert auf der Höhe großer Leistungsfähigkeit finden, aber freilich nur noch in einzelnen Fällen und da wo die Hand eines bedeutenden Chorregenten das sonst schon roh gewordene Material wieder zu züchten verstand. Joh. Seb. Bach z. B. konnte seine großen Musiken von den Thomanern ausführen lassen. Es sind aber auch dieselben Chöre, die wir in ihren letzten verkümmerten Ausläufern noch in unserer

Digitized by Google

Zeit als Currenten an einigen Orten die Straßen mit ihrem kläglichen Gesang erfüllen hörten.

Uebrigens überließ man es an den größeren Kirchen nicht dem Zufall, ob sich in den Schulen eben brauchbare Sänger vorfanden, sondern man sicherte dies durch Gründung von Freistellen für musikalisch begabte Knaben, die sich gegen Wohnung, Kost und freie Schule vorwiegend dem Studium der Musik und ihren praktischen Aufgaben in der Kirche widmen mußten. Auf solche Art wurden die Cantoreien der Kirchen zugleich zu Pflanzstätten für die Künstler vom Fach; in der katholischen Kirche war es ebenso. Ich erinnere nur daran, daß ja zwei unserer größten deutschen Meister aus solchen Schulen hervorgingen: wie in Lüneburg der junge Joh. Seb. Bach ein Alumnat inne hatte und sich dort in dreijähriger Wirksamkeit als Chorschüler einen Haupttheil seiner musikalischen Vorbildung erwarb, so ward bekanntlich Jos. Haydn von 1740—50 in Wien als Freischüler in der St. Stephanscantorei erzogen.

Den Kirchenreformatoren des 16. Jahrhunderts mochte die Erhaltung und Fortbildung der Kirchenmusik durch den Zusammenhang, in den sie auf die angedeutete Weise mit der allgemeinen Schulbildung gestellt war, ziemlich gesichert erscheinen. Gesicherter aber doch, als sie es wirklich war, wie wir jetzt nach dem Erfolg urtheilen müssen. Denn jedenfalls seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts sehen wir es mit den dergestalt gebildeten Kirchenchören im Allgemeinen abwärts gehen und seit dem Ende des 18. Jahrhunderts nehmen sie — Hand in Hand mit der evangelischen Kirchenmusik überhaupt — ein klägliches Ende. Beweises genug, daß hier die Quellen der Kunst nicht reichlich genug flossen, seitdem die musikalische Fachbildung sich mehr und mehr aus dem Verband der Kirche loslöste und unbekümmert um deren Bedürfnisse ihre eigenen Weg ging.

Doch mögen auch Luther und seine Genossen sich schon ge-

Digitized by Google

sagt haben, daß die musikalische Bildung in den Schulen allein nicht ausreichen werde, um sich für die Dauer erhalten zu können. Gewiß hauptsächlich aus diesem Grunde sehen wir sie so eifrig beflissen, die Gründung noch anderer außerkirchlicher Institute, welche ausschließlich der Musik gewidmet waren, zu fördern, nämlich die fürstlichen Cantoreien. Man darf sich durch diesen Namen nicht verführen lassen, darunter eine kirchliche Einrichtung zu suchen, es war vielmehr, was wir die fürstliche Kapelle nennen würden. Nur weil damals zu den Kapellen Sänger nicht nur gehörten, sondern vielmehr innerhalb ihrer den Hauptbestand bildeten, zu dem die Instrumentisten noch in untergeordnetem Verhältniß standen, nannte man hiernach die Institute Cantoreien. In erster Linie hatten sie die Aufgabe, der weltlichen musikalischen Unterhaltung der Höfe zu dienen. Daneben mußten sie dann aber auch wieder immer den Dienst in einer oder mehreren Kirchen versehen. Zusammengesetzt aus lauter Musikern von Fach, zum Theil aus theuer bezahlten Sängern, geleitet von tüchtigen, nicht selten von den größten Meistern der Zeit, bildeten natürlich sie in noch weit höherem Maße, als die Cantoreien der Kirchen, die eigentlichen Pflanzstätten der Musik, für die es damals besondere Schulen überhaupt noch nicht gab. Das wirkte denn selbstverständlich unmittelbar in die Kirche zurück, so lange noch der Zusammenhang kirchlichen und außerkirchlichen Musiktreibens in alter Weise ungelöst fortbestand. Man begreift aber leicht, daß für die Kirchenmusik eine der wichtigsten Quellen, aus denen sie bis dahin gespeist worden war, versiegen mußte, seitdem — um den Ausgang des 17. Jahrhunderts — die Vorliebe der Höfe sich ausschließlich der neuen Erscheinung der Oper zuwendete, die damals, von Italien ausgehend, ganz Deutschland überschwemmt hatte. In diesen Kreisen nahm man seitdem auf die Kirche und ihre Bedürfnisse keine Rücksicht mehr.

Zu einer wichtigen Neuerung auf dem Kirchenchor gab aber

Digitized by Google

die Oper eben in dem Augenblick, als sich jene Scheidung der Gewässer vollzog, noch den Anstoß; nämlich die Einführung der Frauenstimmen im Chorgesang. Man brachte dies zuerst in Hamburg auf, zur Zeit als dort die berühmte Keiser'sche Oper in höchster Blüthe stand. Allgemein verbreitet haben mag sich die Neuerung damals wohl noch nicht, weil sie anfangs vielfachen Anstoß erregte. Jedenfalls aber ist durch sie das Vorurtheil gebrochen worden. Selbst die katholische Kirche folgte dem Beispiel und jetzt haben wir die volle Freiheit, gemischte oder Knabenchöre in der Kirche singen zu lassen, je nach dem uns das eine oder andere besser paßt.

Diese kurze geschichtliche Betrachtung habe ich auch hier nur deswegen eingeschaltet, um bei der Vergangenheit für die Zukunft Rath zu suchen.

Gewiß können wir auch unmittelbar von den alten Zuständen Einiges auf die Gegenwart übertragen. Es wird förderlich, ja unter Umständen nöthig sein, für besonders verwendbare Schüler wenn auch nicht gerade Freistellen zu schaffen, so doch kleine Vortheile zu gewähren, wenn sie sich dem musikalischen Kirchendienst mit der nöthigen Ausdauer und Regelmäßigkeit widmen wollen. Noch größere und unmittelbarere Erfolge lassen sich erreichen, wenn die fürstlichen und größeren städtischen Kapellen einschließlich der Opernsänger wieder, wie ehedem, zum Kirchendienst mit verpflichtet werden. An katholischen Höfen ist dies ja überall der Fall. In München z. B. sind die ersten Sänger und Sängerinnen sogar an erster Stelle in der königlichen Vocalkapelle, welche den Dienst in den Hofkirchen versieht, angestellt mit der Nebenverpflichtung, in der Oper zu singen. Der Kirchendienst an den sonst dienstfreien Vormittagen der Sonn- und Festtage ist für die Sänger in keiner Weise anstrengend und er ist daneben vom künstlerischen Standpunkt aus in so hohem Grade lohnend und anziehend, daß die Sänger ihm gewöhnlich, wie die Erfahrung zeigt, mit ganz

Digitized by Google

besonderer Lust und Liebe obliegen. Könnte es denn nicht (auch neben den Domchören) ebenso sein in Berlin, Schwerin, Hannover, Cassel, Wiesbaden, Frankfurt, Karlsruhe, Darmstadt, Stuttgart u. s. w. u. s. w.? und da es ganz unzweifelhaft, sobald man nur wollte, so sein könnte, müßte man da nicht auch wollen? Sowie man sich dazu entschlösse, wäre man in der Lage in einer Reihe großer Kirchen auf der Stelle mit der Neubelebung der Chormusik zur That zu schreiten und für ihre Ausführung ein künstlerisch mehr oder minder vollkommenes Vorbild zu geben. Wie würde man dann nicht rund umher beeifert sein, ein solches Beispiel auch in privaten Kreisen nachzuahmen, so weit die Kräfte reichen!

So weit die Kräfte reichen! damit freilich stehen wir gleich wieder am Ende oder doch vor der Frage, wie aus der trostlosen Hülfslosigkeit, in der wir uns gefangen sehen, der Ausweg zu finden ist.

Die alten Zustände wieder herstellen, das ist bei so ganz veränderten Umständen nicht mehr möglich. Wenn wir uns nun aber fragen, worin denn der schwache Punkt bestand, an dem eben jene älteren Zustände selbst allmählich zu Grunde gingen? weshalb ihnen im Laufe der Zeiten die Kraft, in der sie anfangs so blühend dastanden, versagte? woher ihnen diese Kraft ursprünglich kam? Wenn wir hierauf die Antwort finden, sollte sich dann nicht weiter fragen lassen, wie, wenn nicht die alten Zustände selbst so doch in neuen Formen jene Kraft wieder wirksam werden könnte? Wirklich liegt die Sache so und ist zugleich im Grunde recht einfach. Die in den alten Zuständen liegende Kraft beruhte ganz allein auf der unmittelbaren und durch alle Elemente hindurch wirksamen Verbindung der großen allmeinen Kunstschule der Musik mit der Kirche in der von ihr geleiteten Schule. Aus der allgemeinen musikalischen Kunstbildung gingen nicht etwa nur die Componisten hervor, welche die Kirche mit ihren Musiken versahen,

Digitized by Google

nebst einer beschränkten Zahl von Kapellmeistern für reich dotirte Kirchen, sondern dieselbe musikalische Bildung durchdrang mehr oder minder alle leitenden wie ausführenden Kräfte der kirchlichen Musiken, weil sie alle zugleich mit den durch ihr hervorragendes Genie zu höheren Bahnen berufenen Meistern aus denselben oder doch gleichgearteten Schulen hervorgingen. Daß es heutzutage um den Gesang in den Schulen und Gymnasien so traurig steht, daß unsere Liedertafeln im Allgemeinen musikalisch so rohe Institute, daß unsere Gesangsvereine im Großen und Ganzen für jede höhere Aufgabe unbrauchbar sind, daß es in summa trotz all' unseren so massenhaften Musicirens in Häusern und Hütten um den edelsten und praktisch wichtigsten Theil der Musik, den Chorgesang so jämmerlich aussieht, das kommt nicht daher, daß unsere Generationen weniger musikalisch oder unsere Kehlen ungeschickter wären, als die unserer Vorväter, sondern nur daher, daß unser massenhaftes Musiciren (hauptsächlich durch das Klavierspielen) mißleitet und in falsche Bahnen gerathen ist und sodann vor Allem daher, daß es den Singenden an aller technischen Anleitung zum Kunst- und Chorgesang fehlt. An dieser Anleitung wieder fehlt es, weil die große Masse der Lehrer, Cantoren, weil selbst die meisten Musiker, die als Musiklehrer in dieses Getriebe eingreifen, keine Ahnung von der Sache und keine Gelegenheit haben, sich selbst für diese Aufgabe vorzubereiten. Wir stehen hier vor der alten Erfahrung, daß jede gründliche Reform allgemeiner Volkszustände ihre Hebel bei der Schule anzusetzen hat, und zwar im vorliegenden Falle bei dem Lehrpersonal zuerst. Es muß zu allererst zwischen dem unteren Lehrpersonal und den großen Centren der musikalischen Bildung wieder ein organischer und sicher wirkender Zusammenhang hergestellt werden. Nun würde es offenbar eine ganz unmögliche Forderung sein, daß alle unsere Seminaristen, Theologen und Philologen einen Cursus auf einem der wenigen großen Conservatorien durchmachten: können

Digitized by Google

wir aber also sie nicht auf die Conservatorien führen, so müssen wir die Sache umkehren und die Conservatorien zu ihnen hinableiten.

Auf den Conservatorien ist ja der Chorgesang längst wieder in bessere und zum Theil in vortreffliche Bahnen gelenkt worden. In München z. B. hatte unter Wüllner's erziehender Hand die obere Chorgesangsklasse eine so hohe technische Bildung erreicht, daß sie den schwersten Aufgaben gewachsen war. Sie vermochte die Messen Palestrina's, die mehrstimmigen Lieder des 16. Jahrhunderts, die Motetten Joh. Seb. Bach's, ja sogar dessen H-moll-Messe oder Beethoven's missa solennis in vorzüglichen Aufführungen darzustellen. Es wirken dabei nicht nur die Schüler der Anstalt mit, für die der Chorgesang obligatorisch ist, sondern auch Dilettanten in großer Anzahl. Das Verdienst daran ist Wüllner's ausgezeichneter Methode beizumessen, die er für den allgemeinen Gebrauch in seinen „Chorübungen der Münchener Musikschule" (München, Theod. Ackermann 1877, 2. Aufl. 1878) veröffentlicht hat. Wie er selbst diese Methode später auch in Dresden mit gleichem Erfolge in Anwendung gebracht hat, so ist sie von mehren seiner Schüler jetzt auch schon an andere Orte verpflanzt worden, und wo immer dies geschieht, da erwachsen alsbald Chöre von großer Schlagfertigkeit und es wendet sich ihnen die allgemeinste Theilnahme zu. Ich will annehmen, daß auch an anderen Conservatorien, die mir in dieser Hinsicht nicht bekannt sind, der Chorgesang in ähnlicher Weise wieder blüht[3]; wo es noch nicht der Fall sein sollte, da wird es doch unter dem Eindruck von der hohen Wichtigkeit gerade dieses Theiles der musikalischen Bildung für das allgemeine Musikleben bald dahin kommen. Es werden also von diesen Centralstellen allmählich auch Musiker in größerer Zahl hervorgehen, welche im Stande sind, die wahre Methode des Chorgesangs ihrerseits in weitere Kreise des Volkes hinauszutragen. Das wird sich steigern, sobald

Digitized by Google

man in den Städten und an den großen Kirchen bei der Anstellung von Musikdirektoren und Organisten in richtiger Beurtheilung des wichtigsten Bedürfnisses das Hauptgewicht darauf legt, ob die Candidaten genügend ausgebildete Chorregenten sind.

Soll aber das Ganze die nöthige Verallgemeinerung erreichen, dann ist es nach meiner Ueberzeugung unumgänglich nöthig, die musikalischen Bildungsanstalten in der Weise zu vermehren, daß man den großen Conservatorien eine Reihe von Provinzialmusikschulen an die Seite stellt und dergestalt unterordnet, daß die in der Centralanstalt entwickelte und geübte Methode sich in ihnen fortsetzt und sich zugleich aus dem Kreise der Musiker von Fach auf die allgemeinen Musikkreise und durch sie dann vor Allem auch in die Kirche überträgt. Wenn ich nicht irre, geht man in der That in Berlin mit ähnlichen Gedanken um; in Baiern hat man längst einen glücklichen Anfang gemacht, indem in Würzburg eine ältere Anstalt in diesem Sinne neu organisirt und an anderen Orten vorhandene Musikinstitute seitens des Staates durch Unterstützungen gehoben wurden. In Baiern hat man freilich dabei den Hauptgesichtspunkt etwas anders, als es der obige Vorschlag thun möchte, gefaßt: das Würzburger Institut ist in der Weise dem Muster der Münchener Musikschule nachgebildet, daß es nur als eine Wiederholung derselben in verkleinertem Maßstabe erscheint und im Wesentlichen die gleichen Ziele mit den gleichen Mitteln verfolgt. Ich fürchte, daß darin geradezu ein Mißgriff liegt, und zwar nicht nur weil der Erfolg — nämlich die Heranbildung von Fachmusikern — nicht recht im Verhältniß zu den aufgewendeten Mitteln steht (die Würzburger Schule erhält meines Wissens jährlich einen staatlichen Zuschuß von fast 30,000 M.), sondern noch vielmehr, weil dadurch die Gefahr so zu sagen einer Ueberproduktion an Musikern entsteht. Denkt man sich eine solche Einrichtung auf den preußischen Staat angewandt, daß auf jede Provinz eine Filiale käme: wie groß müßte

Digitized by Google

die Summe der auf so vielen Schulen gebildeten Musiker sein, wenn sie die dafür aufgewendeten großen Mittel rechtfertigen sollte, und wenn sie wirklich da wäre: was sollte man mit dieser Masse von Musikern anfangen, oder vielmehr, was sollten diese Musiker anfangen, um ihren Lebensunterhalt zu finden? Die Laufbahn des gewöhnlichen Musikers ist ja ohnehin eine keineswegs glänzende. Auf jenem Wege aber läuft man Gefahr, ein wahres Proletariat von Musikern zu schaffen!

Anders wird sich die Sache gestalten, wenn den Filialanstalten ein etwas verändertes Ziel gesteckt und ihre Organisation danach geschaffen wird. Dem Conservatorium allein verbleibe die Aufgabe der vollständigen Ausbildung musikalischer Künstler vom Fach; zur Hauptaufgabe der Provinzialinstitute werde dagegen die Pflege der Musik im Volk gemacht; daneben werden sie dann zugleich angehenden Künstlern als Vorstufen für das Conservatorium dienen können. Auch dies letztere ist nicht unwichtig; daß es solchen, welche sich das nöthige Talent für eine musikalische Laufbahn zutrauen, leichter gemacht wird, ihre Kraft zu erproben, ehe sie in das Conservatorium aufgenommen werden, kann nur nützlich sein. Noch wichtiger ist es hierbei, daß ihr Studium dann gleich in richtige Bahnen geleitet wird, während jetzt erfahrungsmäßig starke Procente der jungen Leute, denen die Familie die Begabung zur Kunst zutraut, ehe sie an das Conservatorium gelangen, durch schlechten Unterricht gründlich mißleitet und verdorben werden, so daß das Conservatorium nachher alle Mühe hat, ihre musikalische Unschuld nur für erst wieder herzustellen. Es wird zur Lösung einer solchen propädeutischen Aufgabe genügen, wenn an den Provinzialschulen neben der Theorie das Clavier und einige Hauptinstrumente durch gute Lehrer vertreten sind.

Ihre Haupt- und eigenthümlichste Aufgabe aber wird die Provinzialschule dadurch erfüllen, daß sie den Chorgesang pflegt und für ihren territorialen Umkreis die erforderlichen Leiter und

Digitized by Google

Lehrer dafür ausbildet, soweit diese nicht (in den größeren Städten und in den größeren Kirchen) aus den im Conservatorium gebildeten Künstlern vom Fach gewonnen werden können. Die Chorgesangklassen müssen daher den eigentlichen Kern der Anstalt bilden und durch sorgsam gewählte fähige Lehrer geleitet werden. Wie sich dasjenige Maß theoretischer Bildung, welches für die hier in Frage kommenden praktischen Gesangs- und theoretischen Lehraufgaben unabweislich erforderlich ist, in unmittelbarer Verbindung mit dem Chorgesang gewinnen läßt, das zeigt in vortrefflicher Ausführung das vorhin erwähnte Wüllner'sche Werk. Auch der liturgische Unterricht würde sich, glaube ich, in ähnlicher Weise mit den Chorübungen unmittelbar verbinden lassen.

Es wird dahin zu streben sein, daß vor Allem solche, welche in ihrem späteren Beruf in Beziehung zur Kirche treten, in möglichst großer Zahl am Unterricht und den Chorübungen theilnehmen und es wird sich aus diesem Grunde immer empfehlen, die Provinzialschulen in die Universitätsstädte zu verlegen. Hier werden sich die angehenden Geistlichen und Lehrer sehr bald von selbst und ohne äußeren oder gar staatlichen Antrieb bei den Chorübungen einfinden. Nicht minder aber zahlreiche junge Leute anderer Fächer, die nachher in den verschiedensten Lebensstellungen die mannigfachste Gelegenheit haben, der Chormusik der Kirche die nützlichsten Dienste zu leisten. Es läßt sich gar nicht berechnen, eine wie große Masse ausübender Kraft und treibender Förderung der Sache auf diese Weise erzogen wird, wenn mit der technischen Befähigung zugleich die richtige Einsicht und mit beiden, was nicht fehlen kann, Liebe und Begeisterung für die kirchliche Chormusik in der jungen Generation erzogen wird.

Noch wichtiger aber ist es in mancher Hinsicht, daß zwischen den Provinzialschulen und den Schullehrerseminarien die richtige organische Verbindung hergestellt werde. Die jetzige musikalische Vorbildung der Seminaristen ist für den Chorgesang gänzlich un-

Digitized by Google

brauchbar. Daß der Schullehrer oft nur zur ärmlichsten Nothdurft Orgel spielen kann, um den Kirchendienst zu versehen, daß er den Schulkindern bei ihrem an sich vortrefflichen ja hochwichtigen, aber musikalisch abscheulichen ja meistens barbarischen Choralgeschrei den Ton auf der Violine mehr oder minder rein vorzugeigen vermag, das befähigt ihn nicht zur Chorleitung. Und doch ist, was hierzu gehört, keineswegs von so absonderlicher oder hoher Art, daß nicht wenigstens jeder musikalisch einigermaßen beanlagte Seminarist es sich aneignen könnte. Der vortreffliche Salzunger Cantor war von Haus aus auch nur ein Seminarist wie alle andern! Er unterscheidet sich von den Tausenden seiner Collegen nur dadurch, daß er vermöge seiner glücklichen Anlage und durch unermüdliche Begeisterung für die Sache zunächst autodidactisch herauszubringen gewußt hat, wie man es anfangen müsse, um aus den Stimmen einer ganz gewöhnlichen kleinen Stadtschule einen technisch gebildeten und für die schwersten Aufgaben gerüsteten Kirchenchor zu erziehen. Wie sollten, was er durch eigenen Eifer selbst zu finden wußte, andere nicht wenigstens bei richtiger Anleitung leicht lernen können? Daraus ergiebt sich die oberste Forderung: daß der Musikunterricht an den Seminarien nach denselben Gesichtspunkten eingerichtet werde, welche für die Conservatorien und Provinzialschulen maßgebend sind und daß man zu Musiklehrern an den Seminarien nur wieder die richtig vorbereiteten Zöglinge jener Anstalten mache. Es wird sich aber weiter auch dahin wirken lassen, daß besonders gut begabte Seminaristen selbst an dem Cursus der ihnen ja örtlich nicht zu fern liegenden Provinzialschulen theilnehmen, sei es, daß man dies durch Stipendien fördert oder durch die Bevorzugung der auf solche Weise besser Gebildeten bei der Anstellung an den Schulen größerer Städte.

Ich will mich aber nicht weiter in Einzelheiten verlieren; es muß ja hier genügen, nur die allgemeinen Gesichtspunkte anzudeuten, aus denen denn zugleich hervorgeht, welcher Art der Gewinn sein

Digitized by Google

würde, den man solcher Einrichtung zu verdanken hätte. So viel ist jedenfalls klar, daß auf diese Weise der Zusammenhang zwischen dem Chorgesang im Volk, aus dem der Chorgesang der Gemeinden in der Kirche hervorgehen muß, und zwischen der allgemeinen Schule der Musik wieder angeknüpft werden würde, eben jener Zusammenhang, dessen Absterben in den letzten Jahrhunderten den Verfall der kirchlichen Chormusik hauptsächlich nach sich gezogen hat. Wenn dem Staate (oder den einzelnen Provinzen) dabei pecuniäre Opfer zugemuthet werden, so wird der Staat an sich gerne bereit sein, einem so wichtigen Element unseres Culturlebens, wie die Musik es ist, die ausreichende Pflege angedeihen zu lassen. Die Kirche aber darf wohl bei diesem Anlaß darauf hinweisen, daß die Mittel, aus denen sie selbst in früherer Zeit solche Bedürfnisse bestritt, in Folge der Reformation in die Hände des Staates übergegangen sind und daß der Staat damit auch die Verbindlichkeit übernommen hat, innerhalb des jetzt von ihm dotirten Unterrichtes einen Zweig, an dessen fröhlichem Gedeihen die Kirche ein ganz besonderes practisches Interesse hat, nicht verkommen zu lassen, sondern ihm die rechte sorgsame Pflege und Förderung zuzuwenden.

Ich kann aber nicht schließen, ohne noch eine andere Seite der Frage wenigstens ganz kurz zu berühren, um nicht durch Stillschweigen darüber auch nur im Entferntesten den Schein zu erwecken, als ob ich das Orchester vom Chor der Kirche ausschließen wollte. Man hört nicht selten die Behauptung aufstellen, die reine Vocalmusik sei allein der Kirche angemessen; das Orchester führe eine Verweltlichung des Styles mit sich. Das beruht auf einer unklaren Anschauung und auf mangelhafter Kenntniß der Kirchenmusik. Wäre etwa der musikalische Styl der Cantaten Bach's weniger kirchlich, als der seiner Motetten? Es läßt sich sogar behaupten, daß die reine Vocalmusik vermöge ihrer überwiegenden Hinneigung zu mystischer Devotion einer Hauptseite des Protestantismus, nämlich seiner frischen thatkräftigen Glaubens-

Digitized by Google

freudigkeit, weniger gerecht zu werden vermag, als der vom reicher belebten Instrumentenspiel getragene Gesang. Untersucht man so manches Urtheil, welches man unter uns Protestanten über Kirchenmusik aussprechen hört, so findet sich meistens, daß dem Urtheilenden alle wirkliche Anschauung und Erfahrung, welche sich gegenwärtig ja nur in den musikalischen Gottesdiensten der katholischen Kirche gewinnen läßt, abgeht. Die Eindrücke, die jemand sich dort durch einen oder ein paar einzelne Besuche solcher Gottesdienste, die dabei meistens nicht einmal verstanden werden, holt, sind ganz außerordentlich verschieden von dem Ergebniß, welches man durch längere mit kritischer Selbstbeobachtung verbundene Erfahrung und durch eingehende Orientirung gewinnt. Wer bei einem einzelnen Besuch eines katholischen Gottesdienstes z. B. eine Mozart'sche Messe hört, dem däucht es, als höre er Klänge, die mehr dem Concertsaal als der Kirche eignen, weil er selbst Aehnliches bisher nur im Concertsaal hörte. Trifft er dagegen auf eine Vocalmesse, z. B. von Palestrina, dann hört er so fremdartig feierliche Klänge, so eigenthümlich ungewohnte Rhythmen, daß er sich auf einen ihm ganz neuen Boden versetzt fühlt und sich dadurch nun zu dem Trugschluß verleiten läßt, als ob gerade in diesem Fremdartigen das eigentliche Wesen des Kirchenstyles stecke. Wie oft begegnet man nicht selbst bei Musikern der thörichten Behauptung, daß Mozart trotz aller Schönheit seiner Klänge doch in seinen Kirchencompositionen ganz unkirchlich sei. Sieht man dagegen in die Wirklichkeit der Dinge hinein, ohne sich den Blick durch willkürliche Theorien über den kirchlichen Styl trüben zu lassen, dann gewahrt man vielmehr, daß gerade Mozart's Messen zu den wenigen auserwählten Kirchenmusiken gehören, welche nicht mit der Zeit, in der sie entstanden, hinwelkten, sondern daß sie seit nun schon einem Jahrhundert in unvergänglicher Frische die Gemeinden zu frommer und fröhlicher Andacht stimmen und erheben. Schon diese äußere Thatsache beweist für ihren gottesdienstlichen

Digitized by Google

Werth. Sie bilden nebst den Messen Joseph und Michael Haydn's kostbare Schätze der katholischen Kirchenmusik in Deutschland. Der katholischen: — wären sie aber gerade darum vielleicht dennoch nicht geeignet, auch eine evangelische Gemeinde in ihrem Gottesdienst kirchlich zu stimmen? Ich halte dies Vorurtheil für eben so grundlos, als das andere. Gewiß ist es richtig, daß Mozart seine Kirchenmusiken im Allgemeinen mit denselben Mitteln und musikalisch betrachtet mit derselben Technik geschaffen hat, wie seine weltlichen Musiken. Natürlich! denn jeder Künstler schafft mit den Mitteln seiner Zeit. Aber das Ergebniß wird durch seinen Gegenstand denn doch ein anderes: zur Darstellung des kirchlichen Stoffes verwendet, ergeben diese Mittel gleichwohl ein im innersten geistigen Kern anders geartetes Kunstwerk, als wo sie auf andere Gegenstände angewendet werden. Als Palestrina seine Messen schrieb, standen sich kirchliche und außerkirchliche Musik noch gar sehr viel näher, als zu den Zeiten Haydn's und Mozart's. Man dürfte dreist die Wette eingehen, daß manches weltliche vierstimmige Lied des 16. Jahrhunderts, wenn man es etwa als Offertorium mit einem lateinischen Texte singen ließe, den Verfechtern jenes vermeintlichen Kirchenstyles als ein Muster hochkirchlicher Musik erschiene, ohne daß sie die Falle spürten, in die man sie damit lockte. — Bedürfte es im Ernst einer Rechtfertigung des Orchesters in der Kirche, dann wäre ferner darauf hinzuweisen, daß man ja mit seiner Verbannung nicht etwa nur den herrlichen Früchten der katholischen Kirchenmusik die Verwendbarkeit in unserer Kirche absprächе, sondern daß man zugleich einen Strich fast über die gesammte specifisch protestantische Kirchenmusik machte, wie sie in Bach ihre Vollendung gefunden hat. Wer hätte das Recht zu einer Kritik, die so mit den geschichtlichen Ergebnissen der Jahrhunderte umspränge! Man werfe mir hier nicht ein, ich selbst habe mir ja doch vorhin erlaubt, die Bach'sche Cantate als das Ergebniß eines Abweges

Digitized by Google

zu bezeichnen. Nicht ihre Kirchlichkeit und ihre auch für die Kirche hohe Bedeutung habe ich mit thörichtem Urtheil angetastet, sondern nur ihre Verwendung im regelmäßigen Hauptgottesdienst für unzweckmäßig erklärt. Das Unzweckmäßige daran liegt überhaupt nicht in der Musik, welche vielmehr als die höchste und idealste Blüthe aus der Wurzel des evangelischen Chorals und somit als das allereigentlichste Erzeugniß der evangelisch kirchlichen Kunst betrachtet werden muß; sondern es liegt im Text und in der gesammten Form, vermöge welcher die wesentlicheren liturgischen Bestandtheile im musikalischem Gottesdienste nothwendig verkümmern und absterben mußten.

Da nun aber vorhin ausschließlich davon die Rede gewesen ist, wie man die unentbehrlichen gesanglichen Mittel für die Kirche zu Wege bringen solle, so wären jetzt also auch die instrumentalen Kräfte in Betracht zu ziehen und es könnte scheinen, als wenn hierin eine neue Schwierigkeit läge. Thatsächlich ist das aber, wie die Erfahrung der katholischen Kirche lehrt, nicht der Fall; vielmehr wird die Sache dadurch umgekehrt erleichtert. Die Instrumentalmusiken, denen schon die äußere Beschränkung des Raumes auf dem Chor eine gewisse Einfachheit stets erhalten hat und erhalten wird, lassen sich im Allgemeinen viel leichter ausführen, als die reinen Vokalmusiken, weil sie dem Sängerchor weit weniger Schwierigkeiten bereiten und die instrumentalen Kräfte meistens unschwer zu finden sind. Ja, wenn, wie mehrfach erwähnt, die protestantischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhundert sich den Chorgesang mit Ausschluß des Landes und seiner kleinen Städte nur auf die „Dome, Stifter und (größeren) Städte" beschränkt denken, so hat in den katholischen deutschen Landen die Chormusik gerade durch die Zuhülfenahme der Instrumente auch unter den ländlichen Gemeinden eine weite Ausbreitung gefunden, wenngleich oft in höchst bescheidenen und dem vornehmen Ohr eher erheiternden als erbauenden Gestalten. Aber wenn wir auch die Musiken,

Digitized by Google

die so ein wackerer Dorforganist mit seinen singenden und spielenden Bauern zu Wege bringt, immerhin belächeln mögen, so wird doch ein Blick auf die andächtig betende Gemeinde uns vor einer Ueberhebung vornehmen Kunstsinnes warnen. Ein schlichter Dorfpfarrer predigt auch nicht, wie die gelehrten und geistreichen Herren in den „Domen, Stiften und Städten"; doch aber ist er für seine Bauern nicht nur eben so gut, sondern besser, als sie. Die Hauptsache bleibt, daß es aus einfältigem Herzen zu Gottes Ehren geschieht, so Predigt wie Musik und Musik wie Predigt. Ich will hier nicht weiter fragen, woher die Geigen und Flöten, die Trompeten und Pauken kommen sollen. Man schlage nur mit dem ewigen Mosesstab des wahrhaft guten Willens an den Felsen und Gott wird ihn aufthun, daß die Brunnen fließen.

Wenn ich vorhin die Hoffnung aussprach, die hohe Bedeutung der Sache werde die Gemeinde endlich zu rüstigem und entschlossenem Vorgehen bewegen, so hatte ich dabei nicht etwa nur das Kunstinteresse oder die Förderung der Andacht schlechthin im Auge, obgleich auch dies nicht unterschätzt werden darf. Dem schaffenden Musiker kann es nicht gleichgültig sein, ob ihm die höchste Aufgabe, in der seine Kunst eine in das Leben tief eingreifende praktische Bedeutung gewinnt, verschlossen bleibt oder endlich wieder erschlossen wird. Was für den Historienmaler die Altäre und Wände der Kirchen sind, die er mit den bildlichen Darstellungen der heiligen Geschichte schmückt, das ist für den Musiker der Chor, für den er durch seine Kunst die tiefsten und weihevollsten Empfindungen der Menschenbrust in Tonbildern darstellt. Es ist eine schwere Einbuße für die Kunst, wenn sie für diese ihre höchste Aufgabe keine Stätte finden kann. Aber auch die allgemeine Anziehungskraft für die Gemüther, welche dem Gottesdienst aus der Musik erwächst, ist nicht zu unterschätzen. Die katholische

Digitized by Google

Kirche hat hierin gegenwärtig einen großen Vorsprung vor der evangelischen. Dabei tröste man sich ja nicht mit der täuschenden Ausflucht, die Kirche gewinne nichts an den Kirchenbesuchern, die nur um der Musik willen hineingehen. Und kämen sie nur darum, so kämen sie ja doch und böten sich der Kirche dar. Eine kluge Frau macht ihrem Manne das Haus wohnlich und heimisch: fesselt sie ihn nur erst ans Haus, so hat sie ihn auch ihrem Herzen schon näher und der Fehler müßte an ihr selbst liegen, wenn sie ihn dann nicht auch an ihrem Herzen festhielte. Unsere evangelische Kirche ist aber leider — wollen wir uns dies doch nicht verbergen — in manchem Betracht ein recht unwohnliches Haus mit kahlen Wänden geworden. Es ist aber nicht einmal so: der Katholik geht nicht der Musik als solcher zu Liebe in die Kirche, sondern weil er das, was er in der Kirche zuerst zu suchen hat, weil er die fromme Erhebung und Andacht leichter und in vollerem Maße durch die Musik findet.

Mit der hohen Bedeutung hatte ich aber noch ein anderes im eigentlichsten Sinne kirchliches Interesse im Auge, nämlich die Erhaltung der Liturgie. Seit dem vorigen Jahrhunderte finden wir während geraumer Zeit die liturgischen Bestandtheile unseres Gottesdienstes in einem bedenklichen Rückgange, so daß sie mehr und mehr verkürzt wurden und dadurch mehr und mehr verkümmerten. Man pflegt dies auf Rechnung der Stimmung des damals herrschenden Rationalismus zu setzen und dies ist wenigstens wohl auch in so fern richtig, als nur seiner nüchternen und beschränkten Denkungsweise entgehen konnte, eine wie tiefe Wunde dadurch dem evangelischen Gottesdienst geschlagen wurde. Als daher die Zeit des älteren Rationalismus abgelaufen war und in der Kirche andere Richtungen herrschend wurden, in denen die Seite des Gemüthes wieder zu ihrem Rechte kam, da empfand man alsbald an vielen Orten das Bedürfniß, durch neue Agenden die arg geschädigten liturgischen Bestandtheile des Gottesdienstes

Digitized by Google

wieder herzustellen. Man übersah nur Eines dabei, daß, wenn in der eben abgelaufenen Kirchenperiode zu gleicher Zeit die liturgischen Elemente der Gottesdienste und die Chormusiken abstarben, dies nicht ein zufälliges Zusammentreffen war, sondern daß dabei das Eine mit dem Andern auf's Engste zusammenhängt. Daß schon von Alters her das liturgische Wort nicht gesprochen, sondern musikalisch recitirt wurde, daß dann später aus demselben Triebe, der dies Erste hervorgebracht hatte, in weiterer Entwickelung die Gewohnheit hervorging, den einen Theil dieser liturgischen Texte nicht bloß liturgisch, sondern vollständig musikalisch zu singen, daß zeigt uns einen aus dem Wesen der Sache mit innerer Nothwendigkeit hervorbrechenden und sich vollziehenden Prozeß. Verschließen wir doch unsere Augen nicht vor der Erkenntniß, das in der Liturgie Wort und Musik sich zu einander verhalten, wie Seele und Leib und daß darum auch diese frommen und erhabenen Musiken als eine Schöpfung göttlichen Geistes in seiner Kirche zu betrachten sind, an der man nicht ungestraft rührt. Das Wort der Liturgie als die Seele hat sich diesen Leib für sein himmlisches Erscheinen und Wirken aus sich selbst heraus durch die Hand der größten Künstler aller Jahrhunderte gebildet und geformt: zuerst in ältester Zeit in Gestalt der schlichten Gregorianischen Gesangformeln, dann, dem Entwickelungsgange der Kunst von Schritt zu Schritte folgend, ja ihn vielfach selbst bestimmend, in allen musikalischen Formen der sich stets verjüngenden und aus dem Geiste jeder neuen Zeit wieder neugeborenen Kunst. Wie hätten wir denn dieses Erzeugniß göttlichen Geistes in der Kirche minder ehrfurchtsvoll zu achten und hochzuhalten, als jedes andere? Dies ist es, was man bei Wiederherstellung der alten Liturgie durch neue Agenden verkannt hat, denn man stellte nicht auch zugleich die musikalische Behandlung wieder her, oder wenigstens war dasjenige, was man z. B. in der preußischen oder bairischen Agende dafür that, vollständig ungenügend. Was

Digitized by Google

ist die Folge? schon jetzt sehen wir in den Kirchen rund umher auch die neuen Liturgien wieder im Rückgang und in Gefahr, durch „nothwendige" Kürzungen zu Grunde zu gehen. Wo man sie aber selbst unter einer gewissen Mitthätigkeit der respondirenden Gemeinde (wie in Baiern) von kirchlicher Seite zähe aufrecht erhält, da vermag man ihr gleichwohl eine wahre Macht über die Gemüther nicht einzuhauchen. Die blos gesprochene oder von Anfang bis zu Ende gregorianisch gesungene Liturgie, man mag sagen, was man will, bleibt mehr oder minder wirkungslos auf den Hörer, ja sie wirkt mehr ermüdend als erhebend, um der menschlichen Schwachheit willen, will ich gern hinzusetzen. Ich spreche aber damit nur aus, was Tausend und Tausende empfinden und sagen und was der strengere Geist in der Kirche vergebens leugnet und nicht sehen möchte. Woher denn käme sonst die üble Gewohnheit, vermöge deren so viele unserer Kirchgänger es für gerathener und vollständig genügend halten, wenn sie erst nach dem Schluß der einleitenden Liturgie unter dem Hauptgesang die Kirche betreten? Läßt man aber etwa die Liturgie vom Geistlichen und der Gemeinde singen und begleitet dann gar — in der Meinung, damit recht kirchliche Musik zu machen — diese jeder accordischen Begleitung widerstrebenden Tonreihen mit modernen oder auch archaistischen Harmonien, dann wird das Schlimme erst recht schlimm und es entsteht eine unerträglich langweilige Monotonie. Fahren wir auf solchen Wegen fort, dann werden wir auch mit den neuen Agenden bald genug wieder an demselben Punkt der liturgischen Armuth stehen, wie vor ihrem Erlaß, und keine wieder neuen Agenden oder kirchlichen Vorschriften werden den durch das Wesen der Sache gerechtfertigten passiven Widerstand der Gemeinden brechen. Nur eine Macht vermag dies, und das ist der Chorgesang, die Chormusik.

In unseren jetzigen Gottesdiensten trauert, von ihrem Leib geschieden, die Seele der Liturgie, weil das Wort in ihr nicht

Digitized by Google

Fleisch werden will: ihr Wort berührt wohl unseren denkenden Geist, aber es durchdringt nicht zugleich auch unser Gemüth mit andächtiger Erhebung. Wohlan denn: geben wir durch eine muthige That der trauernden Seele den verklärten Leib der Töne zurück; dann wird sie wieder strahlend, wie ehedem unter uns erscheinen als ein Bote von oben, der unseren Herzen die Herrlichkeit des Herrn verkündet!

Anmerkungen.

1) Vgl. Allg. Deutsche Biographie Bd. XI. S. 82.

2) Es soll nicht unerwähnt bleiben, das das Berliner Domchor im Allgemeinen eben diesen Weg mit Glück bereits eingeschlagen hat.

3) Für das Stuttgarter Conservatorium spricht in die Beziehung die unter Lebert's Mitwirkung von Faißt und Stark herausgegebene „Elementar- und Chorgesangschule für höhere Lehranstalten sowie für Gesang- und Musik-Institute" (Cottasche Buchhandlung).

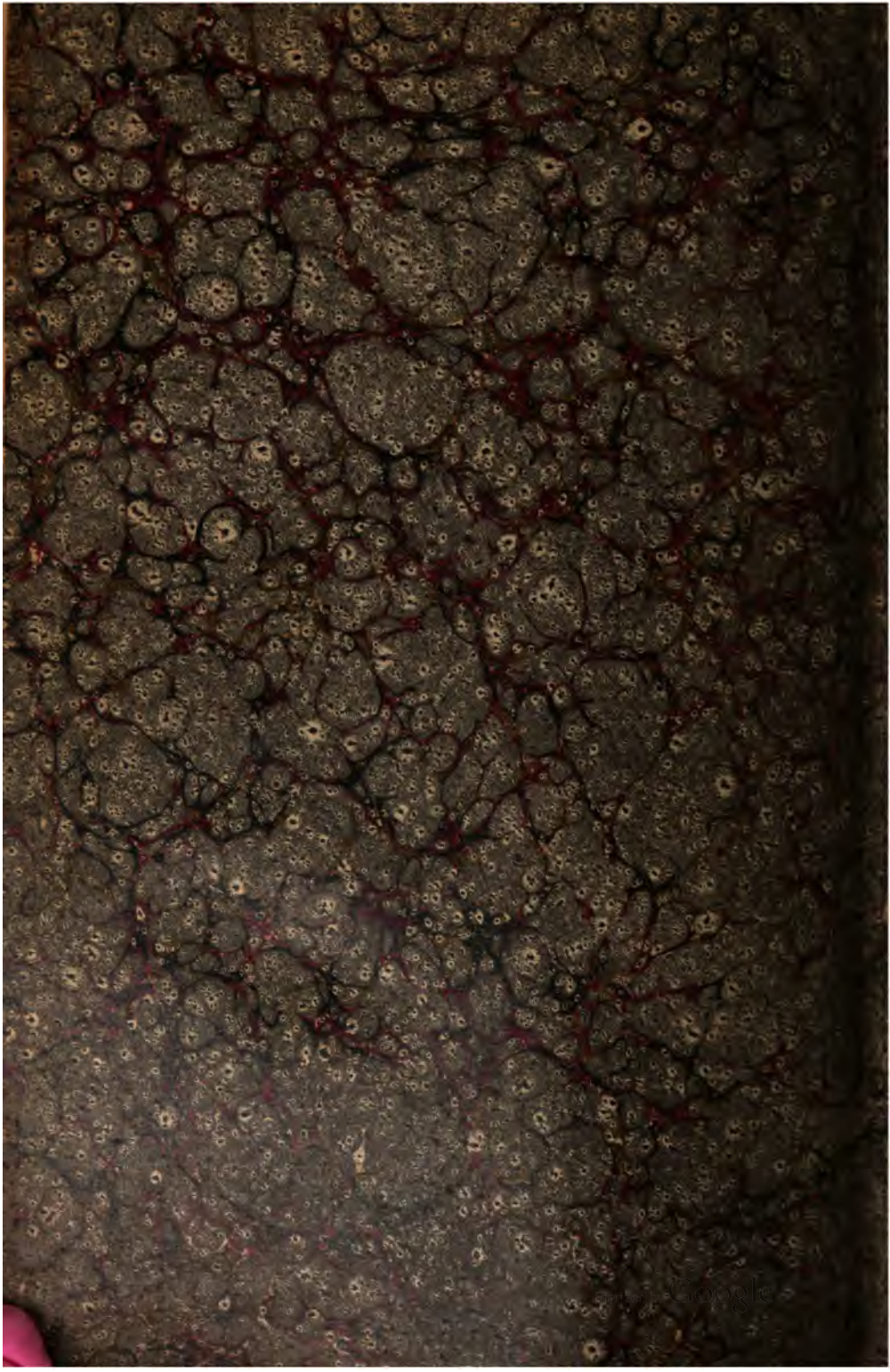
Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

(628)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google